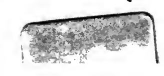

UC-NRLF
B 3 918 209



Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Dreiunddreißigster Jahrgang. **Heft 4.** — Januar 1907. —

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen**, C. Beck. — **Barcelona**, Libreria nacional y extranjera. — **Basel**, Akademische Buchhandlung, C. F. Lendorff. Georg & Co. Benno Schwabe. — **Boston**, Castor & Co. — **Budapest**, C. Grill's Hofbuchhandlung. Friedr. Kilians königl. Univ.-Buchhandlung Nachfolger. — **Buenos-Aires**, Jacobsen Libreria. — **Bukarest**, Socecŭ & Co. — **Chicago**, Koelling & Klappenbach. — **Cincinnati**, The A. E. Wilde Co. — **Dorpat**, J. G. Krüger. — **Genf**, Georg & Co. — **Johannesburg** (Süd-Afrika), Hermann Michaelis. Postfach Nr. 2964. — **Kairo**, F. Diemer Nachf. — **Kapstadt**, Hermann Michaelis (Postfach Nr. 283). — **Konstantinopel**, Otto Keil. — **Kopenhagen**, Andr. Fred. Hoest & Sohn, Hofbuchh. C. A. Reitzel. — **Kristiania**, Cammermeyers Boghandel. — **Liverpool**, Charles Scholl. — **London**, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Paul (Kegan), Trench, Trübner & Co., Limited. Williams & Norgate. — **Luzern**, J. Eisenring. Prell & Eberle. — **Lyon**, H. Georg. — **Madrid**, Libreria nacional y extranjera. — **Mailand**, Ulrico Hoepli. H. O. Sperling. — **Montevideo**. Jacobsen Libreria. — **Moskau**, J. Deubner. Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. Alexander Lang. Gutthoff'sche Buchhandlung. — **Neapel**, Libreria Detken & Rocholl. F. Furchheim's Nachfolger (Emil Prass). — **New-York**, G. E. Stechert & Co. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — **Odessa**. Emil Berndt's Buchhandlung. — **Paris**, H. Fischbacher. Haar & Steinert. H. Le Soudier. F. Vieweg. — **Petersburg**, Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. K. L. Ricker. — **Philadelphia**, E. Schaefer & Koradi. — **Porto-Alegre**, Krahe & Cia. — **Reval**, Kluge & Ströhm. Ferd. Wassermann. — **Riga**, E. Bruhns. J. Deubner. Jonck & Poliewsky. N. Kymmel's Buchhandlung. W. Mellin & Co. — **Rio de Janeiro**, Laemmert & Co. — **Rom**, Loescher & Co., Hofbuchh. — **Rotterdam**, W. J. van Hengel. — **Shanghai**, Max Nössler & Co. — **Stockholm**, C. E. Fritze'sche Hofbuchhandlung. — **Valparaiso**, C. F. Niemeyer. — **Warschau**, E. Wende & Co. — **Wien**, Wilh. Braumüller & Sohn, Hof- und Univ.-Buchh. Wilh. Frick, Hofbuchh. Gerold & Comp. Manz'sche k. k. Hof- u. Univ.-Buchh. — **Yokohama**, Max Nössler & Co. Winckler & Co. — **Zürich**, C. M. Ebell. Albert Müller. Ed. Rascher's Erben. Schulthess & Co.

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben von Julius Rodenberg. — Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin.

Erscheint in Monatsheften von 10 Bogen = 160 Seiten gr. 8° am Ersten eines jeden Monats; der Eintritt in das Abonnement kann mit jedem Hefte erfolgen.

Inhaltsverzeichnis.

Januar 1907.

Dringend

wird ersucht, alle zur Besprechung in dieser Zeitschrift bestimmten Verlagswerke **nicht** an den Herausgeber persönlich oder in dessen Privatwohnung zu senden, sondern **ausschließlich und allein**

An die Redaktion der „Deutschen Rundschau",
Berlin W., Lützowstr. 7.

Eine Besprechung **unverlangt eingesandter** Bücher kann nicht gewährleistet werden, doch wird jede Neuigkeit ihrem vollen Titel nach — unter Hinzufügung der Verlagsfirma, des Verlagsortes rc. — nach Eingang in der monatlichen Bibliographie aufgeführt.

☛ **Manuskripte bitten wir nur nach vorhergegangener Anfrage einzuschicken und das Rückporto beizufügen.** ☚

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben
von
Julius Rodenberg.

Band CXXX.

(Januar — Februar — März 1907.)



Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen,** C. Beck. — **Barcelona,** Libreria nacional y extranjera. — **Basel,** Akademische Buchhandlung, C. F. Lendorff. Georg & Co. Benno Schwabe. — **Boston,** Castor & Co. — **Budapest,** C. Grill's Hofbuchhandlung. Friedr. Kilians königl. Univ.-Buchhandlung Nachfolger. — **Buenos-Aires,** Jacobsen Libreria. — **Bukarest,** Socecŭ & Co. — **Chicago,** Koelling & Klappenbach. — **Cincinnati,** The A. E. Wilde Co. — **Dorpat,** J. G. Krüger. — **Genf,** Georg & Co. — **Johannesburg,** (Süd-Afrika), Herrmann Michaelis. Postfach Nr. 2664. — **Kairo,** F. Diemer Nachf. — **Kapstadt,** Herrmann Michaelis (Postfach Nr. 233). — **Konstantinopel,** Otto Keil. — **Kopenhagen,** Andr. Fred. Hoest & Sohn, Hofbuchh. C. A. Reitzel. — **Kristiania,** Cammermeyers Boghandel. — **Liverpool,** Charles Schall. — **London,** Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Paul (Kegan), Trench, Trübner & Co., Limited. Williams & Norgate. — **Luzern,** J. Eisenring. Prell & Eberle. — **Lyon,** H. Georg. — **Madrid,** Libreria nacional y extranjera. — **Mailand,** Ulrico Hoepli, Hofbuchhandlung. — **Montevideo,** Jacobsen Libreria. — **Moskau,** J. Deubner, Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — **Neapel,** Libreria Detken & Rocholl. F. Furchheim's Nachfolger (Emil Prass). — **New-York,** G. E. Stechert & Co. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — **Odessa,** Emil Berndt's Buchhandlung. — **Paris,** W. Fischbacher. Haar & Steinert. H. Le Soudier. F. Vieweg. — **Petersburg,** Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. K. L. Ricker. — **Philadelphia,** E. Schaefer & Koradi. — **Porto-Alegre,** Krahe & Cia. — **Reval,** Kluge & Ströhm. Ferd. Wassermann. — **Riga,** E. Bruhns. J. Deubner. Jonck & Poliewsky. N. Kymmel's Buchhandlung. W. Mellin & Co. — **Rio de Janeiro,** Laemmert & Co. — **Rom,** Loescher & Co., Hofbuchh. — **Rotterdam,** W. J. van Hengel. — **Shanghai,** Max Nößler & Co. — **Stockholm,** C. E. Fritze'sche Hofbuchhandlung. — **Valparaiso,** C. F. Niemeyer. — **Warschau,** E. Wende & Co. — **Wien,** Wilh. Braumüller & Sohn, Hof- und Univ.-Buchh. Wilh. Frick, Hofbuchh. Gerold & Comp. Manz'sche k. k. Hof- u. Univ.-Buchh. — **Yokohama,** Max Nößler & Co. Winckler & Co. — **Zürich,** C. M. Ebell. Albert Müller, Nachf. van Orell Füßli & Co.'s Sortiment. Schultheß & Co.

Inhaltsverzeichnis

zum

Hundertunddreißigsten Bande (Januar — März 1907).

Seite

(Fortsetzung umstehend.)



Novellenstoffe.

Ein Gespräch.

Von

Marie von Ebner-Eschenbach.

„Geben Sie mir einen guten Stoff zu einer Novelle," sagte mein nun auch schon dahingeschiedener Freund.

„Bücken Sie sich und heben Sie ihn auf, er wächst überall aus dem Boden."

Er lachte: „Und hat Erdgeruch. Ich danke."

„So strecken Sie die Hand aus, wenn Sie sich nicht bücken wollen. Stoffe fliegen zu Hunderten in der Luft herum."

„Danke abermals. Auch aus der Luft mag ich meinen Stoff nicht greifen. Erzählen Sie mir etwas von Menschen Erlebtes, die Ihnen Liebe, Freundschaft oder mindestens ein lebhaftes Interesse einflößten. Dergleichen ist bei Ihnen immer vorrätig, Frau Beichtmutter."

„Kann sein, nur bedenken Sie: ich bin alt, meine Freunde sind alt, mein Stoff wird auch nicht neu sein."

„Mein geringster Kummer! Ich habe nicht die Anmaßung, eine neue Novelle zu schreiben. Wenn mir nur eine gelingt, der das Altsein gut steht."

„O wie schwer! — das Schwerste."

„Kinderleicht oder — unmöglich. Ans Werk — erzählen Sie!"

„Wiedererzählen will ich, was Er und Sie mir erzählten, ohne daß eines von ihnen wußte, daß ich das Vertrauen des andern besaß. Sie sind beide tot, sie haben beide ein hohes Alter erreicht, aber jung wurden sie, wenn sie von einem Gartenfeste sprachen, das Kaiserin Eugenie in Compiègne ihren Gästen gab. Da hatte ihre erste Begegnung stattgefunden, da hatte er einen unauslöschlichen Eindruck auf sie gemacht und einen ebensolchen durch sie empfangen. Sie muß aber auch wirklich bezaubernd gewesen sein. Ich habe ein Bild gesehen, das sie darstellte als zwanzigjährige Frau, und mir gedacht: Du bist ja die Verkörperung der Melodien, die der Leyer des Orpheus entquollen, als er die Unterwelt betrat. Sisyphos und die Danaiden unter-

brachen ihre rast- und fruchtlose Arbeit, alle Gequälten vergaßen ihrer Pein. — Etwas Glückverbreitendes ging aus von dieser anmutumflossenen Erscheinung. Aus den braunen Augen leuchtete es, um den lieblichen Mund schwebte es: Die Welt ist schön, das Leben ist herrlich und süß. Kennen Sie etwas, das angenehmer wäre, als sich sagen zu können: da steht einmal ein schönes, unendlich sympathisches Geschöpf vor dir, das unberührt geblieben ist vom Leid des Daseins und seines Elends unbewußt?

Sie war in Belgien geboren und war in Frankreich erzogen worden, von ihren gesellschaftlich und geistig hochstehenden Großeltern. Sie hatte sich nach eigener Herzenswahl mit einem achtungswerten Manne aus ihren Kreisen verheiratet, wurde von ihm geliebt, liebte ihn und betete ihr Söhnchen an."

„Das ist ja alles Himmelblau und Rosa — eine gefährliche Novellenfigur," sagte mein Freund. „Und ‚Er' — wie sieht oder wie sah er aus?"

„Männlich, sehr gescheit, Typus Franz I. Er war dreißig und einige Jahre alt und hatte immer mehr Glück bei den Frauen gehabt, als er zu schätzen wußte, denn seine herrschende Leidenschaft war der Ehrgeiz. Ich verrate Ihnen schon jetzt, — was Sie Ihren Lesern vermutlich nach und nach beibringen werden — daß er eine wichtige Stellung in der deutschen Diplomatie eingenommen und glänzend vertreten hat, bis er — trotz all seines Geistes und seines Scharfblicks arglos — von kleinen Leuten gestürzt wurde. Da zog er sich auf sein Gut an der Ostsee zurück und führte dort ein stilles Gelehrtenleben, das er zeitweise unterbrach, um im Interesse seiner Studien große Bildungszentren zu besuchen.

In Compiègne also wurde er ihr vorgestellt, am Tage bevor er nach seinem ersten außereuropäischen Posten abreisen sollte. Zwischen ihnen waren kaum die ersten banalen Phrasen gewechselt worden, als sie sich auch schon im fesselnden Gespräche befanden. Sie hatte sich noch niemals so angeregt, er sich niemals so verstanden gefühlt. Das Gewühl trennte sie, sie verloren einander aus den Augen, fanden sich, wie einer geheimnisvollen Anziehung folgend, wieder. Beiden war, als erführe eines durch das andre eine Vertiefung und Klärung des eigenen Ichs. In deiner Hand liegt die Vollendung meines Wesens, sagte sie sich und wußte plötzlich: Was sie bisher für volles Glück gehalten hatte, war nur sein äußerer Schein. Das wirkliche Glück des Weibes liegt im innigsten Verkehr mit dem Manne, dessen Liebe zum Schöpferhauch wird, der die höchsten Fähigkeiten ihres Herzens und ihres Geistes zur Entfaltung bringt. Und er empfand: Du bist es ja — du bist ja meine feinere, bessere Hälfte" . . .

„Basta!" unterbrach mich der Freund, „was er empfand, weiß ich . . . Sie wecken eine mir teure Erinnerung. Ich habe Ähnliches erlebt."

„Wohl Ihnen!"

„Nicht wahr? Wie immer es geendet, wohl dem, der's erfuhr, und war es auch nur im Vorübergleiten. — Was geschah mit meinem Doppelgänger?"

„Er kehrte am Abend nach Paris zurück, das er am nächsten Morgen verlassen sollte, und verlebte furchtbare Stunden. In seiner Wohnung meinte

er zu ersticken, rannte ziellos durch die Straßen, im schwersten Kampfe, den er je gekämpft. Nicht ein Liebeswort hatten sie getauscht, aber die Überzeugung blieb ihm felsenfest bis ans Ende seines Lebens: Wenn er damals vor sie hingetreten wäre und gesagt hätte: Folge mir! — sie wäre ihm gefolgt. Und er hätte, um sie sein nennen zu dürfen, wie elenden Tand alles hingeworfen, was ihm bisher als einzig wichtig schien: eine glänzende Laufbahn, Einfluß, Ehren und Ruhm. Er war Herr seines Schicksals und des ihren. Von der Stärke seines eigenen Willens hing es ab, die Frau an sich zu reißen und festzuhalten, die ihm angehörte kraft des allerhöchsten Rechtes, nach mehr als menschlicher Satzung, nach der göttlichen, die sie für einander geboren werden ließ. Ich sage Ihnen, lieber Freund, wenn er als alter Mann von jener Nacht sprach, vertiefte sich jede Falte in seinem Gesichte, und seine Stimme zitterte. Er irrte bis zum Morgengrauen umher, er fand sich in ein Quartier des Lasters geraten, sah dessen Diener und Opfer umherziehen, müde, fahl und frech. Ein halb trunkenes Weib drängte sich schamlos zärtlich an ihn, das Zerrbild der Liebe glotzte ihn aus ihrem geschminkten Antlitz an . . . Poet und Psychologe, es ist Ihre Sache, darzustellen, wie der Ekel ihn plötzlich ernüchterte, wie die Überlegung kam und ihm in dem Glanze des als höchstes Recht Geschauten einen Schatten zeigte: Gebrochene Treue, verleugnete Mutterliebe" . . .

„Die Brücke ist geschlagen," unterbrach mich mein Freund, „nun heißt es sie ausbauen. Genug — er reiste ab."

„Reiste ab, und einige Monate später erhielt sie seinen ersten Brief — einen Brief, den ihr Mann Zeile für Zeile lesen durfte, dessen tiefster Sinn sich aber ihr allein erschloß. Sie antwortete, sie bestellte Grüße von ihrem Gatten, erzählte von ihrem Kinde und kam dann auf das Gespräch zurück, das er und sie miteinander geführt hatten in Compiègne. Er sah, daß seine Gedanken in ihr weiterlebten. Er schrieb wieder, und wieder kam Antwort. Eine Korrespondenz war angesponnen, die durch zwei Menschenleben dauern und ihren größten Reichtum ihren besten Inhalt ausmachen sollte. Der Gatte fand die Briefe des fernen Freundes seiner Frau nach und nach zu philosophisch für seinen Geschmack und las sie nicht mehr. Da wurden sie persönlicher. Manches still getragene Leid vertraute sie ihm an und fand bei ihm Trost und Rat. Und jede Enttäuschung, die er in seinem Berufe erfuhr, jeden Seelenkampf machte sie mit ihm durch, und jeder Sieg, den er errang, war ihr ein beseligender Triumph und sein Schicksal ihr wichtiger als ihr eigenes. Fünf Jahre nach ihrer ersten und letzten Begegnung teilte er ihr mit, daß ein Wunsch, den sie oft ausgesprochen, erfüllt sei, daß er sich verlobt habe. Seine Braut war eine junge, schöne Kreolin. ‚Daß ich in sie verliebt bin,' schrieb er, ‚ist ausgemacht, ob ich sie lieben werde, steht bei — ja, bei wem steht das?' . . .

Er war verheiratet, als eine kurze, herzliche Gratulation eintraf und einen ausführlichen Brief verhieß. Aber der blieb lange aus, und als er endlich eintraf, brachte er eine Todesbotschaft. Bald nachdem er seine Freiheit aufgegeben, hatte sie die ihre erlangt, war Witwe geworden.

Gewiß hat er diese Schicksalstücke weniger bitter empfunden als sie. Er war ja verliebt in seine reizende Frau. Die Freundin und Vertraute verlor dabei nicht das geringste. Seine Gattin konnte nur tändeln und kosen. Sie war eifersüchtig auf jedes hübsche Gesicht, dem er im Vorübergehen einen Blick gönnte, auf die Frau, die ihm den intimsten Verkehr, den geistigen bot, damals noch nicht. Sie wurde es erst später, als er, nach seinem Scheiden aus dem Dienste, mit ihr nach seiner Heimat zurückkehrte, sie zu kränkeln begann und erfinderisch wurde in der Kunst zu quälen. Eine Sterbende vermag darin Außerordentliches zu leisten, und sie starb lange. Als der Tag endlich kam, der sie und ihn erlöste, unterdrückte er seine Sehnsucht nach einem Wiedersehen mit der Freundin nicht mehr. Er wußte, daß sie auf der Rückkehr aus Italien nach Brüssel begriffen war und wählte dieselbe Zeit, um seine in Paris verheiratete Tochter zu besuchen. Aus Zartgefühl wollte er einer so bald nach dem Tode ihrer Mutter veranstalteten Begegnung mit seiner Freundin den Anschein des Zufälligen geben. So mittelte er denn eine Station aus, auf der ihre beiden sich kreuzenden Züge einen längeren Aufenthalt hatten und bat die Ewig- und Einziggeliebte, ihm dort ein Zusammentreffen zu gewähren. Sie willigte ein, sie verstand und würdigte seine Motive. — Und nun sehen Sie die Leutchen einander entgegensausen und immer beklommener werden, je näher der Augenblick des Wiedersehens kommt. Im Anfang, bei Beginn der Reise, da war ihr zumute gewesen wie einer Braut, die in die Arme ihres Bräutigams eilt. Alle Liebe, die seine Briefe beseelt hatte, alle Begeisterung, alle Anbetung, die sie ausgekündet hatten, lohten ihr förmlich entgegen. Sie hatte nicht ein zärtliches, nicht ein vergötterndes Wort vergessen. Sie fühlte sich von all der berauschenden Süßigkeit wie von einer Weihrauchwolke umqualmt, die jeden Augenblick bereit war, sie in den Himmel zu tragen.

Da, nicht mehr weit vom Ziele, wurde Waggon gewechselt, und sie erhielt einen Platz dem Spiegel an der Wand gegenüber. Sie sah sich darin und erschrak. Eine auf der Eisenbahn durchwachte Nacht verschönert nicht, wenn man in gewissen Jahren steht; aber so grausam zugerichtet sollte man doch nicht werden. Das tut gar weh, wenn wir eben in der Erinnerung an eine unvergeßliche Stunde geschwelgt haben, in der uns Jugend und Schönheit umblühten . . . Es ging gegen Mittag, und es war unerträglich heiß . . . Rot, lieber Gott, Klatschrosenrot färbten sich ihre leider so stark gewordenen Wangen . . . Der Kummer, heißt es, verzehrt den Mann und nährt das Weib. Ach, und sie hatte viel Kummer gehabt und war sehr, sehr genährt worden! — Sie drückte zur Kühlung ihr Taschentuch ans Gesicht, und es war bald feucht von ihren Tränen.

Er indessen, er dachte darüber nicht nach, ob er sich unvorteilhaft verändert habe. Was liegt bei einem Manne an Jugend und Schönheit? Ihm ward in andrer Weise recht ungemütlich bang. Er stand im Begriff, den ersten Schritt auf dem Wege zu seinem höchsten Lebensglück zu tun. Aber — als der stille Träumer, der er geworden war und auch ein bißchen sentimental angehaucht, konnte er sich einer leisen Trauer um die Einbuße, die er nun

erfahren mußte, nicht erwehren. Die Korrespondenz, die ein Vierteljahrhundert hindurch sein innigstes Interesse ausgemacht, die ihn zum Schriftsteller gereift hat, hört auf ... Die sehnsüchtige Erwartung, der jubelvolle Empfang ihrer Briefe — dieser Gedichte in Prosa, von ihr gesandt, die einzig für ihn eine Poetin war — hört auf ... alles wird anders, freilich vielleicht noch schöner ... er sinnt, er spintisiert — verzagt, quält sich, hofft und jubelt ...

Freuen Sie sich, die Konfusion darzustellen, in die seine Gefühle geraten? Das ist subtile psychologische Medailleur-Arbeit, da sehe ich Sie am Werke."

„Ja, ja, ließe sich machen."

„Was mich betrifft, ich unternehme dergleichen nicht mehr; ich will die Atemnot und das Herzklopfen nicht verspüren, mit der und mit dem Er und Sie in den Rendez-vous-Bahnhof einfuhren; er zuerst. Der Zug, der sie brachte, war sehr besetzt; Menschenkaskaden entströmten ihm und brausten der Restauration zu mit der leidenschaftlichen Hast, die auch sonst phlegmatische Menschen ergreift, wenn sie sich in Passagiere verwandeln.

Er stürzte sich in die Wogen der Reisenden, hielt Umschau — nach einer holden, schlanken Gestalt, nach einem zarten, warm getönten Gesichtchen mit anmutig feinen Zügen ... Nirgends war, die er suchte, zu erblicken, weder vor noch in der Restauration. Sie befand sich natürlich nicht unter denen, die das Bufett und die Tische stürmten und war auch nicht unter den rücksichtslos zur Seite Geschobenen. So ging er wieder auf den Perron und hielt abermals Umschau und erblickte weit und breit nur Bahnangestellte und Bahnarbeiter und bekam Grobheiten zu hören, wenn er einem von ihnen in den Weg trat. — Nun denn! noch einmal in die Restauration! noch einmal, um vergeblich nach der Ersehnten auszuspähen. Eine große Nervosität bemächtigte sich seiner ... Die Zeit verging, der Augenblick der Abfahrt nahte. Er hatte seine Karte nur bis hierher genommen, in der schmeichelhaften Erwartung, die geliebte Frau werde ihm gestatten, sie eine Wegestrecke zu begleiten. Aber sie war nicht gekommen — nicht einmal gekommen! hatte ihn umsonst hoffen und harren lassen ... Gekränkt und sogar ergrimmt begab er sich zum Schalter, um ein Billett nach Paris zu lösen, geriet wieder ins Gedränge, mußte lange warten, bevor er abgefertigt wurde. Der Zug, in dem er so gern in lieblichster Gesellschaft nordwärts gesaust wäre, stand zur Abfahrt bereit, die Lokomotive pustete, die Passagiere stiegen ein. Noch ein letzter, ein verzweifelter Versuch! Er schritt die lange Reihe der Waggons auf und ab — blickte zu den Fenstern empor — erblickte sie nicht ...

Nun saß er in seinem Coupé und rollte der Seine entgegen. Der Grimm erlosch und Besorgnis trat an seine Stelle. Gewiß, sie wäre gekommen, wenn sie gekonnt hätte; was mochte sie abgehalten haben? Ein unwillkommener Zufall? — Eine Erkrankung? Arme, liebe Frau! — Allerdings stieg doch ein kaum eingestandener Zweifel in ihm auf. Hatte er sie wirklich verfehlt? — Jetzt kam es ihm, behelligte ihn, und war unleidlicher als ein Schmerz — hatte er sie wirklich verfehlt? Einige Male war ihm doch gewesen, als hätte er eine kleine, dicke, ungemein echauffierte Frau gesehen, die an sie erinnerte, besonders um den sanften, edlen Mund herum, der einen kindlich wehmütigen

Ausdruck hatte. Erinnerte — ja, aber gewesen war sie das nicht! . . . Oder doch? Nein! er stieß den Gedanken von sich wie den an ein Sakrilegium.

Sie aber zweifelte nicht. Der alte Herr, der auf steifen Storchbeinen am Zuge vorüber stiefelte, zum Fenster, an dem sie saß, heiß suchend, mit schwärmerischen Augen empor — ihr ins Angesicht blickte und sie nicht sah — das war er . . . Und sie war eben die nicht mehr, die er geliebt hatte und jetzt noch lieben könnte, zu verschieden von dem Bilde, das von ihr in ihm lebte — und denn auch weiter leben sollte in ungetrübter Schönheit, immer und immer . . .

Ein paar Tage später hielt sie einen Brief von ihm, hielt er einen Brief von ihr in der Hand. Jeder ein Dokument der einzigen Heuchelei, deren sie sich gegeneinander schuldig gemacht haben. Beide Briefe huben mit dem Ausrufe an: „Verfehlt! O, wie entsetzlich traurig!" Von einem Wiedersehen war nichts zu lesen; die Korrespondenz ging fort, blieb immer gleich beglückend."

Ich war zu Ende, und mein Freund schwieg. „Was sagen Sie zu meinem Stoff?" fragte ich.

„Ich weiß nicht recht. Die Ähnlichkeitsjäger werden sagen: Mirabeau und Sophie."

„Ach, die Herren vom Gedächtnis mit der falschen Treue! Wenn Fanny Elßler denen noch etwas vortanzen könnte, täte ihnen leid, daß sie dergleichen von Elefanten in den Dschungeln schon aufführen sahen."

„Und die Korrespondenz, nach der Sie uns lüstern machen, wo ist die?"

„In sicherer Verwahrung vor dem Moloch Öffentlichkeit."

„Die Öffentlichkeit hätte doch ein Recht . . ."

„Die Öffentlichkeit hat gar kein Recht auf geistiges Privateigentum. Mein Stoff ist nur unter Verzichtleistung auf die Korrespondenz zu haben. Werden Sie ihn benützen?" — —

„Ich wäre dankbar, wenn Sie mir noch einige andre Stoffe zur Auswahl spenden wollten."

„Sagen Sie mir, lieber Freund, lesen Sie nicht täglich eine Zeitung und nicht täglich eine Gerichtsverhandlung?"

„Nein, das tue ich gewiß nicht."

„Ich tu's, und was erlebe ich dabei? — fast jedesmal eine Novelle. Fast immer beginnt die Novelle da, wo die Gerichtsverhandlung aufhört. Ich begleite einen Freigesprochenen oder einen Verurteilten zurück nach seinem Wohnort oder auf dem Wege zum Antritt der Strafe. Ich habe die Verhandlung aufmerksam verfolgt und weiß, oder — für mich ganz dasselbe — glaube zu wissen, was in der Hauptperson des manchmal widerwärtigen, manchmal ergreifenden und rührenden Schauspiels vorgeht. Aus diesem Wissen werden mir Novellenstoffe in Hülle und Fülle geboten. Am dankbarsten sind, die von mit Unrecht Freigesprochenen handeln und von Verurteilten, die nach Verbüßung ihrer Strafe überall als Auswürflinge betrachtet und ins moralische Elend zurückgestoßen werden. Was für Bilder gibt es da zu zeichnen und zu malen! Die Mannigfaltigkeit ist unerschöpflich. Ich will nur einige herausgreifen" . . .

„Lassen Sie das bleiben!“ rief der Freund, „und erinnern Sie sich gütigst, daß ich Sie bat, mir etwas von Menschen zu erzählen, mit denen Sie in persönlichem Verkehr gestanden haben. Ein Stoff aus Ihrem Milieu, der allein würde mir passen.“

„Soll ich Ihnen einen sagen, den ich selbst gern behandelt hätte, aber stehen ließ, weil er mir zu schwer war?“

„Ja, den sagen Sie mir, da bin ich neugierig.“

„Es ist eigentlich kein Stoff, sondern eine Aufgabe für die Kunst der Darstellung. Abermals komme ich mit einer Wiedererzählung, doch würde es sich diesmal darum handeln, dem Originale aufs Haar nahe zu kommen, bis auf den halben Ton, bis auf eine kaum wahrnehmbare Geste. Die aufrichtigste Kunst müßte es sein, einfach und überzeugend. Das und so erzählte die Dichterin — so unglaublich naiv, so blind für die Tragik eines Schicksals, das sich unter ihren Augen abgespielt hat, und dem ihr Liebstes zum Opfer fiel.“

„Einer Dichterin kann das passieren.“

„Nicht bloß einer Dichterin. Ich kenne viele Leute, die hinleben neben den Ihren, ohne je zu fragen: ‚Was geht in euch vor?‘ Ich kenne erschreckend viele Eltern, auf die das Wort der Baronin Knorr paßt: ‚Die Kinder sind für ihre Eltern die großen Unbekannten.‘ Meine Dichterin — weiß Gott, sie war's und hatte ein großes Talent, vermochte aber nie es geltend zu machen, weil sie nie vermochte, Herrin über die Form zu werden“ . . .

„Ich errate, von wem Sie sprechen. Ihr Taufnahme war Berta — ja, ein großes Talent, und wie groß waren die Ziele, die sie sich setzte — was für Kapital hätte ein Handwerker aus ihren Ideen geschlagen! . . . Das sagte ich ihr auch, denn einmal bin ich ihr begegnet, im Hause einer Literatin, wo sie sich sehr fremd zu fühlen schien. Sie war schweigsam wie ein Obelisk, und ihre großen grauen Augen verrieten, daß ihr Geist weit entfernt sei von dem Orte, an dem sie sich eben befand.“

„So pflegte dieser Wandergeist es zu halten. Er war selten da, wo sein Futteral, wie sie ihr Leibliches nannte, sich aufhielt. Der Eindruck, den sie auf mich machte, als ich sie zum erstenmale bei einer gemeinsamen Freundin traf, war aber ein ganz andrer als der, den Sie von ihr empfingen. Da war keine Spur von Ruhe und träumerischem Vorsichhinschauen. Alle Augenblicke sprang sie von ihrem Sessel empor, lief im Zimmer auf und ab und rang die Hände. Ja — es war sicher, war ausgemacht, ja, der grauenhafte Verdacht, den sie so lang schon gehegt, jetzt hatte er sich bestätigt. Ihre Nachbarin in einer Zinskaserne der entlegenen Vorstadt, in der sie wohnte, führte einen Mord im Sinn . . . Dieses Weib hatte aus einem früheren Verhältnisse ein Kind — ein dreijähriges, engelschönes Kind, und hatte es bisher leidlich betreut. Seitdem aber ein Bewerber sich eingestellt hat, in den sie vernarrt ist, und der sie zu heiraten verspricht, ist ihr das Kind eine Last, sie verabscheut es und möchte sich seiner entledigen. Die Kreatur ist Wäscherin und oft tagelang außer dem Hause beschäftigt. Sie überläßt das Kind fremden

Leuten, die sich nicht darum kümmern, es auf der Straße herum laufen lassen. Neulich ist es von einem Hunde gebissen worden. Fräulein Berta fürchtet sehr, daß er wütend war. Heute morgen — was geschah heute morgen? Die Kreatur setzte ihr Kind an das offene Fenster und ging fort — wohnt im vierten Stock, setzt das Kind ans offene Fenster und geht fort . . .

Sie brach in Zornestränen aus und stürmte heim, ihr ahnte, daß es dort ein Unglück zu verhüten gäbe.

Ich war erschüttert, ich wollte zur Polizei eilen, um das Treiben der entmenschten Mutter anzuzeigen; aber meine Freundin sagte gelassen: ‚Da würden Sie sich höchstens lächerlich machen. Auf dem Fensterbrett hat vielleicht eine Katze gesessen, vielleicht auch gar nichts. Die Wäscherin, in der Berta eine angehende Mörderin sieht, ist ein braves, sehr arbeitsames Weib. Ich habe meine Auskünfte persönlich eingezogen. Sie hält das Kind so gut, als es in ihren Verhältnissen denkbar ist. Da sie im Begriffe steht, sich zu verheiraten, würde sie es jetzt möglicher Weise vorziehen, Mutterfreuden nicht antizipiert zu haben. Aber der Bräutigam, ein rechtschaffener und tüchtiger Mensch, hat in dieser Beziehung keine Vorurteile.'"

„Woher nimmt also Fräulein Berta ihren Verdacht?"

„Ihre Phantasie ist Lieferantin, die spiegelt ihr mit größter Deutlichkeit schöne und unschöne Dinge vor, und so oft sie von ihr auch schon genarrt wurde, glaubt sie ihr doch immer wieder. Meistens dauert die Spiegelfechterei nur kurz, entschwindet und hinterläßt keine Spur.

Ausnahmsweise hatte dieses Mal der Wahn der Dichterin reale Folgen. Das von ihr leidenschaftlich bemitleidete kleine Wesen erkrankte am Scharlach, die Frau, die es in Abwesenheit der Mutter hätte pflegen sollen, blieb aus, und als Berta sich nach dem Kinde zu erkundigen kam, fand sie es allein, fiebernd, nach einem Trunk Wasser dürstend. Ohne Besinnen wickelte sie es in seine Decke, trug es zu sich ins Zimmer und legte es in ihr Bett. Sie hat sechs Wochen lang keine andre Sorge gekannt als die, ihren Schützling gesund zu pflegen. Merkwürdig war, wie vernünftig diese Träumerin sich dabei benahm. Nicht das leiseste Versäumnis ließ sie sich zuschulden kommen, befolgte pedantisch genau jede Anordnung des Arztes, erregte durch ihre beispiellose Aufopferung die Bewunderung des ganzen Hauses. Schließlich versöhnte sie sich auch noch mit der Mutter. Nachdem diese sich verheiratet hatte und ihre Ehe im besten Zuge war, mit großem Kinderreichtum gesegnet zu werden, trat sie alle Rechte an ihre Erstgeborne dem Fräulein ab. Selbstverständlich hat die Alternde keinen neuen Menschen angezogen, weil sie sich im Besitz einer Pflegetochter befand; aber einen heilsamen Einfluß hat die Ausübung der übernommenen Mutterpflichten auf Berta gehabt. Die Wirklichkeit machte unabweisbare Rechte geltend, neben denen die Gebilde der Phantasie nicht mehr in alter Stärke aufkommen konnten.

Bei dem jungen Mädchen äußerte sich schon früh ein ganz ungewöhnliches schauspielerisches und musikalisches Talent. Sie war zur Sängerin geboren, man konnte über ihren Beruf nicht im Zweifel sein. Der Ernst, der heilige Eifer, mit dem sie sich zu seiner Ausübung vorbereitete, waren

rührend und bewunderungswürdig. Auch schwärmten ihre Professoren alle für sie, und Fachleute höchsten Ranges prophezeiten das baldige Auftreten einer zweiten Jenny Lind. Und alle diese Erwartungen, alle diese Verheißungen wurden zunichte gemacht. Da gab es einen Verkünder des Evangeliums der Lebensfreudigkeit; der gönnte sich's, das arglose Kind allmählich und kunstvoll in die neue Heilslehre einzuweihen. Er klärte sie auf über die wahre Bedeutung dessen, was man Recht und Unrecht nennt, öffnete ihre Augen den Daseinswonnen, lehrte sie, dort, wo sie herbe Zucht, Entbehrung, Selbstüberwindung geübt hatte, beglückende Freiheit genießen. Er wurde ihr Führer, ihr Herr. Und wer lieferte sie ihm in die Hände? — die geniale, die törichte Dichterin. Sie war von ihm und seinen Verkündigungen ebenso bezaubert wie ihr Liebling, wobei sie freilich den seltsamen Irrtum beging, den Vertreter der Weltfreudentheorie in der Praxis für einen Essäer zu halten. Das Ende der Beziehungen zwischen dem Lehrer und der Schülerin war ein traurig gewöhnliches. Als die natürlichen Folgen sich einstellten, stieß der Mann, für den der Begriff „Pflicht" zum abgetanen Moraltrödel gehörte, das arme Mädchen — als unbequem geworden — von sich.

Das ist die Vorgeschichte. Wie ich Ihre Art zu erzählen kenne, würde sie bei Ihnen wenig Raum einnehmen. Das für mich Interessante, die Lösung der Aufgabe, käme jetzt. Ein Jahr, das ich fern von Wien zubrachte, war vergangen; bei meiner Rückkehr erfuhr ich zufällig und durch gleichgültige Menschen den Tod der jungen Sängerin. Die Nachricht ergriff mich sehr, und es war mir ein Herzensbedürfnis, zu Fräulein Berta zu eilen und ihr mein Mitgefühl auszusprechen. Den Zugang zur Wohnung der Dichterin bildete die Küche, und der alten Magd, die mich eingelassen hatte, schien mein Besuch durchaus überflüssig. Sie blinzelte mich mißtrauisch an und brummte: „Acht geben, sie weiß nicht, wie's war." Ohne anzuklopfen, ohne mich anzumelden, öffnete sie dann die Zimmertür. Ich fand Fräulein Berta ganz vertieft in ihre Arbeit. Bei meinem Eintreten fuhr sie auf und starrte mich an. Ihre Augen schienen zu fragen: Wer bist du? Was willst du? Nach den ersten Worten aber, die ich an sie richtete, ließ sie ihre Feder auf das Manuskript fallen und streckte mir beide Hände entgegen. Einem Zeichen folgend, das sie mir gab, rückte ich einen Stuhl neben ihren Schreibtisch hin und setzte mich ihr gegenüber. Keine Spur von Mißvergnügen über die Störung; sie war ganz Freundlichkeit, ganz Milde — erschreckend gealtert freilich. Wehmütig berührte mich der schmerzliche, so sprechende Zug von den Nasenflügeln zu den Mundwinkeln ... Und die Falten auf der hohen, mit dünnen Ringellöckchen garnierten Stirn — lauter Leidenswege schwerer Gedanken. — Sie begann sogleich von ihrem lieben Kinde zu sprechen, ihrer Martha.

„Was haben Sie zu diesem Unglück gesagt? Und *sie* hat es treffen müssen, *sie*, so jung, so schön, so begnadet!"

Der Warnung ihrer Magd eingedenk, stellte ich keine Frage, sprach nur einige Worte tiefer und inniger Teilnahme. Sie fiel sogleich ein und erzählte. Es war im Sommer gewesen; wie alljährlich hatten sie ihren Aufenthalt an einem oberösterreichischen See genommen. Martha hatte den Augenblick der

Abreise kaum erwarten können und war so lustig bei der Ankunft, begrüßte den See mit einem jauchzenden Liede und warf ihm Küsse zu ... Und ehe sie am nächsten Tag in ihren Kahn stieg, um weit, weit hinaus zu rudern, was ihr liebstes Vergnügen war, umarmte sie ihr kleines Mutti und lachte sie aus, weil sie Vorsicht empfahl, lachte, daß ihr die Tränen kamen. Und fort war sie. Vor zwei Stunden würde sie nicht zurückkehren, dachte Berta, schrieb noch ruhig ein Romankapitel fertig und ging dann hinab zum See. Er war ihr noch nie so lieblich erschienen. Die Berge spiegelten sich in seiner glatten Fläche, Segelboote glitten, Seelentränker schossen über ihn hin, und in der Ferne stieg der Rauch des Dampfschiffes in die diamantklare Luft ... Die arme Berta bewunderte es, wie es da so stolz herankam — und seine Wellen, in die das Kind mit dem Kahn geraten war, die schweren Wellen, hatten es begraben. —

Die Erzählerin hielt inne und richtete einen langen, prüfenden Blick auf mich. „Ich mache Sie traurig", sagte sie, „das will ich nicht. Man soll nicht trauern um Tote. Sehen Sie mich an — ich habe mein Kind verloren und stehe aufrecht und genieße immer noch des Daseins" ... „Glück" wollte sie vermutlich sagen, brachte das Wort aber nicht aus der Kehle und sagte bloß: „Und lebe noch, lebe gern". Ich mußte die Augen senken, damit sie ihr nicht verrieten, daß ich dachte: Du Ärmste! Deine verwüsteten Züge, deine gebrochene Gestalt führen eine andre Sprache. Sie war nun im Zuge, die Erzählerin kam zu ihrem Rechte. Und jetzt, lieber Freund, streifen Sie Ihre Persönlichkeit für eine Weile ab, denken Sie sich in eine fremde hinein und reden aus ihr. — Sie segnet den Freund, dem sie ihre Stärke verdankt und dem ihre Martha eine neue herrliche Weltanschauung verdankte. Fort mit allem, was uns gehindert hat an der Entfaltung unsres höchsten Menschentums. Befreit von jedem kindischen Vorurteil, wird unser Leben ein Flug zum Lichte sein ... und die Bahnen, die wir denen eröffnen, die nach uns kommen ... und die große Entwicklung ... Sie verwirrt sich, sie stockt in ihren Ausführungen; sie weiß, was sie vorbringt, ist nur eine frauenzimmerlich verkleinerte Ausgabe seines großen Gedankenwerkes. Ihn mußte man hören, mußte sehen, wie sein Prophetengesicht sich verklärte, wenn er sprach ... Und wie er seine Neophytin ansah und die schöne Hand heiligend auf ihren Scheitel legte ... Schritt für Schritt führt sie uns, wir erleben alles, jede kleine Episode in dieser Verführungsgeschichte, die durch die Art, in der sie vorgetragen wird, sich über den Bereich des Gewöhnlichen erhebt. Es muß dem Leser ergehen, wie es mir ergangen ist während der Erzählung der alten Dichterin. Hinter den Bildern, die sie entwarf, stiegen, erst schwach und nebelhaft, andre Bilder empor — andre und nicht andre, es sind ja dieselben Gestalten — nur anders beleuchtet, anders gesehen. Sie gewinnen Farbe und Leben, treten deutlich hervor — verdrängen die Urbilder ... und was uns als die Wirklichkeit geboten wurde, wird zum Traume, und der Traum wird zur Wirklichkeit."

Der Freund hatte aufmerksam zugehört und lächelte mich an; ich meinte es jetzt getroffen zu haben und rief freudig: „Das gibt eine Novelle, nicht wahr?"

„Ist zu überlegen. Während Sie sprachen, schien es mir so. Aber, warum schreiben Sie die Geschichte nicht lieber selbst?"

„Weil ich zu alt bin, zu feige, weil ich mir nicht mehr weh tun will oder – kann. Die Aufgabe ist mir ja, wie schon gesagt, zu schwierig. In bewegtem Strom ein Segeln zwischen Klippen. Keinen Augenblick darf die Erzählerin uns albern oder verrückt vorkommen; viel eher — wie uns — in einem gewissen Sinne, überlegen. Wir sehen klar, ihre Augen sind getrübt; aber wir Wissenden haben die Wahnbefangene nicht etwa zu bedauern, sondern zu lieben und zu verehren."

„Ich verstehe Sie vollkommen," sprach mein Freund, „und eben deshalb rate ich Ihnen: schreiben Sie diese Geschichte selbst."

„Die nicht. Nur ein humoristisches Thema könnte mich noch dazu bringen, einem guten Publikum etwas vorzufabulieren . . . Und zu einem Gebilde komischer Art — natürlich nicht ohne den durchaus erforderlichen wehmütigen Einschlag — ist mir neulich ein klassisches Modell begegnet."

„Das war?"

„Das ist ein übersättigter Jüngling, der schon mehrere Bände Gedichte veröffentlicht und mehr Geliebte gehabt hat als Don Juan. Auf seiner Stirn, da steht geschrieben das Zeichen der Mediokrität: er kann nur mäßig loben. Vor dem Moses des Michel Angelo ließe er ein: „Recht hübsch" von den Lippen fallen. Ein Jüngling, dem jede Speise wie Baumwolle schmeckt und der täglich vor Langweile stirbt. Er hält es nicht mehr aus, daß die Woche immer sieben Tage hat und immer mit einem Montag beginnt, auf den immer ein Dienstag folgt. Die Eintönigkeit, das ewige Einerlei immer wiederkehrender Jahreszeiten und daß man auf dem Festlande nicht segeln und auf dem Wasser nicht spazieren reiten kann! — Und daß die Menschen den immer gleichen Kreislauf: Kindheit, Jugend, Alter durchmachen! Und daß sie im Grunde alle über einen Leisten geschlagen sind und immer das tun, was man von ihnen erwartete — einander auffressen, entweder aus Liebe oder aus Haß . . .

Ein vernünftiger Mensch kann doch nur aus Neugier leben — und wenn die gesättigt ist, doch nur vor Langweile sterben."

Mein Freund protestierte. „Das ist nichts für Sie. Ich weiß einen, der es verstände, uns diesen Popanz glaubwürdig zu machen. Sie würden an der Unternehmung scheitern; Sie sollen nur Menschen, die wir lieben können, in die Welt des Buches setzen. Bitte, vergessen Sie den Neurastheniker und lassen Sie sich noch etwas einfallen, das mir vielleicht passen würde, wie die beiden ersten ‚Stoffe'."

„Soll ich von einer ganz großen, ganz reinen Freude erzählen, die mir vor einiger Zeit zuteil wurde? Eine Freude, die wir lange nachspüren, die uns erheitert, so oft wir an sie denken."

„Ja, das sollen Sie, so etwas ist mir recht."

„Desto besser. Hören Sie denn. Die Bereicherung meines Daseins um ein stilles Glück verdanke ich einer Hausbesorgerin aus der Vorstadt. Diesen Titel führt heute, dieses Amt versieht heute eine stattliche Frau, die in den

siebziger Jahren ihre Vormittage bei uns im Hause zubrachte, um die schwere Arbeit einer Bedienerin zu verrichten. Sie tat es mit nie ermüdendem Fleiße, packte die Arbeit an wie einen Gegner, den man niederwerfen will, ließ nicht ab, bevor sie ihr Werk reinlich und gründlich besorgt hatte. Und nicht nur geschickt und fleißig, sie war auch ehrlich wie das lautre Sonnenlicht. Schön konnte man sie nicht nennen; ihre Gestalt war plump gezimmert, ihre Züge waren derb, man sah sie aber dennoch gern an, weil sie ein Bild darbot der Gesundheit und der Kraft. Ihre Eltern waren Flößer, und auf einem Donaufloße kam sie zur Welt. Sie hatte nie eine Schule besucht, nie einen Zwang erfahren, der sie gelehrt hätte, den Ausbrüchen ihres lebhaften Naturells einen Zügel anzulegen. Wenn sie mit einem der Hausleute in Widerspruch geriet, konnte sie schreien wie ein Pfau und eine Flut von Grobheiten mit Shakespearischer Verve zutage fördern. Es geschah in einem entzückend urwüchsigen österreichischen Dialekt, und ich habe oft die Tür meines Zimmers ins Vorzimmer geöffnet, um die Flut dieser heimatlichen Klänge an mein Ohr brausen zu lassen. Unsre Toni stand seit Jahren in Beziehungen zu einem Fleischergehilfen, denen nach und nach fünf Kinder entsprossen: vier Knaben und ein Mädchen. So oft ein neuer Familienzuwachs stattgefunden hatte, nahm sie einen kurzen Urlaub und kehrte dann frisch und munter und wie verjüngt zu ihrer Arbeit zurück. Wenn ich bei solcher Gelegenheit fragte: „Nun, Toni, wie steht's? Wann wird Ihr Bräutigam Ernst machen?" Dann hieß es: ganz gewiß in einem Jahr, „er" müsse nur warten, bis ihn sein Meister besser gestellt haben werde.

„Er" machte dann endlich Ernst, aber in andrer Weise, als das arme Weib erwartet hatte. Die gewisse „reiche Wittfrau", die schon so vielen Liebesverhältnissen gefährlich geworden ist, wurde es auch dem unsrer Toni. Ihr schöner, krausköpfiger Franzel machte sich los von ihr und ging in den Besitz der Inhaberin eines einträglichen Wirtsgeschäftes über. Gegen diesen Treubruch erhob sich sogar die Volksstimme; der Bräutigam wäre beinahe gelyncht worden, als er im Hochzeitszuge zur Kirche ging.

Die Verzweiflung der Betrogenen war finster und — was mich besonders beunruhigte — stumm. Nur das plötzliche Klirren einer geborstenen Fensterscheibe, der jähe Sturz einer Kasserolle verrieten manchmal, daß unsrer temperamentvollen Toni ein rächender Gedanke an den Verräter aus dem Kopf in die Hand gefahren war.

Um dieselbe Zeit erfuhr sie einen Glücksfall: es wurde ihr im Hause einer kranken Dame ein Posten angeboten, der sie den ganzen Tag hindurch in Anspruch nahm, aber sehr einträglich war. Nun konnte ihre Mutter — die alte Frau hatte sich bisher auch als Bedienerin geplagt — ausschließlich die Wartung der Kinder übernehmen.

Trotz der veränderten Verhältnisse blieb uns Toni getreu, besuchte uns, so oft sie konnte, brachte das eine oder das andre ihrer Kinder zum Bewundertwerden mit. Einige Jahre vergingen, in denen ich Wien nur auf der Durchreise zu kurzem Aufenthalte berührte und unsre ehemalige Bedienerin nicht zu Gesicht bekam. Doch hörte ich, daß sie mit einem Angestellten in irgend-

einem kaiserlichen Amte verheiratet sei und daß es ihr gut ginge, sehr gut. Auch jetzt legte die rüstige Frau die Hände nicht in den Schoß, sondern versah die Stelle einer Hausbesorgerin eifrig und mit großer Umsicht.

Und nun kam unlängst das Ehepaar zu mir, und nun hatte ich meine Freude.

Sie — die alte, die junge! fast unverändert. Nur hat ihr Wesen etwas Matronenhaftes angenommen, und heitere Ruhe ist darüber gebreitet. Sie trägt eine mit steifen Spitzen heiligenscheinartig garnierte Haube, ein dunkelbraunes Wollkleid, ein helles Umhängtuch und weiße gewirkte Handschuhe. Der Gatte überragt sie noch um ein bedeutendes Stück; seine Haare sind angegraut, der kurz gehaltene Vollbart ist rabenschwarz und dicht wie Pelz. Aber dieses Dunkel macht die freundliche Güte, von der das Gesicht beseelt ist, nur heller erschimmern. Ein echtes, wienerisches Gesicht, die ganze Erscheinung des Mannes im bejahrten und wohlgepflegten Bratenrock, echtes Wienertum, mein Wienertum mit ewig moderner Fröhlichkeit und antiquierten Rechtsbegriffen. Er gehört noch zu ihnen, denen man ohne Zögern auf den ersten Blick Hab und Gut anvertraut hätte. Ich begreife unsre jetzt mit Seelenruhe begnadete Toni. Dieser Mann ist ja für sie, was für die sturmgepeitschte See ein Ölguß.

Sie stellte mich ihm vor und ihn mir, und ich drückte ihre Hand, und wir versicherten einander, daß wir vortrefflich aussähen. Dann fing sie sogleich an, von ihren Kindern zu sprechen. Die Ernestin war schon verheiratet, der Franzel schon Geselle, und die andern alle auf gutem Wege — freilich jetzt... wie's jetzt denen geht . . . Sie blickte ihren Gatten an, und ihre Augen funkelten vor stolzer Dankbarkeit.

„Das ist mein Stoff!“ unterbrach mich mein Freund, sprang auf und ging einige Male mit großen Schritten im Zimmer hin und her. — „Ich fange beim Floß an, wissen Sie . . . Ich sehe das Naturkind aufwachen — leben, lieben, leiden . . . Den Hochzeitszug sehe ich — ihre Verzweiflung — die Versöhnung“ . . . Nun blieb er vor mir stehen. „Und der Gatte? — Mit stolzer Dankbarkeit, sagen Sie, hat sie ihn angesehen . . . der Gatte?“

„Der wußte, was ihm gebührte, und wußte, was sich schickt. Sein ablehnendes: ‚Schon gut, Toni,‘ fiel so liebreich aus, daß ich gewiß war, ihm keine größere Freude machen zu können, als indem ich sagte: ‚Herr Kanzlist, Sie haben eine brave Frau genommen‘.“

Berthold Auerbachs erste Schwarzwälder Dorfgeschichten[1].

Von

Anton Bettelheim.

> Erinnerung im einfachen wie im feinsten Sinne des Wortes ist die Markfäule künstlerischen Schaffens.
>
> Berthold Auerbach: Wieder unser.

Im Herbst 1843 erschienen bei Friedrich Bassermann (Mannheim) zwei Bände „Schwarzwälder Dorfgeschichten" von Berthold Auerbach. Der erste Teil enthielt sieben Erzählungen (Der Tolpatsch. Die Kriegspfeife. Des Schloßbauern Befele. Tonele mit der gebissenen Wange. Befehlerles. Die feindlichen Brüder. Ivo der Hajrle). Der zweite Teil zwei Geschichten (Florian und Crescenz. Der Lauterbacher). Ein Jahr vorher hatte der Dichter sein Werk dem Klassiker-Verlag in folgendem Brief angeboten:

Der Wohllöbl. J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart erlaube ich mir anmit einen Antrag in betreff der Annahme eines Verlagswerkes zu stellen, um deßen gütigst aufmerksame Berücksichtigung ich höflichst ersuche. Anliegend übersende ich Ihnen als Probe zwei Schwarzwälder Dorfgeschichten, von denen die eine in Lewalds Europa, die andre in Mundts Freihafen abgedruckt war; ich habe außer den anliegenden noch zehn derartige Novellen verfaßt, die innerhalb derselben Region gehalten das ganze häusliche, religiöse, bürgerliche und politische Leben der Bauern in bestimmten Gestaltungen zur Anschauung bringen sollen. Sie werden aus dem Anliegenden ermessen, in wieferne mir das gelungen sein mag und ob ich im Stande war, dieses neue Gebiet der vaterländischen Litteratur urbar zu machen. Da ich nun gesonnen bin, bis nach Neujahr diese zwölf Novellen als Ein Werk unter dem Titel „Schwarzwälder Dorfgeschichten" herauszugeben, so erlaube ich mir die Anfrage, ob Sie geneigt wären, den Verlag zu übernehmen. Das Ganze wird circa 20—25 Druckbogen in 8. füllen: sehr zweckmäßig erschiene es mir, wenn einige Holzschnitte von kundigen Zeichnern entworfen, dem Texte eingedruckt würden und ich wäre zu diesem Behufe bereit das ganze Manuscript binnen kurzem einzusenden.

---

[1]) Fünftes Kapitel einer für den Cottaschen Verlag bestimmten Biographie Berthold Auerbachs aus den Quellen: Der Mann — sein Werk — sein Nachlaß.

Sollten Sie nun, was mich höchlichst erfreuen würde, auf meinen Antrag eingehen, so haben Sie die Güte mir Ihre Ansätze über das Honorar, bogenweise oder insgesamt mitzutheilen; andern Falls senden Sie mir die einliegenden Proben möglichst bald wieder zurück.

Bei dieser Gelegenheit wollen Sie mir dann auch den Sachverhalt über die Herausgabe der sämmtlichen Werke Engels (wovon mich Herr Bär in Ihrem Auftrage in Kenntnis setzte) mittheilen, da ich, wie Sie wissen, die Herausgabe der Werke und der Biographie Engels schon längst beabsichtigte.

Indem ich Sie schließlich um baldigste Antwort bitte, zeichne ich

Hochachtungsvoll ergebener

Mainz 25. Sept. 1842. Dr. Berthold Auerbach.

Cotta, der ein halbes Menschenalter später alle Verlagsrechte sämtlicher Schriften Auerbachs aufkaufte, nur um Einzel- und Gesamt-, Pracht- und Volksausgaben der „Schwarzwälder Dorfgeschichten" veranstalten zu dürfen, gab dazumal einen abschlägigen Bescheid. Ebenso Brockhaus, Hallberger, Hoffmann, Macklot und sieben weitere namhafte Verleger. Als ein Dutzend Absagen voll war, übergab der arg herabgemunterte Auerbach seine Handschrift der kurz vorher, Neujahr 1843, gegründeten liberalen Bassermannschen Buchhandlung in Mannheim, deren Mitinhaber Karl Mathy war, und Mathys treffliche Hausfrau fühlte sich, nach Treitschkes Bericht, in der „Deutschen Geschichte" (Bd. V, S. 366) „glückselig, da sie die Blätter zuerst durchmusterte und dies neue Kleinod deutscher Dichtung gleichsam entdeckte." Ihrem Urteil schloß sich Karl Mathy selbst, der, zumal in seiner Schweizer Flüchtlingszeit als Schulmeister von Grenchen, unverfälschtes alemannisches Bauernleben von Grund aus kennen gelernt hatte, vorbehaltlos an. „Da hast du was Rechtes gemacht," sagte der seltene Mann dem Dichter, gleich nachdem er die ersten Proben der Erzählungen gelesen. Die junge Firma war gern bereit, den Verlag zu wagen. Das einzige Bedenken, das Mathy — gegen den Titel „Schwarzwälder Dorfgeschichten" — äußerte, fiel, als Auerbach diesen selbstgeprägten Namen als conditio sine qua non bezeichnete. Der Druck wurde rasch gefördert, der Doppelband vor Weihnachten in die Welt geschickt mit einem Erfolge, den Bassermann und Mathy so wenig wie Auerbach sich hatten träumen lassen. Die „Schwarzwälder Dorfgeschichten" wurden nach dem Zeugnis von Mathys Biographen, Gustav Freytag, auf viele Jahre ein Lieblingsbuch der Deutschen, während des vierzehnjährigen Bestandes der Firma kaufmännisch der größte, wenn nicht geradezu der einzige Treffer des feine Gaben — Gervinus' „Preußische Verfassung", Redtenbachers „Mechanik", David Strauß' „Romantiker auf dem Thron der Cäsaren", Weils „Geschichte der Chalifen", Röths „Geschichte der abendländischen Philosophie" — mit heiklem Geschmack wählenden Verlages. Und für Auerbach entschied dieser Glückswurf über seine ganze Zukunft. Der Name seiner Schöpfungen wurde mit dem ihres Schöpfers zum Wechselbegriff und damit zum Weltnamen, niemandem überraschender als dem Dichter selbst, der in der Zeit, in der die „Schwarzwälder Dorfgeschichten" keimten und wuchsen, von Gläubigern gehetzt, von Blutsverwandten um Beistand bedrängt, an seiner Lebensaufgabe irre geworden, seine Rettung von ganz andren Arbeiten und zuletzt von wunderlichen Auswanderungsplänen erhofft hatte.

Wieder war einer ausgezogen, Eselinnen zu suchen, um ein Krönlein zu finden. Am Rhein, in den drei leiden- und freudenreichen Jahren 1840—1842, wird Auerbach, wie der Held eines Erziehungsromans, vom Schicksal in die Schule genommen; nach manchen unverschuldeten Heimsuchungen und verschuldeten Fehlschlägen schließen seine Lehrjahre mit der Vollendung seines ersten Meisterbuches, mit der Erkenntnis seines eigensten Berufes. — —

Im September 1837 hatte Auerbach in Stuttgart sein erstes Werk, den historischen Roman „Spinoza", im August 1839 in Frankfurt sein zweites, das Lebensgemälde, „Dichter und Kaufmann", vollendet. Beide Bücher waren als Teile einer Reihe, „Das Ghetto", gedacht. Beide Male wollte der Erzähler, von Walter Scott angeregt, in lebenstreuen Bildern aus der Vergangenheit Art und Sitte seiner Vorfahren schildern. Beide Male hat der Dichter absichtslos bezeichnenderweise zu Helden seiner biographischen Romane Männer gewählt, die durch Gedankenarbeit und Lebensführung mit dem rechtgläubigen Judentum in unheilbaren Zwiespalt geraten waren; beide Male seine Hauptgestalten vielfach zu Doppelgängern seiner eigenen Schicksale gewandelt. Der Amsterdamer Brillenschleifer und der Breslauer Buchhalter denken und reden häufig nicht nur, wie der ehemalige studiosus theologiae Berthold Auerbach: ihre Liebesgeschichten decken sich auffallend mit seinen eigenen Erlebnissen und Enttäuschungen. Der Name der unbeständigen Stuttgarter Freundin Auerbachs ist verschollen. In Frankfurt war es ein Fräulein Pauline G., das sich dem Dichter mit warmblütigem Liedervortrag ins Herz sang und seine Neigung mit einer Innigkeit erwiderte, wie sie nur Sonntagskindern zuteil wird. Paulinens Angehörige begünstigten anfangs die Schwärmerei des Dichters, machten dem Liebeshandel aber schleunigst ein Ende, als Auerbachs Bewerbung um die Predigerstelle am Hamburger Tempel, vermutlich infolge seiner ehemaligen Verurteilung wegen burschenschaftlicher Umtriebe, scheiterte und ein vermögender Kaufmann aus Birmingham als ernster Freier sich meldete. Die Mutter beschied Auerbach auf ihren Landsitz nach Sachsenhausen und überraschte ihn mit der halb mitleidigen, halb grotesken Mahnung: „Fassen Sie sich. Pauline ist seit gestern Braut. Nehmen Sie zur Beruhigung ein Brausepulver." Verzweifelnd stürmte der aus allen Himmeln Gestürzte davon; stundenlang irrte er im Freien umher, weit über Offenbach hinaus. Als er am nächsten Morgen erwacht, weint er zum erstenmal in seinen Mannesjahren laut auf. In wildem Schmerze glaubt er, nun sei es wie mit allen Liebes- und Lebens- auch mit seinen Dichterfreuden vorbei. In glühenden Klagen ergoß er sein Weh: ein junger Blütenbaum sei er gewesen, als er nach Frankfurt gekommen sei; nun hätten die bösen Leute gehörig geschüttelt und die schönsten Zweige mit den Knospen, die Früchte werden wollten, abgerissen. Weh- und weichmütig kann er sich in den Briefen an Jakob nicht genug tun mit der trübseligen Voraussage, daß sein Glück nie wiederkehren werde. Zu diesen Liebesnöten kamen Geldsorgen und andre Verdrießlichkeiten, die ihm den Aufenthalt in der Mainstadt völlig verleideten. Seine Stammkneipe, „die Sechzehner", in der er früher, zumal mit dem Maler Alfred Rethel, dem Arzt und Humoristen Hoffmann (dem sog. Struwelpeter-

Hoffmann) und andern munteren Gesellen, gern verkehrt hatte, gefiel ihm immer weniger, so daß er sie gelegentlich sechzehnendig wünschte. Die Großmannssucht der forzierten Talente widerte ihn mehr und mehr an; ihn verlangte auch in der Literatur nach schlichten braven Männern, von denen die Mode nichts hören mochte. Heines Börne-Buch mit seinen häßlichen Ausfällen gegen Jeanette Wohl und ihren gehörnten Esel von Gemahl empörte ihn dermaßen, daß er mit einer biographischen Rettung des Toten antworten wollte; um Gutzkow nicht ins Gehege zu kommen, sah er von diesem Vorhaben ab und begnügte sich mit einer heftigen Abfertigung Heines in der „Braunschweigischen Morgenzeitung“, die ihm der Gereizte niemals verzieh und bei jeder gehörigen oder ungehörigen Gelegenheit mit schnöden Bosheiten heimzahlte. Ebenso derb sagte Auerbach einem vorlauten, französelnden Schwarmgeist, Alexander Weill, die Meinung wegen seiner hämischen Verunglimpfung des Deutschtums; er kommt sich selbst komisch vor, wenn er, „ein Stiefsohn des Vaterlandes“, dessen Verteidigung übernimmt. „Sie kennen es nicht ganz, Sie wissen nicht, welch eine erquickende, gleichmäßig verteilte Temperatur der Bildung in Deutschland herrscht; draußen auf dem Land,“ so heißt es in seinem Brief vom 12. Mai 1839, der ahnungslos prophetisch auf die eigene kommende Sendung hindeutet, „in den kleinen Städten, die von Mundtschem Aberwitz und Kokettieren nichts wissen, dort hat die Bildung ihre tiefsten Wurzeln.“

Der Segen dieser Wahrheit kam Auerbach vollauf zugute, als er sich im Sommer 1840 am Rhein niederließ. Nachdem er Frankfurts überdrüssig geworden, hatte er zwischen Heidelberg und Mannheim als künftigem Wohnort geschwankt, sich aber schließlich für Bonn entschieden, das für seine nächsten Arbeits- und Reisepläne gleich bequem gelegen schien. Er hatte vor, zwei Lieblingsgestalten seiner ersten Romane, Spinoza und Moses Mendelssohn, ein weiteres Denkmal aus ihren eigenen Werken zu errichten. Joseph (der in Koblenz ansässige Sohn von Moses) Mendelssohn sollte ihm neue Quellen zur Lebensgeschichte wie zur Gesamtausgabe erschließen. Und einer deutschen Übertragung sämtlicher Schriften Spinozas wollte er eine Biographie des Denkers vorausschicken, für die er Forschungen in Amsterdam, Rheinsburg und dem Haag so ernstlich ins Auge faßte, daß er sich im Vertrag mit dem Buchhändler Scheible ein besonderes Reisegeld ausbedang. Mit jüngerhaftem Eifer begann er die Verdeutschung des ganzen Spinoza, die vom Anfang des Jahres 1840 bis zum August 1841 seine Hauptarbeit blieb. Trotz dieses angestrengten zehn- und mehrstündigen Tagewerks war es seiner geselligen Natur unmöglich, ein Einsiedlerleben zu führen. Durch Moses Heß hörte er zum erstenmal von einem als Ausbund philosophischer Genialität gepriesenen jungen Gelehrten, der sich in Bonn zu habilitieren gedachte — Karl Marx. Im Haus des Bonner Patriziers Kaufmann war er bald wohlgelitten bei alt und jung. Heinrich König, ein redlicher Volksmann und guter Erzähler, der Wortführer der Judenemanzipation in der hessischen Kammer, der Auerbach von Frankfurt her kannte, führte ihn in das Haus seiner Schwester ein, die in Mainz an den Weinhändler Adam Dupré verheiratet war. Der

emsige Karl Andree, durch seine Beteiligung an der Jenenser Burschenschaft gleichfalls von der herkömmlichen Laufbahn zu dem in jener Zeit noch ziemlich fragwürdigen Beruf des Zeitungsschreibers abgedrängt, hatte Auerbach wegen seiner Erstlingsromane und mehr noch als lieben Kameraden in sein Herz geschlossen; er zog ihn unablässig in sein Haus und machte ihn auch mit der Familie Strecker bekannt. Einer freundschaftlichen Mitteilung Erich Schmidts danke ich den Bericht der fünfundsiebzigjährigen Großmutter seiner Gemahlin, der Frau Dr. Caroline Strecker, über Auerbachs Einzug in ihren Kreis: „Ich weiß noch so gut, wie Auerbach das erstemal zu uns kam mit dem damaligen Redakteur Dr. Karl Andree. Mitten hinein in die Familienstube, kaum bemerkt, da alle zusahen, wie das jüngste Kind mit einer zahmen Schlange spielte, der die Hauskatze zuleibe wollte. Den Streckers als Schriftsteller noch wenig bekannt, blieb er gleich behaglich zum Abend. Es war seine Persönlichkeit, die uns, auch die Kinder, gleich so wohltuend einnahm. Als die Herren fort waren, sagte mein Mann: ‚Das ist ein lieber Mensch, der soll nur recht oft zu uns kommen.“ Und dies geschah denn auch.‘ Das Mainzer Geschlecht der Strecker, mit den „permanent wohlgeheizten Herzen“, konnte den Prachtmenschen, lange bevor er ein berühmter Mann geworden, um seiner selbst willen nicht oft genug bei sich sehen und sorgte deshalb dafür, daß ihm die Rheindampfergesellschaft freie Fahrt verwilligte. „Wie oft, wenn wir abends vom Spaziergang heimkehrten, fanden wir Auerbach bei den Kindern; manchmal mit ihnen auf der Erde sitzend und ihnen im Kreise erzählend. Sie hatten ihn alle lieb, und er verstand es so innig, sie zum Denken anzuregen. Lieb war er uns ungebildeten Menschen allen durch sein Gemüt, als wir über seinen eigentlichen Beruf noch im Zweifel waren.“ Seinen Kunstgenossen gefiel er nicht weniger: „Auerbach stand damals,“ nach dem Urteil von Heinrich König, „in der reinsten, vollsten Blüte seiner Schwarzwälder Gemütlichkeit, die von dem Glück und den Früchten seiner nachmaligen Dorfgeschichten noch unbeschwert war. Es geht den Schriftstellern oft wie den Lerchen: ehe die Körner der Ernte ausfallen, fliegen sie am höchsten; solange ihnen die Ackerfurche noch wenig bietet, suchen sie es in den Lüften.“ Ein Überschuß von Begeisterungsfähigkeit, ein unstillbarer Drang, sich mitzuteilen, kennzeichnet Auerbachs Wesen bis an das Ende seiner Tage: niemals aber äußerten sich diese Gaben gewinnender als in jenen am Rhein verlebten Zeiten, niemandem gegenüber feuriger als einem halben Nachbar, dessen Gedichte er als einer der ersten in der „Europa“ nach Gebühr gewürdigt hatte: Ferdinand Freiligrath. In Unkel suchte Auerbach den Sänger der Wüste, des Meeres, der exotischen Fernen auf, der gerade damals den Rolandbogen neu aufbauen half und vom Drachenfels das Rheintal selbst mit seiner bunten Traubenzier einem Römer verglich, in dem die Minne, die Romantik schäumte. Beim ersten Schritte über die Schwelle von Freiligraths bescheidner Dichterherberge sah Auerbach blühende Blumen im gefüllten — Weinglas. Von dem Poeten hatte sich der Gast nach dessen Versen ein andres Bild ausgeträumt: ein massiver Mulattenkopf saß auf einer mächtigen Gestalt mit breiter Brust und gedrungenem Bau. Das erste

Befremden wich nach der ersten treuherzigen Begrüßung; nach einer einzigen Begegnung fühlten sich die Beiden eng verbrüdert.

„Wie oft wandelten wir auf und ab, hüben und drüben am Rhein, und der Hühnerhund, genannt Strolch, wanderte mit uns. Wir gewannen eine zweite Jugend. In brausender Jugendluft saßen wir selbander und mit andern guten Genossen in der Schenke und fuhren im Abendschimmer und im Mondesglanz auf dem Kahn dahin. Ich war in jener Nacht dabei, die Matzerath in einem Gedicht schilderte, da Freiligrath sich mit dem Glas in der Hand im Kahne erhob und dem alten Drachenfels Smollis zutrank.

Wundersame Elemente bewegten sich damals in der Atmosphäre der Zeit. Der Saint-Simonismus, die Emanzipationsideen des jungen Deutschland, die politischen Forderungen und Erwartungen, welche die Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. erweckte und dazwischen eine neue Belebung, vielleicht eine letzte Fassung der Romantik.

Der Tod Immermanns traf uns wie ein Familienunglück.

Das „Rheinische Jahrbuch", das Matzerath, Freiligrath und Simrock — dieser zum Gleichklang Simrath genannt — herausgaben, brachte ein Gedicht, das zu einem geschichtlichen Ereignis wurde. Ich ging eines Abends in Köln mit Matzerath zum Besuche der Familie v. Binzer, da erzählte Matzerath, daß er von einem Manne, der hier eine kleine Anstellung habe, einen schönen Beitrag für das „Jahrbuch" erhalten, und er las das Gedicht von Nikolaus Becker:

Sie sollen ihn nicht haben
Den freien deutschen Rhein.

Als ich die Nachricht vom Tode meines Vaters erhielt, wanderte ich mehrere Tage einsam durch das Siebengebirge. Von tiefster Heimatssehnsucht erfaßt, schrieb ich unter der großen Buche bei Plittersdorf die Entwürfe zu den ersten zwölf Dorfgeschichten. Ich kam zu Freiligrath. Ich mochte ihm sehr unklar erzählt haben, was für Pläne mir im Kopfe schwirrten, waren sie mir ja selbst noch nicht klar."

So lautet der erste gedruckte Bericht über die Entstehung der „Schwarzwälder Dorfgeschichten". Anlaß, Zeit und Ort der ersten Niederschrift scheinen nach diesem eignen Zeugnis des Dichters in seiner siebenundzwanzig Jahre später, 1867, gehaltenen Rede auf Freiligrath verbürgt, und Auerbachs Angaben werden in der Hauptsache bestätigt und durch einen bemerkenswerten Zusatz ergänzt in der 1903 veröffentlichten Biographie des Bonner Oberbürgermeisters Leopold Kaufmann: „Der Dichter Berthold Auerbach verkehrte in den Jahren 1840—1841 häufig in der Familie. Er sang abends mit den Kindern Volkslieder und machte sie mit den „Alemannischen Gedichten" Hebels bekannt. Während des Bonner Aufenthaltes starb sein Vater. Kaufmann erzählte oft von dem tiefen Schmerz, der Auerbach ergriffen und den er durch lange Wanderungen im Siebengebirge zu stillen suchte. Damals entstand auf die Anregung der Mutter Kaufmanns hin der Plan, das Andenken an den Vater und die Heimat zu verewigen, was Auerbach später in den „Schwarzwälder Dorfgeschichten" zur Ausführung brachte."

Da nun der Sterbetag von Auerbachs Vater sich genau bestimmen läßt, — der Brief des Nordstetter Volksschullehrers, in dem dieser seinem früheren Schüler das Ereignis mitteilt, ist vom 30. August 1840 datiert — müßte die Entstehung der „Schwarzwälder Dorfgeschichten" in den September 1840 fallen. Im Nachlaß Auerbachs fand ich aber, daß Wochen und Wochen vor der Nordstetter Traueranzeige unsrem Dichter der Einfall durch den Sinn ging, Gestalten und Schicksale aus dem Bauernleben seines Geburtsortes als Erzähler festzuhalten. Diesen Beweis erbringen die „Bausteine" Berthold Auerbachs. Diese Bezeichnung gab der Anfänger den festgebundenen Notizbüchern, in die er seit Beginn seiner literarischen Wirksamkeit in winzigen Schriftzügen und nicht immer vollständig zu enträtselnden Abkürzungen viel und vielerlei, allgemeine Betrachtungen, Auszüge, Verse, Titel und Stoffe zu geplanten Arbeiten eintrug. Bunt wechseln in diesen „Bausteinen" die Texte von Auerbachs Selbstgesprächen: im ersten Band (1836—1840) hört man den Zwanziger in höchster Lebendigkeit monologisieren über die Zukunft des Judentums, Utilitarier, Friedrich II., Parallelen zwischen Börne und Gutzkow, Ästhetisches, Sprichwörter der deutschen Juden, Spinoza und Ephraim Kuh, Hebel, Mendelssohn, Goethe und Hegel, Seume, Freiheit, Waiblinger, Fischart, Rahel. Ebenso weit voneinander, wie diese Themen und Namen, liegen die Vorwürfe ab, die er zu künftiger künstlerischer Behandlung vormerkt: Sabbathai Zewi, der jüdische Messias. Die Synagoge zu Worms. Im Irrenhaus. Christus ist wiedererstanden. Eine satyrisch-ernste Zeitschilderung. Senckenberg, Eine Novelle. Proben eines Briefwechsels zwischen Adam und Eva. Ein Lustspiel-Vaudeville: Röhrle von Häfner-Neuhausen. Ein Volksbuch à la Münchhausen und Till Eulenspiegel. Eine Selbstbiographie im Ton von Simplizissimus und Robert Macaire. Eine Tragödie: Winckelmanns Tod. Der Unglücksvogel oder Daniel in der Löwengrube. Eine Tragödie: Alexander Puschkin. Ein historischer Roman: Giordano Bruno. Die Witwe von Fondi in Bülows Novellenbuch zu dramatisieren. Der König von Jerusalem. Eine traurige Geschichte.

Zur Ausführung ist kein einziger dieser Ansätze gelangt. Der angehende Künstler spielte mit allerhand Einfällen, ganz im Sinne von Freiligraths Versen, die sich ebenfalls in einer Sammlung von Motti der Bausteine finden: „Ein Weisel will ich schweifen, umschwärmt von meinem Hofstaat, den Gedanken."

Auch das zweite „Bausteine 11. Febr. 1840" überschriebene Notizbuch weist mehr Gerölle, Geschiebe und Flugsand als ganze Quadern auf. Am Eingang stehen, für den jungen Auerbach ebenso belangreich wie für den alten, Erörterungen über die Schwierigkeit, in gleichem Maße Menschenliebe und Menschenkenntnis zu vereinigen. Reflexionen, die Jahrzehnte später großenteils unverändert in die „Tausend Gedanken des Collaborators" hinübergenommen wurden, folgen. Bemerkungen über Aufgaben der Zeit, Philosophie der Geschichte, Resignation und Lebensluft, deutsche Dialektsammlung, ein Katalog von Selbstbiographien schließt sich an, bis unversehens der (in seinem Durcheinander von Zusätzen eigentlich nur durch eine photographische Wiedergabe genau darstellbare) Eintrag folgt:

Bonn. Sonntag morgens.
10. Juli 1840.

Dorfgeschichten[1].

1. Wie mein Nachbar Hansjörg vom Tabak-Rauchen entwöhnt worden ist.
2. Unruhige Köpfe.
3. Der Heirle oder des Wagners Konrads Bub.
4. Kätherle mit der gebissenen Wange.
5. Ein Opfer.
6. Der Hemdklunker.
   Eine traurige Geschichte.
7. Der Tannzapfenpeter (ein Märchen).
8. Die feindlichen Brüder.

Es ist somit — da das Datum 10. Juli schwerlich verschrieben sein dürfte — kaum zu bezweifeln, daß Berthold Auerbach fast zwei Monate, bevor er den Tod seines Vaters erfuhr, acht Entwürfe zu „Dorfgeschichten" skizziert hat, von denen auch sechs in den Jahren 1841—1843 zur Ausarbeitung und in die erste Sammlung gelangt sind. Nr. 6 dieser Urentwürfe, „Der Hemdklunker", wurde I der „Dorfgeschichten": „Der Tolpatsch". Nr. 1, „Wie mein Nachbar Hansjörg vom Rauchen entwöhnt worden ist", steht in den „Dorfgeschichten" als II, „Die Kriegspfeife". Nr. 3, „Der Heirle oder des Wagners Konrads Bub", entspricht VII, „Ivo der Hajrle". Nr. 4, „Kätherle mit der gebissenen Wange", IV „Tonele mit der gebissenen Wange". Nr. 5, „Ein Opfer", erscheint in den „Dorfgeschichten" als III: „Des Schloßbauern Befele". Nr. 8 der Urentwürfe, „Die feindlichen Brüder", unter derselben Überschrift als VI der „Schwarzwälder Dorfgeschichten".

Diese ziemlich roh behauenen ersten „Bausteine" der „Dorfgeschichten" beachtete der Werkmeister eine Zeitlang nicht mehr als ein Dutzend andrer Pläne. Ganz ähnlich sammelte er Züge zu „Lebensbildern": 1. Der deutsche Stubengelehrte. 2. Der Hauderer. 3. Der commis voyageur. 4. Der Handwerksbursch. 5. Der Leutnant. 6. Der Schauspieler. 7. Der Oberkellner. Und nach wie vor beschäftigten ihn beständig neu aufsteigende Aufgaben und Einfälle: „Aus Herders Leben 1771—1775. Eine Novelle." „Zu Gebhard Truchseß". „Du sollst dir nicht nachgeben. Eine Erzählung." „Geschichten aus dem Leben: 1. Das Glück durch die Wurst. 2. Der Urlump. 3. Versuche die Geister nicht. 4. Der Bildstock." „Charlotte Corday. Trauerspiel."

Eine Weile verdunkelt durch die späteren Eingebungen, werden die „Dorfgeschichten" unter dem Eindruck der Nordstetter Todesanzeige jählings mit neuem Licht übergossen. Im tiefsten hat der Heimgang des Vaters Berthold Auerbach bewegt. Seit seinem dreizehnten Jahr in der Fremde fühlte der Vereinsamte in diesen Stunden schmerzlichster Einkehr doppelt und

[1]) Den meisten der folgenden Titel sind in Schlagworten Auszüge der Fabeln, Winke für Einzelheiten usw. beigefügt, deren genauer Abdruck an dieser Stelle aus Raumrücksichten unterblieb.

dreifach, was er am Elternhaus besessen, welchen Schatz unzerstörbarer Kindheitserinnerungen die Heimat ihm übrig gelassen. Auf seinen Leidensgängen durch das Siebengebirge mögen ihm, nicht mehr so flüchtig wie zuvor im Juli, alle alten und neuen selbsterlebten Dorfgeschichten genaht sein und weit mächtiger als im Juli der Wunsch sich geregt haben, aus Nordstetter Bausteinen ein dauerhaftes Denkmal zu Ehren der engeren Landsmannschaft aufzurichten. Immerhin währte es noch über Jahr und Tag, bis die erste Dorfgeschichte, „Der Tolpatsch", fertig wurde und reichlich drei Jahre, bis die ganze Sammlung im Buchhandel erschien. Die Vollendung des Werkes hemmten nicht nur Pflicht- und Brotarbeiten, die der schlecht, mitunter auch gar nicht bezahlte Tagelöhner der Feder seinen Liebhabereien vorangehen lassen mußte. Der Dichter war bis zum Erscheinen der „Dorfgeschichten" in einer solchen Selbsttäuschung über seine Art und Kunst befangen, daß er gleichzeitig mit dem Kernigsten und Wirksamsten, was ihm zu schaffen beschieden war, seine Kraft ausgab in fragwürdigen und mißratenen Leistungen. Ungefähr in denselben Tagen, in denen er die Urentwürfe der „Dorfgeschichten" niederschrieb, vollendete er in zwei Wochen, im Wahn etwas Rechtes, jedenfalls etwas Größeres zu vollbringen, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen: „Alfred oder der Schwur". 1841—1843 bemühte sich August Lewald redlich, das nachmals „Oskar" betitelte Stück im Burgtheater durchzusetzen; der damalige Direktor Holbein erklärte sich auch bereit, das Drama zu geben; der Dichter erhoffte noch unmittelbar vor der Ausgabe der „Dorfgeschichten" Ruhm und 50 Dukaten von der Wiener Darstellung, die vermutlich nicht viel glücklicher ausgefallen wäre als die von Moritz im Stuttgarter Hoftheater zum ersten und letzten Male versuchte Aufführung. Auch in diese unter dem Zeichen von „Kabale und Liebe" stehende Gesellschafts- und Soldatentragödie spielen Auerbachs eigene Romane hinein; aller biographische Anteil genügt aber nicht, das Trauerspiel auch nur dem Forscher genießbarer zu machen; über das häßliche Grundmotiv — ein genialer, vom Vater der Geliebten abgedankter Artillerist schwört vor seinem Übertritt in die ägyptische Armee beim Abschiedsmahl im Kreise seiner Kameraden, jeden zu töten, der es wagen würde, seine Bertha zu heiraten — über dieses törichte Gelübde mit seinen vieraktigen Folgeübeln kommt kein gesunder Geschmack hinaus.

Weitschichtige Vorarbeiten zu einem geschichtlichen Roman „Kepler" blieben liegen. Wohlbedacht wagte sich Auerbach an diesen engeren Landsmann — der unglückliche Astronom stammt aus Weil, der Stadt im Neckarkreise — so wenig als an Hegel, den er gern in einem neuen Phädon persönlich mit seinen bedeutendsten Jüngern, insbesondere Gans und David Strauß, eingeführt hätte. Mit mehr Mut und Recht wählte er Spinoza zum Schutzheiligen philosophischer Dialoge, das Charaktergenie, wie ihn Auerbach in der Einleitung zur Verdeutschung seiner Schriften genannt hat, den Weisen, dessen Lehren er in einem Novellenzyklus zu veranschaulichen gedachte. 1842 erschien die erste Probe dieser Versuche „Intellektuale Liebe" in Mundts „Freihafen"; die zweite „Was ist Glück?" in den von Kuranda neubegründeten „Grenzboten". Sein Ziel war Umgestaltung, nicht Nachahmung der Kunstform

des antiken Dialoges, der Auerbach keiner lebendigen Erneuerung fähig schien; doch auch in seinen Philosophischen Novellen sollten weniger Ereignisse und Konflikte als Erörterungen der Kernpunkt sein. In der Tat gaben die Vorgänge beide Male dem Schreiber wie dem Leser nicht viel zu schaffen. In der „Intellektualen Liebe" verlobt sich ein durch Köln reisender ostpreußischer Gymnasiallehrer mit der Schwester seines hinter St. Marien am Kapitol wohnenden Universitätsfreundes. In der andern Erzählung wird ein Feuergeist, der Advokat Edmund, am Morgen nach einer großen Gesellschaft und Liebeserklärung verhaftet, unter dem Verdacht politischer Zettelungen monatelang gefangen gehalten, endlich nach dem Thronwechsel amnestiert und auf die Frage nach der Geliebten an ihr Sterbebett geführt. Die zwei- und mehrstimmigen Gespräche bringen manches Hübsche, nirgends ein tiefes Wort, mehr Auerbach als Spinoza. Bedeutsam für die Paten der Schwarzwälder Dorfgeschichten sind beide Geschichten gleichwohl: der Gymnasiallehrer in der „Intellektualen Liebe" sieht es als günstiges Vorzeichen an, daß das Mädchen seiner Wahl Elisabeth heißt, wie die blonde Lisbeth in Immermanns „Münchhausen", in dessen Lob er sich nicht genug tun kann. Und der vielumstrittenen Frage, wer eigentlich der Glücklichste? (der Liebende? der Denker? Raffael? Goethe? Franklin?), geht eine Vorlesung des nie genug zu preisenden Büchleins von Clemens Brentano „Die Geschichte des schönen Annerl und des braven Casperl" voran. Auch des biederen Claudius wird nicht vergessen: der Gymnasiallehrer möchte die einfache Statue des Wandsbecker Boten, der das Rheinweinlied gedichtet hat, „nächst dem Lied vom Prinz Eugen wohl das einzige, das alle Deutschen aller Gaue singen können," am Rhein aufgestellt sehen, „etwa in dem leeren Säulentempel auf dem Niederwald, von wo man den größten Teil des weinseligen Landes überschaut." Im geistigen Verkehr mit solchen Vormännern, empfänglich für alle Naturschönheit der Rheinlande, überall gern zu Gaste, wo zwischen Köln und Mainz der muntere Menschenschlag, der „Wein im Blut" hat, seine Feste feierte, heute beim Puppenspiel von Henneschen, Bestevater und Marzibill, morgen bei der Jubelfeier des Gürzenich, ein drittesmal zum Gutenbergfest geladen, wo Freiligrath die alte Fahne der Ulmer Meistersänger hätte tragen sollen, in Bonn mit dabei, als Arndt wieder in Amt und Würden eingesetzt, jauchzend im Garten an der Coblenzerstraße begrüßt wurde, ließ er die wohlausgedachte Folge „Philosophischer Novellen" liegen, fühlte er sich immer mächtiger getrieben, das Volksleben seiner Tage künstlerisch zu fassen. Und seinem Meister Spinoza diente er besser, als das durch Umschreibungen seiner Ideen in weiteren Gesprächen „Reich und arm", „Pietisten und Pantheisten" hätte geschehen können, durch die Verbreitung seines eignen Wortes in deutscher Zunge, durch die Übersetzung seiner sämtlichen, damals erreichbaren Schriften aus dem Lateinischen. Eine Leistung, die Vischer in seiner Grabrede für Auerbach „nicht den letzten Goldschmuck an seinem Ehrenkleid, nicht das kleinste Blatt in seinem Lorbeerkranz" genannt hat.

Die erste fünfbändige 1841 in 3000 Exemplaren gedruckte Auflage ist in einem Menschenalter vergriffen worden; 1871 hat Auerbach die Freude gehabt, bei Cotta eine zweite Auflage seiner Übersetzung veranstalten zu dürfen;

er konnte dort die von ihm selbst als überjugendlich bezeichnete biographische Einleitung, nicht immer zum Vorteil der Sache, im Ton mäßigen, Irrtümer, wie zumal die unhaltbare Vermutung, einer der Urbiographen, der an gewinnenden anekdotischen Überlieferungen reiche protestantische Prediger Colerus, sei ein verkappter Anhänger Spinozas gewesen, aufgeben, die Funde van Vlotens berücksichtigen und sachkundige Helfer, insbesondere Schaarschmidt und Ludwig Geiger, heranziehen. Mit Fug und Recht durfte denn auch der sterbende David Strauß Auerbach seinen Gruß entbieten als carissimo syspinozistae et amico suo. Dieses Verdienst um die Propaganda Spinozas wird nicht geschmälert dadurch, daß die Forschungen des Holländers Meinsma und des Deutschen Freudenthal in den letzten Jahrzehnten die Angaben aller Vorgänger überholt haben. Auerbachs Blätter sind heute noch lesenswert, nicht nur als Zeiturkunde; sie rühren in der Unterscheidung zwischen genetischer Entwicklung der Alltäglichen und der darüber hinauswachsenden genialen Entfaltung außerordentlicher Individualitäten an Fragen, die Goethe seit seiner Frühzeit bis ins Greisenalter, von der Straßburger Shakespeare-Rede bis zu den Gesprächen mit Eckermann über das Dämonische, beschäftigt haben. Und in dem Satze „wir erkennen die geniale Entfaltung als die höchste historische wie abstrakt rationelle Entwicklung", gibt der junge Auerbach einen wohl zu beherzigenden Wink für die Ergründung der heikelsten Geheimnisse biographischer Kunst und Forschung.

Zunächst, 1841, brachte die Vollendung seiner ehrlichen tüchtigen Spinozaarbeit Auerbach mehr Verdruß als Genugtuung. Öffentlich mußte er sich zur Wehr setzen gegen die Verdächtigung des Plagiates: ein Vergleich seines Deutsch mit älteren Übertragungen, der „Ethik" durch Schmidt, des „Traktates" durch Conz, macht jede Widerlegung überflüssig. Übel spielte ihm auch der Verleger mit; das vertragsmäßig zugebilligte Reisegeld versagte Scheible unter dem Vorwand unpünktlicher Textablieferung; die Wallfahrt zu Spinozas Wohnstätten war erst dem Sechziger vergönnt. Und um den geringen, durch Vorschüsse noch nicht aufgezehrten Rest des Honorars mußte Auerbach groschenweise mahnen. Immer enger und kümmerlicher wurde seine Lage. Die Opferfähigkeit seiner alten Bekannten war erschöpft. Auch Jacob Auerbach war mit seinen Mitteln zu Ende; mit bitterem Scherz schrieb ihm Berthold, es sei ihm lieb, daß ihm der Getreue einen Brief schulde: sei das doch das einzige, was man ihm schulden könne. Die Seinigen, des Ernährers beraubt, drängten mit immer neuen Bitten um Zuschüsse, und es schnitt ihm in die Seele, wenn er der Mutter nicht ausgiebig helfen konnte. Sein jüngerer Bruder Julius, den er zum Studium der Medizin angeregt, kam nicht recht vorwärts und quälte den selbst Schwerbedrängten mit unaufhörlichen, nicht immer sanften Beschwerden, bis Berthold sein letztes hergab, um Julius in Amerika eine Existenz zu gründen. In solchen Nöten heckt Auerbach immer abenteuerlichere Pläne aus; nachdem sich das Projekt der Mendelssohn-Ausgabe zerschlagen, will er Ende Juli 1841 nach London reisen und im Vertrauen auf Empfehlungen an den Prinz-Gemahl Albert v. Coburg dort eine Wochenschrift gründen: „Echo. Zur Kunde des deutschen Lebens in Wissenschaft, Poesie und Kunst", die jeden Samstag ausgegeben werden soll, damit sie am folgenden Sonntag in

den Händen der Abnehmer sein kann. Der Preis soll zwei Pfund jährlich sein. Er sucht deutsche Setzer, läßt sich Voranschläge machen, wie viel bei einer Auflage von 400—2000 Exemplaren Papier, Druck, Versand kosten. Wohlmeinende Freunde bezeichnen das Vorhaben als aussichtslos. Und andre, mit Karl Andree ins Auge gefaßte Unternehmungen, zunächst ein Kalender, kommen ebensowenig zustande. In äußerster Verlegenheit übernimmt er im Mai 1843 für die von Karl Andree und August Lewald herausgegebene Bürgerbibliothek einen Sagen- und Märchenschatz; ferner die Charakteristiken von Leibniz, Kant, Lessing, Mendelssohn, Keppler, Rahel, endlich für die Blumenlese der Dichter und Prosaiker Lessing, Logau, Hoffmannswaldau, Lohenstein, Gellert. Im Jahre 1843 erwirkt er vom hessischen Ministerium die Konzession zur Herausgabe einer Wochenschrift, „Der deutsche Hausfreund“, ein Volksblatt, dessen handschriftlich erhaltener Entwurf die Grundgedanken zu Auerbachs „Gevattersmann“, „Schatzkästlein“ und „Illustrierter Volkskalender“ in frischem Volkston anschlägt[1]). Zur Ausführung gelangte von alledem nur eine Programmschrift für den denkenden Mittelstand: „Der gebildete Bürger“. Angeregt von Channing, teilweise mit Benutzung einer Rede dieses größten amerikanischen Predigers, äußerte „der gebildete Bürger“ Wünsche, die heute großenteils durch unsre Volksbildungsvereine verwirklicht erscheinen: geistige und künstlerische Förderung der Massen in ihren Ruhetagen durch Lehre, Kunst, Kunstgewerbe, Liedertafeln, landwirtschaftliche Schulen und Theater. Dabei denkt Auerbach nicht an fremde, vielmehr nur an Selbsthilfe; er weist jedem einzelnen die volle Menschenwürde zu; jeder einzelne vermag die Naturanlage durch festen Willen zu entfalten: Selbsterkenntnis, Selbstschätzung sollen und können helfen. Nicht Fülle des Wissens und äußerer Rang verleihen die höchste Geltung, schlichte Leute leisten als Charaktergenies durch die Schule des Lebens, Erfahrung und Beobachtung mehr, treffen das Richtige sicherer als Büchergelehrte und Würdenträger. Unsre besten Männer danken ihr Bestes ihren Müttern, so daß mit einem bei Auerbach völlig vereinzelten Paradoxon behauptet wird, Napoleon habe geringeren Einfluß auf die Menschheit als ein völlig abgeschiedener, rechtschaffener, klarer Mann aus dem Volke, der tüchtige in die Breite und Weite fortwirkende Naturen erzogen. Niedere Arbeit gibt's in gewissem Sinne gar nicht, Zeuge dessen Jacob Böhme und Hans Sachs. Freie Presse, Vereins- und Versammlungsrecht, politische Schulung, Selbstverwaltung wird bestimmt gefordert. Am auffälligsten im „Gebildeten Bürger“ ist, daß der Kenner und Maler der Bauern durchweg nur das Bürgertum als Kern und Krone der Nation, als Hoffnung und Bürgschaft der Zukunft preist. Gewiß ist, daß auch „der gebildete Bürger“ wenig Gegenwart hatte und nicht mehr Zukunft verhieß. Es wäre kein Wunder, wenn Auerbach nach so viel Fehlschlägen Lebenslust und Lebensmut vollkommen abhanden käme. Statt solcher Anwandlungen überrascht in den Rückblicken, in denen er, wie Hebbel zu Silvester, am liebsten an seinem Geburtstage mit sich ins Gericht geht, die Milde seines Gemütes. Hat auch

[1]) A. Bettelheim: Berthold Auerbachs „Neuer Rheinländischer Hausfreund“. „Die Nation“, Nr. 23, 7. März 1903.

die Liebe zu einzelnen getrogen, er liebt darum doch die Gesamtheit. Hat Menschentücke ihm auch viel zuleide getan, so kennt er doch wieder gute heilige Menschen. Überrennt Kleinmut „die hochgetürmten Festungswerke der Philosophie und das Kartenhaus seiner Resignation“, so hebt ihn doch wiederum seine Schöpferkraft über alles Gemeine hinaus. Das äußere Leben stellt er dem allwaltenden Geiste anheim, die Lehre Spinozas gewährt ihm vielleicht noch höhere Befriedigung als dem Gläubigen seine Kirchenlehre. In Stunden der Weihe faßt er „seine Endlichkeit in die Unendlichkeit, und das Lebensgebäude ruht ihm auf diamantenen Säulen durchsichtig und ewig wie das Weltgebäude“. Dauernd vermag er so erhabene Stimmungen freilich nicht zu behaupten. Zur Überlegenheit von Spinozas Amor dei, zur Gelassenheit, die alles Zeitliche, Persönliche nur als Zufälliges im Schein der Ewigkeit sieht, kommt der ganz im Persönlichen, Gegenwärtigen wurzelnde Auerbach nur in seltenen Augenblicken der Weltentrücktheit. Wie eine Berglokomotive den Talbewohner aus Nebeln der Niederung in freie Höhenluft emporträgt, hebt ihn der Gedankenflug Spinozas über Beklemmungen und Verdüsterungen in die Region trostreicher Sammlung. Und dieses eindringende Sichversenken in Spinozas Wort und Weisheit hat zeitlebens in dem Empfänglichen heilsam nachgewirkt — wesensgleich ist Auerbach dem kritiklos bewunderten Meister trotzdem niemals gewesen oder geworden. Dazu fehlte dem Dichter die furchtlose, durchgreifende Tapferkeit Spinozas in Glaubens- und Staatsfragen, die Schärfe seiner Metaphysik, die nach Auerbachs Wort die Denksubstanz von Jahrhunderten wurde, Spinozas freiwillige Abkehr von Markt- und Weltgewühl, das der Maler des Volkslebens nicht missen mochte und durfte.

In den ersten Schwarzwälder Dorfgeschichten ist denn von dem auch später mehr behaupteten als bewiesenen Einfluß Spinozas nichts zu spüren. Die Bildner des jungen Poeten waren andre Lebensmächte: die leibhaftige Gegenwart, die zur selben Zeit auch Freiligraths Blick aus den Tropen zurücklenkte auf die Not der Heimat, auf ein arm Geschlecht, „Schiffszieher, Ferge, Bootsknecht und Ackersknecht.“ Das Volkslied, dessen frisches Fortquellen Auerbach auf Wanderungen im Taunus belauschte, die Einkehr in die Vergangenheit des eigenen Dorflebens und die Nachwirkung des Beispiels von Brentano und Immermann. Unablässig preist er den Münchhausen: zuerst als Kritiker in der „Europa“, hernach in den „philosophischen Novellen“, endlich im Freundeskreis. Einmal fand er Caroline Strecker, wie sie im Münchhausen las: „Das ist ein Buch,“ rief er. „Das wird Ihnen gefallen. Da werden Sie sagen, ‚dagegen ist der Auerbach ein Stümper‘.“ — „Das hat er aber so lieb gesagt, so ganz aus Überzeugung und ohne Neid.“ Den gelehrten Kram im Münchhausen hätte die prächtige Frau nicht verstanden, wenn ihr Auerbach nicht oft erklärend zu Hilfe gekommen wäre. Mächtiger noch hat Brentanos „Annerl und Kasperl“ in Auerbach gezündet. Das Beste aber bescherte der eigene Genius. So viel er aus der Dorfwelt herübernahm, so gewissenhaft er, wie ein Gang durch seine Werkstätte und zumal sein (an dieser Stelle leider nicht mitteilbarer) Briefwechsel mit dem Nordstetter Schulmeister zeigt, den verdämmernden Kindheitserinnerungen durch neue Beobachtung und pedantisch

genaue Umfrage nachhalf: den rechten Stoff, die rechte Form, seinen eignen neuen Ton holte er aus der eignen, reichen Natur.

Caroline Strecker entsann sich genau des Abends, an dem der kurz vorher nach Mainz übergesiedelte Auerbach zu ihnen kam und mit den Worten „heut hab ich euch was mitgebracht", ein sauberes Manuskript aus der Tasche holte, den „Tolpatsch"; auch die älteren Kinder hörten seelenvergnügt zu. So las er ihnen nach und nach den ganzen ersten Band Dorfgeschichten vor. Frau Strecker erinnerte sich ebenso genau des letzten Abends, an dem er den fertigen Druck zeigte. Es war an seinem Geburtstag. Beim Nachtessen brachte Sophie, bald darauf die Braut Moleschotts, Auerbachs Gesundheit aus: „Unser Freund Auerbach und seine schönen Dorfgeschichten sollen leben!"

Die eigenhändige Reinschrift der ersten Dorfgeschichte hat sich erhalten: „Der Tolpatsch". Ein dünnes Oktavheft in einem Umschlag aus grünem Glanzpapier mit den Widmungszeilen: „Das ist die schöne mit Zukunft gesegnete Gegenwart, durch die und für welche man die Vergangenheit wieder auferweckt. So bringe ich denn dieses neu erschaffene Bild einer längst entschwundenen Zeit meinem Freunde Adam Dupré zu Weihnachten 1841 Mainz Mittwoch 1. Dez. 1841."

Durchaus „mundmäßig" erzählt, beginnt die Geschichte höchst bezeichnend mit einem höchst persönlichen „Ich sehe dich vor mir, guter Tolpatsch", und sie findet für den alten tiefen Eindruck den Zug um Zug so deutlich veranschaulichenden Ausdruck, daß Aloys Schorer im ersten Satz wie vor dem Schreiber auch vor dem Leser steht „in seiner leibhaftigen Gestalt, mit seinen kurzgeschorenen Haaren, die nur im Nacken eine lange Schicht übrig hatten." Für alle Zeiten blieb er mit seinem breiten Gesicht, seinen großen blauen Glotzaugen und dem allweg halboffenen Mund Auerbach im Gedächtnis, wie er dem Knaben einen Lindenzweig abschnitt, um ihm eine Pfeife daraus zu schnitzen.

Fünfundsechzig Jahre sind verstrichen seit der Niederschrift des Tolpatsch, weltumwandelnde Ereignisse haben Deutschland geeinigt, ungezählte neue Erzähler und Schulen sind mittlerweile gekommen und geschwunden — bis zur Stunde glaubhaft und in aller Ungeschlachtheit herzbezwingend ist der Tolpatsch geblieben, dieser richtige Doppelgänger des deutschen Michel, der mit Recht den Reigen der Nordstetter Bauern führt. Bescheiden hat Auerbach in seiner Meisterzeit diesen Erstling als Einfigurenbild bezeichnet, allerdings mit dem wohlbegründeten Zusatz, daß er dazumal ein Gradezu besaß, das er späterhin nicht mehr hatte und haben konnte. Man gewinnt Maler und Modell gleicherweise lieb als kerngesunde zukunftsreiche Naturburschen. Man kann sein Urbild in den Urentwürfen (Nr. 6 „Der Hemdklunker") vergleichen: sein Antlitz ist unverändert geblieben wie sein Schicksal, nur der Ton des Erzählers mit seinem vollen Herzensklang ist zum erstenmal laut geworden und seine liebreiche Art und Kunst bringt den Hörern Aloys Schorer als Lebensfreund nahe. Ein junger Bauer, dem Unbeholfenheit und Mundfaulheit den Übernamen Tolpatsch eingetragen, hängt sein Herz an die Tochter seiner Base. Für sie schafft und schanzt der gutmütige Gesell in wort- und willenloser Unterwürfigkeit. Ihr

zu Gefallen bringt er es sogar über sich, einen zugewanderten Knecht, der sich als gewesener Kavallerist ganz anders auf Welt und Weiber versteht, bei Schlittenfahrten für Marannele willfährig zu sein. Mit der Zeit hofft er es dem Hexenmeister gleichzutun, wenn er nur auch einmal den bunten Rock getragen. Deshalb wirft er auf dem Weg zum Losziehen Marannele's Glückskreuzer von sich in den Neckar, verschmäht alle dazumal bei der Stellung so leicht und oft geübte Bestechung, rückt in Stuttgart ein, legt in der Kaserne ein Stück seiner Blödigkeit ab, läuft als Urlauber sechzehn Stunden zur Kirchweih nach Nordstetten, um sich seinem Schatz im Glanz der neuen Uniform zu zeigen. Marannele, die dem Tolpatsch versprochen, bis zu seiner Rückkehr zu warten, ist inzwischen von dem keckeren Nebenbuhler betört worden. In der Kirche, wo die Namen des künftigen Ehepaares von der Kanzel geworfen werden, erfährt der Tolpatsch sein Mißgeschick, und mit Urgewalt packt der Schmerz den Schwergeprüften. Anwandlungen von Selbstmord- und Ausreißergedanken schüttelt seinesgleichen bald ab. In einem grimmigen Raufhandel mit dem falschen Jörg macht er sich Luft, hält seine ordnungsgemäße Strafe aus, dann geht er gradaus nach Amerika. Dort gründet der Tolpatsch einen eignen Hausstand in einem von ihm urbar gemachten und so getauften neuen Nordstetten am Ohio, bleibt ein Kernschwab in der neuen Welt, hat ohne Spur der früheren Schüchternheit in freien Volksversammlungen zu rechter Stunde das rechte Mundwerk, tut als Offizier seine Bürgerpflicht — ein Sinnbild aller tüchtigen Deutschen, die der deutschen Heimat in der Fremde Treue halten, zugleich der erste wirksamste Quartiermeister Auerbachs in der neuen Welt.

Die einfache, musterhaft einfach vorgetragene Geschichte ist in ihrer Knappheit, Wahrhaftigkeit und Wärme vollkommen; wie man am Tolpatsch, da er unter das Militärmaß tritt, kein Untätele finden kann, wird der Kenner am Naturwuchs dieser treuherzigen Erzählung kein Fehl entdecken. In Liebe und Liebesleid grundehrlich, verdient der Tolpatsch in Gedächtnis und Dichtung der Deutschen fortzudauern. In dem täppischen jungen Riesen schlummern alle guten Geister. Das Herz geht dem vermeintlichen Dümmling auf, da er zum erstenmal Hauffs Reiterlied hört: vor innerer Freude beißt er knarrend die Zähne aufeinander beim Vers:

Tust du stolz mit deinen Wangen,
Die wie Milch und Purpur prangen . . .

Und so wenig der Kernmensch die Stimme der volksmäßigen Dichtung überhört, überhört er, wenn's gilt, den Weckruf der Bürgerpflicht in Krieg und Frieden. Niemals hätte Moltke seine Schlachten geschlagen, niemals Bismarck seine Reichsgedanken verwirklicht, wäre nicht der Heerbann hinter ihnen gestanden, dessen Kern Tausende und Hunderttausende vom Schlage des Tolpatsch waren.

Scharf wie die Rheinbundsarmee vom Volksheer des Jahres 70 unterscheidet sich der Held der geschichtlichen Anekdote „Die Kriegspfeife“ vom Tolpatsch und seinen Leuten. In den Revolutions- und napoleonischen Kriegen, als das heilige römische Reich in Scherben ging, griffen die Nord-

stetter Burschen lieber zur Selbstverstümmelung als zur Fahne. So schießt sich der Hansjörg 1796 einen Finger von der Rechten weg, um nicht mitmarschieren zu müssen. Sein Schatz verlangt zur Buße für solche Versündigung, der Frevler möge von der Pfeife lassen. Der Trotzkopf will sich indessen nicht einmal zu dem leichten Rauchopfer verstehen. Erst als marodierende Franzosen dem arglos Schmauchenden die Pfeife, ein Wunderwerk von Ulmer Maserkopf, aus den Zähnen reißen und Hansjörg nur durch das Heiratsversprechen des Kätherle von der Verfolgung der Übeltäter sich abbringen läßt, leistet er aus freiem Antrieb das Gelübde, von dem er nicht abgeht, auch als ihm die Braut zum Hochzeitsgeschenk eine der geraubten täuschend ähnliche Pfeife beschert. Mit glücklicher Laune ist dem anspruchslosen Liebeshandel ein welthistorischer Hintergrund gegeben: die kriegerischen Zeitläufe, die die Dorfeinsamkeit in ein aufgeregtes Heerlager umwandeln, die Durchmärsche von Truppen aus aller Herren Ländern, die dem trägsten Bauer den Umsturz des Reichsregimentes in ernstem und schnurrigem Anschauungsunterricht vor Augen stellen.

Vierzig Jahre später sind die Kriegsstürme vorbei; den bösen Korsen ist man los, tausend und abertausend Böse sind geblieben: die Vögte und Schreiber, die vom grünen Tisch aus „Befehlerles“ spielen und dem Landvolk jede altererbte Freiheit und Lustbarkeit mißgönnen. Einer dieser Quälgeister begnügt sich nicht, die Barttracht zu überwachen, Kirchweih und Fastnacht, Hammeltanz und Maibaum zu verbieten. Amtmann Rellings überrascht die Gemeinde eines Tages mit einem Anschlag am schwarzen Rathausbrett, der den Mannen bei strenger Strafe untersagt, fortan ihr Handbeil über Feld zu tragen. An einem Vorwand fehlt es nicht; das Amt will angeblich Waldfreveln vorbeugen. Auf diesen Klotz setzt der aufrechte Buchmeier den rechten Keil. Unverzagt haut er mit der Axt in das schwarze Brett, und nach diesem Vormann halten's die andern Nordstetter nicht anders mit der Schrift der törichten Verordnung. Im Amtshaus stellen sich die Rebellen, alt und jung, hundert Mann stark, tapfer mit ihren Äxten ein, und als ihr Wortführer gibt der Buchmeier mutig und mutterwitzig Bescheid in einer Trutzrede, die zu den kernhaftesten Eingebungen deutschen Volkshumors gehört. Die Schreibersleute, so höhnt er, werden nächstens noch die Noten vorschreiben, nach denen die Hennen beim Eierlegen gackern sollen. Sie mögen nur gleich getrost auf ihren grünen Tischen hier pflügen und ernten, auch Wachen ausstellen, damit die Bäume nicht zu viel Händel mit dem Wind bekommen, oder zuviel Regenwasser trinken. Vergebens versucht der Oberamtmann den Sprecher der Rotte zu ducken. Auch der sechsundsiebzigjährige Altschultheiß will nicht von seiner Axt lassen, bevor man ihn ins Grab legt. Der Beamte sei der Bauern wegen da, nicht umgekehrt. Ordnung muß sein, nicht Übermut und Leuteschinderei. Die spitzmäuligen Nordstetter geben nicht nach, und wenn sie mit ihren Äxten die Türen bis zum König aufbrechen müßten. Der Amtmann droht und wettert zum Schein eine Weile weiter. Seine Sache ist verloren. Er wird bald abberufen. Kein Staatsrechtslehrer des Vormärz, keine Größe der süddeutschen Kammern hat besser und bündiger abgerechnet

mit dem Dünkel des Polizeistaates als der Buchmeier: sein wuchtiges Bauernwort in der Horber Oberamtsstube stimmte mit Uhlands Dichterwort in der Stuttgarter Landstube für das gute alte Volksrecht.

In denselben Kreis der anekdotisch behandelten Ortschronik gehört die Eifersuchtstragödie „Tonele mit der gebissenen Wange" und die Zankkomödie der „Feindlichen Brüder", die, aus nichtigem Anlaß, einer Erbkiste wegen, entzweit, nach jahrelangem Haber sich finden, als der neue Friede stiftende Pfarrer ihnen gestattet, ihren Groll herauszusprudeln.

Für die andern, umfangreicheren Kompositionen der ersten „Schwarzwälder Dorfgeschichten" kehrt der Erzähler zu der ihm von „Spinoza", „Dichter und Kaufmann" geläufigen Technik des biographischen Romanes zurück. Wie im wirklichen Leben erscheinen die Schicksale des einzelnen und seiner Familie unmerklich und unlöslich verwachsen mit Weltfragen. Ivo, der Bauernsohn, der geistlich werden soll, wird der Größe und Grenze des katholischen Priesteramtes inne. Befele, die Bauerntochter, die als Vorläuferin der Frau Professorin aus dem Dorf in städtische Kreise, der studierte Lehrer aus dem Städtchen Lauterbach, der ein Bauernmädchen heiraten soll, behandeln in Gegenstücken das von Auerbach zeitlebens immer wieder abgewandelte Verhältnis der Naturkinder zu den Gebildeten. „Florian und Crescenz" oder, wie der Urtitel lautete, „Verlorne Menschen" zeigen das Los der durch eigene und fremde Schuld herabgekommenen Auswürflinge des Bauernstandes.

Ivo, ein Hauptstück in Leben und Dichtung Berthold Auerbachs, ist zugleich ein Hauptstück in der Entwicklung der neueren deutschen Dorfgeschichte geworden. Die Primiz eines Nordstetter Kindes, die erste Messe und erste Predigt des neugeweihten Priesters, seine heilige Vermählung mit der Braut Kirche wird vom ganzen Dorf andächtig mitgefeiert. Diese mit allem Schauprunk des Katholizismus umleuchtete Verklärung des Priesterberufes weckt in einer Reihe von Bauernfamilien den Wunsch, die gleiche Himmelskrone zu gewinnen. Der Sohn des Zimmermanns Valentin Bock wäre vorher am liebsten Schmied geworden; auf die Frage des Vaters, der den „gut kopfeten" Jungen als Pfarrer am besten zu versorgen wähnt, erklärt sich nun der sechsjährige Ivo, berauscht von dem Kirchenfest der Primiz, freudig bereit, geistlich zu werden. Und auch die Mutter sagt in schwärmerischer Frömmigkeit selig Ja und Amen. Einstweilen sind Ivo köstliche Kinderzeiten mit einer Jugendgespielin und einem alten Knecht in Feld und Stall beschieden; als rechtes Dorfkind wird er mit allen grauen und rotangestrichenen Tagen des Bauernkalenders vertraut. Dann führt sein Weg durch die lateinische Schule von Horb in die Fremde, wo dem Ehinger Klösterling und Tübinger Konviktszögling die Erkenntnis aufgeht, daß ihm der eigentliche Beruf zum Priesteramt abgeht. Er kann nicht, nur hinter Büchern sitzend, von der Frömmigkeit leben. Ihn verlangt es, in freier Luft mit Hand anzulegen, und sein Herz zieht ihn zur Gefährtin seiner Kindheit. Er denkt an Umkehr; in diesem Entschluß bestärkt ihn das Beispiel mancher Kameraden, die in gleichen Anfechtungen geistig oder sittlich zugrunde gehen. Allein er wird in seinem Vorhaben wieder wankend. Zunächst durch die Rücksicht auf die leidende

Mutter, die eine schwere chirurgische Operation nur in Gegenwart des gottgeweihten Sohnes ertragen will. Dann durch die Härte des Vaters, der nicht für den Geldverlust, für die Entschädigung der geistlichen Anstalt aufkommen will. Ivo ist bereit, das bindende Gelübde abzulegen. Seiner Qual erbarmt sich nach schwerem Seelenkampf die Mutter. Ihre Selbstverleugnung und die Opferfreudigkeit der liebenden Magd, die von Nordstetten bis Tübingen in der damaligen eisenbahnlosen Zeit die Nacht durch läuft, nur um Ivo die Botschaft der Mutter zu bringen, retten den Unschlüssigen. Von der Leiche eines durch geheime Laster zugrunde gerichteten Novizen geht Ivo, statt in das Konvikt zurückzukehren, ziellos in die weite Welt. Nach kurzen Irrwegen trifft er zufällig den alten Knecht Naz, der, mittlerweile durch Erbgang Großbauer geworden, seinem lieben Ivo Zuflucht und späterhin die Mittel gibt, Emmerenz zu heiraten.

Ivos Lebenslauf ist in der Frühzeit mit außerordentlicher Kraft behandelt. Goethe schildert den Einzug Franz I. in Frankfurt nicht angelegentlicher und glaubhafter, als Auerbach den Ehrenzug des Primizianten von Altar und Feldkanzel auf der Hochbur über die bedachte Treppe zum Nordstetter Kirchberg. Und nur eigenste Erinnerungen vergönnten ihm Treffer, wie Ivos Frage nach dem Eingang zum Himmel im gegenüberliegenden Hochdorf; die Kinderspiele mit Emmerenz; das idyllische Zusammenhausen mit Kühen und Enten; das Feldleben mit Naz und die Natursymphonie, den gewaltig geschilderten, Himmel und Erde in einen Kirchenchor aus fließendem Gold umwandelnden Sonnenuntergang, den Auerbach, während er in Weilbach am Ivo schrieb, mit eigenen Augen schaute. Persönliche Erinnerungen spielen offenbar auch in die ersten Lateinjahre, in die selbstgefälligen Regungen beim Verkehr mit den Söhnen des Oberamtmanns hinein. Der Nachhall eigener Vakanzfreuden und -Schmerzen klingt an in Ivos Heimatseligkeit bei den ersten, in seiner Beklommenheit bei späteren Ferialzeiten, da er der Trübung der elterlichen Ehe gewahr, der eigenen religiösen Zweifel bewußt wird. Ebenso wohlbewandert wie in Nordstetten zeigt sich Auerbach im Priesterseminar. Nirgends ist das damalige Leben katholischer Pfarramtskandidaten in Schwaben, harmlose Torenstreiche, Ausgelassenheiten, fanatische Teufelsbeschwörung und ekstatische Verzückung glaubwürdiger festgehalten. Clemens, der aus maßloser Freigeisterei in maßlosen Mystizismus umschlägt und Heidenmissionar wird; Bartel, der stumpfe Bettelstudent; der verwogene, bauernschlaue Konstantin, der durch dreiste Mißhandlung des Oberen auf dem „Herrentritt" die geistliche Anstalt prellt — er zwingt sie, ihn strafweise, ohne Ersatz des Lehrgeldes, zu entlassen, — jeder eine andre Spielart des Noviziats, alle Urschwaben in der Kutte. Die Nordstetter Handwerker- und Bauersleute haben wiederum durchaus eigene Gesichter: der mürrische, selbst gewalttätige Vater Ivos und die glaubensstarke Christine, eine Muttergestalt, die Züge Edel Auerbachs trägt. Und wie die Menschen, stehen die rechten Volkslieder, Volksbräuche, Volksfeste überall am rechten Platz. Widerspruch weckt nur die gar zu versöhnliche Lösung des Zwiespaltes. Ivo bleibt katholisch, obwohl er nicht Priester werden will. Immerhin; er heiratet, da

er die Gelübde noch nicht abgelegt hat, wie etwa Mathys Vater, der Mönch war und während der Revolutionszeit zum Protestantismus überging. Ivo fällt die Welt, wie durch Stahl zerschnitten, in zwei Hälften auseinander; nicht der gekreuzigte, der lebende, lehrende Christus, der so alliebend war wie keiner vor ihm, ist sein Erlöser — er treibt Bibelkritik auf eigene Hand, bleibt aber, trotz aller Ketzereien vom Vorhandensein der Wunder überzeugt, auf dem Gebiet orthodoxen Kirchenglaubens. Hier regen sich schon stärkere Zweifel. Die meisten Bedenken steigen aber auf angesichts der Leichtigkeit, mit der Naz dem Flüchtling jeden Stein aus dem Weg räumt und großmütig eine ganze Sägemühle mit Äckern und Baumschlägen schenkt. In solchen Punkten bedeutet Anzengruber durch die Vertiefung der Probleme, durch die größere Strenge und Wahrhaftigkeit seiner Abschlüsse einen Fortschritt über Ivo, dem seine ansehnliche literarische Nachkommenschaft über den Kopf gewachsen ist. Ivo ist einer der Ahnherrn des Pfarrers von Kirchfeld geworden, wie vom alten Knecht Naz, dem kirchenfeindlichen Wildling mit seiner in einer langen Schaltgeschichte gebeichteten trüben Vergangenheit, der „Wurzelsepp" und seine Sippe ihren Ausgang genommen haben. Und noch Gerhart Hauptmann nannte dem Hajrle Auerbachs zu Ehren seinen Erstgeborenen Ivo.

Ebenso fruchtbar als Ivo und sein Geschlecht ist der Nachwuchs des Dorflumpen Florian und des Sündkindes Crescenz geraten. Der schmucke großtuerische, leichtlebige Metzgerssohn Florian liebt auf seine Art die Crescenz, die vor der Welt als Tochter des Schneiders gilt, in Wahrheit aber das Kind eines katholischen Pfarrers ist. Zu arm, um mit Florian Hochzeit zu machen, versteht sich die Dirne dazu, nach dem Willen der Ihrigen die Braut eines staatlich angestellten Geometers zu werden, ein Verlöbnis, das nach Florians unvermuteter Heimkehr aus dem Elsaß einen Riß bekommt. Der Bursche sucht Händel mit dem Geometer, und Crescenz läßt nicht von dem ersten Schatz. Florian bleibt Sieger in jeder Rauferei, auf jedem Tanzboden. In seinem Handwerk fehlt es ihm nicht an Geschick, nur an Stetigkeit. Nebengewerbe, — er versuchte sich als Schmuggler und verliert geborgtes Geld am Würfeltisch, — schlagen zu seinem Unheil aus. Wohlmeinende Warnungen und hilfreiche Winke des Buchmeier weist er hoffärtig von sich; sein schamloser Anschlag, den geistlichen Herrn, der Crescenz' Vater ist, als Erpresser zu brandschatzen, wird zu Schanden durch die Schneidigkeit der horchenden Haushälterin des schreckhaften Pfarrherrn. Nun geht's immer schärfer bergab mit Florian. Er wird zuerst Schuldner, dann Mitschuldiger des Dorfdiebes Schlunkel. Sein Einbruch kommt auf. Er wird eingesperrt, entwischt, wird wieder gefangen und muß zu seiner ärgsten Demütigung in Ketten auf dem Weg ins Zuchthaus mitten durch Nordstetten mit dem Landjäger marschieren. Crescenz hält auch in dieser tiefen Erniedrigung bei ihm aus, sie eilt ihm als Trösterin entgegen, und bleibt ihm zur Seite auf seinem Leidenswege. Sechs Jahre lang bewahrt sie dem Sträfling ihre Neigung, und mit dem Freigelassenen — dem einzigen Nordstetter, der nichts mehr von Nordstetten hören will — teilt sie die Fährlichkeiten eines wüsten Land-

streicherlebens. Als Gaukler, Spielhalter, Scherenschleifer zieht Florian herum. In ihrer grimmigen Not lassen sie sich verleiten, ihren Knaben einem Bauern, der ein Kind annehmen will, für hundert Gulden zu verkaufen. Im nächsten Augenblick rührt sich ihr Gewissen. Sie holen ihr Kind und stoßen im Bauernstübchen unversehens auf den Vater der Crescenz. Diesmal wird der Pfarrer mürbe. Er sorgt für Kind und Kindeskind. Als geschlossene Kompositionen sind die kleineren Dorfgeschichten „Florian und Crescenz" überlegen. Auch in den „Verlornen Leuten" ist, wie in Ivo, der Abschluß durch eine zufällige Begegnung eine Verlegenheitslösung. Die tragischen Gewitter, die sich über Anzengrubers Sündkinder entladen und im Einsam überdies den sündigen Vater mit rächendem Blitz treffen, ziehen über Crescenz und ihren Vater nur als fernes Wetterleuchten auf. In allem Beiwerk zeigt sich wiederum die Meisterhand des Genremalers: der mit Trutzliedeln anhebende Wirtshauskampf; das Würfelspiel in Horb; die Heimsuchung des Pfarrherrn; die Strafeskorte des Gefesselten sind Sittenstücke, die der Beschauer nicht leicht vergißt.

Auch das „Befele" legt Zeugnis dafür ab, daß Auerbach von Anfang die Schäden und Schwächen der Bauernart in seinen Kreis zog; an ihrem Lebensweg stehen „fast lauter böse, in die Tracht schwarzer Leidenschaften gehüllte Menschen wie eine festgeschlossene Reihe." Schloßbauer, d. h. Eigentümer des damals gräflich Schleitheimschen Schloßgutes ist ein reicher Baisinger Bauer geworden. Durch seinen Kauf hat der Eingewanderte von vornherein die Mißgunst der Nordstetter herausgefordert, die nun und nimmer einem ihresgleichen Patronatsrechte gönnen, die sie den früheren aristokratischen Schloßgutsbesitzern vorbehaltlos zubilligten. Der Schloßbauer vergilt diese Gehässigkeit mit Rechthaberei. Bäuerliche Hartnäckigkeit und habsüchtige Rechtsanwälte verärgern die Hadernden dermaßen, daß der Schloßbauer und die Seinigen bald von den Nordstettern wie Aussätzige gemieden werden. Seine jüngste Tochter, Befele, ein engelsmildes, leicht verletzliches, durch ein unbedeutendes Hinken doppelt scheues Mädchen gibt alle Schuld an dem erbarmungslosen Kampf der Nordstetter gegen ihr Haus der Roheit der Bauern, — ein Irrtum, in dem sie durch unglückliche Ehen ihrer Geschwister mit Bauersleuten aus den benachbarten Ortschaften bestärkt wird. Die Werbung eines verwitweten Schultheiß schlägt sie deshalb aus, und dem ersten städtisch Gekleideten, der ihr ein freundliches Wort gibt — einem zufällig Nordstetten besuchenden Chirurgen — vertraut sie unbedingt. Die Lieblosigkeit, unter der sie Jahre und Jahre gelitten, macht sie doppelt empfänglich für die gleißnerischen Worte des Windbeutels. Sie kann dem Verlobten nicht widerstehen, als der sie beredet, ihre Kammer zu öffnen. In derselben Nacht trifft den Schloßbauer der Schlag. In unbegrenztem Vertrauen wird Befele noch einmal das Opfer des Betrügers, der mit ihrer Geldschatulle nach Amerika durchbrennt. In ihrer Pein wird die Schwangere durch die Tücke des rachsüchtigen, abgewiesenen Schultheiß aus ihrer letzten armseligen Zufluchtsstätte im Haus ihres Bruders getrieben: in den Tod, den die Verlassene freiwillig in dem aus den Ufern getretenen Neckar sucht.

„Der bekehrte Lehrer", wie „Der Lauterbacher" zuerst hieß, gelangt zu grundverschiedenem Urteil über die Bauern. Beim Eintritt in Nordstetten wird er wegen seines Geburtsortes mit dem Spottlied „Z' Lauterbach hab i mein Strumpf verlorn" geneckt. Auch er verargt den Bauern ihren Hohn, und seine ersten Begegnungen und Erfahrungen mehren seinen Widerwillen gegen die Rüpelhaftigkeit der Ungebildeten und vermeintlich Unbildsamen. Allgemach bringt ihn eine grundgescheite greise Bäuerin Maurita und mehr noch deren Enkelin Hedwig von seiner vorschnell gefaßten Meinung ab. Nach wenigen rasch überwundenen Rückfällen in die erste wechselseitige Verkennung verstehen sich die Bauern mit dem Lauterbacher, der zuletzt selbst ein Bauernmädchen heiratet und im glücklichsten Ehestand mit Hedwig nicht vergißt, mit dem Buchmeier und andern Gesinnungsgenossen unter den jungen und alten Bauersleuten Volksbildung zu pflegen, Lesekränzchen, Gesangvereine usw. zu begründen.

Befele hat den besonderen Anteil Jakob Grimms und Lenaus gefunden. In aller Schlichtheit behauptet sich die Gestalt als eine der in jedem Betracht ersten, rund durchgearbeiteten tragischen Charaktere der „Schwarzwälder Dorfgeschichten". Im Grundmotiv, dem unverständigen Hinausstreben aus dem Bauernkreis, leise und nicht unwürdig erinnernd an den Meier Helmbrecht.

Nicht weniger bezeichnend für eine andre, nur weit unerfreulichere Gruppe von Auerbachs Lieblingen ist der Lauterbacher. Dieser taschenbüchelnde Lehrer mit seiner Feldweisheit, in der er dicht neben Nutz- und Heilpflanzen mit selbstgefälligem Übereifer Unkraut säet, ist der Vorbote des halb humoristisch gedachten nicht immer humoristisch wirkenden Kollaborators und Dr. Gscheitle. die gelegentlich ernsthaft den Wunsch äußern, das Gras wachsen sehen und hören zu wollen.

Den letzten Federstrich am „Lauterbacher" machte Auerbach noch in Mainz, wie die Reinschrift vermerkt „25. März 43 morgens 11 Uhr", doch das letzte Imprimatur gab der Dichter nicht mehr am Rhein. Der betriebsame, für sich und seine Freunde sorgsam auf gesicherte feste Einnahmen bedachte Andree hatte nicht geruht, bis Auerbach außer der Mitredaktion der „Bürgerbibliothek" die Leitung eines neugegründeten, von Andree auf 5000 Abnehmer gebrachten Unternehmens: „Deutsches Familienbuch zur Belehrung und Unterhaltung" übernommen hatte; diese Bilderzeitung gab Auerbach nicht viel Arbeit, sie nötigte ihn nur, nach Karlsruhe zu übersiedeln. Anfangs wollte ihm das Leben in der badischen Hauptstadt gar nicht munden, er sehnte sich nach den gar zu lieben Beziehungen in Mainz, und er selbst fehlte den rheinischen Freunden auf dem Spaziergang und in der Kinderstube, beim Schmaus und in tiefgehendem Gespräch unablässig. Bald aber war er auch in Karlsruhe allerorten ein willkommener Gast. Seine Verleger Bassermann und Mathy hätschelten ihn als Hausfreund und zogen ihn, hochangesehen, wie sie als Abgeordnete waren, auch in den Kreis ihrer politischen Gesinnungsgenossen. Am 22. August 1843 veranlaßte Mathy zu Ehren des dreißigjährigen Bestehens der badischen Verfassung in allen Gegenden des Unter-, Mittel-, Oberrhein- und Seekreises volksmäßige Festakte; am Abend

wurden die Armen mit Wein und Brot bewirtet; am Gedenktag gab es Festreden, Trinksprüche, Freudenfeuer, Böllerschüsse, türkische Musik. Zur Zentralfeier in Bad Griesbach bei Oberkirchen nahm Mathy seinen lieben Auerbach mit; der Dichter fühlte sich in dem fröhlichen Volkstreiben so vergnügt, wie Gottfried Keller im Getümmel eidgenössischer Massenfeste, wie der griesgrämige Grillparzer auf der Brigittenauer Kirchweih. Wer heute die von Karl Mathy herausgegebenen „Vaterländischen Hefte" durchblättert, in denen der Treffliche die Berichte über den großen Tag aus allen Ecken und Enden des Ländchens vollständig sammelte, kann sich eines Lächelns über manche ganz ernsthaft gebuchte Zeichen konstitutionellen Sinnes nicht erwehren; in einem Schulzimmer ist z. B. als Schaustück ein Zeitungsdruck der badischen Landesverfassung eingerahmt neben der — Rettungstafel für Scheintote. Der süddeutsche Liberalismus jener Frühzeit ist nicht zu denken ohne derartige Schwabenstreiche und Aufzüge. Und Auerbach, der mit Itzstein, Hecker, Soiron, Heinrich König, Dr. Strecker unter Triumphbogen einzog, war in seinem Element, als den Volksmännern ein Fackelzug gebracht wurde und die Militärkorps von Oppenau und Peterstal in schöner Haltung und Uniform ausrückten, als die Bauernschaft in alter Volkstracht bei der Tafel mit 400 Gedecken sich einstellte. Noch dreißig Jahre später, als er von Allerheiligen zu den Wasserfällen bequem hinabspazierte, dachte er fröhlich an das Verfassungsfest zurück, an dem er mit den Abgeordneten denselben Ausflug bedeutend beschwerlicher gefunden hatte: 1843 mußte man noch an Leitern zur Aussicht klettern.

Nach der Heimkehr schrieb er für das „Familienbuch" Stücklein im Sinn des „Rheinländischen Hausfreundes". „Den Kindern im Hinterstübchen" erzählte er ein andermal ein gar nicht übles Märchen „Der Schlüsselgeist": die Entführung des schwerreichen Emirs Jussuf ben Suleiman in das Reich Plutos, wo er beim Erstgeborenen Proserpinas Gevatter stehen soll und zu seinem Entsetzen seinen wie den Schlüsselbund vieler andrer Geizteufel an Schlangen aufgehängt findet. Ein Traumgesicht, das ihn bekehrt, doch über Nacht eisgrau macht. Während der Dichter diese und andre Beiträge (die Beschreibung des Baseler Bundesschießens; den ersten Besuch des Wiesetales und der Hebelstätten) für das „Familienbuch" fertigbrachte, hörte er Tag um Tag von andrer Seite, in andern Tönen, daß die „Schwarzwälder Dorfgeschichten" unbefangenen Lesern und berufenen Kennern gleicherweise gefielen.

Noch vor dem Erscheinen der Buchausgabe, nur unter dem Eindruck der ersten Proben in Zeitschriften, veröffentlichte J. E. Braun in der „Europa" einen bis zur Stunde in der Hauptsache zutreffenden Aufsatz: „Ein Phänomen in der neuesten Literatur", der die Notwendigkeit einer Umkehr der Unterhaltungsliteratur begründet, Immermanns Münchhausen als Beginn dieser Wandlung und die „Dorfgeschichten" als die ersten Blüten aus dem Samen rühmt, den Immermann in die deutschen Herzen gestreut hat. Der junge Goedeke stellte die „Dorfgeschichten" über den Münchhausen. Wolfgang Menzel, den Auerbach in seiner allerersten Flugschrift „Das Judentum und die neueste Literatur" heftig angegriffen hatte, wünschte und hoffte nach einer warmen Würdigung der „Dorfgeschichten" im „Literaturblatt", daß

„manchem überreizten Gaumen diese doch gesunde Kost munden möge, wo die Seele, müde der mannigfachen Unnatur der Konvenienz und Poesie, wahrhafte Natur finden und sich dadurch gekräftigt fühlen wird". Venedey begrüßte den ihm völlig unbekannten Dichter in einem offenen Sendschreiben aus Havre als Tröster in aller patriotischen Sorge: seit er als Flüchtling in Frankreich gelebt, sei ihm nicht wieder so wohl gewesen als die paar Tage, die er in Nordstetten mit Auerbach zugebracht. „Die Herzen sind groß und gesund, und darauf kommt am Ende alles an. Das Holz, aus dem diese Kinder, diese Weiber, diese Mannen gewachsen sind, ist von dem grünen, und daraus läßt sich vieles machen." Hermann Marggraff ging in den „Blättern für literarische Unterhaltung" den Vorläufern der „Schwarzwälder Dorfgeschichten", E. Willkomms Lausitzern, Immermanns Westfalen, Joseph Ranks Deutschböhmen, Alexander Weills Elsässern, Spindlers Tirolern im „Vogelhändler von Imst" nach und kam zu dem Urteil, daß Auerbach die Vorzüge seiner Vormänner vereinige. Marggraff schien es leichter, mit Klopstock eine ausgedehnte Himmelswirtschaft als mit Jean Paul eine beschränkte Familienwirtschaft poetisch und anschaulich zugleich zu schildern. Nach seiner Ansicht „bieten solche einfach gesunde Darstellungen aus dem Bauern- und Volksleben jene Erquickung, um die wir vergebens die fremdartigen Riechwasser und Essenzen unsrer Salonromantik in ganzen Fluten an unsre Stirn verschwenden".

So hell, laut und weit der Chor dieser Stimmen durch ganz Deutschland scholl, an Reiz, Wert und Wirkung konnte sich keine mit dem Gedicht „Dorfgeschichten" vergleichen, das Freiligrath im November 1843 aus Sankt Goar an die „Kölnische Zeitung" einsandte. Der Eigentümer des Blattes, Du Mont, überraschte selbst den neuen Leiter der „Kölnischen Zeitung", den treuen Karl Andree, mit der Veröffentlichung der zwölf Strophen, die, bald nachher im „Glaubensbekenntnis" wiederholt, ein dauerndes Ehrenmal für den Sänger und für den Besungenen geworden sind. Auch Freiligrath beginnt mit dem Stammbaum der Dorfgeschichten. In den vier ersten Strophen gedenkt er Jung Stillings „Jugendgeschichte", Pestalozzis „Lienhard und Gertrud", Immermanns „Münchhausen" und Brentanos: „der — in ‚Annerl und Kasperl' — warf zuerst aus grauer Bücherwolke den prächtigen Blitz ‚die Leidenschaft im Volke'". Diesen Meistern stellt Freiligrath, der selbst mit dem Dichter des „Münchhausen" befreundet und von Brentano zumal seiner „Sandlieder" halber als stärkste Begabung der Jungen gegrüßt worden war, Auerbach gleich. In lapidaren Zügen hält er — wie zuvor in den gewaltigen Gelegenheitsgedichten „Bei Grabbes Tod", „Zu Immermanns Gedächtnis", „Ein Flecken am Rhein" („nennt für Brentano es ein Totenamt") — das Wesen des Werkes und des Werkmeisters fest:

Als Fünfter nun gesellst du dich zu diesen,
Die treu geschildert einfach kräft'ge Sitten;
Aus deines Schwarzwalds tannendunkeln Wiesen,
Mit seinen Kindern kommst du froh geschritten
Und setzest ein das Tuchwams und die Flechte
In ihre alten dichterischen Rechte!

Das ist ein Buch! Ich kann es dir nicht sagen,
Wie mich's gepackt hat recht in tiefer Seele;
Wie mir das Herz bei diesem Blatt geschlagen
Und wie mir jenes zugeschnürt die Kehle;
Wie ich bei dem die Lippen hab gebissen
Und wieder dann hellauf hab lachen müssen.

Das alles aber ist dir nur gelungen,
Weil du dein Werk am Leben ließest reifen;
Was aus dem Leben frisch hervorgesprungen,
Wird wie das Leben selber auch ergreifen,
Und rechts und links mit Wonnen und mit Schmerzen
Sturmschritts erobern warme Menschenherzen.

Und feuriger noch als den Dichtern des Volkes huldigt Freiligrath dem Nährboden ihrer Dichterkraft:

So geht es dir, so ging es jenen Vieren!
Wie schön ihr dasteht in geschloss'ner Reihe,
Für ein Jahrhundert den Beweis zu führen,
Daß immer jung bleibt deutsche Sitt' und Treue: —
Derb schaut mich an dasselbe Volksgesichte
Aus deinen Blättern wie aus Jungs Geschichte!

Am Neckar, Ruhr, in Bayern, Schweiz und Siegen,
Ob hundert Jahre sich durchs Land auch drängten,
Dasselbe Antlitz mit denselben Zügen!
Und überall noch, was sie auch verhängten,
Gedrücktsein, Armut, Kriegesnot und Trubeln —
Dasselbe Lachen, Weinen, Zürnen, Jubeln!

Und frohmütig baut der Dichter, der gerade dazumal über die Machthaber alle Schalen seines Zornes ergoß, seine Zuversicht für die Zukunft Deutschlands auf diese unzerstörbaren Grundmächte der Nation:

O, das erhebt! Wer mag ihn unterdrücken,
Den Kern im Volk, den ewig tücht'gen, derben?
So laß uns frisch denn auf und vorwärts blicken:
Ein Keim wie der wird nimmermehr verderben!
Der fängt erst an, in Pracht sich zu entfalten —
Mag Gott die Hände segnend drüber halten!

In solcher Hoffnung biet ich dir die Rechte! —
Wär ich der Schwarzwald, meine Wipfel ballt ich,
Und schüttelte der Äste Wucht und brächte
Ein Ständchen dir, wildrauschend und gewaltig!
Ich hoff, er tut's! Mag dir auf weitern Flügen
Indes mein Handschlag und dies Lied genügen!

Bis zum letzten Atemzug hat Auerbach Freiligrath seinen neidlosen, großherzigen Fürspruch nicht vergessen. Noch in seiner Freiligrath-Rede sagt er, das Gedicht sei eines seiner schönsten Lebensereignisse gewesen. Wie mächtig die Verse aber nach ihrer Veröffentlichung bei ihm einschlugen, zeigt sein einstweilen nur unvollständig gedruckter Dankbrief aus Karlsruhe (24. November 1843), dessen Mitteilung ich der Güte von Wilhelm Buchner und der Familie Freiligrath zu danken habe:

Dein Gedicht. Ich kann es dir nicht sagen,
Wie mich's gepackt hat recht in tiefer Seele.

Mein lieber, lieber Freiligrath!

Schon seit Montag gehe ich damit um, Dir aus ganzem Herzen zu schreiben und nun erhalt' ich gestern noch Deinen Brief! Ich bin zwar unwohl, ich leide an einem überaus heftigen Catarrh, ich wollte immer eine gute Stunde abwarten, um Dir so vieles zu sagen, jetzt aber muß und will ich schreiben. Ich war Montags hier auf meinem Zimmer, unwohl und über manches mißstimmt; ich wartete eben auf mein Mittagessen, das ich nun wie ein Gefangener allein verzehre, da kam Dr. Giehne und sagte: ich hab Ihnen was zu geben, und brachte mir Dein Gedicht. Ich wußte mir vor Freude gar nicht zu helfen; ich wünschte jetzt bei Dir zu sein und bei meinen Mainzer Freunden, meine Seele war so voll. Sieh, Lieber, Guter, Du darfst froh sein, Du hast mir einen hellen glänzenden Sonnenblick ins Leben geworfen, das ist ja das Beste, daß wir unserem Innersten genügend, Andern Glück bereiten. Ich sah Dich vor mir, wie ein Gedanke nach dem Andern in Dir aufstieg, wie Du ihn in schönen Versen aufreihtest, ich sah Dich vor mir, wie Du dann mit dem Blatte in der Hand zu Deiner Frau kamst und wie Ihr Euch Beide freutet. Es that mir unendlich wol, daß Du so ganz aus Dir selbst Dich zu diesen Aussprüchen gedrungen fühltest. Ich glaube, ich habe Dir's schon gesagt, die Stunden, in denen ich diese Bauerngeschichten schrieb, gehören zu den seligsten meines Lebens, ich war dabei wie in einer heiteren Andacht, ich konnte ganz tief in mich hinabschauen und oft war mir's als ob der Volksgeist auf mir ruhe, so leicht und von selbst machte sich Vieles, ich darf Dir das Alles sagen, Du mißdeutest es nicht! Du weißt ich bin ein grübelnder Philosoph und hab gar viel an mir herumgepoffelt, jetzt war mir's auf einmal, wie wenn es gar keine Literatur in der Welt gäbe und von Vorbildern konnte da natürlich gar keine Rede sein. Brentano's Annerl hat allerdings auf mich einen Eindruck gemacht, wie sonst fast kein Buch. Immermann steht doch noch bisweilen so wie ein Städter, der sich in das Landleben hinein begibt, dann aber bald wieder zur „guten Gesellschaft", wo man humoristisch und Alles das sein kann. Dir darf ich das sagen, öffentlich möchte ich es nicht aussprechen, denn groß und ehrwürdig bleibt Immermanns Schaffen. Ich hatte eine ganz andere Stellung, ich wollte durchaus in der Gegenwart und unter den Bauern bleiben. Sonderbar ist mir's wenn mich die Leute oft fragen, ob dieses oder jenes wahr sei. Ich bin jetzt bald 20 Jahre von Nordstetten weg und alles lebt vor mir hell und klar. Viele Thatsachen sind aus dämmernden Erinnerungen genommen und selbständig neu geschaffen, hatte ich einmal begonnen, ging die Geschichte fast von selber fort!

Mirkwerdig (wie der Herr Vitzthum sagt) muß Dir auch besonders sein. In meinem Notizbuche wo die ersten Entwürfe zu 8 Dorfgeschichten stehen ist beigemerkt „Bonn Sonntag Morgens 10. Juli 1840". Es war um die Zeit als mein Vater starb, da war es, als ob meine Kindheit neu auferstehen wollte, Du weißt, ich war damals sehr unglücklich und hatte auch noch die mühselige Arbeit der Spinoza-Übersetzung.

Ich werde die Dorfgeschichten fortsetzen und dann den Bauernkrieg im Schwarzwald bearbeiten. Wir sprechen noch darüber. — —

Deine Prophezeiung vom Schwarzwald-Ständchen wird wol nicht erfüllt werden. Die Nordstetter Bauern sind fuchsteufelswild über mich, sie sind eher geneigt mich durchzuprügeln wenn ich hinkomme, weil ich sie lächerlich gemacht und über sie gelogen hätte. Ich hoffe, die schwäbische Kritik, die sich bis jetzt nicht hören ließ, benimmt ihnen das Vorurteil, indem sie auch Dein Gedicht abdruckt.

Auch dem ersten Herold der „Schwarzwälder Dorfgeschichten", J. E. Braun, dankte der Dichter. In einem offenen Brief an die „Europa" bekannte er, daß Brauns Studie, „Ein Phänomen in der neuesten Literatur", ihn bestimmt habe, sein bereit liegendes Vorwort nicht in die Buchausgabe aufzunehmen. Immermann habe ihn ermutigt, nicht zuerst angeregt, das Volksleben in

seiner Selbständigkeit zu erfassen. Diese Aufgabe sei aus dem Beruf unsrer Zeit erwachsen, die Massen in selbständige Individualitäten aufzulösen. Das Pulver hat mit dem Rittertum, das Maschinenwesen mit der Handgeschicklichkeit einzelner aufgeräumt; nun tritt die allgemein menschliche Bildung ein und hebt den Rest der Bevorzugung auf. Im 18. Jahrhundert hatte sich die Bildung der höheren Stände so weit vom eigentlichen Volksleben entfernt, daß Friedrich der Große seiner Akademie die Frage vorlegen konnte: Doit-on tromper le peuple? Eine Frage, die 1843 in solcher Form nicht einmal diejenigen aufwerfen würden, die das Volk dauernd in Unmündigkeit halten wollen. In Dichtung und Wahrheit muß das sogenannte niedere Volksleben immer tiefer ergründet, Kunst und Wissenschaft immer volkstümlicher und nationaler, der Fortschritt einheitlich werden. Solcher Zukunft wollten auch die „Schwarzwälder Dorfgeschichten" vorarbeiten: ihre Endabsichten entwickelt Auerbach in der 1843 zuerst in der „Europa", seit 1857 auch in allen Gesamtausgaben gedruckten Erklärung: „Vorreden spart Nachreden".

Jeder Absatz dieses Programms hat in den seither verstrichenen zwei Menschenaltern seine Erfüllung, in einigen Kernpunkten auch seinen Widerspruch in der Entwicklung der deutschen und europäischen Bauerngeschichten gefunden. Niemand bestreitet heutzutage das von Auerbach beanspruchte Dichterrecht, sich — wie andre in der Phantasiewelt oder in fernen Zeiten und bei fremden Völkern — seine Stoffe aus der engsten Heimat, aus der Gegenwart zu holen. Kein Unbefangener hält es auch für notwendig, ihn gegen die übrigens rasch verflogene Gereiztheit seiner Nordstetter Landsmannschaft zu verteidigen: je besser die Urbilder wiedergegeben sind, desto empfindlicher werden sie, nicht nur einem Satiriker wie Dickens, unglaublicher Weise selbst einem milden Humoristen gegenüber wie Hebel, der in dem Vorwort zur vierten Auflage der „Alemannischen Gedichte" bemerkt: „Fast nur durch ein Wunder könnte bei aller Vorsicht ein Schriftsteller, der den engen Kreis, aus dem er seine Gegenstände heraushebt, selber angibt, oder verratet und das Leben, das sich in ihm bewegt, mit Treue darzustellen sucht, vor dem Unglück verwahrt bleiben, zu treffen, was er nicht treffen wollte. In mehreren Stellen ist mir dies widerfahren. Personen, die ich nicht kenne, glaubten da und dort sich, ihre Schicksale und persönlichen Eigenheiten angedeutet zu sehen und fanden sich dadurch betrübt oder beleidigt." Unbedingt recht hat Auerbach auch mit der Behauptung behalten, daß englische und französische Erzähler, Kinder von Ländern der Zentralisation, leichter großstädtische Nationaltypen aufstellen können als deutsche, die, 1843 ganz anders als im neuen Reich „durch die Geschichte getrennt, weit mehr die Ausbildung des Provinziallebens darstellen." Pflege jedes örtlich umgrenzten Volkslebens hat Auerbach deshalb gleichfalls schon 1843, lange vor dem Aufkommen des müßigen Schlagwortes „Heimatkunst", gepredigt, in seiner Lehre und Kunstübung indessen solchen poetischen Partikularismus nur unter einer entscheidenden Voraussetzung gelten lassen: „Einheit in der Mannigfaltigkeit, das Bewußtsein der Vereinigung und Einheit muß hindurchgehen und ein in sich gegliedertes Leben herausstellen." Auch dieser Forderung Auerbachs haben seine Zeitgenossen und Nachfolger

Genüge geleistet: in aller Besonderheit ihres Stammes sind die Schweizer von Gotthelf und Keller, Reuters Mecklenburger, Otto Ludwigs Thüringer Naturen, Anzengrubers Wiener und Älpler, Roseggers Steirer Kerndeutsche geblieben, Zeugen für den vielgestaltigen Reichtum, nicht für die Zersplitterung deutscher Volksart.

Weise beraten war Auerbach ebenso, als er den Ton mündlicher Erzählung anschlug. Weniger vorbildlich wurde seine sparsame Anwendung der Mundart: in dieser Hinsicht haben Gotthelf und Reuter, Anzengruber und Rosegger zum Heil der Kunst andre Wege eingeschlagen. Am heikelsten für jeden Volksschriftsteller und am gefährlichsten für Auerbach wurde Theorie und Praxis des Belehrens, des Besserns und des Bekehrens. Er ließ es sich als frei sprechender Erzähler nicht nehmen, an treu berichtete Begebenheiten Lebensregeln und allgemeine Bemerkungen zu knüpfen. Er wies den Gedanken bewußter Tendenzmacherei weit von sich: die wahrhaftige Wiedergabe „aller Seiten des jetzigen Bauernlebens" sollte nur naturgemäß so viele Schäden und Schwächen in Kirche und Staat, in Wirtschaft und Rechtsleben aufdecken, daß der Ruf, heilend einzugreifen, desto lauter werden mußte, je rücksichtsloser der Arzt an die Wunde rührte. Weniger wehleidig, wenn's Not tat, auch weniger bekümmert um künstlerische Form und gesellschaftlichen Anstand als Auerbach haben Gotthelf und Anzengruber Ursachen und Wirkungen tiefsitzender Volkskrankheiten beherzter zur Sprache gebracht. Häufig, wie zum Segen der Sache zugleich auch zum Segen einer Erweiterung der Grenzen ihres Kunstgebietes.

In den ersten Schwarzwälder Dorfgeschichten hat Auerbach sein selbstgestecktes Ziel vollkommen erreicht; seine Zeitbilder sind Geschichtsbilder geworden; patriarchalische Willkür, Franzosenzeit, neuwürttembergisches Schreiberregiment, josephinische und weniger preiswürdige Pfarrer, Bauerngestalten aller Arten und Abstufungen, Trotzköpfe und Selbsthelfer, Ganze und Halbe, Spitzbuben und Gerechte, eine Musterkarte alt- und neumodischer, christlicher und jüdischer Schulmeister; stark- und weichmütige Familienmütter, Frauen als Erzieherinnen, als Vorsehung ganzer Geschlechter; Bauernmädchen, der selbstlosesten, zartfühlendsten Liebesempfindung fähig, dicht neben Heißblütigen und Leichtfertigen — eine solche Fülle von Nordstetter Landsleuten schickte der Dichter in die Welt mit dem in Mainz zunächst nur für sein Schreibpult bestimmten Geleitbrief:

„Neunzehn Jahre sind es, seitdem ich Dich verlassen, Du stiller Heimatort, um Bahnen zu wandeln, die weit über Deine umfriedete Gemarkung hinausführen; der stille Zug der kindlichen Liebe hat meinen Geist wieder zu Dir zurückgelenkt und mit namenlosen Bewegungen hieß ich die fast verklungenen Töne wieder erstehen. Vor meinem Fenster wallt der mächtige Rhein, diese Pulsader Deutschlands; ein glänzender Lichtstreif zieht sich, wie ein silbernes Band von jenseits herüber, die Wellen zittern und glitzern im Mondlicht. Die Wellen des Neckars, die dort oben an meinem Heimatsort vorbeirauschen, der große Strom hat sie freudig aufgenommen und trägt sie hinab ins Meer. So mögen auch diese Gebilde, die ich hinaussende ins Vaterland aufgehen in dem Strom deutschen Lebens, als eine bescheidene Welle, den heimischen Bergen entsprungen."

Auch dieser Wunsch des Dichters ist weit über Erwarten in Erfüllung gegangen. Die Welle der Dorfgeschichten ist längst zum Strom angeschwollen,

zur Überschwemmung geworden. „Nordstetten und seine Einwohner“ — wie der holländische Übersetzer die „Schwarzwälder Dorfgeschichten“ zutreffend umtaufte — haben weit über Deutschlands Grenzen hinaus Heimatrecht gefunden in den Ländern der Weltsprachen Englisch, Französisch, Italienisch, Russisch und im engeren Sprachgebiet von Polen, Tschechen und Magyaren. Und noch ganz andre Übertragungen mußten die Leute von Nordstetten über sich ergehen lassen: es gab bald keine Bauerntracht und keinen Erdenwinkel Deutschlands, die nicht von ihren Doppelgängern und Nachtretern wären heimgesucht worden. Wetteifer haben sie auch im Auslande in überlegenen Talenten geweckt. George Sand soll durch den deutschen Flüchtling Müller Strübing auf die „Schwarzwälder Dorfgeschichten“ aufmerksam gemacht und von ihrem Vorbild angeregt worden sein zu den Idyllen aus ihrer engsten Heimat: „François le Champi“, „La petite Fadette“, „La mare au diable“. Und Leo Tolstoi verkündet bis zur Stunde das Verdienst Berthold Auerbachs, der ihm als Künstler in jungen Jahren lieb geworden und in seiner Greisenzeit als Apostel der Menschlichkeit lieb geblieben ist. Die größte Genugtuung für den Dichter war aber die Billigung der „Schwarzwälder Dorfgeschichten“ durch die Stimmführer des schwäbischen Stammes. Was Uhland (nach seinen in Auerbachs Papieren erhaltenen Briefen) „an diesen lebenswahren Darstellungen festhielt, ist nicht allein die tiefe Beobachtung des Menschenherzens, die Feinheit einzelner kurz gefaßter Bemerkungen und poetischer Züge, sondern wesentlich auch das rein menschliche Wohlwollen des Dichters, der selbst da, wo die Nachtseite der Charaktere und ihrer Verwicklungen in den finstersten Schatten geschildert ist, wie ein milder Stern hervorblickt.“ Dem kritischen Einwand gegenüber, daß Auerbach die Gefühlsweise der gebildeten Gesellschaft auf das Bauerndorf übertrage, steht Uhland „im allgemeinen die Betrachtung fest, daß im Herzen des Landvolkes oft unter harter Schale und herber Hülse der milde Kern geborgen ist, selbst die Empfindsamkeit liegt diesen Kreisen keineswegs fern. Ich nehme vielleicht noch einmal Anlaß, dies in Beziehung auf das deutsche Volkslied hervorzuheben, denn ich müßte, um anders zu urteilen, nicht den echten Volksliedern so lange nachgegangen sein, nicht den Grundton und die einzelnen Weisen unsres Volksgesanges vernommen haben.“ Eines Sinnes mit Uhland waren David Strauß und Friedrich Theodor Vischer; in seinem Nachruf am Grabe Auerbachs nannte ihn Vischer den „Schöpfer der lebenswahren Idylle. Du hattest Vorläufer, vereinzelt ist diese Form vor dir dagewesen, aber Schöpfer heißt, wer eine Form reichlich entwickelt und als bleibende Gattung aufstellt im Saale der Dichtkunst.“

Zwei andre große Kenner und Erzieher deutscher Volksart unter seinen Zeitgenossen, Jakob Grimm und Gustav Freytag, sind seinem Wirken mit gleichem Anteil gefolgt. Der junge Freytag hat 1849 die Fortbildung, welche die Poesie unsrer Übergangsperiode durch Auerbach und seine Schule erfuhr, als eine dreifache bezeichnet: „Die Stoffe werden vaterländische, die Darstellung des Details wird genauer und objektiver, die Sprache wird charakterisierende Prosa. Alles dies ist ein Fortschritt.“ Und der alte Freytag

bezeichnete noch 1886 in seinen „Erinnerungen“ die beiden ersten Bände der „Schwarzwälder Dorfgeschichten“ als „bei weitem das Wirksamste, was Auerbach geschaffen hat, für Deutschland ein literarisches Ereignis. Sie erschienen als eine Erlösung von der öden Salonliteratur, die französischen Vorbildern nacheiferte, sie brachten Schilderungen aus dem deutschen Volksleben zu Ehren, Charaktere und Sitten, die auf unserm Boden gewachsen waren.“

Die Gunst der Leser hat die „Schwarzwälder Dorfgeschichten“ gleichfalls getragen. Der ersten Auflage von 2000 Exemplaren folgten noch vor dem Jahre 1848 eine zweite und dritte von je 5000, 1849 eine illustrierte vierte von 10000 und bis zur Liquidation des Verlages Bassermann & Mathy weitere sieben Auflagen, insgesamt 37000 Exemplare. Im Cottaschen Verlage wuchsen diese Ziffern bis zum Jahre 1870 neuerdings um 32500, heute ist die Zahl 100000 überschritten. Die Mitwelt hat es mit Auerbach so gut gemeint wie er mit ihr.

Wird ein gleiches auch von der Nachwelt gelten? Auerbach selbst hat angesichts der ungeheuren durch Politik und Technik bewirkten Umwandlung der heimischen Zustände in seiner letzten Lebenszeit bedenklich gemeint, in hundert Jahren werde man seine Dorfgeschichten lesen wie Indianergeschichten, wie Zeugnisse von ausgestorbenen Menschen und verschollenen Zeiten ansehen. Er fühlte, daß die Weltgeschichte die Dorfgeschichte abgelöst hatte, und in einer neuen Folge „Nach dreißig Jahren“ versuchte er mit sinkender Kraft zu zeigen, wie anders sich 1876 im Urteil des aus Amerika nach Deutschland kommenden Sohnes von Aloys Schorer Nordstetten und seine Leute spiegeln, als in der Erinnerung des 1820 auswandernden „Tolpatsch“. Auerbach begriff, daß neue Zeiten neue Bauernschilderungen bedingen und bestimmen, und er wäre der letzte gewesen, die Notwendigkeit von Volksstudien zu bezweifeln, wie sie Zola im „Assommoir“, „La Terre“, „Germinal“ und die Jünger der heutigen Volkswirtschaft betreiben. Der geschichtlichen Bedeutung der „Schwarzwälder Dorfgeschichten“ tut das keinen Eintrag. Der Anstoß, den sie zur künstlerischen Erfassung des Volkslebens gegeben haben, wirkt bis zur Stunde fort. Sie bilden einen Markstein in der europäischen Erzählungskunst des neunzehnten Jahrhunderts. Und sie strahlen so viel Eigenwärme aus, daß sie nicht etwa nur als museumsreife Schaustücke wirken, wie der Pflug Kaiser Josefs neben dem Dampfpflug, wie die ersten kindlichen Schwarzwälder Uhren neben den Präzisionsapparaten unsrer Sternwarten, die alle Weltzeiten aufweisen. Was Auerbach in seinem Vortrag über den Vicar of Wakefield gesagt hat, dessen Genesis ungesuchte Parallelen zum Werden und Wachsen der ersten Dorfgeschichten bietet, trifft auf ihn ebenso zu wie auf Goldsmith: „er gräbt die verschüttete klassische Vorzeit des Individuums, die Kindererinnerung auf und heißt sie leuchtend stehen im Lichte des heutigen Tages; er schafft das Werk, durch das ein beruhigend milder Flötenton klingt, und noch heute erhält der Dichter dafür Herberge in der Herzkammer eines jeden Lesers.“

Joseph v. Radowitz und Leopold v. Gerlach.

Von

H. v. Petersdorff.

In den noch in keiner Weise ausgeschöpften Denkwürdigkeiten des Generals Leopold v. Gerlach[1]), zu denen ein wissenschaftliches Register vielleicht erforderlicher ist, als das von der deutschen bibliographischen Gesellschaft jüngst herausgegebene vortreffliche Register zu den Tagebüchern Varnhagens bildet der Kampf um den vorwiegenden Einfluß bei dem Könige Friedrich Wilhelm IV., der sich insbesondere in den Jahren 1849 und 1850 zwischen dem klugen Verfasser jener Denkwürdigkeiten und dem mysteriösen, auf viele so faszinierend wirkenden General v. Radowitz abspielte, unleugbar eine der interessantesten Partien. Durch das umfassend angelegte Werk, das neuerdings, nachdem ein halbes Jahrhundert seit dem Tode von Radowitz verstrichen ist, Paul Hassel über diesen vertrautesten Ratgeber König Friedrich Wilhelms IV. zu veröffentlichen begonnen hat[2]), wird Radowitz seit Rochus v. Liliencrons feinsinniger Arbeit über ihn in der Allgemeinen Deutschen Biographie (Band XXVII, S. 141—152), Heinrich v. Sybels gehaltener Charakteristik in seiner „Begründung des deutschen Reiches" (Band I, S. 324—326) und Heinrich v. Treitschkes ungleich wärmerer Würdigung im fünften Bande seiner deutschen Geschichte (S. 20—24) wieder einmal eingehender Gegenstand wissenschaftlicher Betrachtung. Da ist es auch wohl angezeigt, wenn ich einiges aus den gedruckten Denkwürdigkeiten sowie namentlich aus den mir seinerzeit von der inzwischen verstorbenen Tochter des Generals v. Gerlach für eine Schrift über Friedrich Wilhelm IV.[3]) anvertrauten ungedruckten Papieren ihres Vaters, das zur Beleuchtung der Persönlichkeit von Radowitz und seines Verhältnisses zu Leopold Gerlach dient, zusammenfasse und ein paar charakteristische Briefe der beiden bedeutenden Männer veröffentliche. Wird doch dadurch ein wichtiger Abschnitt aus der Regierung Friedrich Wilhelms IV. überaus lebendig veranschaulicht, mehr als ich es im Rahmen meiner Schrift seinerzeit tun konnte.

[1]) Berlin 1891 und 1892. Zwei Bände.

[2]) Erster Band: 1797—1848. Berlin 1905.

[3]) Stuttgart 1900.

Gerlach und Radowitz waren, wie man weiß, alte Freunde des Königs und untereinander, als sie ihre Wege nach einer größeren Zwischenpause wieder für längere Zeit zu gemeinsamer Arbeit auf dem Felde der hohen Politik zusammenführten. Leopold Gerlach war von Friedrich Wilhelm IV. seit dem Sommer 1848 als Generaladjutant dauernd in seine unmittelbare Nähe gezogen worden und hatte in aller Form die Kamarilla konstituiert, um es zu verhindern, daß sein von ihm innig geliebter König und Herr nicht wieder in eine so hilflose, von allen verlassene Lage käme wie nach den Märztagen. In dieser Stellung war er sehr bald festgewurzelt und zu einem außerordentlichen Einflusse gelangt. Die Berufung des Ministeriums Brandenburg, die endlich wieder Rückgrat in die Haltung der preußischen Regierung brachte und so von außerordentlicher Tragweite wurde, war vor allen Dingen sein Werk. Einen brauchbaren Helfer fand er in seinem engeren Genossen, dem Generaladjutanten v. Rauch, der sich durch großen Wirklichkeitssinn auszeichnete, an Bildung und Geist aber weit unter ihm stand. Andre Mitglieder der Kamarilla waren, wie vielleicht kaum noch gesagt zu werden braucht, in der Zeit, die uns hier beschäftigen soll, der Bruder des Generals, der Appellationsgerichtspräsident Ludwig v. Gerlach, der Kabinettsrat Markus Niebuhr, der spätere Hausminister v. Massow, auch der junge Otto v. Bismarck-Schönhausen und der Flügeladjutant v. Manteuffel.

Nach der Ablehnung der Kaiserwürde durch Friedrich Wilhelm im April 1849 kam nun Radowitz, der seit 1836 als preußischer Militärbevollmächtigter am Bundestage und später als Gesandter in Karlsruhe Verwendung gefunden und letzthin in der Paulskirche eine glänzende Rolle gespielt hatte, wieder nach Berlin und wurde vom Könige ebenfalls in seine nähere Umgebung gezogen, freilich nicht als Generaladjutant. Dazu war er dem Könige, der ihn schon in den verschiedensten kritischen Lagen als seinen engsten Vertrauensmann angesehen hatte und in ihm einen Staatsmann ersten Ranges, geradezu einen „Wundermann“ erblickte, viel zu schade. Aber auch in eine verantwortliche Ministerstellung berief der Monarch ihn nicht. Es scheinen dabei konfessionelle Rücksichten obgewaltet zu haben. Wenigstens hat Radowitz nach einer Aufzeichnung Gerlachs dessen intimem Freunde, dem Minister Freiherrn v. Canitz, im Jahre 1849 erklärt, er könne das ihm angebotene Ministerium nicht annehmen, um nicht mit seinen katholischen Glaubensgenossen zu zerfallen. So würde sich die auffällige Tatsache erklären, daß Radowitz anderthalb Jahre die deutsche Politik in entscheidungschwerster Zeit inspirierte, ohne auch nur irgendein Amt zu haben. Freilich hat er schließlich anscheinend die gehegten Bedenken überwunden, da er ja zu guter Letzt noch ein Vierteljahr Minister war.

Sowie Radowitz sich am Hofe zeigte, fühlte sich Gerlach auf das lebhafteste beunruhigt. Denn er mußte sich sagen, daß es nun um seinen Einfluß geschehen sein könnte, einmal weil Radowitz ihm geistig doch überlegen war, dann aber auch, weil er wußte, daß der rätselhafte Mann mit den tiefliegenden Augen eine geheimnisvolle Macht über Friedrich Wilhelm besaß. Er war daher gewillt, alles aufzubieten, um Radowitz nicht wieder Boden in Berlin

fassen zu lassen. Es war nicht allein das Streben nach Macht, das ihn dabei beseelte. Dieses Streben bildete allerdings einen starken Faktor bei ihm. Hat er doch selbst schon am 5. März 1830 bekannt, wie sehr ihm der vertraute Umgang mit dem Kronprinzen zusage und ihn gerade bei seiner feinsten Eitelkeit fasse, die auf persönliche Geltung und Bedeutung ginge [1]). Wäre seine Macht allein in Frage gekommen, so wäre Gerlach aber vielleicht ruhiger gewesen. Er erblickte jedoch in dem Einfluß von Radowitz eine heillose Gefahr, weil er in diesem ganz richtig den völlig unpraktischen Staatsmann erkannte, der ganz und gar nicht die Gabe habe, kühn und den realen Verhältnissen entsprechend im richtigen Augenblicke zu handeln, wie ihn uns Sybel und Treitschke geschildert haben, und gegen den der wirklich große Realpolitiker Bismarck bis zum Ende seines Lebens einen so starken Widerwillen hatte [2]). Radowitzens große Kenntnisse, sein starkes Gedächtnis und die unerbittliche Logik seiner Dialektik erkennt Gerlach an. Der Glauben an sein Wissen, so meinte er, sei Radowitzens Stärke. Aber daß der Verfasser der „Gespräche über Staat und Kirche" ein tiefer Denker, ein Prophet der nationalen Idee sowie ein Publizist ersten Ranges sei, das entging ihm teils, teils wollte er es nicht sehen, teils beachtete er es nicht hinreichend. Außerdem mißtraute er Radowitz. Er war ihm nicht Preuße genug. Der preußische Machtgedanke kam ihm bei dessen Politik zu kurz. Er sah Radowitz für eitel und ehrgeizig an. Ja er zweifelte öfter stark an dessen politischer Wahrheit. Immerhin suchte er an dem Glauben festzuhalten, daß er es in ihm mit einem anständigen Charakter zu tun hätte, und wies es stets zurück, wenn jemand seinen Nebenbuhler als Heuchler, Jesuiten, Machiavellisten, schlechten Menschen oder dergleichen bezeichnete. In solchen Anklagen bewegten sich zuweilen Männer wie der General v. Below, der Minister Freiherr v. Canitz, der Redakteur der „Kreuzzeitung", Hermann Wagener und der Flügeladjutant Edwin v. Manteuffel. Solchen Behauptungen gegenüber erklärte Gerlach wohl, das anzunehmen könne er sich nicht entschließen. Dann und wann brach, wie er wiederholt erklärt, in den Kämpfen um den vorherrschenden Einfluß seine „alte Liebe" für den Gefährten früherer Jahre wieder mächtig bei ihm durch. Er fand ihn weit ehrlicher als den andern phantastischen Ratgeber und Freund, den sich der König ausgesucht hatte und der seinen Herrn auch in mancherlei Fährnisse führte, als Bunsen. Er würde ihn auch ehrlicher gefunden haben als seinen jungen Freund Otto v. Bismarck, wenn er dessen Politik noch mehr erlebt hätte. Freilich stellte er Heinrich v. Gagerns Ehrlichkeit noch höher als die Radowitzsche. Die häufigen psychologischen Analysen, die er in seinen Tagebüchern von Radowitz entwirft, sind ein Muster seiner Beobachtung und von großem Reize.

Als Radowitz am 28. April 1849 zum ersten Mal nach längerer und schicksalsschwerer Pause wieder mit Gerlach zusammentraf, machte er auf diesen einen unangenehmen Eindruck. Er erschien ihm „hochmütig und zugeknöpft."

---

[1]) Vgl. „Deutsche Revue", März 1900: „Neues über Leopold v. Gerlach", S. 336.

[2]) Vgl. Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen", insbesondere Bd. I, S. 64, 65, 186.

Trotzdem suchte er sich ihm zu nähern. Radowitz ließ sich jedoch anfangs darauf nicht ein. Er war im Vollbewußtsein des Eindruckes, den seine Schriften und seine parlamentarische Wirksamkeit hervorgerufen hatten. Orakelhaft ließ er sich vernehmen: „In seine Biographie würden noch einmal unerhörte Dinge kommen." Als dieses sein Annäherungsversuch gescheitert war, wußte Gerlach, woran er sei: Es galt jetzt ein erbittertes Ringen um den Einfluß auf den König. So schrieb er denn am folgenden Tage, „prima furia", wie er sich ausdrückte, an General v. Rauch und den Grafen Brandenburg die beiden unten mitgeteilten Briefe, die die entscheidenden Stellen vor Radowitz warnen sollten.

Kaum hatte er die Briefe abgeschickt, da traf er mit Radowitz bei seinem Bruder Ludwig zusammen, und es kam nun zu einer jener Auseinandersetzungen zwischen den beiden klugen Männern, die sich bis zum Ende des Jahres 1850 noch unzählige Male wiederholen sollten und denen beizuwohnen einen außerordentlichen Genuß gewährt haben muß. Im einzelnen mag man darüber nachlesen, was Gerlachs Denkwürdigkeiten berichten. Ich will mich hier auf das daraus zum Verständnis des Kampfes der beiden Notwendigste beschränken und im übrigen möglichst viel aus den ungedruckten Gerlachschen Papieren bringen, was zur Ergänzung dienen kann. Bei dieser ersten Auseinandersetzung scheint Radowitz nicht im Vorteil geblieben zu sein, zumal da Leopold Gerlach von seinem Bruder Ludwig und anscheinend auch dem jungen Landrat v. Kleist-Retzow unterstützt wurde. Wenigstens beklagte sich Radowitz am Abend jenes Tages zu der Königin nicht ohne einigen liebenswürdigen Humor in Gegenwart des Präsidenten v. Gerlach, daß er sich wie von drei Habichten gerupft vorkäme. Immerhin verhehlte es sich der General v. Gerlach nicht, daß Radowitz nun die Hauptflöte in der preußischen Politik spielen würde. Die Lage kam ihm geradezu abenteuerlich vor, wie eine Betrachtung, die er am 10. Mai anstellte, lehrt [1]).

„Mir ist eingefallen das Oxenstiernsche non credis mi fili qua parva sapientia regitur mundus. Radowitz, der dem Könige riet, sich zu effacieren, als wir (Rauch, ich, Massow) jede Regung von Kraft in ihm nährten, pflegten und antrieben; Radowitz, der ihm riet, die Volkssouveränetät und die Majoritätenherrschaft anzuerkennen, während wir zu einem kräftigen Widerstande, zur Entlassung der feigen Minister trieben; Radowitz, der den Moment, wo Brandenburg Minister wurde, für den ungünstigsten zu einer solchen Kraftäußerung erklärte, Nullen, novi [2]) homines, ‚einen gewissen Grabow' zu Ministern empfahl, während wir alles daran setzten, das Ministerium, den Sturz der Versammlung 2c. zustande zu bringen; Radowitz, der Gagern, Vincke, das Aufgehen in Deutschland begünstigte, dem König sein Schmollen mit Frankfurt vorwarf, der dort Österreich die Mincio-Linie, uns die Grundrechte aufdrängen wollte, der mit den Frankfurter Revolutionärs und Narren auf die Wünsche und die Ansichten der Mehrheit der deutschen Nation gepocht hatte, der Gagern, Vincke, Mathy, Bassermann für große Männer hielt, weil sie ihn für die bedeutendste Persönlichkeit in Frankfurt erklärten, die Edikte des 18. März als den Gipfelpunkt seiner deutschen Politik vor den Märztagen erkannten, der nachher den König bewegen wollte, an sein Volk über die deutsche Frage zu appellieren —

[1]) Denkwürdigkeiten, Bd. I, S. 320.

[2]) Im Druck novos.

dieser Radowitz geht jetzt allmählich rechts, macht sich möglich[1]) und wird von dem Ministerium Brandenburg angestellt."

Zugleich aber begann Gerlach à la baisse zu spekulieren. Er sah sofort voraus, daß Radowitz bald scheitern und daß er dann verbraucht sein würde. So setzte er hinzu:

„Was das Merkwürdigste ist, diese Anstellung ist vielleicht gar nicht übel, gar nicht unrecht, denn es ist Gottes Wille, daß die Welt durch parva sapientia regiert wird."

Über seine Wahrnehmung schrieb er am 10. Mai an Brandenburg[2]):

„Aus meinen Unterredungen mit Radowitz und aus dem, was ich sonst erfahre, muß ich schließen, daß er bei den Verhandlungen über die deutsche Verfassung gebraucht wird. Ich muß nochmals warnen. Er kennt unsre innerlichsten Verhältnisse nicht und hat kein preußisches Herz."

Zwei Tage darauf hatte er wieder eine Auseinandersetzung mit dem Gegner. Es war auf einem Essen bei dem Minister Otto v. Manteuffel in Gegenwart Brandenburgs, des russischen Botschafters Meyendorff und des englischen Botschafters Westmoreland. In den Denkwürdigkeiten ist der Bericht Gerlachs über diese interessante Unterhaltung ausgefallen. Er lautet:

„Ich erkannte deutlich, daß sich Radowitz möglich gemacht hat und flott weg zu den Unterhandlungen in den deutschen Sachen gebraucht wird. Non credis mi fili etc. Er (Radowitz) sprach mit Anerkennung über Rauwerk![3]), von dem Manteuffel und ich sagten, er sei ein nichtsnutziger Mensch in jeder Hinsicht; von Voigt[4]), den er zwar scherzhaft, aber doch seinen Freund nannte. Er hatte ihm gesagt, wenn der Absolutismus siegte, möchte er ihn in Gießen von Wetzlar aus, wenn die rote Republik siegte, wolle er, Voigt, ihn in Wetzlar von Gießen aus schützen. Ich erklärte mich gegen diese Unparteilichkeit und suchte zu zeigen, daß wir mit unserm weltlichen Urteil auf die Partei angewiesen wären. Meyendorff und Manteuffel sprachen für, Brandenburg gegen mich. Als Radowitz sagte, auf diese meine Weise richtete man in der Welt nichts aus, sagte ich ihm, jetzt möchte er doch nicht von ausrichten reden, da eben die Paulskirche dabei wäre, einen schändlichen Bankerott, ich hätte noch hinzusetzen können, nach Gagerns erbärmlicher Wechselreiterei, zu machen."

Am Abend desselben Tages suchte Gerlach den König direkt vor Radowitz und dessen „Nachtschweißen aus der Paulskirche" zu warnen. Da kam er aber schlecht an. Friedrich Wilhelm erklärte humoristisch: „Radowitz hätte eben eine treffliche Gesundheit, dergleichen ungesunde Zustände zu überwinden", und gleichsam als wollte er seinen Generaladjutanten etwas kaltstellen, gab er Gerlach eine diplomatische Mission an den bayrischen Hof, vielleicht von Radowitz hierzu veranlaßt. Ehe Gerlach abreiste, hatte er noch Gelegenheit, sich davon zu überzeugen, wie sehr der Einfluß Radowitz' jetzt vorwog, als dieser dem Könige einen Vortrag über den Entwurf zur Unionsverfassung hielt, der wenige Tage darauf, am 26. Mai, von den drei sich verbündenden

---

[1]) Diese drei Worte fehlen im gedruckten Text.

[2]) Denkwürdigkeiten, Bd. I, S. 322.

[3]) Ein liberaler Theologe. Vgl. über ihn Treitschke, Deutsche Geschichte, Bd. V, S. 233.

[4]) Der bekannte Naturforscher Karl Voigt in Gießen, der Mitglied der Paulskirche und ein Führer der Radikalen war.

Königreichen Preußen, Hannover und Sachsen angenommen wurde. „Durch seine methodische und mathematische Art, die Dinge anzusehen, redet er alle Menschen und zunächst sich selbst still", bemerkte Gerlach resigniert über Radowitz in Erinnerung an ein Urteil, das schon Ancillon über diesen gefällt hatte: „Il étouffe[1]) tout avec sa prodigieuse mémoire et surtout soi-même". Er fand, daß Radowitz „den König ebensowenig wie einen andern zu Worte kommen" ließe „und dann rennt er ihn über." Geradezu schnurrig kam es ihm vor, als Radowitz bei einem persönlichen Besuche des Generals zu der Oberhauptfrage, wie sie in dem Entwurfe zur Unionsverfassung bestimmt war, triumphierend äußerte: „Es ist eine wirkliche Hegemonie Preußens, wie dies Thukydides definiert."

In München fand Gerlach sich in seiner Opposition gegen die Radowitzsche Politik bestärkt.

„Wie kann man verlangen, daß Bayern mit Österreich brechen soll, um Preußen anzuhängen?" schrieb er in sein Tagebuch. „Noch heute sagte mir Graf Thun[2]), daß Radetzky[3]) 10 000 Mann nach Bregenz schickt. Diese sind völlig hinreichend, Württemberg und Baden, besonders wenn sie bayrische Hilfe, z. B. das Lager von Donauwörth dazu nehmen, in Ordnung zu bringen."

Aber zu seinem Leidwesen entdeckte er von Tag zu Tag mehr, daß Graf Brandenburg ebenso wie der König von Radowitz fasziniert wurde. Freilich erkannte Brandenburg selbst auch sehr wohl, daß Radowitz kein Mann der Tat sei, und wiegte sich in die Vorstellung hinein, daß das Ministerium das Heft in den Händen behielte. Radowitz schien ihm die Rolle eines Friedrich v. Gentz zu spielen, des genialen Mitarbeiters des Fürsten Metternich, der wie Radowitz auch nicht staatsmännischen Mut gezeigt habe, aber dennoch „ein einsichtsvoller und brauchbarer Ratgeber gewesen wäre", wie Brandenburg sich am 13. August 1850 gegen Gerlach äußerte. Ähnlich urteilte nach einem Notat Gerlachs vom 26. November 1849 der jüngere Savigny über Radowitz: „Er sei kein schöpferisches Genie, er sei nur ein second zum Ausführen, und als solcher sei er ein ehrlicher, treuer, geschickter Diplomat." Der tapfere und gerade Graf Brandenburg, dessen Persönlichkeit vor allem deswegen an der Spitze der preußischen Geschäfte willkommen sein durfte, weil jeder ihm Vertrauen entgegenbrachte, ahnte nicht, wie sehr er der von Radowitz Geschobene war, bis er es im Oktober 1850 zu spät erkannte und in der Verzweiflung und Aufregung über die Sackgasse, in die er und mit ihm Preußen hineingetrieben war, zugrunde ging. Die Tragik seines Todes sucht ihresgleichen.

Hatte sich Gerlach in Brandenburg verrechnet, so erfüllte es ihn um so mehr mit Genugtuung, daß sich der Minister Otto v. Manteuffel nicht ins Schlepptau von Radowitz nehmen ließ und eine immer selbständigere Stellung einnahm. Ebenso war der Kriegsminister v. Stockhausen — übrigens ein

[1]) Im Druck fälschlich étouffa.

[2]) Der spätere österreichische Präsidialgesandte am Bundestage.

[3]) In den „Denkwürdigkeiten", Bd. I, S. 326, ist irrigerweise statt „Radetzky" „Preußen" gedruckt!

besonders heftiger Gegner der Pietisten — nicht gut auf den Eindringling zu sprechen. Stockhausen scheint derjenige gewesen zu sein, der am meisten auf die Selbständigkeit des Ministeriums achtete. Auch Schleinitz, der nominelle Minister des Äußeren, zeigte sich nicht sehr erbaut von der Radowitzschen Politik. Aber er nahm, getreu seinem ganzen Charakter, eine unentschiedene Stellung ein. Eine Parteigängerin gewann Gerlach in seinem Kampfe gegen die Unionspolitik auch in der Königin Elisabeth. Aber der König ließ sich nicht beirren und hielt an Radowitz fest. In Erkenntnis dieser Sachlage verlor Gerlach die Lust an seiner Tätigkeit, da er sich schon damals sozusagen als politischer Beichtvater seines königlichen Herrn ansah und ohne diese politische Rolle keinen Geschmack an der Stellung des Generaladjutanten fand. Am 3. Juli 1849 schrieb er[1]): „Mir wird die Politik immer schwerer zu ertragen." Im ungedruckten Text heißt es dann weiter:

„Hannchen (Gerlachs Frau) sagt zwar, daß ich stets in diese Stimmung gerate, wenn ich vernachlässigt werde, was seit meiner Rückkehr von Kottbus allerdings der Fall zu sein scheint. Das erklärt aber meine Stimmung nicht, es liegt ihr doch etwas Tieferes zum Grunde."

Schon dachte er an Abschiednehmen. Da wurde er durch verschiedene Annäherungsversuche, die Radowitz unternahm, überrascht. Radowitz trachtete ihn zu sich hinüberzuziehen, indem er ihm (am 15. August und 9. September) zu beweisen suchte, sie wären nicht so weit auseinander, wie es scheine, sie sähen die Dinge nur von verschiedenen Seiten an. Ihre Differenz läge in ihrem verschiedenen Leben. Hätte Gerlach, wie er, die Frankfurter Miserabilität gesehen, so würde er ihm zustimmen[2]). Gerlach hielt ihm wiederum seine schlechten Ratschläge vor, wonach der König, ohne in seinem Hause Ordnung herzustellen, sich an die deutsche Frage machen sollte. Da erwiderte Radowitz: Der König bedurfte des Enthusiasmus, er fand ihn nicht in seiner inneren Politik, nicht in seinen Kirchensachen, er mußte sie in den Zeitmeinungen suchen, worin Wahrheiten lagen, die man herausschälen konnte. Das System, das Radowitz damit angab, erinnert geradezu frappant an den Weg, den später Bismarck, auch im Gegensatz zu der Gerlachschen Auffassung, einschlagen sollte. Nur war gerade Radowitz nicht der Mann, dieses Ziel zu verwirklichen. Darum hatte Gerlach so unrecht nicht, wenn er einwandte:

„Wie können Sie sich so täuschen. War denn in der französischen Revolution keine Wahrheit? Sie war darin und dessen ungeachtet bemächtigte sich der Teufel[3]) der Sache."

Auch unter den Händen von Radowitz bemächtigte sich der Teufel der Dinge. Am 7. September erneuerte Radowitz den Versuch der Annäherung. Er meinte: Die Bestimmung Deutschlands sei, „unter dem Schirm der Nationalität die verschiedenen Konfessionen zusammenzuhalten, die Österreichs, unter der einen Konfession die verschiedenen Nationalitäten." Gerlach traf den Nagel auf den Kopf, wenn er hierzu bemerkte:

[1]) Denkwürdigkeiten, Bd. I, S. 339.

[2]) Vgl. hierzu meine Schrift „König Friedrich Wilhelm IV.", S. 139 f.

[3]) So im Original. Gedruckt ist „Satan".

„Diesem geistreichen Gedanken fehlt nichts als die Wahrheit. Der konfessionelle Spalt in der österreichischen Monarchie ist größer als in Deutschland, orientalische und occidentalische Kirche ist größerer Gegensatz als Protestantismus und Katholicismus, jedenfalls politisch gefährlicher.“

Das positive Ziel, das er immer wieder aufstellte, war: Herbeiführung von Militäranschlüssen.

Es konnte nicht ausbleiben, daß die Stimmung zwischen den beiden Nebenbuhlern infolge dieser vergeblichen Annäherungsversuche gereizt wurde. Wie es zu gehen pflegt, lassen sich dann die Gattinnen der Beteiligten die Verstimmung eher merken als die Beteiligten selbst. In diesem Falle war es Frau v. Radowitz, geborene Gräfin Voß, eine Urenkelin der Oberhofmeisterin der Königin Luise. Sie fragte Gerlach bei einem Essen, auf den Prinzen Wasa und dessen Adjutanten weisend, was das für Offiziere wären, und der Schalk Gerlach erwiderte, auf die kleindeutsche Politik ihres Gemahls anspielend: Sie kennte als Kleindeutsche die österreichischen Offiziere nicht mehr. Ganz empört fuhr Frau v. Radowitz auf. „Eine versuchte Verständigung zeigte erst recht ihre innere Bitterkeit“ bemerkt Gerlach. In einem Schreiben an den Generaladjutanten vom 18. September, das unten abgedruckt ist, suchte Radowitz das Verhalten seiner Frau begütigend darzustellen. Im übrigen beantwortete er in jenem Schreiben heftige Vorstellungen, die ihm Gerlach wegen seiner Politik gemacht hatte. „Was wird er dazu sagen?“ schrieb Gerlach nach Beendigung seines Briefes gleichsam im Selbstgespräch nieder. Als tags darauf die Entgegnung von Radowitz eintraf, legte Gerlach sie enttäuscht beiseite und beantwortete sich seine eigene Frage mit den Worten: „Nichts, wie seine beiliegende Antwort beweist.“

Radowitz gab die Versuche, sich Gerlach zu nähern, noch nicht auf. Ehrlich räumte er diesem am 27. September ein, daß Preußen durch seinen „leichtsinnigen“ Beitritt mit seinen außerdeutschen Landen (Preußen und Posen) zum Dreikönigsbündnisse aufgehört habe, eine europäische Macht zu sein; diese Stellung solle und müsse durch die Reichsvorstandschaft wieder gewonnen werden. „Er war sehr traitabel“, bemerkte Gerlach voller Anerkennung. Als mittlerweile der Zusammentritt des Erfurter Reichstages näher rückte, fühlte sich Radowitz wieder sicherer und gehobener. „Der Reichstag wird aus einer Versammlung von Quietisten bestehen, aus Enthusiasten der Ruhe“, äußerte er mit einer gewissen Emphase, die nicht ohne komischen Beigeschmack ist. In dieser Lage versuchte es Gerlach noch mit einem Hauptangriff, indem er ein (unten abgedrucktes) Promemoria aufsetzte, in dem er die Radowitzsche Politik, wie er glaubte, einer vernichtenden Kritik unterzog und das er dem Könige vorzulesen beschloß.

Als er dies tags darauf, am 22. Oktober 1849, tat, traf der König mit seiner Erwiderung den Kernpunkt der Sache: Gerlach und seine Partei hätten ihm keinen positiven Rat zu erteilen gewußt; nur Radowitz hätte das Richtige aufgefaßt, indem er erkannte, daß man aus der Revolution vorn und nicht hinten heraus müßte, und daß es nur bei dieser Handlungsweise möglich wäre, deren in Wahrheit Herr zu werden. Es war wieder dasselbe

Rezept, das später Bismarck befolgte. Gerlach konnte selbst nicht umhin, zu bemerken: „Dieser Radowitzsche Satz hat eine gewisse Richtigkeit, er ist aber, wie seine ganze Denkweise, einseitig mathematisch." Und wenn der König positive Ratschläge der Gerlachs vermißte, so traf dieser Vorwurf zwar nicht ganz zu, aber er berührte doch den wunden Punkt in der Gerlachschen Politik, insofern als deren Unfruchtbarkeit allerdings nicht zu leugnen war und den Gerlachs die Tatenfreudigkeit abging, wie dies auch Bismarck in seiner bekannten Charakteristik der Gebrüder Ludwig und Leopold v. Gerlach treffend hervorgehoben hat [1]). Gleichsam um den Vorwurf der Ratlosigkeit zu entkräften, schrieb Leopold Gerlach einige Zeit später (27. Februar 1850) einen Aufsatz für die Kreuzzeitung, in dem er ausführte, welchen Moment für seine Macht Preußen im Mai 1849 hätte vorübergehen lassen. Eine ganz gewöhnliche Allianz mit den deutschen Fürsten und Mächten, von denen es Baden, Bayern, Sachsen, Hamburg, Anhalt reelle Dienste geleistet, mit einigen Garantien, hätte die reellsten Folgen gehabt. In diese Verträge hätte man Garantien für die sogenannte Freiheit und Einheit Deutschlands aufnehmen können. Die Radowitzsche Politik habe aber nur zur Folge gehabt, daß Preußen mit allen europäischen Mächten in das übelste Verhältnis geraten wäre.

König Friedrich Wilhelm nahm die Opposition, die die Politik seines Freundes Radowitz bei seinem auch so herzlich geliebten „Polte Gerlach" fand, sehr übel. Es hätte aber seinem Wesen nicht entsprochen, wenn er, wie es folgerichtig gewesen wäre, seinen Generaladjutanten aus seiner Stellung entfernt hätte. Es blieb ihm Bedürfnis, auch mit diesem in steter Fühlung zu bleiben; auch glaubte er stark genug zu sein, um sich eine Stellung über den beiden zu bewahren. Wenn Gerlach Radowitz angriff, dann gab es oft die heftigsten Szenen, bei denen die gewöhnlich bei den Kaffeevorträgen Gerlachs anwesende Königin förmliche Qualen ausstand, da der nervös gereizte Zustand des Monarchen diesen nur zu häufig alles Maß vergessen ließ. Dann winkte sie wohl verstohlen dem General, auf dessen Seite sie meist war, innezuhalten, oder sie klagte nachher lebhaft über dessen Widerspruchsgeist und undiplomatische Art. „Sie sind gar nicht pfiffig," belehrte sie ihn einmal schelmisch. Für ein ander Mal gab sie ihm an, wie er sich zu verhalten habe. Offenbar nicht mit Unrecht meinte sie, durch den Widerspruch würde Friedrich Wilhelm nur noch mehr darin bestärkt, es mit Radowitz zu halten, da er ihn „alsdann wie einen verfolgten Mann betrachte." Dann erklärte Gerlach wohl mit komischem Ingrimm: „Er wollte dem Könige die Stiefel putzen, wenn er es befehle; aber das wäre ihm unmöglich, auf seinen Befehl Radowitz für einen großen Staatsmann zu halten." Zuweilen suchte Friedrich Wilhelm Gerlach gegenüber tiefstes Stillschweigen zu bewahren über das, was er mit Radowitz verhandelt hatte. Das ging auch einige Tage ganz gut. Dann aber brach gewöhnlich die Lebhaftigkeit des hohen Herrn durch, und Gerlach erfuhr den Sachverhalt doch bis ins Einzelne. Als der Erfurter Reichstag vom Stapel lief, da ermaß Gerlach ganz richtig, daß Radowitz damit seine Rolle so gut

[1]) Gedanken und Erinnerungen, Bd. I, S. 46 f.

wie ausgespielt haben würde. Als dieser ihm am 21. April 1850 aus Anlaß der Beförderung Gerlachs zum Generalleutnant seinen Glückwunsch aussprach: „Ich gratuliere Ihnen zu Ihrem Avancement, aber nicht zu Ihren politischen Grundsätzen," rief Gerlach entrüstet: „Das sagt er unmittelbar vor dem Bankerott!" und hohnlächelnd urteilte er über die Deutsche Union, wie sie sich im Mai 1850 präsentierte: „Hier ist das Embryo größer als das Kind, das endlich zur Welt kommt."

Psychologisch war es verständlich, daß Radowitz, als er seine Pläne scheitern sah, Gerlach dafür verantwortlich machte. Er tat das oft, so in seinen Briefen an Gerlach, so auch mündlich am 6. Juli 1850 in einer Unterredung mit seinem Gegner. Es liegt aber klar zutage, daß die ganze Art seines Vorgehens, zusammengehalten mit der Mißliebigkeit, in der sein Name bei den europäischen Mächten stand, auch ohnehin zu einem Fiasko geführt haben würde, ganz abgesehen von den Unberechenbarkeiten König Friedrich Wilhelms. Freilich wird nicht zu leugnen sein, daß Gerlachs Hineinreden die Unsicherheit der preußischen Politik noch erhöht hat.

Überrascht durfte Gerlach wieder sein, als Radowitz zwei Tage darauf, nachdem er jenen Vorwurf der Vereitelung seiner Pläne durch Gerlach erhoben hatte, ihm abermals ein erhebliches Zugeständnis machte (8. Juli 1850). Sehr treffend führte der damalige Leiter der preußischen Politik aus, daß das Nationalitätsgefühl in Deutschland auf eine Einheit dränge. Er hob hervor, dieser Gedanke sei bei ihm älter als die Märztage. In dieser Richtung der Zeit glaube er Gottes Willen zu sehen, und diesem müßte man folgen. Und nun das Zugeständnis:

„Wenn er im August 1849 das deutsche Parlament zusammengerufen hätte, als Österreich noch in Italien und Ungarn im Kampfe begriffen war, so hätte kein deutscher Fürst es gewagt, das Bündnis zu verlassen, selbst der König Ernst August nicht. Aber im südlichen Deutschland, in Württemberg, in Bayern wäre dann die Revolution ausgebrochen, ja selbst in den deutschen österreichischen Landen, und darauf hätte man es nicht ankommen lassen können."

Es war die verhängnisvolle Tatenscheu des Gelehrten Radowitz, die sich in diesem Bekenntnis verrät. Wollte er Deutschland einigen, dann mußte er ohne Skrupeln rasch handeln, gerade in der Zeit der Verlegenheit Österreichs.

Auch in diesen Monaten, wo Radowitz selbst das Bewußtsein hegte, daß ihm der Boden unter den Füßen entschwand, beharrte der König durchaus dabei, daß die Radowitzsche Politik die einzig richtige sei. Aber auch der Prinz von Preußen, damals mehr als je von seiner Gemahlin beeinflußt, hielt es ganz mit Gerlachs Gegner. Das führte am 19. August 1850 zu einer bemerkenswerten Szene, die die schonende Hand der Herausgeberin der Denkwürdigkeiten unterdrückt hat, zu deren Verheimlichung schon früher kein Grund vorlag, heute aber noch weniger Veranlassung ist. Gerlach schreibt:

„Nach der Tafel stand Se. Majestät zwischen Auerswald, dem Oberpräsidenten, und Radowitz. Ich sagte absichtlich dem Prinzen von Preußen: Das sind die

Menschen, welche dem Könige in der Zeit der Not den feigesten Rat gegeben haben[1]). Der Prinz geriet in Zorn. ‚Darauf verstehe ich keinen Spaß. Radowitz hat den energischsten Rat gegeben. Es haben jetzt Leute ein echec Preußens gewollt, um Recht zu behalten. Radowitz wird von der Presse und empörender Weise von der ‚Kreuzzeitung', die unter Ihrem Einfluß steht, maltraitiert. Der König hat recht gehabt, nach Radowitz' Rat sich zu effacieren, den Pöbel herrschen zu lassen, schlechte Minister zu nehmen. Ich riet selbst zum Pfuelschen Ministerium.'"

Es war offenbar ein teilweise über das Ziel hinausschießender Ausbruch lange verhaltenen ehrlichen Grolls, der sich hier gegen Gerlach entlud, ungemein wertvoll zur Beurteilung der Stellung des Prinzen von Preußen in dieser Zeit. Er zeigt, wie erfüllt der Prinz damals von den deutschnationalen Bestrebungen war, denen er sich später nur zögernd angeschlossen hat, und wie er es durchschaute, daß die Gerlachs nur zu sehr auf die Niederlage der Radowitzschen Politik rechneten, um dann um so sicherer im Sattel zu sitzen. Freilich beurteilte der Prinz die Radowitzsche Politik selbst zweifellos irrig.

In dieser Zeit des sinkenden Radowitzschen Sterns wurde die Frage, ob Gerlach noch in der Umgebung des Königs bleiben könnte, endlich einmal akut. Der Geheime Rat Mathis, nachmals Präsident des evangelischen Oberkirchenrats, einer der wenigen unbedingten Anhänger der Radowitzschen Politik, unter den Politikern der neuen Ära eine der geschäftigsten Persönlichkeiten, der aber nie zu besonders hervortretendem politischen Einflusse gelangen sollte, erklärte geradezu, Gerlach oder Radowitz müßten von dem Könige fort; dadurch, daß er zwischen ihnen beiden hin und her schwanke, habe der König sich den Vorwurf der Doppelzüngigkeit zugezogen. Das hieß natürlich, Gerlach müsse verabschiedet werden. Auf der andern Seite bekam Friedrich Wilhelm in einem Briefe seines Gesandten General v. Rochow aus Petersburg zu hören, daß sein Schwager, Zar Nikolaus, geäußert hätte: „Habe ich Ihnen nicht immer gesagt, der König liebe den Herrn v. Radowitz mehr als die Ehre und das Heil des Vaterlandes?"[2]). Beide Nebenbuhler, Gerlach und Radowitz, befanden sich gewissermaßen in einer elegischen Stimmung. Radowitz verkündete wieder orakelhaft: Er werde der Historiograph dieser Zeit sein. Gerlach aber drückte (am 12. September 1850) dem Könige den Wunsch aus, er möchte ihn wegschicken und etwa den General v. Below zu seinem Nachfolger ernennen, so ginge das nicht mehr, er wäre nicht nur das fünfte Rad am Wagen, sondern ein Hindernis. Als er dies sagte, ahnte er noch gar nicht, daß Radowitz seit mehreren Tagen auf Vorschlag des Grafen Brandenburg endlich formell zum auswärtigen Minister ernannt worden war. Das hatte ihm Friedrich Wilhelm charakteristischerweise verheimlicht. Am Abend desselben Tages erfuhr er zu seinem maßlosen Staunen das Ereignis vom Flügeladjutanten Edwin Manteuffel im Theater. „Das war nun doch etwas stark," gestand er in seinem Tagebuch. Er war sprachlos und saß

[1]) Der damalige Oberpräsident der Rheinprovinz, Rudolf v. Auerswald, war 1848 auch Minister gewesen.

[2]) Diese Stelle des am 11. September 1850 vor dem Könige verlesenen Briefes des Generals v. Rochow (wohl an Schleinitz) ist in den gedruckten „Denkwürdigkeiten" (Bd. I, S. 530) fortgelassen. Vgl. meine Schrift „König Friedrich Wilhelm IV.", S. 11.

während der Vorstellung vollständig schweigsam neben Brandenburg. Am 15. September reichte er darauf während des Manövers in Müncheberg sein Abschiedsgesuch ein. Die Begründung des Gesuchs hat Fräulein Agnes v. Gerlach auf S. 533 der Denkwürdigkeiten in den Text des Tagebuchs verarbeitet. Wirklich wäre es damals auf ein Haar zur Verabschiedung des treuen Generaladjutanten gekommen und zwar gerade an seinem 60. Geburtstage, am 17. September, wie Gerlach nachträglich, im Dezember wohl desselben Jahres, durch den späteren Minister des Königlichen Hauses Valentin v. Massow erfuhr. Der König zeigte sich geneigt, auf Gerlachs Gesuch einzugehen und fragte Radowitz um Rat. Radowitz nannte Gerlachs Entschluß, zu gehen, „edel". Darauf sprach Friedrich Wilhelm mit Wrangel wegen der Besetzung des Postens und hatte die Absicht, den General v. Wussow an Gerlachs Stelle zu setzen. „Es ist aus Schwanken, Unentschlossenheit usw. nicht geschehen," bemerkt Gerlach in seinen Aufzeichnungen darüber. Der König hat hier wieder einmal ganz so gehandelt, wie er so häufig zu handeln pflegte. Diese Unentschlossenheit war das Verhängnis seines Lebens.

Zwischen Radowitz und Gerlach gab es im Oktober noch einen gereizten Schriftwechsel (siehe unten), angesichts dessen Radowitz die Hoffnung aussprach, daß dadurch seine freundschaftliche Gesinnung für Gerlach nicht getrübt werden würde. Bald darauf kamen die Tage von Warschau und Olmütz, der Tod Brandenburgs und der Rücktritt des Ministers v. Radowitz. Gerlach hatte das Feld behauptet.

Leopold v. Gerlach an General v. Rauch.

(Nach dem Konzept.)

Berlin den 29ten April 1849.
Früh Morgen.

Da der Dienst mich verhindert, nach Charlottenburg zu kommen, so müssen Sie sich in gewohnter Nachsicht gefallen lassen, daß ich Ihnen schriftlich meine Bedenken vortrage.

Ich fürchte Radowitz Einfluß auf den König und Brandenburg u. das besonders, seitdem ich ihn gesprochen und die Stimmung gesehn habe, in der er sich befindet.

Die Maasregel der Auflösung der Kammern muß man billigen und sich darüber freuen, selbst wenn man mit Nebendingen dabei unzufrieden ist und sie zu einer andern Zeit und bei einer andern Gelegenheit gewollt hätte. Es ist eine kräftige That, ein Trotzbieten der Revolution. Aber es ist wesentlich, daß die so erkämpfte Frist angewandt wird, um mit der Paulskirche in das Reine zu kommen, mit der Paulskirche, welche jetzt in einer nothwendigen u. eingestandenen Allianz mit der Revolution steht, und es sich vorgesetzt hat, die Fürsten im Bunde mit ihren Kammern und mit dem Pöbel, zu zwingen, ihrem System zu folgen. Bricht man nicht mit der Paulskirche, so wächst sie uns in diesem Bunde mit dem Constitutionalismus über den Kopf.

Radowitz ist nicht der Mann, diesen Bruch auszuführen, weder hier noch in Frankfurt. Denn er hat

1) dem Könige stets gerathen, die Deutsche Sache der Preußischen voranzustellen.

2) hielt er ein Ministerium Vincke für viel vorzüglicher als das Ministerium Brandenburg, dessen Auftreten er tadelte.

3) ist er, wenn nicht von dem Princip doch von der Macht der Revolution so imponirt, daß er dem Könige im Mai abrieth, aus der Anerkennung der Volkssouveränität eine Lebensfrage zu machen.

4) Hat er beständig es getadelt, daß man sich nicht eng mit der (erbärmlichen u. schändlich banquerott gewordenen) Rechten der Paulskirche verbündet hat.

5) soll er schon jetzt im Staatsministerium den Ministern nach seinen Erfahrungen die Revolution als sehr mächtig[1]) gepredigt haben. Da er den Leuten durch seine strenge Argumentation und durch seine Sprache imponirt, ist das gewiß nicht ohne Eindruck geblieben.

Ich übergebe diese Bedenken Ihrer klaren Einsicht und Ihrem treuen Herzen, und deute nur folgende practische Consequenzen an

a. Arnim muß auswärtiger Minister bleiben

b. der Bruch mit der Paulskirche muß zunächst durch den schleunigst abzuschließenden Frieden mit Dänemark vervollständigt werden.

Ich füge noch hinzu, daß Radowitz höchst erbittert auf Oestreich ist, und eine Brochure über die Schleswig-Holsteinsche Frage hat drucken lassen.

Leopold v. Gerlach an den Ministerpräsidenten Grafen v. Brandenburg.

(Nach dem Konzept.)

den 29ten April früh 1849.

Eure Excellenz

erlauben mir, daß ich einmal wieder mein Herz gegen Sie ausschütte.

Die Auflösung der 2ten Kammer ist eine That Ihrer würdig. Sie schlagen damit der Revolution ins Angesicht, und es kommt nicht darauf an, ob in den Nebensachen dabei so oder anders hätte verfahren werden können. Aber Sie sind gewiß darin mit mir einig, daß man jetzt jedenfalls mit der Paulskirche auf das Reine kommen muß, welche die Rechte in unserer Kammer gesprengt hat, und jetzt im eingestandenen Bunde mit den deutschen Kammern und den deutschen Revolutionairs steht, um die Fürsten zu ihren Absichten zu zwingen. Sie sagt geradezu, daß sie das hiesige Ministerium stürzen müßte.

Nun ist Radowitz hier. Nach meiner alten Kenntniß von ihm, nach den Rathschlägen, die er dem Könige in der unglücklichen Zeit gegeben hat, und nach einer Unterredung, die ich hier mit ihm gehabt habe, muß ich ihn für einen sehr bedenklichen Rathgeber des Königs u. des Ministeriums halten; denn

1) Er ist stets für eine deutsche Politik Preußens im verkehrten Sinne des Worts gewesen. Er tadelte, daß man sich nicht an die erbärmliche banquerott gewordene Rechte der Frankfurter Versammlung angeschlossen hatte und misbilligte den Widerstand gegen Frankfurt.

2) Er wollte im November ein Ministerium Vincke, weil er Ihr Ministerium für unzeitig u. unmöglich hielt.

3) Er rieth dem Könige ab, aus der Volkssouveränität eine Lebensfrage zu machen, d. h. er rieth, sich den Beschlüssen der Berliner und Frankfurter Kammer zu unterwerfen.

4) Er hat für Schleswig Holstein eine Brochure drucken lassen, und doch liegt es auf der Hand, daß der Friede mit Dänemark das beste Mittel ist, den Frankfurtern zu zeigen, daß man ohne sie und selbständig gehn will.

---

[1]) Durchstrichen: im schwärzesten Licht.

5) Er ist wie alle Frankfurter von den dortigen Verhältnissen imponirt, kennt unsre Stärke und unsre Schwäche, d. h. die ächt Preußische Stärke u. Schwäche nicht, und predigt höchst wahrscheinlich mit seiner energischen Sprache und kräftigen Methodik eine schwache Politik gegen die Revolution und die mit ihr eng verbundene Paulskirche.

Ich sentire daher für Conservirung des Grafen Arnim im Ministerium, für schleunigen Abschluß des Friedens mit Dänemark und für Vorsicht in Bezug auf Radowitz.

Generaladjutant v. Rauch an Leopold v. Gerlach.

(Nach der Urschrift.)

Charlottenburg den 29ten April 1849.

Lieber Gerlach!

Ich theile Ihre Ansichten, die Sie mir ausgesprochen, von a bis z, und habe in demselben Sinn am 27. und 28. gehandelt, mündlich und schriftlich auch, in einer Stunde geht ein ähnlicher Brief an Brandenburg ab.

Es thut mir wahrhaft leid, Sie nicht sehn zu können; verabsäumen Sie aber nicht, Brandenburg in demselben Sinne zu sprechen.

Ihr alter treuer Freund v Rauch.

Leopold v. Gerlach an Radowitz.

(Nach dem Konzept.)

München 24. Mai 1849.

Ich kann meinen heutigen Bericht nicht abgehen lassen, ohne mein Herz nochmals gegen Sie auszuschütten, obschon ich wenig Hoffnung habe, daß es von Erfolg sein wird.

Ich kann mich von der Richtigkeit der Politik, die unter ihrem Einfluß in den deutschen Angelegenheiten befolgt wird, nicht überzeugen. Sie schmeckt noch immer nach der Revolution u. Paulskirche.

1) Der deutsche Bundesstaat mit der preußischen Hegemonie neben Östreich ist nicht zu halten. Ich wünsche sehr, daß man sich davon überzeugt, eher als es der Erfolg lehrt. Preußen kann von seinen Ländern aus das südliche Deutschland ohne Oestreich nicht schützen, es kann, wenn in München eine Revolution ausbricht, sie nicht dämpfen. Ihnen selbst verdanke ich die treffende Bemerkung, daß der Kern des Rheinbunds noch immer eine Realität ist.

2) Die Gefahr ist vor der Thür, ein Umschwung der Parteien in Paris liefert das südliche Deutschland mit Landau, R[astatt], U[lm], Germ[ersheim] an Frankreich aus. Der Communismus ist seine Avantgarde. Höchstens bis Erfurt können Preußische Heere ihm entgegentreten. Das einzige wesentliche Mittel dagegen ist Einigkeit mit Oestreich. Die andern deutschen Mächte sind unsicher, selbst die norddeutschen, wenn Oestreich und Preußen nicht einig sind.

3) Zu meinem Schrecken habe ich hier gehört, daß man in Berlin erklärt haben soll, man wolle nur in den Ländern offensiv gegen die Revolution verfahren, die unsern Verfassungsentwurf angenommen, also nicht in den eigentlich revolutionirten, in Baden, in der Pfalz, in Würtemberg u. s. w., während doch die revolutionirte Pfalz für uns gefährlicher ist als für Baiern u. jetzt noch dort mit 5—6000 Preußen das auszurichten, was nach 4 Wochen vielleicht mit 20/m nicht mehr möglich sein dürfte. Diese Preußische Politik wäre ebenso verderblich, wie die von dem Baseler Frieden bis 1806 u. wird auch dieselben Folgen, nur schneller, haben.

4) Oesterreich schickt aus Italien sicher 10/m Mann nach dem Bodensee, wollen wir warten, bis diese 10/m, vielleicht treffliche Truppen, mit Baiern, Würtemberg[ern], Darmstädtern das thun, was wir schon jetzt thun können u. sollen? Wo bleibt dann unser Anspruch auf ein Primat in Deutschland und auf das Ausschließen Oestreichs?

Lieber Radowitz, ich bin nie mit ihrer deutschen Politik einig[1]).

Nur durch Thaten, und durch schnelle Thaten kann Preußen an die Spitze von Deutschland kommen, zu denen muß gerathen und Hand angelegt werden, alles andre führt uns der Revolution, führt uns Frankreich in die Hände. Ist Deutschland, ist Europa erst beruhigt, so wird sich Alles finden.

Ich mache Sie für diese Dinge verantwortlich. Legen Sie meine Vorwürfe nicht falsch aus. Vorwürfe von Freunden sind leichter zu ertragen, als die von Fremden, besonders, wenn sie begründet sind, Vorwürfe von andern sind aber immer noch leichter als die vom eignen Gewissen. Also Einigkeit mit Östreich und Thaten.

Sie glauben nicht, was für einen Eindruck die Rede in der Conferenz in Berlin über die verschiedene Behandlung der dem Preußischen Entwurf beitretenden deutschen Fürsten und der, die das nicht thun, hier gemacht hat. Man sagt mit Recht, Preußen sei durch den noch immer bestehenden Deutschen Bund zu Hilfe verpflichtet; es müsse Landau retten u. Baiern beistehen gegen die Revolutionäre in der Pfalz, und darin hat man ganz recht. — In jetzigen Zeiten sind diese Dinge im höchsten Grade unklug, unrecht u. der Revolution höchst günstig.

Radowitz an Leopold v. Gerlach.

(Nach der Urschrift.)

18. Sept. 49.

Obgleich ich in diesem Augenblick schon wieder ausgehen soll, so darf mich doch nichts abhalten, Ihrem eben eingehenden Brief, mein herzlich theurer Freund, zwei Worte der Liebe und der Verständigung gegenüberzustellen.

Was Sie mir hinsichtlich Rauchs und implicite auch hinsichtlich Ihrer vorwerfen, ist zunächst ein Mißverständniß. Ich bin von nichts ferner als zu zweifeln, daß Rauch durch und durch ein Preuße sey und Preußens Ehre und Wohl aus vollem Herzen verlange. Vielleicht bin ich von jeder Verdächtigung solcher Art zu allen Zeiten freier geblieben, als dies von meinen mannigfaltigen Gegnern in Bezug auf mich zu behaupten wäre.

Aber ich sage, daß Rauch die Aufgabe Preußens in der deutschen Sache u. daher auch sein Verhältniß zu Östreich und Rußland irrig auffaßt, und dasselbe glaube ich auch von Ihnen, obgleich der Grund bei Ihnen wahrhaftig nicht Mangel an Scharfsinn ist.

Wir stehen uns in keiner Weise gegenüber, insofern es sich um das Ziel, aber allerdings, insofern es sich um die Mittel handelt. Diese Verschiedenheit werden wir in Liebe tragen müssen, und einer solchen, einer warmen lebendigen bin ich mir bewußt. In meinen Kummer über Gedanken und Handlungen, die ich für irrig und gefährlich halte, hat sich nie ein Tropfen Bitterkeit gegen die Personen gemischt. Und wahrhaftig am wenigsten gegen Sie, den ich zärtlich liebe.

Das ist das wahre Bündniß zwischen uns, das länger dauern wird, als alle Tagespolitik. Meiner Frau müssen Sie schon einiges nachsehen, sie hat im Laufe der Jahre schwer von den Unbilden gegen ihren Mann zu leiden gehabt. Gott sey mit Ihnen und mir!

18. Sept. 49. Ihr treuer R.

[1]) Diese Worte sind durchstrichen.

Promemoria Leopolds v. Gerlach über die Radowitzsche Unionspolitik.

(Nach der Niederschrift Gerlachs.)

Sanssouci 21. Oct. 1849.

Nach dem gestrigen Vortrage, den Radowitz S. M. über den jetzigen Gang der Preuß.-Deutschen Politik machte, kann ich es nicht unterlassen, nochmals auf die Gefahren dieser Politik und auf den unbegreiflichen Widerspruch, der sich darin findet, aufmerksam zu machen.

Radowitz hat den König und das Ministerium durch seine gewaltsame Methodik und kräftige, weil einseitige, Logik genöthigt, die Erbschaft der Frankfurter Nationalversammlung anzutreten. Preußen hat einen Reichsverfassungsentwurf in die Welt geschickt und seinen Bundesgenossen aufgenöthigt, der, wenn auch mit einigen Ausnahmen, doch dem Geiste und dem Wesen nach die Schöpfung jener Versammlung ist.

Radowitz rechtfertigt dieses Verfahren, um es kurz zu sagen, durch die Furcht vor der Revolution. Er demonstrirt, daß man etwas weniger Revolutionaires Deutschland nicht bieten dürfte, das Volkshaus z. B. dürfte nicht wegbleiben, die Grundrechte noch weniger u. s. w., und das Alles, um die halben Revolutionaire, das linke Centrum, dieselbe Partei, welche in unsern Kammern voriges mahl Alles verdorben hat und jetzt Alles zu verderben sucht, zu gewinnen: die Bassermann, die Gagern, die Camphausen, die Auerswald, die Wenzel u. s. w., ja in Beziehung auf Deutschland die Leute, welche im Vorparlament, im Fünfziger-Ausschuß die Revolution gemacht haben.

Östreich will diesen Weg nicht mitgehen, auch darum nicht, weil es dadurch mit seiner Verfassung vom März in Widerspruch geräth. Fast alle deutschen Fürsten schrecken davor zurück, weil sie die Gefahren erkennen, denen man sich aussetzt, und wenn auch der Widerstand der deutschen Könige auf Particularismus, auf dynastischen Interessen, auf einem Widerwillen gegen die Preußische Vorstandschaft beruht, so ist doch nicht zu leugnen, daß auch diejenigen Fürsten und Staatsmänner, welche sich in dies Preuß. Uebergewicht gefunden haben, die Preuß. Politik scheuen, weil sie darin eine gefährliche Hingabe an die Revolution wittern und das bedenkliche Experiment mit dem 2. Frankfurter Parlament scheuen. Mecklenburg-Strelitz u. die Schweriner Ritterschaft sind selbst in ihrer jetzigen Noth mistrauisch gegen Preußen, und Radowitz kann es nicht ableugnen, daß Preußen fast keinen Bundesgenossen hat, der unumwunden seiner Politik traut. — Will man sich eine Anschauung von dem künftigen Reichstage machen, so sehe man unsere Kammern an und denke sich dazu einen starken Beisatz von revolutionären Mitgliedern aus den verbündeten deutschen Staaten, die ja nach Radowitz eigenem Urtheil die foyers der Revolution sind.

Radowitz sieht bei dieser Politik nur die Hindernisse, welche von Oestreich und von den widerstrebenden deutschen Königen ausgehen können. Er demonstrirt scharfsinnig die Chancen für Preußen, die aus der Restauration des alten Bundes, aus dem Abfall von Hannover und Sachsen u. s. w. hervorgehen dürften, er nöthigt mit seinem scharf absprechenden Raisonnement seine Zuhörer, ihn allein anzusehn, sodaß es ihnen unmöglich zu erkennen, was um sie herum vorgeht. Radowitz weist so jede Besorgniß, welche das künftige Parlament machen könnte, kühn ab. — Er sagt: — ich enthalte mich über diese Rede jedes Urtheils — den Reichstag nehme ich auf mich, der wird aus einer Versammlung von Quietisten bestehen und freudig hinnehmen, was Preußen bietet, um Ruhe zu haben. — Er giebt dabei zu, daß die Gagernsche Partei darin die herrschende sein wird, diese Partei, welche Deutschland den Weg der Revolution geführt, welche das, was hier und in Deutschland seit einem Jahre geschehen ist, nicht wie eine Restauration, sondern wie eine Calamität betrachtet, die jetzt mit dem Ingrimm der Besiegten, der Verspotteten wieder in das Feld rückt, welche es nicht scheuen wird, wie sie es nie gescheut hat,

sich aus dem, was weiter links bis zur Republik hin liegt, zu verstärken. — Dieser Partei gegenüber unternimmt es Radowitz die Revolution am Gängelbande zu leiten, dieselbe Revolution, welcher er in dem Verfassungs-Entwurf, um sie zu versöhnen, Hekatomben von revolutionairen Concessionen und revolutionairem Unsinn geopfert hat, deren Sprache er darin nachspricht, der Revolution, welcher stets nachzugeben er seit dem März 1848 für Pflicht gehalten, der gegenüber er dem Könige gerathen, sich zu effaciren, der er die Volkssouverainität concedirt, der er das Ministerium, was uns gerettet hat, opfern wollte und geopfert hätte, wenn der König, der es eingesetzt, nicht festgeblieben wäre. Radowitz fürchtet sich vor der Revolution, wenn er ihr gegenüber steht, aber nicht, wenn er von ihr bestrickt ist, wenn sie ihn anerkennt und seine in Wahrheit schönen Reden bewundert.

Es ist wahr, die Revolution ist matt geworden, aber wie viel Möglichkeiten stehen uns bevor, die sie wieder stärken können, ein neuer Umsturz der Dinge in Frankreich, vielleicht ein Krieg mit der dortigen revolutionairen Republik, selbst Begebenheiten in Deutschland, ja besonders das deutsche Parlament können dies bewirken.

Preußen ist durch die Radowitzische Politik schon in eine traurige Allianz mit der Revolution gerathen. Ich beziehe mich auf die Depeschen aus München[1]), auf die Vorwürfe, die Herr v. Wangenheim an Herrn v. Bodelschwing gemacht hat, auf Radowitz eigene Reden, der darauf rechnet, daß die Kammern die Fürsten in den Dreikönigsbund treiben und darin festhalten werden. — Werden diese unsre Alliirte in den Reihen der rechten oder der linken sitzen? Sind in Berlin die tricoloren oder die Schwarzweißen die treuen Unterthanen des Königs? Radowitz versicherte gestern, das Ministerium wäre schon gezwungen, diesen Weg zu gehen, es wäre entschlossen, wenn man nicht darauf bliebe, abzutreten. Man bedenke, was dieß in unserer Lage sagen will. Zunächst ist es freilich nur ein vortreffliches Mittel, den König bei dieser Politik festzuhalten.

Die jetzt mit Oestreich abgeschlossene Convention nennt Radowitz eine Vorbereitung zur Union mit Oestreich. Sieht man aber diese Union näher an, so ist sie das größeste Unglück, was uns begegnen kann. In Folge der Convention vom 30ten 7ten wird Deutschland durch eine Bundes-Commission regiert, die aus 2 Preußischen und 2 Östreichischen Mitgliedern besteht, kommt die Union nach den Radowitzischen Grundlinien zu Stande, so tritt an die Stelle dieser Commission ein Direktorium aus 2 Oestreichischen, **einem** Preußischen und einem Deutschen, d. h. einem bairischen Mitglied bestehend. Was bleibt dann dem Vorstande des Bundesstaats für eine Macht übrig; in der Union herrscht Oestreich, für den Bundesstaat hört die ganze äußere Politik auf, dem König von Preußen bleibt das Vergnügen, das Parlament zu versammeln, und dessen Gesetze, nachdem der Fürstenrath . . [ein unleserliches Wort] sie genehmigt, zu promulgiren.

Ich kann nicht anders als diese Politik sowohl was den Bundesstaat als die Union mit Oestreich anbetrifft, für höchst gefährlich und verderblich zu halten, und hoffe, Gott wird uns vor ihren Folgen bewahren, wie er uns schon oft vor denen unserer eigenen Thaten bewahrt hat.

---

[1]) Am Rande dazu von Gerlach am 1. August 1851 bemerkt: „Besonders eine von Herrn v. Kost . . . [Name unleserlich], die ganz auf diese Allianz rechnete und die dem König sehr widerwärtig war. Ich las sie ihm im Eisenbahn-Cabinet in Gegenwart Schölers vor, und als ich hernach mit ihm darüber sprach, dankte er mir, daß ich beim Lesen geschwiegen. B. 1/8 51."



Radowitz an Leopold v. Gerlach.

(Nach der Urschrift.)

Berlin 28ten Januar 1850.

Mit derselben Betrübniß, mit der Sie Ihren Brief schließen, theurer Freund, beginne ich den meinigen. Ich vermeide die politische Controverse mit Ihnen nur deswegen, weil ich Sie seit 17 Jahren bis heute innig liebe, und daher schweige, wo ich die Wahrheit nur sagen könnte, wenn ich die Liebe verletzte.

Wir stehen in der Grundauffassung des gegenwärtigen Momentes gänzlich auseinander. Wenn Sie wirklich glauben „die jetzige Conjunctur sey eine sehr günstige (gewesen), der König habe den gewissen Sieg in Händen (gehabt), (die Propositionen mochten von den Kammern angenommen werden oder nicht)", so ist es mir nicht möglich, einen Ausdruck zu finden oder zu gebrauchen, mit dem ich diesen Gedanken bezeichnen könnte. Wenn die Kammern, (wie es vor 6 Tagen unzweifelhaft war), die Kgl. Botschaft verwerfen, so erblicke ich hierin das größte Unglück, was gegenwärtig über das Land kommen könnte, ein Ereigniß, das, soweit menschliche Voraussicht reicht, die moralische Existenz meines Königs vernichtet und einer auf Recht und Ordnung ruhenden politischen Restauration Preußens in ihrem ersten Acte den Stab gebrochen **hätte.**

Ich werde den Augenblick segnen, der mir gestattet, mit freiem Herzen aus dem politischen Treiben gänzlich auszuscheiden; solange aber der König meinen Rath verlangt, muß und werde ich ihn so geben, wie Gewissen und Vernunft es mir gebieten, und dabei nicht beachten dürfen, ob dieser Rath einer Parthey zusagt, deren Personen mir zum Theil eben so tief im Herzen wohnen, als ich ihre verhängnißvolle Wirksamkeit beklage. Daß ich auch Sie dazu zählen muß, daß ich Ihre hellen Augen so geschlossen, Ihren guten Geist so gebunden sehen muß, dies ist keiner meiner geringsten Schmerzen in einer schmerzensreichen Zeit. Gott wolle Sie und so manchen andern theueren Freund richten nach Ihrem Willen und nicht nach den Werken der Parthey!

In treuer Liebe Ihr Radowitz.

Radowitz an Leopold v. Gerlach.

(Nach der Urschrift.)

Erfurt 18ten April 1850.

Ich muß aus einer Sitzung heraus antworten, lieber Freund, und bitte daher, daß Sie meine Flüchtigkeit entschuldigen wollen. Wir stehen leider in der deutschen Frage auf entgegengesetzten Standpunkten und dürfen daher nicht anders erwarten, als daß sich dies auch bei der jetzigen Sache geltend macht. Sie, lieber Freund, stehen unserm Wege entgegen, und ich glaube, daß wir ihn nicht preisgeben dürfen, ohne die Interessen Preußens und die Ehre des Königs zu verletzen.

Gott wird am besten wissen, wer recht sieht; Er wird demjenigen von uns verzeihen, der da unbewußt irrt!

In meinem letzten Schreiben an den König habe ich nach tiefster Ueberzeugung dargelegt, daß das Eingehen auf die Östreichischen Anmuthungen für das Interim weiter nichts als ein vollständiges Übergehen in sein Lager ist. Die Zwecke, die man in Wien unabläßig verfolgt, wären dann erreicht, und zwar durch eine freiwillige Unterwerfung. Meine Vorschläge über die richtige Behandlung sehen Sie aus jenem Schreiben; die Actenstücke, welche Graf Brandenburg heute mitbrachte, enthalten keine Nova. Wir sind verpflichtet, zur Verlängerung des Interims aufrichtig Hand anzulegen, aber nicht dazu, was unsere Gegner daraus machen möchten.

Wenn Östreich den Willen der Rheinbunds-Königreiche schlechterdings durchsetzen will, so wäre der Ablauf des Interims eine weit geringere Gefahr für unsere Ehre und unsern wahren Vortheil, als die entgegengesetzte. Daß Sie sich, lieber

Freund, den Wiener Drohungen so weit hergeben, begreife ich schwer. Wenn das Östreich. Cabinett auf den tollen Gedanken käme, auf eigene Faust das Plenum der Bundesversammlung einzuberufen, so wäre dies eine rechtlich völlig nichtige, und praktisch fast lächerliche Handlung. Die Bundesversammlung und daher auch ihr Plenum ist am 12. Juli 1848 durch die Regierungen selbst rite als erloschen erklärt, eine Präsidialbefugniß für Östreich besteht nicht mehr, am wenigsten aber eine so exorbitante. Was aber ein solches Plenum sagen wollte, in dem Preußen und mindestens 20 Regierungen fehlen, das, dächte ich, leuchtet ein.

Wenn wir jetzt „mit Schwartzenberg und mit Gagern brouillirt sind", so sehe ich darin nur die natürliche u. richtige Folge unserer politischen Aufgabe, u. bedauere es in keiner Weise. Ich denke im Gegentheil, daß es eben das Wahre und Rechte sey, von keinem von beiden in Fesseln geschlagen zu werden; eins wie das andere wäre gleich verderblich für Preußen. Wir dürfen weder mit der Östreichischen Politik noch mit der deutschen Parthey um jeden Preis und auf jedem Wege gehen; das ist allerdings meine höchste und innerste Überzeugung.

Ich bitte Sie, lieber Freund, noch ausdrücklich diesen Brief auch unserm gnädigsten Herrn zu geben, da er ein Nachtrag zu meinem letzten ist. Er wird seine Entscheidung fassen, und wenn sie auch gegen mich und ohne mich ins Leben träte, so werde ich stets Gott bitten, daß Er es für ihn wohl mache! In treuer Freundschaft Ihr Radowitz.

Radowitz an Leopold v. Gerlach. 22. Oktober 1850.

(Nach der Urschrift.)

Sie wissen, lieber Gerlach, daß meine alte Freundschaft für Sie von allem Vorgegangenen nicht berührt wird; ich brauche gegen meine politischen Gegner nicht die Waffen, die sie oft genug gegen mich anwenden. Da Sie jedoch Ihre Stellung selbst zur Sprache bringen, so gebietet mir die Aufrichtigkeit, auszusprechen, daß ich sie eben so entschieden tadele als beklage. Ihr Amt weißt Sie nicht auf die Mitwirkung bei der Politik der Regierung an, am wenigsten aber darauf, dem Wege, welchen der König sich und seinen Räthen vorzeichnet, Hindernisse zu bereiten. Des Königs eigener und bestimmter Wille hat mich zu dem mühseligen, undankbaren Tagewerke berufen; wenn es aber Gottes Wille seyn wird, diese Last von meinen Schultern zu nehmen und der König Sie und Ihre Genossen in seinen Rath ruft, so können Sie im voraus überzeugt seyn, daß ich nicht dem Beispiele folgen werde, welches ich vor Augen gehabt. Gott sey mit Ihnen und mir; Er wird richten.

Radowitz 22 Octbr.

Leopold v. Gerlach an Radowitz. [22. Oktober 1850]

(Auszug aus einem Konzept.)

Ich sehe mit Bedauern aus Ihrer Antwort auf meinen heutigen Brief, daß Sie mich misverstanden haben. Da es aber durchaus nöthig ist, daß Sie meine Handlungsweise kennen, so lange als ich noch in meinem jetzigen Amte bin, so halte ich mich für verpflichtet, Ihnen zu erklären, daß ich jedesmal, wenn der König mit mir von der Politik spricht, was, wie einmal die Geschäfte hier betrieben werden, nicht wohl zu vermeiden ist, ich es für Beruf und Schuldigkeit halte, S. M. stets unumwunden meine Meinung zu sagen. — Finden die Räthe S. M., daß ihnen dadurch Hindernisse bereitet werden, so finde ich es ganz in der Ordnung, daß sie auf meine Entlassung dringen, was ich Ihnen auch schon heute Morgen geschrieben habe, ꝛc. ꝛc.

Zu Wasser.

Von

Marie von Bunsen.

(Schluß.)

Freitag, den 4. August.

Das Baden wurde heute morgen etwas verlangsamt durch plötzlich auf ungeahnten Nebenarmen anrudernde Fischer. Ich kann ihnen ja nicht vorschreiben, wo sie ihre Netze werfen sollen; schließlich ist es auch ganz angenehm, im Badeanzug unter Vergißmeinnicht und Federnelken am Wiesenrand sitzend, auch noch ein Sonnenbad zu nehmen. Bequemer wird jedoch das An- und Ausziehen im nächsten Sommer mit einem zweckmäßigeren Zeltverdeck schon sein.

Wieder hatte ich das herrlichste Segelwetter, und schon gegen elf Uhr kam Rathenow in Sicht. Da es noch so früh war, hielt ich Rast, befestigte mein Boot an einer sich herüberneigenden Erle, sprang an Land, und mit einem Bootkissen an einen gewaltigen Baumstamm gelehnt, las ich im tiefen Schatten, von großen Blattpflanzen umgeben. Es schien mir eine Insel oder eine Halbinsel zu sein; durch das Blattgewirr sah ich stattliche alte Bauernhäuser. Große rankende Kürbisse und Gurken, wuchernde Kapuzinerkresse umhüllten das Gatter wie die Anlegestelle am Wasser; in den Fenstern standen Blumentöpfe; eine wahre Idylle.

Dann ruderte ich zur Stadt. Der Tag war ungewöhnlich heiß; nachher las ich in der Zeitung, es sei die höchste Temperatur des ungewöhnlich warmen Sommers gewesen; ich glaube es gern. Das Anlegen der Segel, das Hantieren mit dem Mast, mit den Taschen und Bündeln verlieh mir eine klatschrosenrote Farbe und löste mich auf. Ehe ich in die vornehmen Teile Rathenows gelangte, kehrte ich zum Mittagessen in einem bescheidenen Wirtshaus ein, und dort in der kühlen Honoratiorenstube, bei auf Eis gestelltem Mosel, bekam ich dezente Farben zurück.

An der Brücke, welche die Alt- und Neustadt trennt, steht ein Denkmal des Großen Kurfürsten; untersetzt, mit einem großen Kopf, wirkt die Gestalt fast wie eine Karikatur; die vier gefesselten Sklaven sind eine deutliche Nachahmung des Schlüterschen Werkes, welches ja auch auf Bernini und dessen französische Nachahmer Bouchardon und andre zurückgeht. Und doch, und doch! Im Vergleich zu den neuesten Denkmälern ist der Aufbau, die geschlossene Gesamtwirkung, also das, worauf es vor allem ankommt, gut. Die

Kirche hat einige ganz alte Teile, mein Kießling nennt sie „romanisch"; mir erschienen sie Übergangsstil. Den schönen Kamminer Dom ausgenommen, kann ich mich nicht besinnen, jemals eine Backsteinkirche aus so guter Zeit gesehen zu haben. Ausdrucksvoll groß erheben sich die strengen Formen; auch der bescheidene Ziegelstein erlangt eine monumentale Macht.

Heute wirkt die Stadt wohlhabend und ruhig; einst war sie Schauplatz der schmachvollsten Greuel. Rathenow hatte sich dem trotzigen Städtebund angeschlossen; darauf ließ der Erzbischof von Magdeburg durch seinen Neffen, den Fürsten von Anhalt, die ahnungslose Stadt überrumpeln. In einer Dezembernacht, 1394, wurden die Mauern erstiegen, und die Horde plünderte, schändete, mordete mit viehischer Roheit. Am nächsten Morgen wurden die erbarmungswürdigen Bürger zusammengetrommelt, um dem Erzbischof die Treue zu schwören, und am Tag darauf befahl ihnen, im Einverständnis mit dem Erzbischof, der Herzog von Anhalt, dem neuen Herrn entgegenzuziehen. Als sie außerhalb der Mauer waren, verschloß man die Tore, hieß die Männer gehen, wohin sie wollten. Darauf wurden die Frauen und Kinder zusammengetrieben; sie durften mitnehmen, was sie unter dem Arm tragen konnten, und so stieß man sie in die Winteröde hinaus. Dann steckte man Freudenfeuer mit den ausgetrunkenen Fässern, mit Hausgerät an und plünderte ungestört, gründlich und systematisch. Hundert Lastwagen genügten nicht, um die Beute nach Magdeburg zu schleppen. So rächte sich der Erzbischof an dem Städtebund.

Dann ging es mit der „Formosa" weiter, trotz schlagrührender Hitze; denn Segelwetter nicht zu benutzen, hätte sich ganz gewiß gerächt.

Auch Rathenow muß man vom Wasser aus sehen. Einige Teile sind allerliebst. Kähne, Pfosten, Netze, Reusen und Fischkästen, Obstbäume, sich im Wasser spiegelnde Goldruten und andere bunte Blumen. Anscheinend wohnen hier ganz kleine Leute; es ist jedoch traulich und hübsch.

Nicht weit von Rathenow kam ich an einer bewaldeten Anhöhe am Ufer vorbei. In ihrem Schatten lag ein Häuschen, vielleicht eine Mühle, ein weißgestrichener Fachwerkbau, ein großes Ziegeldach und etwas Efeu. Es läßt sich kaum ausdenken, wie hübsch solche Gasthöfe an der Havel, vor allem in der Nähe Berlins sein würden! Grade so oder auch größer und in Komplexen, um dem Massenbetrieb zu genügen, mit einer Anlegebrücke, mit verschnittenen Buchenhecken, Lauben, weißgestrichenen einfachen Tischen und Bänken, weiter nichts. Statt brutal eine Gegend zu vernichten — dies gelang dem neuen Restaurant in Ferch, jenem vorher so lieblichen Schwielowdorf —, würde die Landschaft geradezu durch solche Wirtschaften gewinnen.

Es ließe sich ja ausdenken, aber wir werden es nicht erleben; zu solcher zweckmäßigen Einfachheit gehört Geschmack.

Nun senkt sich der Abendfrieden hernieder; Störche, Möwen, Enten fliegen vorüber. Vom andern Ufer grüßt ein Jäger, der mit seinem Hund am Schilf entlang vorbeizieht.

Unbeschreiblich angenehm ist das Baden nach der sengenden Hitze. Da in der noch immer warmen Luft alles schnell trocknet, gönne ich mir den sonst zu umständlichen Genuß, mit aufgelöstem Haar zu schwimmen. Es ist tat-

sächlich ein unvergeßlicher Genuß, sich so auf dem Rücken liegend treiben zu lassen. Die kühle Flut spielt mit den Haaren, sie breiten sich aus, umfließen die bloßen Schultern und Arme wie ein lebendiges Gewebe. Es ist traumhaft schön. Man muß nur darauf achten, nicht in die einen leicht fest umschlingenden Wasserlilien zu geraten. Erst spät ging ich „zu Bett" und schlief wenig. Schläft man, so stören die Planken ja gar nicht; liegt man wach da, sind sie wirklich ungewöhnlich, ja fast unleidlich hart. Bestimmt hatte ich angenommen, ich würde mich recht bald daran gewöhnen; offen gestanden ist dies nicht der Fall. Ein andres Mal werde ich mir weniger Bücher, dafür aber eine wollene Decke mitnehmen, um den dünnen Schlafsack etwas auspolstern zu können. Traurig, wie verwöhnt man doch ist.

Sonnabend, den 5. August.

Der Morgen war bezaubernd. Hinter einem fernen Wald leuchtete feuriges Rot, helles Gold umsäumte die in der unglaublich klaren Luft schwebenden, blaßvioletten Wölkchen. Dann stieg langsam und blendend die Sonne auf, beschien zart betaute Wiesen, die spiegelklare Flut.

Vor mehreren Jahren hatte mir ein Rathenower Rittmeister über Ferchesar am Hohenauer See erzählt. Ein Seitenarm, der bald kommen muß, führt hinein. Wird die Zeit dazu reichen? Gut, meinetwegen, dann lande ich mit der „Formosa" diesen Sommer eben nicht, wie geplant, in Hamburg. Die Havel sagt mir überaus zu; wandern, nicht reisen, nicht die rascheste Verbindung zweier Punkte ist mein Zweck und Ziel. Rechts mündet ein kleiner Fluß; ich frage einen vorbeiziehenden Schiffer, ob dies der Weg nach Hohenau sei. „Nein, Fräulein, der kommt noch lange nicht, dieser führt nach Potsdam." Also weiter. Der Wind war umgeschlagen; ich rudere mit rechter Beschwerde, und von einem Seitenarm ist gar nichts zu sehen. Endlich komme ich auf einen Fischer. „J, behüte, da sind Sie lange vorbei; hier ist gleich Grütz." Es war also der richtige Hohenauer Kanal gewesen! Dem Schiffer wünsche ich nichts Schlechtes, aber doch recht Unangenehmes; gegen diesen Wind ist wirklich kaum anzurudern. Da, mühsam um eine Ecke kommend, ändert sich alles; ich kann das Segel hissen und fliege nur so dahin. Die Havel hat heute einen wirklichen Seegang; der Kiel zischt durch die kleinen Wellen. Die „Formosa" und ich haben etwas Ähnliches noch niemals erlebt, das wiegt die vorhergegangene Plackerei überreichlich auf.

Und dann nehme ich mit einer graziösen Wendung den Hohenauer Kanal und segle einfach nach Ferchesar durch.

Ein großer See mit Landzungen, Vorsprüngen und unerwarteten Wendungen, am alleräußersten Zipfel das Dorf. Hohe bewaldete Ufer, die unregelmäßig sich aufbauenden Häuser, Wiesengründe und Waldabhänge, — eine überraschend anziehende Lage. Mit Hilfe eines Eingeborenen befestige ich die „Formosa" an einen sogenannten Steg, der allerdings beim Betreten sofort eine Handbreit tief unter dem Wasserspiegel versinkt, und gelange auf einen schmalen Pfad, der zwischen malerischen Fachwerkhäusern führt, zum Gasthof. Es ist ein städtisches Häuschen an der Landstraße, nur durch verschnittene Linden und beschattete Bänke etwas verschönt. In der kleinen Honoratioren-

stube wird für mich gedeckt; der redselige, geschäftige Wirt befördert meine Sachen herauf; auf den frisch bezogenen Betten hole ich die Nachtruhe ein und schlafe wundervoll bis zum Kaffee, um mir dann, frisch und vergnügt, Ferchesar zu besehen. Im ganzen ein hübsches Dorf, einige Häuser sogar hervorragend gut. Hohe Dächer, die an den Seiten einknicken, Fachwerkwände mit Weinranken bezogen; in dem kleinen Gärtchen blüht verspäteter blauvioletter Rittersporn, es gibt heitere orangegelbe Ringelblumen, Rosen und Geranien, und überall Lindenbäume und Bänke vor der Tür. Die Wirtschaftsgebäude erinnern durch das vorspringende Obergeschoß an thüringische Gehöfte; ein besonders gutes Haus hat ein rotes Schindeldach, die Wände sind unten aus Feldsteinen gebildet, vor der kleinen Tür sind halbkreisförmige Stufen aus flachen, großen Steinen gelegt.

An der schönsten Stelle des Sees liegt, inmitten von Bäumen, das neu im Grunewaldstil erbaute Schloß des Gutsbesitzers Herrn v. K. Früher hatte ich mit einem in Berlin stehenden Leutnant des Namens getanzt; ist es derselbe, hat er jetzt Frau und Kind und baut hier auf der alten Scholle seinen Weizen? Auf einem kleinen Fußweg, der in den parkähnlichen Wald führt, gehe ich am See entlang. Dünenartig fällt der Abhang herunter, gekrümmte, trotzige Kiefern recken ihr herrliches Geäst in die Höhe, unter ihnen sprießt jenes etwas bläuliche feine Gras, das häufig am Kiefernboden wächst und mit dem rötlichen Violett der Stämme einen entzückenden Farbenakkord gibt. Dazwischen das Zitronengelb des Wachtelweizens, das Lilablau der Glockenblumen und tiefes Rot der Karthäusernelken. Nun kommt eine Lichtung und sofort eine Hülle und Fülle von andern Blumen, vor allem der aromatisch duftende Thymian, gelbe Immortellen und weiße Schafgarben, auch frühes Heidekraut und die zarten weißen, seltenen Glockenblumen. Unter den Blumen, an einen Baumstamm gelehnt sitzend, lese ich Edgard Meyers „Deutsche Mythologie". Unten am See war eine Quelle eingefaßt worden, während Tausende von Jahren wird eben diese zweifellos verehrt worden sein. Opfer wurden dort hingestellt, Schwüre wurden dort geleistet, dort kamen Bedrängte zu stillem Gebet. Noch in christlicher Zeit brannten dort in der Heiligen Nacht Kerzen nach unausrottbarem Brauch. Hier in den Fichten ging die Waldfrau um, oft hatte man Elfen im See erblickt, und beiden wurde, vorsichtshalber, geopfert. Die heute früh aufsteigenden Nebelstreifen hatten Luftelfen gesponnen, hatten den Tau über die Wiesen gegossen. Gerade vor mir blüht das gelbe Johanniskraut; es war eines der neun geheiligten Kräuter, welche Heil und Zauberkraft besaßen. Da, jenseits der Lichtung, ist ein Kreuzweg, an dieser bedeutungsvollen Stelle wurde geopfert und gebetet, Wahrsagerinnen wurde hier in der Neujahrsnacht das Kommende kund. Die Windsbraut liebt den Kreuzweg; oft ist sie eine arme wandernde Seele, oft eine tote Braut, die dort wehklagend tanzt . . .

Beim Abendbrot erzählt mir der Wirt von den umherliegenden Gütern. Landin, das noch jetzt den Bredows gehört, kommt in den „Hosen des Herrn von Bredow" vor. Dieser Landweg hinter Ferchesar führt nach Friesack, der starken Burg Dietrichs von Quitzow.

Der gemütliche, etwas ruhmredige Wirt war früher Berliner Materialwarenhändler gewesen; seine nette Frau stammte jedoch aus der Gegend, und die Zukunft des Ortes erkennend, siedelte er über. Eine Photographie an der Wand zeigt den Materialwarenhändlerverband von Berlin N.O. Dieser besuchte den früheren Kollegen zu Pfingsten, ließ sich vor dem Haus mit dem Gesangverein, mit Inschriften, Fahnen, Bierseideln und vergnügten Gesichtern abphotographieren. Der Schwager des Berliners ist Fischpächter des Sees; seit zweihundert Jahren hat die Familie die Pacht; früher betrug dieselbe fünf Taler, jetzt siebenhundert Mark. Sein Schwiegervater, der alte Fischer, ist neunzig Jahr alt, noch rüstig und gesund.

Sonntag, den 6. August. Ferchesar.

Sonntagmorgenstimmung im Dorf. Saubere, hellgekleidete Kinder tragen sorgfältig große Blechkuchen herbei. Gegenüber sitzt ein behäbiger Bauer auf der Bank unter der Linde und liest sein Blättchen. Unheimlich früh, während ich mich noch anziehe und „ausbessere", läutet es zur Kirche, und der Gemeindechoral schallt schwach über die Dorfstraße in mein Zimmer.

Mit Büchern versehen, spaziere ich nach dem Forst des gegenüberliegenden Ufers. Auch hier prachtvolle Kiefern, merkwürdig die ungewöhnlichen großen Ameisenhaufen; gern sähe ich mir die Vorratskammern, die Gänge und Kinderstuben an, aber es wäre roh, nur aus Neugierde herumstochern zu wollen.

Während ich behaglich lese, erscheint, wie aus dem Boden gewachsen, ein hagerer Förster. Er sagt, der Weg wäre verboten, von einer Strafe wolle er Abstand nehmen, doch möge ich den Wald umgehend verlassen. Es ist nicht angenehm, hinausgeworfen zu werden; immerhin finde ich nachher am Ende des Sees, auf Vergißmeinnichtwiesengrund, an würzigduftende Holzscheite angelegt, ein annehmbares Plätzchen.

Am Nachmittag rede ich mir ins Gewissen und erledige meine Korrespondenz; ein ganzer Stoß von Karten und Briefen wandert in den einfachen blauen Kasten, der so angenehm nach den mit vergoldeten Ornamenten „verzierten" Prunkkästen in Berlin erscheint. Nach dem Kaffee und selbstgebackenen Kuchen der Frau Wirtin (auch dieser sticht vorteilhaft von dem in Berlin erhältlichen ab) mache ich mich auf dem Weg zu dem Trent-See, von dem mir der frühere Materialwarenhändler aus N.O. schwärmt.

Obwohl der Schmied, dessen hübsches Häuschen das letzte im Dorf ist, mir die einzuschlagenden Richtpfade erklärt, verirre ich mich und wandere eine ganze Stunde durch schier endlos erscheinende Kiefern. Kein Wegweiser, kein Mensch, kein Anzeichen eines lebenden Wesens. Nur Pferdespuren im tiefen Sand. Quitzowsche Männer könnten recht gut hier einem Krämer aufgelauert haben; ein Bredowsches Fähnlein könnte recht gut auf einem Feldzug vorbeigetrabt kommen. Endlich lichtet es sich zwischen den Stämmen. Auf einer Heideebene liegt ein weltverlorenes Gehöft, mit einem Ziehbrunnen, einem Gärtchen und mit spielenden Kindern. Ein alter Landmann kommt daher, führt sein Fahrrad an der Hand. Dies paßt weder zu ihm noch zu der Gegend.

Er bestätigt mir, daß ich auf dem nächsten Weg, rechterhand, nach Ferchesar zurückkomme; wir unterhalten uns über Ernteaussichten und Wetter.

„Sie kommen aus Ferchesar? Das ist ja jetzt sehr belebt, mit all den schönen Gasthöfen." Es klang, als wäre etwa von Pontresina die Rede. Dann trennen wir uns; wieder ein unergründlich scheinender Nadelholzwald; mehrere tausend nett gleichmäßig hingepflanzte jüngere Kiefern wirken auf die Dauer etwas monoton; erst das Alter bringt die Wucht der Linien, die sanftsatten Farben, den geheimnisvollen Grund.

Endlich sehe ich die Dächer von Ferchesar. Es läßt sich nicht leugnen, der Ort ist wirklich belebt. Rote Rathenower Husaren sind in allerlei Fuhrwerken gekommen, auch ihre Damen in weißen, fußfreien Kleidern. Bald erklingt Tanzmusik. Mein Gasthof und die zwei andern, einfacheren, sind überfüllt, und ich lasse mir oben in meinem Zimmer das Abendbrot bringen. Noch lange währt die Musik, altmodische, freudig heitere Weisen. Aufregend wirkt der dröhnende Rhythmus und ein gewisses, immer wiederkehrendes schrilles Schreien, die denkbarst primitive Äußerung der Lust.

Montag, den 7. August.

Das Barometer ist gesunken, gestern nacht gab es Regen; vielleicht stören die tiefhängenden, zerrissenen Wolken nicht weiter, auf jeden Fall stehen sie dem Wald und der Wasserlandschaft vorzüglich. Daß der zur Herfahrt ideal günstige Wind sich mir zuliebe plötzlich wenden würde, ist ja billigerweise nicht zu verlangen. Er tut es auch nicht, bleibt andauernd ungünstig, und nach zweistündiger saurer Arbeit lande ich in Semlin. Das Landen geschieht hier, wie meistens in diesen Haveldörfern, indem man sein Boot an eines der vorsintflutlichen Kähne bindet, diese wiederum sind an einem am Ufer liegenden schweren Baumstummel befestigt. In den Kähnen steht natürlich immer Wasser; vorsorgliche Eingeborene ziehen sich ihre Stiefel vorher aus, unsereins wird eben naß. Seltsam unkultiviert berühren solche Landungszustände dieser wohlhabenden Dörfer. Im Gasthof bekomme ich nur Eier und Schinken; dafür blühen jedoch wunderhübsche Blumenrabatten vor dem Fenster. Gut gepflegt ist auch der Kirchhof; ich gehe zwischen den Gräbern und lese vom verstorbenen Ackermann N. N., vom Handelsmann, Ziegeleimeister, Büdner und Mühlenmeister. Sehr oft kommen Altsitzer vor; meistens sind sie Kirchenälteste gewesen und starben mit durchschnittlich siebenundachtzig Jahren. Auffallend ist eine aufrechte Grabplatte aus gebranntem Ton, mit einem Zackenornament umgeben; es hätte mich nicht gewundert, die Stelle im Winkel eines Museumhofs als Wendengrab oder so etwas Ähnliches zu finden; hier fiel die Platte gänzlich aus dem Rahmen. Sie war mit Efeu umwachsen, am Fußende erhob sich eine Eiche.

Unter großen Erlen und Pappeln lasse ich mich am Ufer nieder, vielleicht legt sich der Wind. Auf der Wiese vor mir werden Gänse von einem barfüßigen Kind gehütet, Fischergerät hängt umher, auf der Landzunge erhebt sich eine Mühle. Vom Dorf kommt der dumpfe Rhythmus des Dreschens; ich kam vorhin an der offenen Scheune vorbei, ein Mann und zwei kräftige Frauen in ihren blauen Kattunleibchen und kurzen Hemdsärmeln waren an der Arbeit. Zur Mühle fährt ein grüner Leiterwagen mit einem hellen, leinenen

Verdeck. An dieser ganzen Umgebung sind nicht nur die Generationen, sondern die Jahrhunderte spurlos vorübergegangen, und es ist merkwürdig, wie ästhetisch befriedigend, wie beruhigend, wie erfreulich dieses uralte Landleben wirkt.

Der Wind legt sich nicht im geringsten. Warten nützt nichts, und mühsam, langsam rudere ich über den etwas aufgeregten See. An Hohennauen war ich bereits vorüber, als der Anblick des romanischen Kirchturms und einiger alten Eibenbäume mich lockt. Ich kehre um und klettere über Kähne an Land. Die Kirche und Eibenbäume wirken in der Nähe gut, aber nicht anders als vom Wasser gesehen; da es jedoch anfängt zu regnen, lasse ich durch einen Jüngling meine Siebensachen heraufbringen. Der Gasthof ist groß, städtisch, unordentlich und häßlich. Am schlimmsten die gute Stube mit Polisander und grünem Rips und unzähligen „Nippes“; sie wird mir in zuvorkommender Weise zum Aufenthalt angeboten. Das Bett ist wegen des nächtlichen Transpirationsbedürfnisses dieser Kreise natürlich unleidlich heiß, sonst wie auch anderswo, sauber und „unbewohnt“. Mein Zimmer geht auf die Dorfstraße. Abends kehren die Leute vom Feld zurück, an den Fenstern stehen junge Männer und plaudern mit den jungen Mädchen. In der Ferne wird eine Harmonika gespielt.

Dienstag, den 8. August.

Da hätte ich wirklich wieder Segelwind, und schleunigst rüste ich mich zur Abfahrt. Am See liegt das nette, altmodische märkische Gutshaus des Herrn v. Kl. mit seinen Wirtschaftsgebäuden und Gewächshäuschen, im Schilf ankert eine hübsche, kleine Jolle. Weiter oben im Dorf ist das Gutshaus des Herrn v. Hagen; dieses Geschlecht saß hier lange vor der Quitzow-Zeit und besaß den Wasserzoll. Damals hieß der Ort nach ihnen Hagenau und war eine kleine Stadt. In einem fort kam ich jetzt beim Lesen auf Schilderungen von befestigten Ackerstädten, die ich als friedliche Dörfer dann vorfand. Das ganze Land war mit diesen Ackerstädtchen besät; nicht nur die Kriege, sondern wohl vor allem das Verkrümeln des Backsteins ist schuld, daß so wenig von den Ringmauern und Türmen übrig blieb, daß dadurch die Mark so bedauerlich „neu“ und geschichtslos im Vergleich zu den steinanwendenden Teilen Deutschlands wirkt.

Ich segle wieder in die Havel hinein. Überall der Duft des frisch gemähten Heus. Vor Grütz, einem sehr hübsch am Wasser gelegenen Dorf, werden große Heumieten aufgestapelt, und ein Schleppdampfer keucht mit hochbeladenen Heukähnen vorbei. Fast betäubend war der Duft; unsereins hätte nicht ungestraft auf den Kähnen geschlafen.

Die Havel teilt sich in mehrere Arme, und ich wähle den rechts, der am großen Gülpersee vorbeikommt. Dampfer und Zillen schlagen den andern ein, so läßt sich etwas Weltentlegeneres als dieser stille Wasserarm kaum denken. Wie unerhört ist die Farbenintensität einer zwischen der Sonne und dem Beschauer liegenden Wiese! Jedes einzelne Blatt ist grün durchleuchtet. Sehr hübsch ein Moment, wo dichte Kränze von weißlich blühenden Wasserviolen die Smaragdufer einfassen. Dahinter tiefblaue, langgezogene Wälder, darüber leicht hinschwebende, hell durchschienene Wölkchen in der vor Licht farblosen Nachmittagsluft. Unendlich viel Vergißmeinnicht und gefiederte

Kuckucksblumen blühen am andern Ufer und im Wasser eine kleine, gelbe Sternblume, die mein steter Begleiter, Bleys „Botanisches Bilderbuch“, nicht kennt. Ich segle unter Duft und Blumen dahin.

Nach wendischem Glauben geht zu dieser Stunde das Mittagsgespenst, die verderbliche Mittagsfrau, um; ich darf also annehmen, daß niemand jetzt auf den Feldern und Wiesen zu tun haben wird und gönne mir am Wiesenufer, unter Weidenbäumen, ein längeres Luftbad, ehe ich ins Wasser gehe. Nur die, die Ähnliches genossen haben, wissen, was es bedeutet; die andern glauben es nicht, können sich nicht vorstellen, wie anregend reizvoll die Wirkung der Luft auf der bloßen Haut ist, ja, wie das Gefühl der Naturnähe sich geradezu mystisch, unerklärlich steigert. Felsen, Wasser, Blumen, Gräser treten einem physisch näher, man „empfindet“ sie mit allen Poren, man wird Pantheist. Einige tragen ein helles, flatterndes, Arme und Schultern freilassendes, halbdurchsichtiges Mullgewand, andre bedeutend weniger. Ich bin für das erstere.

Auf den strotzenden Wiesen stehen Herden schwarz-weißer Holländer Kühe, sie sind auch im Wiedenhain, der so ungewöhnlich malerisch sich vor dem Dorfe Gülpe erstreckt. Plötzlich läuft die „Formosa“ auf. Die Generalstabskarte hatte die Seichtigkeit dieses Wasserarms nicht angegeben. Schuhe, Strümpfe und Rock müssen also ausgezogen werden, ich springe in die Havel und erst nach langwierigem Zerren und Ziehen und Schieben und Heben und Rücken wird das Boot wieder flott, kann ich hineinklettern und weitersegeln. Am Eingang vom Gülper See ist eine Mühle; mein Trinkwasser ist zu Ende, und ich frage einen dort stehenden Knaben, ob es einen Brunnen hier gäbe. Er starrt mich vergeistert an; als ich die Frage nachdrücklich wiederhole, kommt ein gepreßtes „ja“ heraus. Es ist ein hübsches Anwesen, die Küche rot gestrichen, eine Laube mit duftendem Reseda. Nun fahre ich den kleinen Wasserarm hinunter nach dem breit sich ausdehnenden See. Ich bleibe im mannshohen Schilf, inmitten von Fischernetzen, Reusen, Wasserlilien und Winden, und lese im angenehmen Schatten. Plötzlich segelt lautlos ein Kahn dicht an mir vorbei. Der aufrechtstehende Fischer hat einen ausgeblichenen blauleinenen Anzug. Das Boot ist mattgrün, mit weißen Umränderungen bemalt, auf dem einen hellblauen Feld steht der Name, Heinrich Lamprecht aus Goldberg, auf dem andern ist eine Nixe mit Fischschwanz gemalt, das große, aufgespannte Segel ist goldgelblich braun. Eine ganz merkwürdig altertümliche und farbenfreudige Wirkung.

Der Abend war wunderschön, am westlichen Horizont zog jedoch eine prächtige, dunkelblaue Wolkenwand, regenverheißend, auf. So schlug ich einen kleinen Nebenarm ein, um in Gaarz zu übernachten. Aus dem Dorf wurde ich jedoch nicht klug; da stand eine Menge stattlicher, mit Giebeln versehener, mit Haustein verblendeter Backsteinhäuser, wie man sich ihrer in Friedenau oder Schlachtensee erfreut. Dies schreckte mich ab; dagegen gefiel mir die merkwürdige sechseckige Kirche, die alte Wassermauer und eine Lindenterrasse. Was noch maßgebender, ich mußte Obdach suchen; die Wasserlilien und ihre flachen, runden Blätter hoben sich, fahl beleuchtet, vom tintenblauen Wasser ab. Hinter der Lindenterrasse entdeckte ich einen Gasthof, und kaum waren meine Habseligkeiten unter Dach und Fach, so prasselte der Regen hernieder.

Es war ein neuer, nüchterner, aber überaus ordentlicher Gasthof. Aus meinem nett eingerichteten Zimmer sah ich auf die Lindenkronen hinunter; in den kurzgehaltenen Kronen tummelten sich Schwalben, zwischen den Wiesen schlängelten sich Wasserpfade, dort auf der Havel zogen große, weiße Segel vorbei, dann ferne Dörfer, die noch ferneren Rhinower Berge jenseits vom Gülpener See. Es war ein so anziehendes Bild, daß ich beschloß, zwei Nächte hier zu verbringen, meine Wäsche waschen zu lassen und die „Quitzows“, in deren Bereich ich lebte, zu beenden.

Gaarz, Mittwoch den 9. August.

Ein behaglicher Ausruhtag, den ich im Schatten der Lindenterrasse in der schönen Sommerluft verbrachte. Jetzt weiß ich auch, wie es mit den „Villen“ zusammenhängt. Der Herr Lehrer setzte sich zu mir und berichtete über dieselben. Vor sechs Jahren wurde der größte Teil des Dorfes mit seinen strohbedeckten „Wendenhäusern, als das Korn auf der Scheune war“, innerhalb von zwanzig Minuten eingeäschert. Nun ließen sich die reichen Bauern diese Prunkhäuser errichten. Sommer und Winter leben sie jedoch im Keller, benutzen das eigentliche Haus nur zu Festen. Während sie früher schweres, gut sich verzinsendes Geld auf den Banken hatten, sind sie jetzt vielfach verschuldet. Glücklicherweise hatte der Brand die Kirche verschont. Ungewöhnlich malerisch liegt sie, etwas erhöht, an der Wassermauer, rings herum verwitterte schwarze Kreuze in einem Gewühl von Feuerlilien und weißem Phlox. Es ist ein sechseckiger Bau mit einem kleinen Laternendach in der Mitte, mit bescheidenem Anbau nach Osten und Westen. Der Schlüssel steckte in der Tür, und ich sah mir das Innere an. Blaugestrichene Wände, am ausschweifenden Barockaltar wie an der Kanzel Bilder der Abendmahlseinsetzung und der Evangelisten. Auch längs der Orgel biblische Gestalten. In der Mitte des Raums hing der Glockenstrang; eine Tafel meldete die in den Feldzügen gefallenen Söhne der Gemeinde. Wenn alles Holzwerk noch in seinen ursprünglichen, heiteren Farben geprangt hätte, wäre sie der Milower Kirche vergleichbar gewesen, so aber war leider alles Holzwerk, vermutlich auf Anstiften eines „geschmackvoll gebildeten“ Pfarrers, holzbraun bemalt.

Im Laufe des Tages kommen noch andre Ortsbewohner heran und setzen sich zum fremden Gast. Nach einigen Minuten erwähnen sie fast regelmäßig die große Zeit ihres Lebens ... „ich bin nämlich auch mit draußen in Frankreich gewesen“. Der eine hatte im ersten Garderegiment gestanden, hatte den Kronprinzen und den Prinzen Friedrich Karl gut gekannt. ... „Da, bei der Heiligen-Geist-Kirche kam der Kronprinz öfters zum Baden und warf Silberstücke ins Wasser, danach tauchten wir dann. Ja, das war ein guter Herr. Und der Friedrich Karl, der war höllisch stramm. Dann im dritten Jahr kam der Krieg, und da zogen wir heraus. Es ist ein feines Land und Weinberge überall, so wie bei uns Roggenfelder. Nur keine Störche, keinen einzigen haben wir gesehen. Aber die katholischen Kirchen sind schön. In die bin ich oft hereingegangen und habe sie mir angesehen. In Le Mans und Tours. Dann kam die lange Geschichte vor Paris, und grade als wir nun endlich hinein sollten und hatten wir unser gutes Zeug angezogen, kommt ein Adjutant angeritten, und es wurde abbestellt. Ja, das war nicht schön, wir hatten

uns darauf gefreut und hätten es uns so gern mal angesehen ... Der da," er wies auf einen mächtig gebauten Mann, der vorbeistakte, „war auch mit draußen. Da hat man sich viel zu erzählen, und wenn man darauf kommt, bekommt man nur zu viel Durst. Einer hier aus dem Dorfe ist in China und ist freiwillig noch länger dort geblieben. Er hat schönes Geld nach Hause geschickt. Einer ist auch in Westafrika; sie hatten mal kein Wasser, und es war schrecklich."

Nachher kam der andre, „der auch mit in Frankreich war", heran. Er war Feldartillerist in den drei Feldzügen gewesen; „aber ich wurde nicht verwundet, das Pferd unter mir ist erschossen worden, und auch mein Hauptmann, neben dem ich grade stand." Er machte mir vor, wie die „Schaffpos" angeschwirrt gekommen waren, „so rings um einen rum" ... Seine Schwiegersöhne waren Steuerleute auf den Transportkähnen; „sie müssen Sicherheit stellen, bekommen 15 bis 20 Mark und leben ganz schön auf dem Kahn mit Frau und Kind. Wo sie zu Anfang des Winters einfrieren, bleiben sie und wissen nie vorher, wo das sein wird." Er zeigte mir einen mit abgeschnittenem Schilf vorbeirudernden Mann, dem gehöre das allerschönste Haus (geschweifte Giebel, Veranden, Balustrade, ein Portal). Der Sohn dient jetzt in Potsdam bei dem Gardedukorps und ist Bursche des Grafen X. Dieser ist der jüngere Sohn eines Majoratsbesitzers; der Bauernsohn, der freiwillig ihm dient, ihm die Stiefel putzt und beim Anziehen hilft, wird dereinst wahrscheinlich ein weit stattlicheres, anspruchsvolleres Haus beziehen als der verabschiedete Oberst, sein Herr Graf.

Die Wirtin war eine liebe alte Frau. Sie, wie „wir alle im Dorf", fand meine Wanderung überaus seltsam und recht gefahrvoll. Nur einmal waren Ruderer hier eingekehrt; „vier junge Herrn aus Berlin, hier war grade eine große Hochzeit, und da haben die vier die ganze Nacht getanzt; und es machte ihnen sehr viel Spaß." Meine Bewunderung der Landschaft überraschte sie; doch gab sie zu, daß es schön wäre, wenn das Rohr niedriger sei und man alle Dampfer auf der Havel sehen könnte. (Als ich Florenz verließ, meinte meine Jungfer, am besten hätten ihr die Cascinen gefallen; man sehe da die Eisenbahn ganz nah vorbei kommen.)

Fast alle waren schon einmal in Berlin gewesen. Es sei ja recht schön, aber da möchten sie nicht leben, nein, ganz gewiß nicht; es sei so schrecklich laut und groß, — eine Abneigung, der ich im volkswirtschaftlichen Interesse natürlich nicht widersprach.

So verging der Tag unter dem kühlen Schatten der Linden, lesend, mich an den über der verwitterten Mauer sich erhebenden Feuerlilien und weißen Phloxblüten erfreuend, mich mit den Eingeborenen unterhaltend.

Donnerstag, den 10. August.

Der nämliche widrige Wind; anscheinend muß ich jene unvergeßlichen Segeltage ausbaden, damit ein normales durchschnittliches Wetterglück herauskommt.

An der Mündung der Dosse steht auf der Karte ein Wendenfriedhof verzeichnet. Zwar hatten mir die gestrigen Freunde gesagt, es sei nichts zu sehen, die alten Töpfe wären ausgegraben und fortgenommen worden; dennoch

biege ich hinein und halte Rast im Schutz des hohen Rohrs. Am andern Ufer, an der Stelle des Friedhofs, sind einige hübsche Bauernhäuser unter mächtigen Bäumen. Hierher kamen auf der Dosse, auf der Havel, von weither die Kähne mit den Toten, mit den Leidtragenden in ihren weißen Trauergewändern. Wohl können diese Bäume Nachkommen jener geheiligten Bäume sein, die an dieser Stelle jene Klagelaute vernahmen.

Rasch quirlt und fließt die Dosse vorbei, ein junger, temperamentvoller Strom. Ich rudere etwas hinauf, um einen guten Badeplatz zu finden; man kann kaum gegenan schwimmen, ich halte mich an einem überhängenden Weidenbaum, und um mich quillt und schwillt die Flut.

Während ich nachher mein Mittagbrot bereite, sehe ich am andern Ufer ein kleines flachshaariges Mädchen, mit blauem Miederrock, bloßen Ärmchen und Beinchen. Sie kniet am Wiesenufer, pflückt sorgsam einen Strauß Vergißmeinnicht und sieht mit sprachlosem Staunen auf das fremde, sonderbare Boot. Ich werfe ihr ein Paket mit Schokolade und Zwieback hinüber; vor Überraschung und Schreck versagt ihr die Stimme, sie ergreift die Gabe und eilt davon

Das Barometer steht auf „veränderlich", es ist auch danach. Hätte ich gewußt, daß es sich um einen vereinzelten Guß handeln würde, hätte ich mich nicht einschüchtern lassen. Ich wußte es aber nicht, es sah nach einem Landregen aus, und so suchte ich in Vehlgast Obdach. Von der Havel aus steigt die Dorfstraße herauf, in ihrer Mitte ist ein alter runder Backhof; das wirkt immer gemütlich. Leider hat es auch hier anscheinend gebrannt: rote Ökonomiegebäude, eine nagelneue, korrekte Kirche. Dazwischen geradezu entzückende Fachwerkhäuschen, in Ranken gebettet, mit Mirabilis, Federnelken und Löwenmaul im Gärtchen. Ich stehe vor einem häßlichen Gasthof; sprachlos starrt die Besitzerin mich an, erst nach längerer Pause meint sie, ja, ich könne ein Zimmer haben. Nach weiterem Drängen gibt sie zu, ja, der junge Mann, den ich im Hofe bemerke, könne wohl meine Sachen heraufbringen. Es war höchste Zeit, bereits begann es zu tropfen. In meinem Zimmer standen drei Bettstellen; ich bat die alte Frau, das dem Fenster zunächst befindliche frisch zu beziehen. Sie sah mich an, „es ist aber doch ganz sauber". Darauf untersuche ich die Bezüge und meine, sie seien zerdrückt, hier habe schon jemand geschlafen. — „Ja, das kann schon sein; soll denn alles ganz frisch bezogen werden?" — Gegenfrage: „Glauben Sie denn, daß ich das nicht verlange?" Kopfschüttelnd verläßt sie das Zimmer, das jetzt melkende Mädchen werde es besorgen. Die stramme Kuhmagd kommt, ist „helle" und macht mir alles nett zurecht.

Unterhaltend sind immer die Bilder in solchen ländlichen Gasthäusern. Hier hing das eingerahmte Erinnerungsblatt an das Jubiläum einer Magdeburger Weinfirma; trinkende Kunden, landschaftliche romantische Motive, Gruppen breitschultriger Küfer; alles sauber lithographiert. Daneben war eine allegorische Verherrlichung der Freiheitskriege, ferner aus dem Jahre 1832 ein farbiger Holzschnitt, der einen gewissen „Jakob Milatz, Husar" darstellt. Mit wild gezücktem Schwert sprengt auf feurigem Roß die geschmeidige Idealgestalt eines jungen Kriegers dahin. Ein ganz ähnliches Bild hatte ich in einem kleinen Wirtshaus an der Mosel, in dem ich auf einer längeren

Bootfahrt Mittagpause hielt, in der „guten Stube" gefunden. Wieviel nüchterner und wahrhaftiger wirken dagegen die heutigen Bilder aus der Soldatenzeit; in jedem Gasthof hängen sie über dem Sofa in der Honoratiorenstube. In der Mitte der Herr Hauptmann, zu seinen Seiten die Leutnants, symmetrisch aufgebaut, mit schön bemaltem Hintergrund die vergnügt grinsende Kompagnie.

Als der Regen aufhörte, ging ich spazieren, genoß den abendlichen Duft des in Hocken auf dem Felde umherstehenden Getreides. Ziemlich spärlicher Boden, ziemlich dürftiger Roggen, Üppigkeit der Natur ist hier nur auf den Wiesen zu suchen. Da Hochwasser angesagt ist, arbeitet alles mit Feuereifer, um das Heu noch einfahren zu können.

Freitag, den 11. August.

Große Enttäuschung; der Westwind weht heftiger als je, es ist so angreifend, dagegen anzurudern, daß ich mich frage, ob ich in einem Zug wirklich nach Havelberg komme. Nach der ersten Weghälfte bin ich eigentlich so ziemlich fertig. Dann aber überkommt mich der Wunsch nach einem „vernünftigen" Mittagessen, nach warmem Fleisch und nach kühlem Wein. Ersteres ist mir seit Ferchesar nicht zuteil geworden, nach vier Tagen wirken Eier und Schinken etwas öde. Mit frischem Eifer schwinge ich, weit ausholend, die Riemen. Ich verzichte gänzlich auf das elegante, „federnde" Rudern, wo man mit dem Handgelenk den Riemen dreht und beim Zurückgreifen ganz leicht, ganz leise die Wasserfläche streift, so daß eine schwirrende, perlende Tropfenkette erklirrt. (Einem noch unsichtbaren Ruderer hört man gleich an, ob er diese Technik beherrscht.) Nein, mit primitiver Gewalt lege ich mich in die Riemen. Einige Fischer beloben das eingeschlagene Tempo, sie wissen nicht, daß ein niedriger Instinkt, der Wunsch nach einem besseren Mittagessen, mich anspornt.

Da, um eine Schilfecke kommend, sehe ich Havelberg in der Ferne; wie ein altes Schloß auf hohem Berg ragt malerisch der Dom in die Luft. Nach dem Kießling gibt es vor der Stadt eine Gartenwirtschaft am Weinberg, und so halte ich nicht weit von einigen am bewaldeten Bergabhang gelegenen Häusern in einer Bucht. Der Bischofstadt zu Ehren möchte ich mich etwas umziehen; man wird findig, unter einem roten, indischen Tuch schlüpfe ich in meine frische Bluse, ohne den Insassen der Kähne und Flöße oder den am Ufer melkenden Frauen ein Ärgernis bereitet zu haben. Dann übergebe ich die „Formosa" der Obhut einer vor ihrer Kajüte versammelten, liebenswürdigen Schifferfamilie und springe mit dem getreuen Stop an Land. Die altmodischen Häuser am Ufer waren wirklich auffallend hübsch. Das eine stand zum Verkauf, verschlossene grüne Läden, schattige Bäume, hohe Buchsrabatten mit etwas verwilderten, duftenden Blumen. Man hatte sofort den Wunsch, dort zu leben und zu sterben. Die Wirtschaft, auch Sommerfrische, zu drei Mark volle Pension, lag ganz nett im Obstgarten. Es gab große Wäsche; sie konnten mir nur Rindfleisch und Wirsingkohl anbieten, worauf ich dankbar einging. Der „Rheinwein" erschien selbst nach all dem Rudern etwas unheimlich sauer, war aber doch wohltuend kühl.

Nach unter Birnbäumen eingenommenem schwarzen Kaffee und einer Zigarette fahre ich nach der eigentlichen Stadt, immer am Ufer entlang.

Es ist der uralte Fischerkietz. Jetzt ist es hier überaus behaglich, jedes Haus hat Garten, Steg, Kahn und Fischgerät. Gradezu ungewöhnlich malerisch wirkte die Ansiedelung jedoch, als ich, an der Brücke landend, nach dem Dom heraufstieg. Hinter dem Ufer ist eine baumbeschattete Gasse, mit altmodisch netten, berankten Häusern, jedes von diesen hat einen grün bemalten Beschlag, mit zwei gegenübergesetzten Bänken. Ein ganz eigenartiges Stilleben dort zwischen der Havel und dem alten Dom. In der Nähe wirkte der Dom weniger bedeutend als von fern. Es fehlt der Turm; großartig ist der granitene untere Teil, gewaltige Türme sollten weit ins Land hinausragen, bescheiden wurde der Bau vollendet. Innen herrscht gute Spätgotik vor, steinerne Balustraden mit reichem Maßwerk, alte Glasfenster mit herrlich leuchtenden Farben, unter denen Grün vorherrscht und merkwürdige Töne auf die Fließen zaubert. Dann noch allerhand Bildhauerschmuck und Holzschnitzereien. Ganz eigenartig zwei Kerzenhalter des dreizehnten Jahrhunderts: je zwei Jünglingsgestalten, kühn gestellt, halten die Säule, auf welcher der Kerzenkranz brannte. Das eine Paar stellt niedere Klosterbrüder dar, plumpe, platte Gestalten; sie haben für das leibliche Wohl zu sorgen und sind mit Küchenlöffel, Bratenmessern und Schüsseln versehen. Das andre Paar, schlank gewachsene Chorknaben, mit edlen Zügen, mit gewelltem Haar, lobsingen dem Herrn. Die eine „Laienbank“ zeigt in grober Schnitzerei, aber guter Stilisierung einen über den Baldachin gebogenen Eselskopf; in den Zwickeln des gotischen eichenen Bischofsstuhls erscheint rechts ein musizierender Engel, links die Unzucht als nacktes, auf einem Schwein reitendes Weib. Es ist schwer, in der Mark Heimatskunst zu entdecken; hier glaubte ich eine bodenständige Entwicklung zu verspüren. Etwas Eigenartigerem als diesen realistisch-symbolischen Kerzenträgern bin ich in diesen Provinzen noch nicht begegnet; es müßte jedoch der Nachweis geführt werden, daß wir sie einheimischen Steinarbeitern verdanken.

Nebenan erstreckten sich die Klostergebäude; in der Mönchsstube wurden kleine Bleistücke mit dem Zeichen der heiligen drei Blutstropfen gegossen, und jeder der unzähligen, zum heiligen Blut von Wilsnack wallenden Pilger mußte eines kaufen und am Hut befestigen. Vor dieser Tür drängte sich einst die Menge. Zitternde Sünder, demütig-fromme Seelen, Aufregungsbedürftige, Nervöse, vergnügte Ausflügler, sie alle löften sich das Zeichen, und für das schwere Geld wurden die Gebäude hier erhalten und verschönert und Bücher angeschafft. Diese vortreffliche Nutzanwendung genügte wohl dem Bischof Wopelius. Ein bedeutender Mensch, ebenso fromm als fein gebildet und gelehrt, wird ihm jener besonders kraß auftretende Aberglaube, der sich mit den drei blutenden, im Kirchenbrand unversehrt gebliebenen Hostien verknüpfte, kaum nach dem Herzen gewesen sein. Er war ein Familienfreund und Gönner von dem in seiner Nachbarschaft aufwachsenden Dietrich von Quitzow und von dessen Brüdern. Hier in dem „berühmten“ Paradies kann man sich den ehrwürdigen Herrn und die märkischen Junker denken. Aus dem Refektorium führt eine baumbeschattete Terrasse, und auf der Brüstung haben während mancher Jahrhunderte fast alle bekannten Männer der Mark, Herrscher, Kriegsleute und Geistliche sich das eine oder andre Mal gelehnt und in das weite, liebliche

Havelland geschaut. In der Mitte des angrenzenden Kreuzganges wachsen Fliederbäume und Linden; gern würde man abends im Mai ihren Duft hier atmen, die zart lila Blüten mit ihrem Hintergrund des alten Gemäuers, der schweigsamen, verfallenden Bogengänge sehen.

Nun ging es hinunter und über die Brücke zur eigentlichen Stadt. Wenige Häuser sind wirklich alt, der dreißigjährige Krieg hatte schlimm hier gewütet, alle fast sind altmodisch und behaglich. Einige aus dem siebzehnten Jahrhundert zeigen hohe Giebel, geschnitzte Balken und einen großen Torweg. Besonders einheitlich ist der Platz um die alte Kirche und die Häuserreihen am Ufer. Allerliebste Häuschen gibt es hier mit gestutzten Bäumen, mit Hecken und Bänken, es gibt Schifferschänken, eine Schifferbörse und Schleppvermittlung.

Bunte Zettel verkünden die wegen außerordentlicher Ausstattungskosten nur einmal stattfindende Aufführung des historischen Trauerspiels „Draga oder der Königsmord von Belgrad". Leider zum dritten August!

Als ich weiterziehen möchte, wiederholt sich die Witterung der letzten Tage. Wieder falle ich darauf herein, lasse mich durch aufziehendes indigodunkles Gewölk einschüchtern und kehre in der „Stadt Magdeburg" ein. Der zuvorkommende Wirt läßt meine Sachen in die Veranda des Gartens unterstellen, und ich beziehe ein Zimmer von mir ungewohnter Pracht. Daß es z. B. Klingeln gäbe, hatte ich ganz vergessen.

Nach einer Stunde war der Gewitterregen schon vorüber, nachts gab es den herrlichsten Mondschein; stimmungsvoll lagen die alten Häuser mit ihren Streiflichtern und Schatten und einzelnen schwach erleuchteten Fenstern.

Draußen auf der Havel, im Schilf wäre es aber noch viel, viel schöner gewesen, und es ging mir nahe, um eine der Mondnächte, auf die ich mich so gefreut hatte, zu kommen.

Sonnabend, den 12. August.

Derselbe Westwind, nur womöglich noch stärker. Es war ein schweres Stück Arbeit, gegen Wind und Wellen zu rudern, und nach zwei und einer halben Stunde landete ich an einer kleinen Insel, um Mittagsrast zu halten. Übt eine unbewohnte Insel auch auf andre einen ganz unerklärlichen Reiz? Sie darf nicht zu groß sein, Bäume und Büsche müssen auf ihr wachsen, und dann ist eine jede traumhaft schön. Erlenbüsche gaben Windschutz; ich lagerte mich auf Kissen, von einem Blumenflor umgeben. Himbeerfarbene Weidenröschen wucherten umher, es gab Frauenflachs mit seiner schön stilisierten gelben Blüte, es gab die zart rosa und weiße Hauhechel mit ihren überaus feingedämpften, graugrünen Blättern — alles war von schwankenden, langen Gräsern durchwachsen, mit Kletterpflanzen umsponnen, von wilden Rosenbüschen umgeben.

Hier im Baumschatten ließ es sich gut verweilen, und es gab viel zu sehen. In der Ferne ein herrlicher Eichenwald, den ich vom Havelberger Domparadies bereits bewundert hatte, fette Weiden mit ruhigem, schöngeformtem Vieh, gegenüber ziemlich hohe Ufer mit Pappeln, Hornbuchen und Gebüsch. Eine Herde Schweine wurde gehütet; es wirkte biblisch-homerisch. Der Hirte und sein Hund hatten recht viel Ärger, alle paar Minuten

entwischte ein Schwein, wilderte stillvergnügt im Gestrüpp und mußte mit vielem Hallogeschrei und vielem Bellen zur Herde zurückgeführt werden. Dann ruderten zwei Jäger im einfachen, aus Planken zusammengefügten Boot herüber. Schöne Hunde sprangen heraus, sie und die Männer in ihren schlichten, zweckmäßigen Anzügen schienen in die Landschaft überzugehen, als wären sie ihre notwendige Belebung. Nach einer Stunde kehrten sie zurück; ein totes Rehköpfchen hing mit pathetischem Ausdruck aus der Jagdtasche heraus. Vorzüglich machte sich der Umriß des Kahnes; in der Mitte stand der eine hochgewachsene Jäger aufrecht, von seinen Hunden umgeben, dann zogen die Gestalten den Abhang hinunter, um hinter den Bäumen zu verschwinden. Vielleicht führt die ästhetische Befriedigung solch einfacher, selbstverständlicher Linien auf unbewußte, atavistische Erinnerungen zurück. Vor Tausenden von Jahren zogen meine niedersächsischen Vorfahren auf den großen norddeutschen Flüssen auf solchen Kähnen zur Jagd.

Als ich meine „Formosa“ loslöste, fuhr ein Dampfer unerlaubt dicht an der allerdings sonst wohl menschenleeren, kleinen Inselwildnis vorbei; nicht nur durchnäßten mich die plötzlichen Wellen bis zu den Knien, sie hoben das Boot und schleuderten es aufs Ufer. Über eine halbe Stunde dauerte es, ehe ich nach anscheinend aussichtslosem, anstrengendem Schieben und Zerren und Heben das Fahrzeug endlich wieder losbekam. Bei solchen Gelegenheiten dankt man seinen Eltern, daß man Gardemaß besitzt — ja, ohne dasselbe sind einsame Ruderfahrten Damen kaum zu empfehlen. Endlich war das Boot ausgeschöpft, meine Habseligkeiten hatten in der Sonne getrocknet, und ich stieß ab. Stop war von der elementaren Macht der unerwarteten Sturzwellen so erschüttert, daß er nicht mehr mit wollte, zappelnd wurde er durch meine beiden Hände hineinbefördert.

Das am Abhang gelegene Dorf Nitzow wollte ich mir besehen, der hohe Kirchturm, wuchtig sich nach oben abstufend, gute norddeutsche backsteinerne Gotik, gefiel mir. Oben angelangt, finde ich ein besonders anziehendes Dorf. Anscheinend hatte es hier niemals gebrannt, anscheinend befanden die Bauern sich in guter Lage. Daß solche sich heutzutage nicht in niedrigen Häusern wohlfühlen, ist ja vollkommen begreiflich, und gerade hier gibt es mustergültige Beispiele behaglicher, destiger Häuser, den Verhältnissen, dem Landleben angepaßt. Große, etwas eingebogene Ziegeldächer, weißbemaltes Holzwerk an Fenstern und Türen, ein backsteinerner Stufenaufgang mit Bänken, schattige, gestutzte Linden. Hier ist nichts archaisch, nichts ist auf den malerischen Effekt berechnet, doch ist der Eindruck durchaus ästhetisch-erfreulich.

In der offen stehenden Kirche war der übliche Barockaltar, die übliche geschweifte Kanzel mit biblischen Bildern geschmückt. In den Fenstern waren noch aus guter Zeit Bildchen und Wappen eingelassen worden. Es schienen an den weißen Mauern die verklungenen Töne der verklungenen Choräle zu haften; die Nachkommen der Singenden knien hier zu den Festtagen auf denselben Stufen, während derselbe Kelch sich ihnen naht, und von den alten Bänken sind all die Jahrhunderte über Gebete zum alten Gott gestiegen. Draußen vor der offenen Tür blühen Blumen auf den Gräbern der Eltern

und Voreltern, aber schon weit früher sind unzählige Generationen von Dorfbewohnern dort allmählich wieder zur uralten Heimatserde geworden.

Ich kehrte im Gasthof ein, der Besitzer war auch nebenbei Bäckermeister; als Lehrling hatte er ein Jahr lang in Spandau gelernt, hier gefiel es ihm jedoch besser. Einigen ging es allerdings „draußen" sehr gut; ein Bauernsohn aus dem Dorf war als Musikant in die Welt gezogen, ist jetzt „Professor" im Karltheater in Wien und hat 20000 Mark Gehalt. Der Wirt konnte sich über meine Bootfahrt nicht beruhigen — „ganz allein, auch Nachts." Ich sagte, so viele schlechte Menschen gäbe es gar nicht — „aber doch eine höllische Portion." In der Ecke stand ein guter Nußbaumschrank aus der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, ich riet dem Wirt, er möge ihn sich nur ja nicht von einem Antiquar billig abschwatzen lassen. Das wollte er auch nicht, er schien Freude daran zu haben. Es war das einzige gute, alte Möbel, das mir auf dieser Wanderung zu Gesicht gekommen war. Dann fuhr ich weiter; ein Regierungsdampfer, weiß gestrichen, mit schwarz-weißer Fahne, kam vorüber. Einen der Herren, die diese Havelgewässer unter sich haben, kannte ich von früher her. Wäre ich ihm hier begegnet, hätte ich mir gern einige Auskunft erbeten, ihm auch bescheiden einige Punkte vorgetragen. Ich hätte ihm gesagt: Darf man ruhig zusehen, während das märkische Dorf und Bauernhaus verschwindet, während die schlimmste Vorstadtprosa das Land verödet? In den verschiedensten Teilen Deutschlands wird energisch und, wie mir versichert worden ist, erfolgreich auf das Beibehalten der alten Traditionen hingewirkt. Warum nicht hier? Hingen in jeder Schulstube und Amtsstube gefällig gezeichnete Abbildungen kleiner und großer, bescheidener und stattlicher Bauernhäuser, Wirtshäuser, Brunnen, Brücken, Bänke aus den letzten Generationen mit Angabe des Ortes und Besitzers, viele auch der heutigen Landbewohner würden glauben, daß so etwas Einfaches tatsächlich geschmackvoll sei. So sind die guten Menschen leider überzeugt, daß sie in Geschmacksachen immer unzulänglich und unmaßgebend gewesen sind. Wenn das Haus von dem Wilhelm Krüger in Muggerow abgenommen worden wäre, die Neudorfer Brücke, das Hoftor von Fritz Köppen, würde es sie höchlichst überraschen, aber vielleicht beeinflussen können. Dazu Kostenanschläge mit Berücksichtigung moderner Verbesserungen, auch die Aufzählung aller Blumen, die in märkischen Dorfgärten angetroffen werden. Ferner: wäre es nicht eigentlich angebracht, daß jedes Flußdorf von Gemeindewegen einen kleinen Steg anlegen müßte? Wäre es auch ausgeschlossen, daß jede Haveldorfschule eine schlichte, unbedeckte Badehütte errichtet, um Kindern, und im Anschluß daran auch den Erwachsenen die Möglichkeit eines Bades zu gewähren? Nur in zwei Dörfern sah ich eine Vorrichtung irgendeiner Art, infolgedessen waren nur manchmal badende Knaben, fast keine Männer, und natürlich niemals Frauen oder Mädchen im Wasser zu sehen. Wie sollten sie es auch machen? Schließlich fehlt Obst als Volksnahrung weit und breit. Über dessen Wert als Abwechslung und Erfrischung, als Ersatz des Alkohols sind alle sich wohl einig; auf der ganzen von mir durchfahrenen Strecke gelang es mir, mitten im Sommer nirgends rohes oder gekochtes Obst zu erlangen. In einigen Provinzen befördert die

Regierung Obstzucht der kleinen Leute mit vielem Erfolg; ich habe selber gesehen, wieviel eine auf dem Lande lebende Dame durch Rat und Beispiel, durch kleine lokale Ausstellungen mit Preisverteilungen u. dgl. bei den Tagelöhnern der Umgebung erreicht. Hier an der Havel sind überall Gärten, es müßte gelingen, sie besser mit Obst zu versehen. — So, dies wären meine kleinen Wünsche!

Es regnet etwas; diesmal ließ ich mich aber nicht abschrecken, und als es wieder trocken war, suchte ich eine diskrete Weidenecke und befestigte die „Formosa". Unheimlich golden loderte und leuchtete die untergehende Sonne, speiende Blitze zwischen dunkeln Wolken. Solches Abendgold verglichen unsre Vorväter mit einem Schatz hütenden Drachen; fauchend brütet er über die funkelnde Pracht. Dann verblaßte das Gold, durch zarte Nebelstreifen erhob sich der Mond, und ich schlief ein.

Da weckte mich eine Stimme, die ganz dicht neben mir eindrucksvoll „höre" sagte. Etwas verstört richtete ich mich auf und sah umher. Friedvolle einsame Nacht. Wie vorzüglich hätte sich die „Warnung" gemacht, wenn jetzt einige berufsmäßige Strolche — wie mir in Berlin erzählt wurde, gibt es siebentausend im Deutschen Reich — jetzt um die Ecke erschienen wären. Wieviel hätte man sich dabei denken können. Nichts von alledem! Nur ein alberner, störender Zufall. Glücklich wieder eingeschlafen, wurde ich von neuem wach; meine Füße waren bis recht weit über die Knöchel naß. Prüfend fasse ich neben mir die Bootplanken an, die Hände plätschern im Wasser. Streng genommen hätte ich es mir ja denken können: die letzten vier Tage hatte ich nicht draußen geschlafen; unterdessen hatte sich die Brandenburger Ausbesserei recht gelockert, so daß ich, statt nur morgens und abends, auch mittags gründlich ausschöpfen mußte. Naturgemäß wäre das auch in der Nacht notwendig gewesen, und es war wenig intelligent, daß mir dieses nicht einfiel. Trotzdem mein Jagdsack regenfest war, einer Wasserflut hielt er doch nicht stand.

So hieß es denn, barfuß, im Nachthemd, in der Dunkelheit an das Ausschöpfen gehen, mühsam die triefenden Sachen ausbreiten und, so gut es ging, mit Hilfe des Segeltuchverdeckes und des Regenmantels mir ein trocknes Lager bereiten. Ich bin nicht anspruchsvoll, aber die Nacht war kühl und feucht und die Beschäftigung wenig unterhaltend. Endlich, nach anderthalbstündigem Herumwirtschaften lag ich wieder warm und einwandfrei da.

Sonntag, den 13. August.

Ein blaustrahlender Sommermorgen. Da ich nicht unter, sondern auf dem Verdeck geschlafen hatte, lag ich ganz im Offnen, und ein frühes Aufstehen schien erwünscht. So begann ich bereits um fünf Uhr mich klar zu machen; da aber bereits um halb sechs ein erstaunter Schnitter mit seiner Sense am Ufer vorbeikam, war besondere Umsicht vonnöten.

Dann ging es weiter; in rascherem, aufgeregterem Lauf breiter sich ausdehnend, flutet unaufhaltsam die Havel ihrem Ende entgegen. Hier ist das ureigenste Quitzowgebiet. Bald muß ich nach Quitzöwel kommen. Dort, in der längst zertrümmerten Burg, erlebten Dietrich und Johann ihre erste, eindrucksvolle Knabenzeit. Die Quitzows waren mäßig begüterte Ritter, waren

Dienstmannen ihrer Lehnsherren, der Gans Edlen Herren zu Putlitz; in Wittenberg an der Elbe, meinem heutigen Ziel, schloßgesessen, waren diese das älteste und mächtigste Geschlecht weit und breit. Caspar Putlitz, der Sohn, war Spielgenosse der Quitzowschen Knaben, blieb unerschütterlich ihr Freund. Nicht weit von hier, in Tangermünde, hatte sich Karl IV. ein Kaiserschloß gebaut; all die dortige Pracht und Macht und Herrlichkeit wird in Quitzöwel oft geschildert worden sein. Fahrende Sänger berichteten über die seeraubenden Viktualienbrüder, über die wilden Taten der „Harzgrafen" von Alvensleben und Wernigerode oder vom Rathenower Blutbad.

Auch hatte die Gegend selber manches zu erzählen; hier auf dem eigenen Grund und Boden fanden sich verrostete Waffen von der furchtbaren Wendenschlacht her; dort, im nahen Werben, dessen Kirchenspitzen jetzt sichtbar werden, nannte man das uralte Wassertor den Heidenturm, hier hatten die Bewohner von Quitzöwel freies Fährrecht herüber. Die Junker wachsen heran, kühn, tatendurstig, verschlagen. Keiner versteht besser als sie, eine Fehde zu führen, eine Stadt „auszupochen und zu hudeln". Als sie durch Heirat im Besitz von Plaue kommen, bricht die etwa zehn Jahre währende „Quitzowzeit" über die Mark herein. Ihre Erfolge sind beispiellos. Bald gehören vierzehn Schlösser ihnen an. Überall werden sie gefürchtet, „nicht nur wegen ihrer Gewalttätigkeit, auch in Auslegungen und Wortstreitigkeiten sind sie jederzeit von einer geschwinden und wunderbaren Klugheit gewesen", so sagt Wusterwitz, der alte Chronist. Ein merkwürdiger Satz; die Erinnerung an den berühmtesten Junker der Mark wird vielleicht manchem kommen, weichen andre Züge noch so sehr ab. In Berlin hat der Magistrat sie glänzend gefeiert; die schönsten Töchter schmückten das Fest, mit Gesang und Festfackeln wurden sie geleitet. Bald darauf treiben sie der Stadt, ohne „abzusagen" (dies war nach damaligen Anschauungen die eigentliche große Sünde), das Vieh fort, machen die Leute nieder. Selten finden wir sie in offenem Kampf; meistens handelt es sich um Überfall und Raub. Vergebens sucht man nach einer ritterlichen Gesinnung, ja, nach einem menschlich-gewinnenden Zug.

Und doch! Ritterlichkeit und Menschlichkeit sucht man in den damaligen Zeiten ganz auffallend oft vergebens; die Quitzows waren ehrgeiziger, tatkräftiger und klüger als ihre märkischen Standesgenossen, anscheinend in keiner Weise schlechter, scharf umrissene, Unabhängigkeit über alles liebende Gewaltmenschen. Nach dem Verlauf all dieser Jahrhunderte erwecken sie unwillkürliches Interesse; unwillkürlich folgt man ihren Spuren.

Sie unterlagen einer gesitteteren, lebensfähigeren Macht. Als jedoch unter Führung der Quitzows die „märkische Fronde" ihre ungebundene Selbständigkeit gegen die Hohenzollern verteidigte, zogen sie ihr Schwert gegen keine angestammte, irgendwie geheiligte Macht, sondern gegen den derzeitigen Pfandbesitzer, der wahrscheinlich bald einem andern den Platz räumen würde.

Es war auch ein nichts weniger denn aussichtsloser Kampf. Dietrich Quitzow strebte nach dem sächsischen Kurfürstenhut, wollte Berlin gewinnen, der jüngste Bruder Hennig sollte Erzbischof werden. Bei Plaue sank ihre Macht; noch stritt Dietrich einige Jahre lang als Kondottiere der Herzöge von Pommern-Stettin und Mecklenburg-Stargard gegen den Burggrafen. Geächtet,

mußte er schließlich fliehen; im Braunschweigischen starb er auf der Besitzung seiner Schwester, ein gebrochener Mann.

Ringsherum Wiesen und Bäume; etwa hier müssen in der Mitte des elften Jahrhunderts die zwei furchtbaren Schlachten geschlagen worden sein. In der ersten wurde der Markgraf Wilhelm der Nordmark von den Wenden getötet, seine Mannen nach verzweifeltem Kampf in den Strom gejagt. Als Kaiser Heinrich III. die Kunde vernahm, starb er vor Kummer. Im folgenden Jahre, an der nämlichen Stelle, reihten die Sachsen sich wieder auf, und dieses Mal wurden die Wenden vernichtet. Am Tage der Rache floß der Strom hier rot.

Unaufhaltsam, im Selbstvernichtungstrieb, drängt die Havel ihrem Ende entgegen. Ein schmaler Deich trennt die beiden Flüsse; einige Kähne halten dort Sonntagsrast, an der äußersten Spitze steht ein Schifferjunge in der Morgenstille und angelt. Das Wasser flutet und schwillt; ich bin in der Elbe. Sie kommt vom Reiche her, die hohen Sandsteinfelsen haben sich in ihr gespiegelt, sie ist unter der stattlichen Dresdener Bogenbrücke geflossen. Die Havel ergießt sich in den mächtigen Strom; Brandenburg ist Deutschland geworden . . .

Deiche gibt es glücklicherweise nur hin und wieder; an die mit Weiden bepflanzten Wehre muß man sich gewöhnen, beim Rudern auch gut auf sie achten. Wenn aber auch die trauliche Schilfeinrahmung, der Blumenkranz der Havelufer fehlt, so entschädigen ungewöhnlich schöne Flußbilder. Hier sehe ich eine Gruppe herrlicher Eichenbäume, unter ihnen weiße Fachwerkhäuser, Kähne, aufgespannte Netze und weidende Kühe. Bei Windstille muß die Strömung dieses so weit stärkeren Stromes recht bemerkbar sein, bei günstigem Wind muß man nur so dahinfliegen können; heute weht es mir jedoch schnurstracks entgegen, und das Fortkommen ist überaus mühsam. Als hinter mir eine Havelzille langsam angestakt kommt, fasse ich es als Schicksalswink auf, rudere heran und frage, ob sie mich für 3 Mark nach Wittenberge mitschleppen würden. Ja, sie willigen ein. Mit dem Bootshaken hält der Schiffer die „Formosa", während ich das zugeworfene Tau befestige; dann richte ich mich behaglich mit Kissen auf dem Boden ein, durch den Helgoländer gegen Wind und Sonne geschützt.

Das Getriebe einer Zille ist ganz interessant. Trotzdem wir zu Tal gingen, war bei diesem Wind, dessen Stärke ich ja würdigen konnte, die Arbeit schwer. Zwei Männer und ein halbwüchsiger Jüngling stakten; mit aller Gewalt die Schulter anstemmend, zogen sie, schweißtriefend, manchmal ächzend, gekrümmt, immer wieder den schmalen Steg zwischen Schiffrand und Bretterverschlag entlang. Vor mir, im Bug, im Schutz der Kajüte, saß die Frau im Helgoländer, um sie herum drei flachsköpfige Mädchen. Alle schälten Kartoffeln, auch die kleine Sechsjährige wirtschaftete mit ihrem Messer herum. Abwechselnd machten die Männer Pause, setzten sich zu ihnen hin, tranken viel Kaffee und aßen Brotschnitte und Schmalz. Ich frage nach einigen großen, dunklen Stämmen, die auf dem leuchtend grünen Wiesengras lagen. Der Schiffer sagte mir, dies sei „Schwarzholz", es sei furchtbar alt und werde ab und zu angeschwemmt. Die Stämme sind wertvoll, sind an einen

„Holzwinder“ in Hitzacker verpachtet; er sucht die Elbe nach ihnen wie nach alten Ankern ab. Diese sind teils uralt, teils kürzlich verloren. Melden sich die Besitzer der letzteren nicht, so gehören auch diese ihm; dort unter den Weiden lagen einige am Strand.

Endlich kam die Wittenberger Brücke in Sicht, aber es dauerte volle drei viertel Stunden, ehe der ungefüge, große Kahn glücklich dort vor Anker lag. Nicht nur große körperliche Kraft, auch genaue Kenntnis der Strömungsverhältnisse, uralte Schiffererbweisheit war vonnöten; erst nach umständlichem Wenden und Steuern und Staken rasselte der Anker herunter.

Ich gab dem Schiffer mehr als ausbedungen worden war, auch allerlei Proviant und bat ihn, auf die „Formosa“ zu achten; ich habe sie niemals wieder gesehen. Meine Gefühle für sie waren durch die letzte Nacht bedenklich erschüttert. Selbst meinen geringen Ansprüchen genügte sie als Nachtlager nicht länger, und da ich ohnehin in der festgesetzten Zeit unmöglich nach Hamburg konnte, beschloß ich, die Elbfahrt auf nächsten Sommer zu verschieben, um dann mit einer verbesserten „Formosa II“ über Neblitz und Tangermünde in St. Pauli zu landen.

Ich begegne zwei sonntäglich gekleideten Bürgerfräulein (diese ähneln sich immer: fußfreie, weiße Kleider, freundliche, helle Hüte mit billigen Bändern und Blumen). Sie nannten mir „Hotel Germania“ als das beste der Stadt; da ich jedoch vorher einen sauberen Gasthof mit Oleanderkübeln und Efeuwänden vor der Tür antreffe, kehre ich dort ein. Ich erzähle dem Wirt meine Absicht, die „Formosa“ zu verkaufen; er besieht sie sich, bietet 45 Mark, und wir werden einig. Als Vergnügungsgondel wird er und seine Familie sich noch lange an ihr erfreuen; nur als nächtliche Lagerstätte war sie nicht mehr zu empfehlen.

Somit war die Bootsfahrt beendet. Nach Ansicht meines Bekanntenkreises würde ich auf derselben ermordet werden, ertrinken, Gelenkrheumatismus oder Typhus bekommen. Wären wirklich nach Monaten zerstückelte, unästhetische Reste von mir irgendwo ausgescharrt worden, hätte eine Genugtuung das, wie ich hoffen möchte, mehrfach vorkommende Bedauern gemildert: „Haben wir es ihr nicht gesagt? Wir alle haben es ihr gesagt!“

Nun kam die schmerzliche Trennung von dem mir nur zur Wasserfahrt geliehenen Stop. Geärgert hatte er mich ja oft; nachts wollte er in den Jagdsack schlüpfen, oft sprang er an Land, um aufregende Schmetterlinge und Libellen zu jagen, und er war überaus schwierig im Essen. Kartoffeln, Biskuit, auch mit Butter bestrichenes Roggenbrot rührte er nicht an, mochte eigentlich nur Braten und Gemüse, und die bekam ich selber ja nur so selten! Dafür jedoch besaß er vortreffliche Eigenschaften; wie leicht und zierlich und rassig war er gebaut, wie sauber war er, wie tadellos in den Formen, wie liebevoll, zutunlich und treu. Ich ließ eine mit Stroh belegte Kiste zimmern, gab einen Wasserbecher, Würste und Kuchen hinein. Oben waren Latten. Das kleine Tierchen wurde hineingesetzt; so erschrocken war er, daß er keinen Laut von sich gab und mich nur stumm ansah. Es war ein ganz greulicher Moment! Der Tischler nagelte die mittlere Latte zu, mit Extrabestellgeld

wurde er zur Bahn gebracht. Glücklicherweise wurde mir bald seine gute Ankunft gemeldet.

Darauf fuhr ich, Quitzowsche Spuren verfolgend, nach Lenzen. Nachdem der Johann bei dem Fall von Plaue dort in der Kirche in den Stock gelegt worden war, blieb er zwei Jahre lang gefangen. Dann machte er mit dem Burggrafen Frieden, ihm wie dem alten Waffengenossen, dem Caspar Putlitz, wurde verziehen; Caspar kehrte auf sein Wittenberger Schloß zurück, Johann wurde mit eben diesem Lenzen belehnt. Während Dietrich als geächteter Flüchtling frühzeitig starb, hat Johann, weniger schroff, sich in die Zeiten geschickt; reich und angesehen durfte er sich seines Lebensabends erfreuen. Der alte Bergfried stammt noch aus seiner Zeit; vom Söller, auf dem ich jetzt stehe, sah er gewiß oft ins weite Land. Vor ihm lag der Schauplatz gar mancher „Überfahrungen“ und „Zugriffe“ seiner Jugend; ohne Sentimentalität, mit wehmütiger Freude, gestillter Leidenschaft hat er gewiß der glücklichen und unglücklichen Schachzüge seines Kraftlebens gedacht. Dort, in der Ferne, in der Ruhstädter Kirche, würde er dereinst neben seinen Vätern liegen. Noch lange blühte sein Geschlecht; jener über Bäumen schauende Turm von Eldenburg war Quitzowsches Gut, und in dieser Kirche von Seedorf gehen die Quitzows in jeder Johannisnacht um.

An der Elbe lag ein kleines Gasthaus, gegenüber waren Weideninseln und üppig bewaldete Höhen. Eine überaus anziehende Landschaft, lebend und doch still verträumt. Ein auf fast senkrechter Stiege erreichbares Dachstübchen nahm mich auf. Die braven alten Wirtsleute nannten, etwas zaghaft, 3 Mark als Pensionspreis und verpflegten mich dafür vortrefflich; in der guten Stube, um den runden Tisch aß ich gemeinsam mit ihnen zu Mittag — es war horizonterweiternd. Vor der Tür erstreckte sich der Deich, war mit blauer Wegwarte, mit wundertätiger Schafgarbe und unendlich vielen andern Feldblumen bedeckt; er führte nach einem alten Deichdorf mit mächtigen, altmodischen Bauernhäusern, einer niedersächsischen Kolonie des siebzehnten Jahrhunderts. An jedem Ende der riesigen Strohdächer erhob sich ein Storchnest; die Kirche mit ihrem hölzernen Glockenturm war mit Efeu bedeckt und hatte alte Grabmonumente. Ich war den ganzen Tag draußen unter den großen Weiden oder unter den Blumen am Deich. Die Fähre zog, mit Heuwagen beladen, hin und her; Kähne wurden am Kran ausgeladen; nachts, im Sternenschein, erklang eine Harmonika, rührend, wehmütig-heiter.

Dann war meine Zeit um. Trotz des Helgoländers war mein Gesicht braun gebrannt; meine Hände wahrten, dank des beständigen Handschuhtragens, eine anständige Farbe, machten mir jedoch einen „ausgeweiteten“ Eindruck. Wie gesund und robust ich mich fühlte, läßt sich nicht sagen.

Nun sollte eine Reihe von Besuchen beginnen: Jungfer, Koffer und Kultur. Das Kulturleben hat ja auch vieles für sich, wenn man es nur zeitweilig abzuschütteln vermag.

Blätter aus meinem amerikanischen Tagebuche.

Von

Msgr. Grafen Vay von Vaya und zu Luskod.

III. In den Vorstädten von New York.

Wie verschieden uns doch ein Land erscheint, wenn wir nicht nur vorbeifahrende Reisende, sondern durch Arbeit und Pflichten daran geknüpft sind! Äußerlichkeiten beginnen eine andre Bedeutung anzunehmen und einen andern Wert zu haben. Was anfänglich eine bloße Sehenswürdigkeit war, entwickelt sich zu einer ernsteren Gestalt; was wir als eine Bühne ansahen, auf der „alle Männer und Frauen nur Schauspieler" sind, wie Shakespeare sagt, wird, von dem Augenblick an, in dem wir selbst teil daran nehmen, zu der Wirklichkeit, die wir Leben nennen.

Licht und Schatten, Tränen und Lächeln, Kummer und Hoffnung wechseln ab, jeder Augenblick ist ausgefüllt, und die Zeit wird eine Reihenfolge von Stimmungen und Gefühlen. Die geringste Kleinigkeit gewinnt für diejenigen, die sie angeht, durch die Umstände und deren Zusammenhang Wichtigkeit. Vorstellungen und Begriffe erhalten in hohem Grade erst infolge von zufälligen Ereignissen Bedeutung, und das ganze menschliche Dasein wird nur zu oft durch solche Faktoren beeinflußt und gestaltet, die wir selbst geschaffen haben.

In einem neuen Lande springen alle diese Tatsachen und Erscheinungen noch mehr in die Augen, und das lehrreichste Gebiet des Studiums ist die Entwicklung der sozialen Zustände, die Wohlfahrt der Menschheit, mit einem Worte die Kristallisation des Lebens.

Der Ursprung der Vereinigten Staaten und ihre innere Entfaltung bieten sicherlich ein Feld der Beobachtung und Untersuchung von unerschöpflicher Neuheit. Man wende sich in welche Richtung man will, nach rasch wachsenden Städten oder den stillen Farmen der fernen Prairien — man mag mit den Niedrigsten arbeiten oder sich unter die Reichsten mischen, immer wird man durch tausend neue Züge überrascht.

Was meinem jüngsten Besuch das meiste Interesse lieh, war die Mannigfaltigkeit der Umgebungen, in denen ich mich befand. Außer in den großen Städten verweilte ich auch auf dem Lande und hatte also Gelegenheit, sowohl

mit all' den berühmten Metropolen wie den ländlichen Distrikten des Westens bekannt zu werden.

Ich begann mit einem längeren Aufenthalt in New York, das die Schwelle der gesamten Neuen Welt ist. In New York hat der Neuankommende Gelegenheit, alles kennen zu lernen, was dies wunderbare Land hervorbringt, von all seinem Reichtum geblendet zu werden und eine Ahnung all seiner künftigen Möglichkeiten zu erhalten. Zu gleicher Zeit ist es New York, wo die Schatten am dunkelsten und Elend jeder Art am größten ist.

In der Tat war mein Aufenthalt in New York ein Wechsel von Licht und Schatten, der oft ohne jeden Übergang Wirkungen hervorbrachte wie ein sehr stark aufgetragenes Helldunkel. Des Morgens hatte ich Arbeit in den verschiedenen Vorstädten, in den ärmsten Teilen nahe dem East River, während ich am Nachmittag mit Leuten von Bildung zusammentraf.

Welch ungeheurer Abstand ist zwischen First und Fifth Avenue, wiewohl es nur einer sehr kurzen Zeit bedarf, um von der einen zur andern zu gelangen. Rings um die erstere finden wir die niedrigsten Lebensbedingungen, in der letzteren die höchsten. In der ersteren begegnen wir, neben den Ärmsten des Volkes, den primitivsten Wesen, die soeben aus ihrer ehemaligen Existenz in weit entfernten Ländern gekommen sind; in der andern allem Überfluß des Luxus. Beide Seiten sind gleich interessant, und beide zeigen gleich typische Züge. Mein Tagewerk lag hauptsächlich in den „Slums“ rund um Fourth Avenue nahe bei Brooklyn Bridge. Niemals habe ich ein elenderes Quartier gesehen, und doch ist Elend nicht das entsprechende Wort, wenigstens soweit das Äußere in Betracht kommt; denn alle Häuser sind mehrere Stockwerke hoch und mögen selbst Anspruch auf eine gewisse architektonische Schönheit gehabt haben, obwohl das jetzt wegen ihres baufälligen Zustandes und des dicken Überzugs von Rauch und Schmutz schwer wahrzunehmen ist. Was das Pflaster anlangt, so glaub ich nicht, daß jemals eins dagewesen ist; die Straßen gleichen jetzt den Betten seichter Flüsse oder Rinnsteinen.

Die Bewohner scheinen von allen Seiten des Erdballs gekommen zu sein und jeden bekannten Typus darzustellen. Die Straßen, so breit sie sind, erscheinen zu eng, um die Masse der Bevölkerung zu fassen, die in ihnen ab- und zuströmt. Alles ist geschäftig; jeder trägt ein Paket, das Kleidungsstücke oder Nahrungsmittel enthält. Und wenn es sich auch nicht auf mehr als ein paar Lumpen oder verfaulte Früchte beläuft, so versuchen sie es zu verkaufen oder zu kaufen. Der Inhalt der Läden, die sich in langen Linien erstrecken, ist unbeschreiblich; alles, was man sich in einem solchen Trödelgeschäft nur denken kann, aller Abfall und Kehricht einer großen Stadt sind darin aufgehäuft. Diejenigen, die nicht einmal so viel haben, um eine von diesen Höhlen mieten zu können, schlagen ihre Buden längs der Straßen auf. Gefeilscht wird in allen erdenklichen Sprachen; man hört einen Italiener seine Apfelsinen anpreisen wie in St. Lucia, einen Deutschen mit einem französischen Knirps verhandeln, der in der Rolle eines Prinzipals an der Straßenecke Würste von zweifelhaftem Ursprung feilbietet, und sieht russische Auswanderer ihren „Wuttka“ als ein Zeichen der Freundschaft mit polnischen Juden teilen.

Kinder dieser gemischten Abkunft tauchen wie Pilze aus diesem Schmutz auf. Sie schwärmen überall umher, füllen die Straßen, die von ihrem Lärm und Geschrei widerhallen; auf jeder Türschwelle spielen ein paar von ihnen, und sie hängen aus jedem Fenster, als ob die Häuser wie Sardinenbüchsen schon bis zum äußersten Rande voll wären. Wenn die Armenviertel großer Städte immer traurig und finster sind, so sind es die von New York noch viel mehr, und wenn nicht tragisch, sind alle doch pathetisch.

Der traurigste Zug dieser unzusammenhängenden Bevölkerung ist, daß sie noch als Eindringlinge betrachtet und wie Parias behandelt werden. Sie haben noch nicht Zeit gehabt, sich mit den Übrigen zu amalgamieren, sie stehen auf der untersten Sprosse der bürgerlichen Leiter. Aber trotzdem ist es eben doch nur eine Frage der Zeit für jeden, den geeigneten Kreis der Tätigkeit zu finden und sich dann wie der Frosch aus der Kaulquappe zu einem neuen Wesen zu entwickeln. Es hängt von seinen Fähigkeiten ab, nach welcher Richtung er streben will und zu welchem Umfang seine Bemühungen erwachsen werden. Gering sehen sie aus, unverständlich mögen sie denen sein, die sie in diesem ungeordneten Zustand erblicken; aber wir dürfen nicht vergessen, daß nicht einer unter ihnen ist, der nicht ein Ziel vor Augen hätte, und nicht wenige sind, welche auch die Eigenschaften besitzen, um es zu erreichen.

Je besser ich dieses Viertel kennen lernte, und je öfter ich dahin zurückkehrte, desto mehr verschwand diese widrige Decke von Schmutz und Unrat, und die abstoßende Maske von Hunger und Blässe ward gelüftet. Und selbst dieser Schlupfwinkel eines dantesken Dunkels bekam etwas Fesselndes, und die gespensterhaften Gestalten erweckten Sympathie von dem Augenblick an, wo der Verkehr mit ihnen begann. Es war schließlich doch mehr als ein erschreckendes Bild und ernster als eine Empfindung, die schaudern macht und auf unsre Lippen, indem wir vorübergehen, Ausrufe des Entsetzens und des Mitleids bringt. Es ist immer noch Leben und Menschheit, wenn auch Leben in seinem traurigsten und Menschheit in ihrem melancholischsten Anblick.

Die beiden kleinen Kirchen von St. Stephan und St. Elisabeth liegen in der Mitte dieses verlorenen Distrikts. Es sind anspruchslose Gebäude, von unansehnlichem Äußern und bescheidenem Innern. Hierher, an den Sonntagen, kommen meine ungarischen Landsleute. Eben angelangt und gänzlich verloren, ist es für sie solch ein Trost, daß sie im Hause Gottes auf einen warmen, gastlichen Empfang rechnen dürfen. Wenn sie die ganze Woche gearbeitet haben und von den Fabriken wie verschlungen sind, tut es ihnen um so wohler, sich einmal wieder daheim zu fühlen und zu empfinden, daß sie mehr als Räder in einer riesigen Maschine sind.

Wie schwer muß es denen werden, die sich in solch niedrigen Verhältnissen befinden, fern von ihren Familien, mit wenig Freunden und gar keiner Gesellschaft, gleich Wassertropfen in der See — wie schwer muß es ihnen werden, die Gleichheit des menschlichen Lebens zu erkennen! Ist es nicht einleuchtend, daß sie, die so wenig von dem empfangen haben, was die Welt zu bieten hat, und die stets, bis zu einem gewissen Grade, wie Stiefkinder behandelt worden sind, reichlicher Gelegenheit haben müssen, ihre religiösen Gefühle zu entwickeln

und an der Kraft teilzunehmen, die der Glaube, und an dem Trost, den die Hoffnung gewährt.

Ein nicht weniger anziehendes Feld für die Missionsarbeit liegt in den Vorstädten, welche die große Stadt rings umgeben. New York zählt viele solcher Vorstädte, von denen einige selbst Städte und Mittelpunkte der Fabriktätigkeit sind. Einige sind berühmt wegen ihrer Eisengießereien, andre wegen ihrer Fabriken von Wollen- oder Baumwollenwaren, andre wegen ihrer Ziegeleien oder Töpferwerkstätten, alle aber sind gleicherweise bevölkert von Tausenden von Arbeitern. Dies sind Leute, die auf einer höheren Stufe als die Bewohner der „Slums" stehen und mit den ersten Notwendigkeiten des Lebens versorgt sind. Einige von ihnen sind verhältnismäßig reich, verglichen mit dem, was sie bei ihrer Ankunft waren, und die unverheirateten Männer haben im Allgemeinen mehr, als sie gebrauchen. Man darf nicht übersehen, daß diese Leute dazu erzogen waren wenig Bedürfnisse zu haben, und daß der Umfang ihrer Ansprüche gering ist. Einer ihrer höchsten Wünsche ist erfüllt, wenn sie jeden Tag Fleisch haben; ja, sie sind weiter gegangen, denn viele von ihnen haben innerhalb der vierundzwanzig Stunden ihre drei kräftigen Mahlzeiten. Die meisten haben auch ganz bequeme Wohnungen und können sich an Sonn- und Festtagen, oder wenn sie nicht an ihren Arbeitsplätzen sind, wie die Wohlhabenden kleiden. Sogar ein Überschuß an Geld bleibt ihnen, um es für Vergnügungen und Zerstreuungen auszugeben.

Ich spreche hier nicht von solchen, die große Familien haben, deren Anforderungen an ihre Mittel komplizierter werden, je höher sie in der sozialen Leiter emporkommen; aber auch nicht von solchen ausnahmsweise unverheirateten Männern, die geistig von Stufe zu Stufe steigen, wenn sie an materiellem Wohlstand zunehmen. Ich spreche von einem Durchschnittsarbeiter, dessen Versuchungen, seinen Erwerb in einer nutzlosen und zuweilen schädlichen Weise zu vergeuden, allzu groß sind. Seine freien Stunden werden gewöhnlich im Schankraum eines Wirtshauses verbracht; seine gebräuchlichsten Erholungen sind Kartenspiel und Trinken. Dieser Umstand allein erklärt die vielen Fälle des Niedergangs und selbst des Ruins. Deshalb sind diese Arbeitszentren der Nährboden so vieler ungesunder Ideen und gefährlicher Agitation geworden. So viele verdorbene Gedanken und unheilvolle soziale und politische Bewegungen gären in dem gelben Blendlicht der Schnapspaläste. Anarchie, Fenianismus und alle Arten von Doktrinen, welche die Zerstörung der bestehenden gesellschaftlichen Ordnung einschärfen und eine beständige Drohung für den Staat und das Volk sind, werden hier gezüchtet. Brandstifter, Bombenwerfer und Mörder gekrönter Häupter sind hier ausgebrütet worden, und der Wahnsinn hat solch eine Höhe erreicht, daß sich wirklich ein menschliches Wesen gefunden hat, das eine Höllenmaschine im Schiffsraum eines der großen atlantischen Dampfer verbarg, um ihn mit all seinen Insassen zu vernichten.

Alle diese Orte habe ich besucht; jeder Sonntag ward in einem derselben verbracht — in Passaic, Patterson, Hobboken, Hawerstraws, Yonkers — in allen diesen war ich aufgefordert worden, Predigten oder Vorlesungen zu halten. Um die Wahrheit zu sagen, so war ich zuerst neugierig, wie diese

Leute mich empfangen und das aufnehmen würden, was ich zu sagen hatte. Nach allem, was man davon hörte, und allen Warnungen, die ich erhalten hatte, ist es leicht verständlich, daß ich auf das Ärgste gefaßt war. Zunächst zweifelt man, ob die besten Absichten nicht mißverstanden werden, oder ob es auf jeden Fall nicht eine Verschwendung von Zeit und Mühe ist.

Um so dankbarer bin ich der Vorsehung, daß ich, mit sehr wenigen Ausnahmen, nichts als angenehme Erinnerungen und die Genugtuung habe, zu wissen, daß meine Arbeit von einigem Nutzen für meine Mitmenschen gewesen ist.

Um damit zu beginnen: ich hatte höchst aufmerksame Zuhörer, die bei mehr als einer Gelegenheit mir dadurch zeigten, welch lebhaften Anteil sie an meinem Vortrage nahmen, daß sie nach dessen Schluß zu mir kamen und sich weitere Erklärungen ausbaten. In der Tat, ich war überrascht durch ihre bemerkenswerten geistigen Fähigkeiten. Sie entwickeln sich sehr rasch, die konzentrierte Arbeit scheint sie ungewöhnlich gewandt und klar zu machen. Der amerikanische Scharfsinn ist allgemein anerkannt, und von den höheren Kreisen weiß man in Europa, wie außerordentlich findig sie sind; in den unteren Klassen aber, wenn man mit ihnen in Berührung kommt, sind diese Eigenschaften sogar noch wahrnehmbarer.

Unter so vielen Vorstadt-Sonntagen ist nur einer mit einem Anflug unangenehmer Erinnerung verbunden, um — im Vorübergehen — eines Unfalls nicht zu gedenken, der bei einer andern Gelegenheit sich ereignete, als der Zug auf dem Wege nach College Point entgleiste und beinahe den Abhang hinabgestürzt wäre.

Was ich erzählen will, trug sich in Passaic zu, der berühmten Stadt der Baumwoll-Manufaktur. Als ich früh am Morgen auf der Station anlangte, traf ich eine kleine Gruppe von Leuten, von denen ich anfangs glaubte, sie seien gekommen, um mich zu empfangen, die jedoch im Gegenteil ganz niedergeschlagen zu sein schienen und mir erklärten, daß die vor der Kirche schon versammelte Gemeinde über irgend eine Lokalangelegenheit in Streit geraten sei, daß es einen allgemeinen Tumult und sogar eine Schlägerei gegeben habe. Um eine lange Geschichte kurz zu machen: Die Arbeiter waren gegen die kirchliche Obrigkeit aufsässig geworden und setzten hier ihre Beschwerden fort, in denen bürgerliche mit kirchlichen Dingen vermischt waren. Das Ende davon war, als der Sonntag kam, daß die eine Partei die Kirche schließen, die andre dagegen ihren regelmäßigen Gottesdienst haben wollte, und daß beide Faktionen vor der Türe handgemein miteinander wurden. In Anbetracht der Erregung der Menge ward ich gebeten, daß ich nicht versuchen möge, näher zu kommen. Zu gleicher Zeit aber würde ich es nicht gern aufgegeben haben, meine Sonntagspflichten zu erfüllen, und also, nach kurzem Überlegen, entschloß ich mich, es zu wagen.

Es war das erste Mal, daß ich einem amerikanischen Pöbel gegenüberstand. Schon ehe wir die Kirche erreichten, konnte man ein Geschrei vernehmen, das an Stärke wuchs, als wir unserm Ziele nahten. Als wir an die Kirchtür kamen, drängte sich dort eine ungeheure Menschenmenge zusammen, die offenbar die friedlicher Gesinnten abzuhalten suchte. Beim

ersten Blick auf sie konnte ich leicht die verschiedenen Absichten der streitenden Parteien erkennen. Indessen, als ob ich nichts gesehen hätte, ging ich gradeswegs zur Tür und, wiewohl sehr überrascht, ließen sie mich ohne eine einzige Bemerkung vorbeigehen. Die Messe begann wie gewöhnlich; nur die Musik fehlte, da der Organist eines der Opfer des Kampfes war. Das tödliche Schweigen innerhalb der großen und leeren Kirche erhöhte die Feierlichkeit des Augenblickes. Als die Glocken zu läuten begannen, kamen die Leute hereingeströmt und nahmen in immer größerer Zahl ihre Sitze ein, bis das ganze Schiff von einer dichten Menge gefüllt war. In meiner Ermahnung vermied ich sorgfältig jede Anspielung auf die Unerfreulichkeit des Morgens, zog es vielmehr vor, bei dem Gefühl der Vergebung und den Pflichten christlicher Liebe zu verweilen.

Sie schienen zu verstehen, meine Absichten zu würdigen, und waren sichtlich aufrichtig gerührt. Als ich die Kirche verließ, drängten sich alle um mich her, drückten ihren Dank, daß ich schließlich doch gekommen sei, in einfachen, impulsiven Worten aus und hofften (wenn sie es auch nicht verdient hätten), daß ich ihnen ein freundliches Erinnern in meinem Herzen bewahren werde.

Bemerkenswert war der Unterschied in ihrem Benehmen. Das Dunkel des Morgens war von Heiterkeit verscheucht; es war in der Tat jetzt „Sonnenschein nach Regen."

Ich schreibe all dies, da die ganze Szene so wesentlich charakteristisch für die Neue Welt ist: der Platz und seine Umgebung, die wachsende Stadt mit ihrer hölzernen Kirche, ihre aus verschiedenen Elementen gemischte Bevölkerung, und vor allem die Heftigkeit der Leidenschaft, die sich in so widerspruchsvoller Weise kund gab.

Sind aber nicht Gegensätze einer der stärksten Züge der Vereinigten Staaten? Gegensätze überall — in den Werken der Natur und denen der Menschen, geographische, klimatische und ethnologische Gegensätze, allesamt gleich überraschend. Und die Kontraste, die das menschliche Leben zeigt, sind die größten von allen. Meine Erfahrungen von diesem Sonntagmorgen sind mir von beträchtlichem Nutzen gewesen: sie haben mich größere Konflikte und traurigere Kundgebungen der sozialen Umwälzung verstehen gelehrt. Das kleine Geplänkel in Passaic war einer der täglichen Ausbrüche gegen die hergebrachte Ordnung. Es war eine jener Auflehnungen, die unter verschiedenen Vorwänden und verschiedenen Namen eine beständige Bewegung, gleich den Wogen des Meeres, verursachen.

Während meines Aufenthaltes in Chicago befand sich die ganze Stadt in einem Streik. Die Hälfte der Fabriken war geschlossen und die Arbeiter kämpften in den Hauptstraßen der Stadt, wo jeder Mann, der sein Brot verdienen wollte, von einem oder zwei bewaffneten Schutzleuten begleitet ward und in jedem Augenblick Pistolenschüsse die Luft durchschnitten. — Ich hatte Gelegenheit, Zeuge der Gewalttätigkeiten während des großen Konfliktes in Pittsburg zu sein, wo Arbeitgeber und Arbeitnehmer sich offen befehdeten, wo Schlachten mit den traurigsten Folgen geschlagen wurden und diese Werkstatt kolossalen Reichtums das traurigste Bild des Elendes darbot. Alle diese

und viele andre dunkle Seiten des Lebens berechtigen uns zu denken, daß die Herstellung der sozialen Ordnung eine Frage ist, die von künftigen Geschlechtern ihre Lösung erwartet. Die großen Unterschiede, die durch die mannigfaltigen individuellen Fähigkeiten geschaffen werden, und die schrankenlose Gewalt des Starken über den Schwachen müssen sogar zu größerem Gegenstoß führen. Das Werk der Ausgleichung ist sicher eine sehr schwierige Aufgabe und kann nur durch Zeit und moralische Kultur vollbracht werden. Stets, so lange ich in Beziehung zu den unteren Klassen war, und während ich versuchte, die Klagen der amerikanischen Arbeiter zu verstehen, konnte ich nicht umhin zu bemerken, daß die hauptsächlichen Gründe der allgemeinen Unzufriedenheit eher einen abstrakten als einen materiellen Charakter hatten, trotzdem in den Vereinigten Staaten, wie in allen neuen Ländern, einzig dem materiellen Leben Wichtigkeit zugeschrieben wird. Alle Wünsche sind irgend einem greifbaren Gewinn untergeordnet und alle Bestrebungen auf den Besitz von Reichtum gerichtet.

Für den Neugekommenen, der nicht genug hatte, seine täglichen Bedürfnisse zu befriedigen, war dies ein natürliches Gefühl und durchaus berechtigt; es war wenig getan, um, sobald diese ersten Notwendigkeiten erreicht waren, sie durch höhere Bestrebungen zu ersetzen. Das Erwerben wird ein Instinkt, und zu gewinnen scheint der eigentliche Zweck des Lebens.

So, wenn das physische Dasein der einzige Faktor wird, identifiziert sich die Bedeutung des Lebens mit animalischer Energie und Kraft. Nur zu oft werden die feineren Empfindungen als scheinbar nutzlos, ja, zuweilen als Hindernisse für den Kampf um das Dasein geopfert. Etwas muß erreicht, ein greifbarer Lohn erfaßt werden, wenn die Flut des Lebens in ihren Ufern eingedämmt werden soll.

Auch scheinen materielle Interessen und Gewinn den einzigen Trost in den Wechselfällen des Tages zu gewähren. Für Schläge des Schicksals, wenn die menschliche Natur der Hilfe bedarf, ist wenig vorgesorgt, als ob in dieser tollen Jagd nach dem Erfolg das innere Leben völlig außer Betracht gelassen wäre. Der Begriff von Glück ist mit dem von Reichtum gleich gesetzt, und man hat nicht Zeit, die Eitelkeit dieser falschen Vorstellung in den Stürmen des Lebens sich zu vergegenwärtigen. Ein Glück, daß keine Zeit dafür ist, und daß das Anhäufen immer weiter geht; denn im Falle des Zusammenbruchs ist die Verzweiflung zu groß. Wie oft habe ich Menschen, auf dem Gipfel einer scheinbar erfolgreichen Laufbahn, und wenn sie alles erreicht hatten, wonach sie in der Kindheit getrachtet, klagen hören, daß ihr Leben in Wirklichkeit vergeudet sei. Ihre Jugend war hart, damit verbracht, dem Moloch zu opfern; später, als sie älter geworden, war jedes feinere Gefühl erstickt und jede edlere Regung ertötet, noch bevor sie zur Reife gelangt.

Wenn ich mich auf das verlassen darf, was ich gehört habe, so hat die Klasse derer, die Erfolg gehabt haben und nun ihre Muße genießen könnten, keinen Grund, von denen beneidet zu werden, die noch gezwungen sind, zu arbeiten.

IV. Rund um Fifth Avenue.

An einem sonnigen und heiteren Winternachmittag entfaltet die vornehme Welt von Fifth Avenue in erstaunlichem Umfang alles, was Gold kaufen kann. Die Häuser auf beiden Seiten strotzen von Marmor und gemeißelten Steinornamenten. Equipagen und Motorwagen von allen Arten rollen auf und nieder, und Fußgänger in kostbaren Pelzen drängen sich auf den Bürgersteigen. Es ist ein Anblick, so glänzend wie belebt. Es ist Leben in seiner höchsten Steigerung. Es ist „Vanity fair" in seiner verführerischsten Gestalt, wenigstens wie es denen scheint, die glauben, Glückseligkeit darin zu finden.

Die amerikanische Gesellschaft ist von so vielen Federn geschildert worden, und die „oberen Vierhundert" sind in der Alten Welt so wohl bekannt, daß ich nichts Charakteristisches über sie hinzuzufügen wüßte, das man nicht schon kennt. Wenn ich etwas derartiges versuchen wollte, würde ich ausschalten, anstatt hinzuzufügen, weil ich die Züge, die von den Autoren gewöhnlich „wesentlich amerikanisch" genannt werden, vielmehr als „wesentlich menschlich" bezeichnen würde.

Man hört nur zu oft von der Prahlerei und Oberflächlichkeit dieser kleinen Welt; aber ist es nicht in allen Ländern ebenso? Es ist vielfach, besonders von amerikanischen Schriftstellern gesagt worden, daß ihre Millionäre die Nachbarn zu blenden suchten, und daß sie ihr Geld achtlos zum Fenster hinauswerfen, nur um Sensation zu machen. Aber geschieht dies nicht anderwärts auch, und finden wir die gleiche Vulgarität nicht in den aristokratischen Hauptstädten Europas?

Was so mannigfach als „amerikanische Vulgarität" verurteilt wird, sollte angemessener „die Rauheit der Neuen Welt" genannt werden. Wenn die Amerikaner überschwenglicher in ihren Kundgebungen, lauter in ihren Ausrufen und überströmender in allen ihren Äußerungen sind, so erklärt das ihre Jugend.

Kurz, Vergleiche sind „odiös". Das Leben der Amerikaner kann mit dem unsren nicht in Vergleich gestellt werden. Sie sind unter andern Bedingungen geboren, haben sich in andrer Richtung entwickelt; alle diese Einzelheiten jedoch beschäftigten mich weniger als die wesentlichen Züge, die am Ende doch allein von wirklicher Wichtigkeit sind. Eine solche kann ich dem Mobiliar und den Schmuckgegenständen amerikanischer Häuser, die in französischen Büchern so genau und mit so vielem Humor beschrieben worden sind, nicht beimessen. Die Zurschaustellung von wirklichen und zweifelhaften Schätzen der Kunstsammler, die vergoldeten Zimmer mit ihren echten oder nachgemachten Wandteppichen: all diese glitzernde oder prunkhafte Szenerie ist von keiner Bedeutung und wechselt beständig je nach dem Grade der Entwicklung des Geschmacks und des Kunstverständnisses. Von Leuten, die ihr Leben in der harten Arbeit der Kontors zugebracht haben, kann man nicht erwarten, daß sie viel Gelegenheit gehabt haben sollen, die feinen Unterscheidungen von Kunst und Handwerk des achtzehnten Jahrhunderts zu studieren.

Mit gleicher Berechtigung könnten alle diese Bemerkungen auf das angewandt werden, was von den Manieren der Yankees gesagt worden ist. Wenn ich mich recht erinnere, war es der „New York Herald", in dem ich vor einigen Jahren eine sehr witzige Beschreibung, eine Art „Sittenstudie" amerikanischer Drawing-Rooms las, welche die kleinen Kunstgriffe, die übertriebene Gewissenhaftigkeit und die von Morgen bis Abend nicht ruhende Geschäftigkeit darstellte: wie jede freie Bewegung aus Furcht, man möge seine Rolle vergessen, unterdrückt und welche außerordentliche Sorgfalt von jedem angewandt ward, in einer einstudiert vornehmen Weise zu gehen, zu sitzen und zu sprechen.

Soweit ich in Betracht komme, konnte ich nicht mehr Manieriertheit als in jeder andern sogenannten „Gesellschaft" entdecken. Was ich an einer großen Zahl meiner Bekannten und Freunde zumeist bewunderte, war ihre Spontaneität. Aber, wie gesagt, was mich interessierte, waren nicht sowohl Formen und Äußerlichkeiten, als tüchtige Eigenschaften und metaphysische Kräfte. Um Leben und Menschen in den Vereinigten Staaten mit all ihren Möglichkeiten, Vorzügen und Schattenseiten zu verstehen, muß man vor allem begreifen, bis zu welchem Grade dieses künstlich gesteigerte Dasein zum allgemeinen Glück beiträgt.

V. Öffentlicher Unterricht und Erziehung.

Die Art und Weise, in der neue Länder ihre Kinder erziehen, ist sicherlich eine der wichtigsten Fragen, wenn nicht die wichtigste. Die pädagogischen Methoden der Vereinigten Staaten machen auf jeden neu Ankommenden Eindruck. Die Anzahl der Schulen, die Mannigfaltigkeit der Erziehungsinstitute und die Pracht ihrer Universitäten können nicht verfehlen, Bewunderung zu erregen. Jeder erdenkliche Vorteil wird in ihnen geboten, sie sind mit den neuesten Verbesserungen, den besten Apparaten und Hilfsmitteln ausgestattet und fast alle reich dotiert.

Von einigen dieser Anstalten, wie Yale und Harvard, deren Gebäude palastartig sind, und die mit ihren verschiedenen Laboratorien, Bibliotheken und Speisehallen sehr große Flächen bedecken, groß genug, um selbst Städte zu sein, habe ich bei einer früheren Gelegenheit schon gesprochen. Als ein Beispiel des Reichtums dieser Universitäten erwähnte ich, wieviele Millionen, oft von einem einzigen Spender, so in Wellesley und Chicago, gegeben werden; ich wies auf die Züge hin, die einen zunächst überraschen, auf alles, was in Zahlen ausgedrückt und auf den ersten Blick wahrgenommen werden kann. Hier will ich von einem mehr theoretischen Gesichtspunkt bei der Frage der Erziehung verweilen. Bevor ich weiter gehe, möchte ich zwischen Erziehung und öffentlichem Unterricht unterscheiden. Letzterer beruht in den Vereinigten Staaten auf dem großzügigsten und umfassendsten Plan, den man nur wünschen kann. Was die Erziehung anbelangt, so scheint es nicht, als ob die gleiche Sorgfalt, sie zu fördern, angewandt würde.

Der öffentliche Unterricht ist in jeder Hinsicht außerordentlich bemerkenswert, besonders wenn man den neuen Ursprung der meisten Anstalten

in Betracht zieht. Einige der jüngeren „colleges" datieren nicht um mehr als wenige Jahrzehnte zurück, und doch sind sie so organisiert, daß sie die höchsten Ansprüche befriedigen. Unter den vielen Lehrstätten, die ich besuchte, waren es die Primärschulen, die mich am meisten ansprachen und befriedigten.

An die Spitze der Liste sollte ich unzweifelhaft die sogenannten „Grammar Schools" stellen, welche die Kinder aller Klassen der Gesellschaft durchlaufen müssen und in denen sie das allererste Wissen empfangen. Die Gegenstände sowohl wie die Methoden, sie mitzuteilen, sind mit gleicher Sorgfalt ausgearbeitet. Der Lehrstoff ist weder zu schwierig noch zu gering. Er genügt für die Mehrzahl der Kinder, denen ihre Verhältnisse nicht erlauben, zum höheren Unterricht fortzuschreiten, und versorgt sie, sozusagen, mit einem Betriebskapital, auf das sie sich im späteren Leben verlassen können. Wir dürfen nicht außer acht lassen, daß der größte Teil dieser Millionenbevölkerung nur so viel Schulkenntnisse besitzt, als er sich im Alter vom siebenten bis zum vierzehnten Jahre erworben hat. Sobald das Kind, im Durchschnitt gesprochen, die Schule verlassen hat, tritt es in die praktische Tätigkeit ein, beginnt es die Arbeit oder das Geschäft, mit dem es sein Lebelang verbunden bleiben wird.

Die Grammar Schools sind die Stätten, an denen das heranwachsende Geschlecht nicht nur die Elementarkenntnisse, sondern auch seine ersten Ideen und Begriffe empfängt. Hier geben sich die ersten Neigungen kund, offenbaren sich Talent und Ehrgeiz. Ich bewunderte nicht so sehr das eigentliche Lernen und Vollstopfen der Köpfe mit Tatsachen und Zahlen, als das freie Spiel, das der individuellen Begabung jedes Kindes gewährt ward.

Ich wage zu behaupten, daß die vornehmste Absicht jedes Unterrichtsplanes sein sollte, Gelegenheit zum Erwerb von mehr als bloßer Buchstabengelehrsamkeit zu geben. Jeder, der mit Schulen und jungen Menschen zu tun hatte, muß zu dem Schluß gekommen sein, daß das Wissen, das man in den besten und höchsten Schulen, sogar auf den Universitäten erwirbt, nur der erste Schritt zu dem wirklichen Wissen ist, das schließlich allein im späteren Leben gewonnen werden und das, ich möchte sagen, einzig das Leben selbst lehren kann.

Das Ziel, das jede Schule, ob niedere oder höhere, vor Augen haben sollte, ist: die Kinder anzueifern, an jedem Tag ihres Lebens ihr Wissen zu mehren. Für Examina per se zu arbeiten, würde wenig Wert haben und könnte sogar schädlich werden, wenn es, wie so oft geschieht, den Kandidaten, der glänzend bestanden, zu dem Gedanken verleitet, sein Zeugnis oder Diplom berechtige ihn, die Bücher beiseite zu werfen und zu sagen: „Ich habe nun meine Studien vollendet und bin für jedes Fach oder jeden Beruf befähigt."

Wenn die Grammar Schools eine richtige und praktische Methode gefunden haben, die den Talenten eines Knaben ernstlich Gelegenheit bietet, sich geltend zu machen, so sind die Lehrer nicht weniger für ihre Aufgabe geeignet. Sie sind in der Regel ausgezeichnete Pädagogen und sind es, bis zu einem gewissen Grade, unbewußt. Sie sind nicht Ehrfurcht einflößende Professoren mit den unerläßlichen großen Brillen und wallenden Bärten, vielmehr ist die

Klasse, die hier auf ihren Schultern die scheinbar bescheidene, aber wichtige Pflicht trägt, von einem ganz andern Typus: gewöhnlich junge Menschen, voll von Tätigkeitsdrang. Für sie wie für die Kinder pflegt es nur ein Übergangszustand zu sein, da sehr viele von ihnen zu höheren Berufszweigen emporsteigen. Voll von aller Kraft und allem Eifer der Jugend, handeln sie mit Feuer und Überzeugung. Sie blicken auf das Leben in derselben Weise und mit denselben Erwartungen wie ihre Zöglinge und glauben an ihren künftigen Erfolg, wie jeder tut, so lange er jung ist.

Die große Entfernung, die das Alter von der Jugend trennt und so oft die Schüler abhält, den Gedanken ihrer Lehrer zu folgen und sie in sich aufzunehmen, ist verringert. Der Abgrund, der zwischen dem Katheder und der Schulbank gähnt, ist durch Sympathie und gegenseitiges Begreifen überbrückt; die kleinen Reibungen und Mißverständnisse werden vermieden, die unter dem altmodischen System ein tägliches Vorkommnis und so sehr geeignet sind, wo Unfug zur einzigen Zerstreuung im Schülerleben wird, die Kinder zum Betrug zu verleiten, sie trotzig und das Amt des Lehrers zu einem täglichen Kreuz und einer wirklichen Qual zu machen.

Hier ist eine „entente cordiale" hergestellt und Hand in Hand, voll Mut und gutem Willen erfüllen beide ihre Aufgabe. Eine sehr große Zahl der Lehrenden sind Frauen. Viele von ihnen, wiewohl jung, sind völlig überzeugt vom Ernst des Lebens. Jede hat sich ihre eigene Existenz geschaffen, und sehr wahrscheinlich wird sie versuchen, zu einer höheren Phase zu gelangen. Hart arbeitend, mit einer guten Dosis gesunden Menschenverstandes, hat sie gerade genug Erfahrung, denen, die sie unter sich hat, von Nutzen zu sein, und ihr überlegenes Wissen ist weder zu weit noch zu mannigfaltig, als daß es sie hinderte, zu dem Niveau ihrer Schüler herabzusteigen oder sie in der Auswahl dessen verwirrte, was für die Empfangenden angemessen ist.

Kurz, die amerikanischen Unterrichtsmethoden stufen sich vierfach ab: die Grammar Schools bilden die Basis, es folgen die höheren Schulen (High Schools), nach diesen die Colleges und zuletzt die Universitäten.

Diese Institute können füglich nicht mit den unsrigen verglichen werden; sie sind nicht an unumstößlich feste Regeln gebunden, sondern ändern sich nach den Umständen. Um einen mehr oder weniger annähernden Begriff zu geben, können wir die erste Stufe des Unterrichts mit unsern Elementarschulen vergleichen; der zweiten würden unsre technischen Lehranstalten entsprechen; das amerikanische „College" ist bis zu einem gewissen Grade, was man in Deutschland ein Gymnasium nennt, während die Universitäten einander gleichen, obwohl die Studienfächer abweichend klassifiziert sind und andre Namen tragen.

Schwieriger ist es, zwischen den verschiedenen Graden zu unterscheiden, da sie beständig wechseln, sowohl in den Lehrgegenständen als in den erreichten Zielen. Eine der charakteristischen Eigenschaften der amerikanischen Schulen ist, daß ihre Kurse und ihre Aufgaben von denen abhängen, die verantwortlich für sie sind: Direktoren, Lehrer, Graduierte – sie alle wirken zusammen, um ihre Anstalt auf ein höheres Niveau zu heben. Es ist ihr gemeinsames Interesse, und sie arbeiten daran mit dem gleichen Eifer.

Wenn man auf den öffentlichen Unterricht in den Vereinigten Staaten auch nur einen oberflächlichen Blick wirft und seinen gegenwärtigen riesigen Umfang ermißt, so sieht man, daß er ein natürliches Wachstum, durch die Umstände hervorgerufen, ist.

Es ist lehrreich, zu beobachten, wie die ersten Grammar Schools ihre Gegenstände vervielfacht haben, bis sie das Muster der höheren Schulen erreicht hatten; wie sie dann, nachdem dies geschehen, ihrerseits abermals höhere Klassen hinzugefügt, bis sie zu Colleges erwuchsen, und so weiter, in immer aufsteigender Bahn, bis die Universitäten mit all ihrer komplizierten Ausrüstung hergestellt waren.

Dieses organische Wachstum gibt dem amerikanischen Unterrichtswesen seine Spontaneität. Die ältesten und wichtigsten der Universitäten wurden auf diese Weise gebildet. Sie waren ursprünglich Mittelschulen, die zu ihrem Kursus höhere Universitätsklassen hinzufügten. Also sind Universität und College sehr nahe verwandt. Der Zögling geht von einer zur andern leicht, ohne besondere Anstrengung hinüber. Deshalb ist eine Universität ohne Colleges eine praktische Unmöglichkeit in diesem Teile der Welt. Sogar die neueren Universitäten, die dem angedeuteten Gang nicht gefolgt sind, haben damit geendet, im Zusammenhang mit sich vorbereitende Colleges zu schaffen.

Diese Methode weicht gänzlich von der unsern ab. Man erklärte mir, dies sei die beste Art, für die Universität zu werben, und ein Antrieb für die Studierenden, nicht mit dem College-Examen aufzuhören, sondern die Arbeit fortzusetzen, bis sie den höchsten Grad erreicht haben.

Das Kind, das in der Primärschule mit sieben Jahren beginnt, kommt in die höhere Schule, wo es bis zu seinem dreizehnten oder vierzehnten bleibt; die nächsten Jahre, bis zum neunzehnten etwa, werden auf dem College verbracht, und dann, wenn er will, kann der Jüngling in die Universität eintreten. So folgen die Schulen einander in ununterbrochener Reihe und die Studien wachsen naturgemäß mit dem Alter der Schüler.

Unter den amerikanischen Schulen sind die höheren und professionellen die typischsten. Beide sind aus besonderer Notwendigkeit geschaffen und beide durch örtliche Umstände beeinflußt und geformt worden, um den Bedürfnissen der Mittelklassen zu begegnen. Beide sind zum Besten derer bestimmt, die weder die Muße noch die Mittel zu einer vollständigeren Ausbildung haben und im Alter von sechzehn oder siebzehn gezwungen sind, einen Beruf zu wählen.

Diese Schulen erteilen technischen oder speziellen Unterricht. Es gibt ihrer eine große Zahl, die für die verschiedenen Gewerbe vorbereiten, die meisten widmen sich den mechanischen und elektro-technischen Fächern. Sie sind besonders bemerkenswert wegen ihres praktischen Sinnes und der Unterweisung in angewandter Wissenschaft, die wie eine Kapitalsanlage sogleich nutzbar gemacht werden kann. Ein Besuch solcher Schulen vermag eine gute Idee von der Geistesrichtung des Durchschnitts-Amerikaners zu geben, der in bezug auf die mathematischen Disziplinen einen so offenen Verstand zeigt, und dessen technisches Geschick so hervorragend ist.

All diese Schulen, von denen ich gesprochen habe, knüpfen an den Eintritt verschiedene Voraussetzungen, und diese ändern sich, je nachdem höhere Klassen hinzugefügt werden und, wenn die Anstalt wächst, die Zulassung schwieriger machen. Es gibt, so sagte man mir, Schulen, die so erlesen und gesucht sind, daß die Namen der Schüler, welche die Absicht haben, sich aufnehmen zu lassen, Jahre vorher eingetragen werden müssen, ja, daß dies in vielen Fällen schon bei der Geburt des Kindes geschieht.

Der Unterricht für das weibliche Geschlecht ist ein andrer Punkt, der beträchtlich von dem verschieden ist, woran wir gewöhnt sind. Die Frauen teilen in diesem Lande alle Aussichten und Vorrechte der Männer, sie müssen deswegen auch die gleiche Gelegenheit und Ausrüstung haben. Die höheren und die technischen Schulen stehen beiden Geschlechtern offen; beide folgen denselben Kursen und machen dieselben Examina durch. Knaben und Mädchen besuchen dasselbe Klassenzimmer, sitzen Seite an Seite auf denselben Bänken. Sie nehmen an denselben Erholungen und Spielen teil: kurz, ihre Jugend wird zusammen verbracht. Die Schranken und Schutzwehren, die in der Alten Welt die jungen Leute voneinander trennen, sind gefallen, oder vielmehr, sie sind nie errichtet worden.

In den bescheidenen Umständen der ersten Pioniere konnten solche Beschränkungen nicht gemacht werden. Wie in allen neuen und noch unverfeinerten Ländern ward die Stellung der Frau ganz besonders angenehm gemacht, und man hegte von ihr einen idealen Begriff. In späteren Zeiten, unter den Bedingungen der modernen Sphäre, waren die Frauen hier imstande, ihre Unabhängigkeit zu behaupten und, wenn die Notwendigkeit es gebot, sich selbst zu verteidigen. Sie genießen mit einem Wort alle sozialen Vorteile, ohne daß sie die Last der Verantwortlichkeit zu tragen hätten.

In allen sozialen Fragen macht die Frau ihre Stimme hörbar, sie spricht mit in öffentlichen Angelegenheiten, und in der Familie entscheidet ihr Wille. Es ist durchaus unerläßlich, daß sie in keiner Weise in irgend etwas, was mit Kultur und Erziehung zusammenhängt, minderwertig sei. Und also ist in allen rein geistigen und künstlerischen Berufen die Zahl der Konkurrenten des sogenannten schwachen Geschlechts der des starken nicht nur gleich, sondern übertrifft sie noch oft.

Die berühmten Mädchen-Universitäten, oder, wie sie zuweilen genannt werden: „Akademien“ — Wellesley, Smiths, Vassar, Trinity und manche andre — verlangen von den Bewerberinnen um Zulassung gründliches und vielseitiges, allgemeines und klassisches Wissen. Was Literatur und Mathematik, Griechisch und Latein anlangt, so ist der Maßstab derselbe wie für den „Bachelor of Arts“ in England oder die Maturitätsprüfung in Deutschland. Die einzelnen Kurse sind sehr mühsam und erfordern nicht nur angestrengte und ununterbrochene Arbeit, sondern auch natürliche und mehr als durchschnittliche Begabung.

Der Entwurf des Unterrichts ist fast überbürdet. Wenn man die Liste der Gegenstände liest, die Naturwissenschaft in all ihren Zweigen, Kunst und Philosophie, mit den tiefsten Problemen der berühmten Denker der Welt

umfaßt, so fragt man sich wohl, ob dies nicht zu viel und etwas übertrieben ist. Aber die Zöglinge, wenigstens diejenigen, deren Beruf in diesen Richtungen liegt, scheinen dieser Meinung nicht zu sein und verbringen ihre Mußestunden in Bibliotheken und Laboratorien, um ihre Ausbildung zu vervollkommnen.

Um diese erhöhten Bestrebungen auf den Frauen-Universitäten und den unermüdlichen Fleiß ihrer Insassen zu verstehen, müssen wir auf die ganz besondere Stellung der Frauen in den Vereinigten Staaten zurückkommen. Denn diese, wie wir gesagt haben, ist in keiner Hinsicht niedriger als die der Männer und, was Bildung anbelangt, oft höher.

Der Mann, der gezwungen ist, für den Lebensunterhalt zu sorgen, der später noch härter arbeitet, um reich zu werden und dann seinen Reichtum zu verdoppeln, kann von seiner ihn ganz in Anspruch nehmenden Tätigkeit keine Zeit für klassische Studien erübrigen. Natürlich, daß er, wenn er nicht in seinem Geschäft ist, der Erholung bedarf, die er im Sport und andern Leibesübungen in freier Luft sucht. Die lange Anstrengung des Kopfes macht körperliche Bewegung als Gegengewicht notwendig.

Es ist die Aufgabe der Frau, dem Hause seinen geistigen Ton zu geben. Die Töchter und weiblichen Mitglieder der Familie müssen die gesellschaftlichen Pflichten erfüllen. Die amerikanische Frau hat nach außen hin zu repräsentieren. Der Gemahl wird sie in all ihren Bemühungen mit unbegrenzter Freigebigkeit unterstützen; er wird ihr die Mittel gewähren, jeden ihrer Wünsche zu befriedigen und ein Leben voll „Komfort" und Vergnügen zu führen. Willig erkennt er ihre Überlegenheit an und ermuntert sie, in Berührung mit allen sozialen, politischen oder intellektuellen Angelegenheiten zu bleiben. Sie ist es, die in seinem Hause und an seinem Tische Fragen subtiler Art erörtert, und oft ist sie es, der es anvertraut wird, eine wichtige Verhandlung einzuleiten oder erfolgreich abzuschließen.

Die oberflächlichen Bemerkungen, die so oft über die Rolle der amerikanischen Frau gemacht werden, besonders die Rolle, die sie in den kosmopolitischen Zentren spielt, und die sie nur als eine wundervoll angezogene Puppe oder glänzende Schauspielerin erscheinen lassen, die ihres Mannes Millionen sinnlos durchbringt, entbehren der richtigen Auffassung. Selbst wenn Umstände solche Beobachtungen bis zu einem gewissen Grade zu rechtfertigen scheinen, darf nicht übersehen werden, daß der Anteil, den sie am gemeinsamen Leben nimmt, bedeutender ist, als ein Außenstehender sich vorstellen mag.

Die amerikanische Frau ist in jedem Betracht des Mannes Genossin. Als Kind saß sie neben ihm in der Schule; als Knaben und Mädchen sind sie zusammen aufgewachsen, kurz, miteinander sind sie durch alle Phasen des Lebens gegangen. Wenn sie dann in der Ehe verbunden sind, setzen sie diese Kameradschaft fort. Sie kennen einander durch und durch, kennen jeder des andern gute und schlechte Eigenschaften; sie wissen, was sie zu erwarten haben und wie weit sie vertrauen dürfen — es gibt wenig Unvorhergesehenes. So geschieht es, daß sie die Arbeit teilen, und daß das Leben jedem von ihnen ein getrenntes Feld der Tätigkeit anweist, das, wenn nicht gleichartig, so doch gleich weit und fruchtbar ist.

Nur, wenn wir ihre Kindheit, den ernsten Unterricht, den sie empfangen hat, und ihre Erfahrungen aller Art in Betracht ziehen, werden wir die Stellung der amerikanischen Frau richtig bewerten. Dies erklärt, warum so viele von ihnen, die in relativ bescheidenen Verhältnissen geboren worden, später imstande sind, die außergewöhnlichsten Lagen zu beherrschen, Wurzel zu fassen und Einfluß zu gewinnen, wohin immer sie verpflanzt werden mögen. Sie ist immer die Mitarbeiterin des Mannes und als verheiratete Frau die regelmäßige Partnerin ihres Gemahls gewesen. Ihre Arbeit, wie wir erwähnten, mag eine andre sein: anstatt ihre Zeit in Werkstatt oder Kontor zu verbringen, wird sie geschäftig im Hause sein oder ihre Freundinnen besuchen. Und wie der Mann ganz in Anspruch genommen ist, seine geschäftlichen Angelegenheiten zu erweitern und seinen Einfluß auf dem Markt auszudehnen, so wird die Frau nicht minder eifrig sein, ihren Bekanntenkreis zu vergrößern, ihr Zelt zu verschönern und es auf der Bühne der großen Welt augenfälliger zu machen. Ist all dies nicht ähnlich so in der ganzen Welt? Wenn es uns in Amerika stärker berührt, so geschieht es, weil der ganze Vorgang wahrnehmbarer und der Erfolg handgreiflicher ist. Wie in allen ihren Unternehmungen: was die Amerikaner tun, das tun sie gründlich.

Wenn ein Jüngling beabsichtigt, ein großer Finanzier oder Eisenbahnmagnat zu werden, so wird seine ganze Vorbereitung dies im Auge behalten. Er wird keine Gelegenheit verabsäumen, die ihn in seiner Absicht fördern kann, wird keine Zeit mit andern Beschäftigungen verlieren, wird keine Muße für nutzlose Kurzweil haben; er wird einzig studieren, lesen oder sich für das interessieren, was Bezug hat auf das Ziel, das er verfolgt, und obgleich er im Umfang seines allgemeinen Wissens und seiner encyklopädischen Kenntnisse mangelhaft sein mag, so wird er doch ein erstaunlicher Mann werden, ein Spezialist, der seinen Gegenstand in- und auswendig kennt, ein Typus, der in den alten Ländern unbekannt ist.

Seine Arbeit ist sein Leben; auch in seinem geselligen Verkehr sind seine Sympathien gemeiniglich bei den Männern derselben Art wie er selbst. Ebenso wie er in seinem Bureau sich heimisch fühlt und bemüht ist, es in jedem Betracht so bequem wie möglich zu machen; wie er sein Lunch genießt, wenn er es mit andern Geschäftsleuten in den sog. City-Restaurants oder Frühstücksklubs teilt: so fühlt er sich unbehaglich in den formellen Salons seines Hauses und langweilt sich an der eignen zeremoniösen Tafel, die unter der Entfaltung von Prunk und guten Dingen seufzt.

Deshalb vielleicht versteht man den Amerikaner auswärts so wenig. Er läßt alle wahren Interessen seines Lebens und seiner Arbeit hinter sich und tritt in einer Weise auf, die mit unsern Bedingungen von Ausruhen und Muße wenig gemein hat. Er hat niemals zu Kleinigkeiten Zeit gehabt, und wenn er einmal ganz draußen ist in der Atmosphäre der tausend Nichtigkeiten, die das Dasein so mancher eleganten Badeorte und der goldnen Riviera ausmachen, kann man ihn dafür nicht tadeln. Zugleich aber, sobald man ein Thema berührt, in dem er zu Haus ist, wird man entdecken, daß der rauheste dieser rauhen Diamanten, und sollte er von den äußersten Grenzen des fernen Westens

kommen, wo er seine Tage in einem Blockhaus verbracht hat, ungewöhnlich schätzbare und seiner besonderen Lage angemessene Eigenschaften besitzt, und anstatt ihn lächerlich zu finden, wird man von ihm viel wirklich Wertvolles lernen können.

Um es zu wiederholen: er ist Spezialist, und in allem amerikanischen Unterricht geht die Tendenz dahin, zu spezialisieren; und dies gilt für die Schulung sowohl der Männer wie der Frauen.

Dieselbe Zähigkeit, denselben Fleiß, dasselbe Bestreben, die Spezialisation bis zum Äußersten zu treiben, kann man in den unteren Klassen ebenso bemerken wie in den höheren. Die junge Arbeiterin, die ihren Lebensunterhalt durch ihrer Hände Werk verdient, verfolgt das Ziel, in der Fabrik emporzusteigen mit dem gleichen Eifer, wie die junge Millionärin das ihre: verpflanzt zu werden, um irgendeinen alten, aber zusammenbrechenden Stammbaum zu stützen. Von frühester Kindheit an war es ihr Traum, sich in einem der Schlösser der alten Heimat, aus der ihre Vorfahren ausgewandert sind, niederzulassen. Seitdem sie lesen konnte, haben Bücher wie „Little Lord Fauntleroy" ihre Sehnsucht nach einer andern Atmosphäre nur gesteigert. Sie sucht ihren Geist so zu formen, daß er dieser idealen, künstlichen Existenz entspricht, und wie ihr Bruder fortarbeitet und in seinen Anstrengungen nicht nachläßt, um ein noch gewaltigerer Geldmacher zu werden, als sein Vater war, so wird sie sich bemühen, alles zu lernen, was nötig ist, oder was sie glaubt, das nötig sei für ihre künftige Stellung.

Unter den „Spezial"-Schulen gibt es eine nicht unbeträchtliche Zahl solcher, die gänzlich der gesellschaftlichen Ausbildung gewidmet sind. Nicht nur, wie bei uns, hat man reguläre Kurse für fremde Sprachen, Gesang und Tanz: auch auf gute Manieren und das, was man „fashionables" Benehmen nennt, erstreckt sich der Unterricht. Die berühmten Kartons Mr. Gibsons, der so manche Besonderheiten des amerikanischen Lebens glücklich illustriert hat, zeigen diese Kurse, in denen die künftigen großen Damen gezogen werden. In einer andern Serie dieses talentvollen Beobachters sieht man die Eltern abgebildet, wie sie mit gleichem Eifer studieren, um sich für den Tag vorzubereiten, an dem sie, wenn sie sich vom Geschäft zurückgezogen haben, mit ihren Töchtern in fürstlichen Häusern wieder zusammentreffen.

Wenn wir die künstlerischen Meisterwerke Mr. Gibsons betrachten oder eigne Beobachtungen anstellen, können wir nicht umhin, auch die ernstere Seite der Sache zu bemerken, und müssen dann einräumen, daß diese „gesellschaftliche Erziehung", was sie auch Lächerliches haben mag, doch nicht weniger sorgfältig ausgearbeitet ist, als es die andern Zweige praktischen Unterrichts sind, und daß die Eltern nicht weniger verschwenderisch Geld dafür ausgeben.

Ja, sie tun mehr. Sie werden jedes Opfer bringen. Wenn sie sehen, daß ihre Lebens- und Denkart möglicherweise auf die höhere Verfeinerung ihrer Tochter nachteilig wirken könnte, werden sie sich bereitwillig von ihr trennen, als ob sie eine ansteckende Krankheit hätten; sie werden das Mädchen in eine Pension des Auslandes oder auf Reisen mit einer Gouvernante schicken, deren Vollkommenheiten für ihr künftiges Geschick aller Wahrscheinlichkeit nach

nützlicher sind als die Liebe und Zärtlichkeit der eignen Mutter. Hier in der Tat hat die Erziehung ihren Höhepunkt erreicht und, wie auf allen andern Gebieten, den Erfolg erzielt, nach dem sie strebte.

Während also der Unterricht in den Vereinigten Staaten auf ein sehr hohes Niveau gebracht worden ist, weil er sich als ein ausgezeichnetes Mittel erwiesen hat, die Befriedigung des Ehrgeizes zu sichern, wird die Erziehung im wahren Sinne des Wortes, bis zu einem gewissen Grade hier unterschätzt.

Wenn ich von Erziehung als Parallele des Unterrichts spreche, so denke ich an das früheste Kindesalter und jene ersten Prinzipien und Begriffe, die jedes menschliche Wesen von der Mutter im eignen Heim empfangen muß. Mag man dem englischen Unterrichtssystem vorwerfen, daß es nicht auf der Höhe der modernen Anforderungen steht, und den Schulen des Kontinents, daß sie mit unnützem Wissensstoff überbürdet sind: die Erziehung im Hause ist ohne Frage der amerikanischen überlegen.

Diese Verschiedenheit muß notwendigerweise von äußeren Umständen abhängen. In Ländern der alten Kultur ist man der Ansicht, daß, um den Charakter zu bilden, die Arbeit im zartesten Alter beginnen muß; daß Grundsätze, die das ganze Leben beeinflussen sollen, in den ersten Stadien der Kindheit eingepflanzt werden müssen. Die Schule kann vieles lehren, und der Umgang mit andern Knaben vermag Ecken abzuschleifen und schlummernde Fähigkeiten zu wecken; aber Grundsätze und Empfindungen können nur in der Kinderstube mitgeteilt werden. Eine Kinderstube, eine „nursery" im Sinne des englischen Wortes, gibt es nicht in neuen Ländern. Selbst wo solch ein Raum mit der größten Sorgfalt hergestellt ist, wird doch sein moralisches Gewicht im ganzen nicht verstanden.

Obendrein haben die Vorgänger, die neue Länder besiedeln, da sie gewöhnlich aus den untersten Klassen kommen, keinen Begriff von dem, was eine solche Einrichtung bedeutet. Späterhin wird das Leben für sie zu arbeitsreich, als daß es ihnen gestattete, selbst wenn sie wollten, ihren Kindern viel Zeit zu widmen. Die Notwendigkeit des Unterrichts und der Schule leuchtet ihnen ein, die der häuslichen Erziehung und moralischen Zucht weniger. Das Kind hängt zum großen Teil tatsächlich von seinen eignen Instinkten ab, die wiederum, zum Guten oder zum Bösen, von seiner Umgebung stark beeinflußt werden.

Die Selbständigkeit eines amerikanischen Kindes ist sprichwörtlich; um sich eine annähernde Idee davon zu machen, braucht man nur Mark Twains „Tom Sawyer" zu lesen. Es fällt uns schwer, Kinder zu verstehen, die von dem, was sie tun, niemandem Rechenschaft geben und ihr Haus ganze Tage lang verlassen. Vater und Mutter finden, in ihrer angestrengten Existenz, nicht genügend Zeit, sich um die Charakterbildung ihrer Kinder zu kümmern. Ihre Erziehung beginnt in der Schule, und diese kann den Mangel des häuslichen Einflusses nicht ersetzen. Von dem Tage an, an dem das Kind in einen Kindergarten oder eine Primärschule geht, fängt es an, ein von seinen Eltern getrenntes Dasein zu führen. Alle Mitglieder der Familie, Vater, Mutter und Kind, leben ihr eignes Leben. Jeder hat sein besonderes Arbeits-

gebiet, seine besonderen Interessen und Zerstreuungen; jeder macht sich's zur Aufgabe, seine Lage zu verbessern. So kommt es, daß das unbemittelte Kind, auch wenn es noch in der Schule und in sehr frühem Alter ist, Mittel und Wege findet, um etwas Geld zu verdienen, anfänglich durch den Verkauf von Zeitungen und andern Kleinigkeiten, später durch Stundengeben oder, wie in den Colleges, durch das Reinigen der Zimmer und Ausbürsten der Kleider für reichere Knaben. Das Leben mit seiner Arbeit und seinem Kampfe beginnt in der Schule.

Unter solchen Bedingungen muß das jugendliche Alter sich offenbar anders entwickeln als in alten Ländern. Auf sich selbst und die eignen Hilfsmittel gestellt, sind die Vorteile für ein praktisches Leben unbestreitbar. Die Unabhängigkeit, in den Jahren erworben, in denen man den Kindern andrer Länder nicht erlaubt, allein auszugehen, gibt ihnen einen Grad von Selbstvertrauen, der für ihre rastlose Zukunft höchst notwendig ist. Wir dürfen nicht vergessen, daß sie sich vorbereiten und waffnen für jene übermäßige Arbeit, an der sie später teilnehmen müssen, und die man fast ein wahnsinniges Ringen nicht nur um das Dasein, vielmehr um das Wohlsein nennen könnte.

Wenn wir ihre Art des Vergnügens und der Erholung betrachten, so zeigt sie dieselbe Tendenz der Energie und Anstrengung. Alle Spiele beruhen auf körperlicher Kraftäußerung. Die populärsten Sports sind diejenigen, welche die stärkste Anspannung erfordern. Fußball, Polo oder „Base-ball“, in dem zwei Parteien von je neun Personen gegeneinander spielen, sind regelrechte Gefechte im Freien; ob zu Fuß oder zu Pferde, Wettrudern im Kanoe oder Wettrennen — es stellt immer eine Schlacht dar, die Beherztheit und Kampflust ermuntert und Schlagfertigkeit hervorbringt. Kinder verschiedener Klassen und Schulen stehen einander auf dem Schlachtfeld gegenüber, und jedes versucht, sich seines Vorteils zu bedienen, um zu siegen und den Gegner zu schlagen. So ist die Schule schon eine Vorbereitung für das erbarmungslose Kämpfen und Arbeiten des späteren Lebens.

Das Erziehungssystem in den Vereinigten Staaten ist unstreitig wohl geeignet, den Menschen stark zu machen und für den Kampf auszurüsten; aber ebenso ist es klar, daß unter solchen Umständen nicht viel Muße bleibt, um feineres Empfinden und höheres Denken auszubilden. Metaphysische Eigenschaften und geistige Dinge werden wahrscheinlich erst von einem künftigen Geschlecht gepflegt werden. Für die Gegenwart bedeutet Leben: Arbeit; und auf die Arbeit als mehr oder weniger identisch mit dem Dasein, ja als dessen Inbegriff zu blicken: das ist, mit der Entwicklung des Denkens, der wesentliche Charakterzug und die Stärke des nationalen Unterrichts.

Ionică.

Eine Neujahrsgeschichte.

Aus dem Rumänischen des Michail Sadoveanu.

Es war am Silvesterabend; ich war den ganzen Tag umhergewandert, um für den heiligen Vasile, den Neujahrstag, einen Hasen zu schießen. Einen ganzen Tag war ich im Schneegestöber auf den Hügeln umhergeirrt, durch die Täler, in denen der Wind Schneehaufen angehäuft hatte, an den gefrorenen Bächen entlang durch die einsamen Wälder. Stundenlang folgte ich der Spur eines Hasen, aber das Tier bemerkte mich von weitem, und mit herunterhängenden Ohren floh es dahin wie ein Pfeil über den bläulichen Schnee. Die Nacht brach schnell herein, und ich war allein in dieser Schneewüste, hungrig und müde — so müde, daß ich kaum die Füße weiter schleppen konnte. Ein heftiger Wind hatte sich mit der Dämmerung erhoben. Ich steckte einen Fuß in den Schnee, ich zog den andern mühsam heraus — ich war in Schweiß gebadet; das Schneegestöber peitschte mich wie mit Feuerhieben ins Gesicht. Meine Seele war finster geworden, auch in ihr tobte der Sturm. — Der Nordwind brachte mir von fern das schreckliche und klagende Geheul eines Wolfes. Andre Wölfe antworteten darauf in grausigen Tönen, und die Angst, die Todesangst, schlich in mein Herz.

Ich fing an, die Richtung zu verlieren. In kalten Schweiß gebadet, lief ich ziellos fort, immer weiter, ich weiß nicht, woher ich die Kraft nahm, so zu laufen. Wie zitternde Lichter durchbrachen die Erinnerungen an mein Vaterhaus das Dunkel meines Geistes — ich sah den gedeckten Tisch, die lustigen Tänze, die Festspiele, hörte die Glückwünsche; — ich erblickte mich selbst, gebrochen, von einer Meute Wölfe verfolgt; — und das Unwetter brauste über die Ebene und durch die Luft, der Wirbelwind pfiff in trockenen Tönen, und das Heulen der Wölfe drang klagend in die Schreckensnacht hinein.

Plötzlich schien es mir, als ob ich mich an einem bekannten Orte befände. Ich blieb stehen und erblickte im Nebel den Seret, starr und zugefroren. Vor mir lag die große, schwarze Seretbrücke, vom Winde gepeitscht, in allen

Fugen knarrend. Da überkam mich eine große, warme Freude, und meine Augen wurden feucht. Mit achtzehn Jahren wechseln die Seelenstimmungen rasch: alles wurde hell um mich. Ich vergaß mein Heim und die Vergnügungen, die mich dort erwarteten; mein Glück lag am andern Ende der Brücke, wo ich Essen und Feuer finden würde. Für nichts in der Welt wäre ich weiter gegangen, als bis dahin.

Durch die wirbelnden Flocken, durch den heulenden Wind schritt ich über die Brücke. Zwei große Hunde stürzten auf mich zu. Ich wehrte mich mit der Flinte und trat näher. Die Hütte des Brückenwächters lag zwischen einigen vom Sturme gerüttelten Bäumen. Ein rotes Licht schien ängstlich und geheimnisvoll durch ein Fensterchen in die Wildnis hinein. Die Hunde bellten um mich herum.

Die Tür wurde geöffnet, eine Stimme wurde laut:

„Weg, ihr Bestien — weg, sonst soll euch der Teufel holen!"

Die Hunde schwiegen und zogen sich knurrend zurück. Ich näherte mich dem Haus.

„Guten Abend!"

„Habt Dank . . . Wer seid Ihr?"

„Ich — Vater Costake, der Sohn des Verwalters aus Liteni."

„Ihr seid es? Kommt herein!"

Der Greis trat beiseite und zog seinen Pelzmantel enger über die Brust zusammen. Dann, nachdem ich ihm in den Vorraum gefolgt war, schob er den Riegel der Tür zurück und führte mich ins Zimmer.

„Gott grüß Euch."

„Seid uns willkommen!"

„Erkennst du ihn nicht, Alte? Es ist der Sohn des Herrn Petrake."

„Ja, du hast recht! Herr Gott, wie habt Ihr Euch verändert, mein Junge, nicht zum Wiedererkennen!"

Sie machten mir Platz. Ich setzte mich, und der Greis sprach:

„Euch muß frieren, geht ans Feuer; Ihr müßt auch hungrig sein, Ihr sollt gleich etwas zu essen haben."

Auf dem Herd prasselte in einem gußeisernen Topf ein Stück Braten, die Mamaliga[1]) brodelte nebenan.

„Ihr wart auf der Jagd?" fragte der Alte.

Ich neige den Kopf.

„Schlimmes Wetter, es stürmt, und die Untiere heulen durch den Wald. Euch hätte was zustoßen können!"

Die Alte wiegte den Kopf hin und her und hielt die Hand auf den Mund.

„Ja, du Herzenskind, es hätte dir was zustoßen können . . ."

Der Greis rührte die Mamaliga um.

Mir wurde von der Hitze des Zimmers und dem Geruch des Bratens ganz schwindlig. Ich nahm meinen Pelzmantel ab, zog meine Stiefeln aus und legte mich auf die Ofenbank. Ein heftiger Schüttelfrost ergriff mich.

[1]) Ein Nationalgericht: Maismehl in Salzwasser gekocht.

meine Zähne klapperten; die Kälte, die draußen im Sturm mich erfaßt hatte, schien jetzt durch alle Poren herausdringen zu wollen.

Der Alte holte hinter der Ofenröhre eine grüne Flasche heraus, die mit einem kleinen, hölzernen Kreuz verschlossen war.

„Hier, mein Junge, wir wollen zusammen ein Gläschen trinken! Was meinst du, Alte? Gott hat uns zum heiligen Vasile einen Gast geschickt, damit wir den Neujahrstag nicht einsam feiern. Niemals kommt sonst jemand zu uns, weder Glückwünschende noch Festspieler — wir leben so einsam dahin, vergessen von aller Welt . . ."

„Ja, einsam," seufzte die Frau und stürzte die Mamaliga auf dem niedrigen, dreibeinigen, kleinen Holztisch um; „es ist Gottes Wille . . ."

Das Feuer brannte auf dem Herde, die kleine Öllampe auf dem Ofenrande verbreitete ein rötliches Licht in der Hütte. Eine große Mattigkeit überfiel mich, ich fühlte das Bedürfnis zu schlafen.

Der Greis schenkte mir aus der Flasche ein.

„Trinkt einen Schluck davon, es wird Euch wohl tun."

Ich trank. Eine angenehme Wärme durchströmte meine Glieder. Der Dampf der Mamaliga und der Duft des Bratens erquickte mich. Ich aß nach Herzenslust. Dann löste sich meine Zunge: „Wenn ich gegessen und ausgeruht habe, kehr ich nach Hause zurück . . ."

„Ja," erwiderte der Alte, „aber ruht Euch erst völlig aus."

Er hätte mir nichts Besseres sagen können, so wohl war mir hier neben dem Ofen. Und ich dachte mit einer gewissen Geringschätzung an die Neujahrsvergnügungen zu Hause, an die endlosen Tänze, zu der Niculai auf seiner Violine und Hasanake auf seiner Mandoline spielten. Ich wollte essen und schlafen, das war der einzige Wunsch meines Herzens, das war meine Neujahrsfeier; eine kurze Feier; denn bald überkam mich eine Ermattung, meine Augenlider wurden schwer. Ich hörte wie aus weiter Ferne das Klagelied des Sturmes, ich sah wie durch einen weißen Nebel die Gestalt der beiden Alten.

Vater Vasile reichte seiner Frau ein Glas: „Auf dein Wohl, meine Alte . . ." Dann wandte er sich zu mir: „Wißt Ihr, seit wann wir hier wohnen? Seit fünfzig Jahren. Wir haben einen Sohn gehabt, er hat uns verlassen; die Erde hat ihn verschlungen. Jetzt leben wir einsam und allein hier . . ." Plötzlich hielt er inne. — „Er schläft; trink, Cassandra — heute ist heiliger Vasile! Welch ein Getümmel im Dorf! Die Glocken läuten, die Peitschen knallen, die Flöten klingen, die Trommeln werden geschlagen . . . Bei uns heult der Wind. Ja, das ist auch Gottes Lied . . . Komm, laß uns ein Gläschen trinken auf den, der uns verlassen hat, um nimmer zurückzukehren . . ."

Ich lag im Halbschlummer, aber ich sah den weißen Bart des Greises und die kleinen, milden Augen der Mutter Cassandra; ich sah sie von weitem wie durch einen weißen Nebel; die Stimmen klangen leise, als flüsterten sie.

„Wie heißt er? Schau, Vater, er sieht unserm Jonică ähnlich."

„Weiß ich, wie er heißt?" antwortete der Greis. „Wie kann ich mich noch darauf besinnen?"

„Vielleicht heißt er auch Jonică,“ sagte die Alte nachdenklich. „So sah unser Sohn auch aus, so groß und so kräftig — aber ich glaube, unser Junge war schöner!“

Der Mann schüttelte den Kopf und schwieg, die Frau seufzte.

Beide dachten an eine versunkene Vergangenheit, beide träumten vor dem erlöschenden Feuer. Sie verschwanden immer mehr vor meinen halb geschlossenen Augen. Nur einige abgerissene Sätze drangen noch an mein Ohr.

„Erinnerst du dich, wie er zum ersten Male in der Hora im Dorfe tanzte? . . . Wie prächtig er aussah . . . und am heiligen Vasile ist er mit den Burschen zum Glückwünschen von Haus zu Haus gezogen . . . “

„Weißt du noch? . . . Wie er da am Ufer lag . . . Und Ileana kam, und als sie ihn erblickte, hat sie sich über ihn geneigt und hat geweint, geweint . . .“

Mir war's, als fühlte ich im Schlaf einen Kuß auf meiner Stirn und eine heiße Träne, die darauf fiel.

„Mein Herzenssohn . . . mein Herzenssohn . . .“

„Schweig, Alte, es war Gottes Wille . . . Hörst du, wie es vor dem Fenster rauscht . . . Vielleicht ist es sein Geist, der vorübergeht . . .“

Es wurde stockfinster.

Ich wachte spät auf — durstig, mit schwerem Kopf. Die beiden Alten schliefen nebeneinander auf dem breiten Bett; ein schwaches Licht schien vom Fenster auf ihre bleichen Gesichter. Sie lagen da, still und unbeweglich, wie zwei Tote.

Ich dachte an das heitere Leben zu Hause, aber es tat mir nicht mehr leid, daß ich den heiligen Vasile in der engen Hütte verlebt hatte. Ich blickte wieder auf das blasse Antlitz der beiden Alten, ich dachte an ihr einsames Leben, an den toten Sohn, der in der kalten Erde lag, während der Sturmwind draußen durch den Wald klagte.

Der Führer.

Eine Erzählung
von
Margarete Siebert.

(Schluß.)

Ina kam im Morgengrauen auf ihrem Gute an. Fröstelnd stieg sie aus dem Wagen, stand in der weiten Treppenhalle und sah sich um, und die Wände, von denen aller Schmuck abgenommen war, blickten feindselig auf sie herab. Die Haushälterin, Frau Staegemann, die immer im Schlosse wohnte, eine kleine, dicke Dame, sagte, daß sie der gnädigen Baronesse sofort ein Frühstück bringen würde, und daß Depeschen angekommen wären. Ina nahm die zusammengefalteten Blätter und öffnete sie. Sie waren alle von Elisabeth und sprachen die Erregung über Inas Flucht aus. Eine kündigte die Ankunft der Baronin schon für den Nachmittag an. Ina ließ die Hand mit dem Bogen sinken und dachte, wie gleichgültig es wäre, wer da kam, und was man von ihr wollte. Sie gab der Haushälterin den Auftrag, die Zimmer für die Baronin herzurichten, und stieg zu ihren Räumen empor. Sie kostete von dem Frühstück, das ihr gebracht wurde, und blieb noch eine Weile regungslos am Tisch sitzen. Dann fiel ihr ein, daß sie schlafen müßte. Wenn sie das nicht täte, würde sie nicht leben können. Sie klingelte und bestellte, daß man ihr ein Bad bereitete, und als sie es genommen hatte, war sie so müde, daß sie schon wie im Schlaf auf ihr Bett taumelte und sofort fest einschlief. Erst kurz vor der Ankunft Elisabeths wachte sie auf. Sie hatte einen Wagen zur Station geschickt und trat zur offenen Tür, als sie ihn kommen hörte. Die Baronin stieg aus. „Nun, da bist du ja," sagte sie statt jeder Begrüßung; „ich dachte, du würdest hier auch ausgerückt sein. Das war eine Überraschung." Ina sah zu ihrer Erleichterung, aus den Fugen ihres Gemüts war Elisabeth keineswegs gerissen. Sie umfaßte das Mädchen, während sie mit ihr über die Treppe zu ihrem Zimmer stieg. „Ja, das waren Streiche." Droben setzte sie sich, ohne Hut und Handschuhe abzulegen, ins Sofa und sah Ina an, leise kopfschüttelnd, beinahe als lachte sie die Nichte aus. Ina stand gegen den

Tisch ihr gegenüber gelehnt und blickte zu Boden. „Nun?“ fragte Elisabeth endlich. Ina rieb mit der Hand an der Tischkante entlang. Ob Elisabeth nicht erst etwas essen wollte, nach der langen Fahrt, fragte sie. Aber ihre Tante lehnte ab, so käme Ina nicht davon, sie hätte auch gar keinen Hunger. Sie sah Ina voll an. „Kind, was fällt dich nur an,“ sagte sie; „niemand kränkt dich, und auf einmal bist du fort — allein, in die weite Welt.“ Ina zog die Stirn zusammen, sah aber nicht auf. „Ich kann Marvo nicht heiraten,“ sagte sie endlich. Elisabeth öffnete ihre schönen Augen weit. Sie hätte nichts gegen ihn einzuwenden gehabt, und plötzlich wollte sie ihn nicht? Das wäre doch erstaunlich. Inas Herz schlug vor Angst, wie sie ihren Willen geltend machen sollte. Es wäre ihr jetzt erst klar geworden, daß sie ihn nicht heiraten könnte, sagte sie endlich. Elisabeth fragte, ob Marvo sie irgendwie gekränkt hätte? Er selbst wäre sich allerdings keiner Schuld bewußt gewesen. Ina legte die Hände zusammen. „Ich kann ihn nicht lieb haben, nicht so —.“

„Kind,“ sagte die Baronin nun ganz ernsthaft, „glaube mir, es bringt mehr Heil, das trotzige Herz zu bezwingen als seinem sündhaften Widerstreben nachzugeben. Ich spreche nicht leichtfertig zu dir, sondern nur von dem, was ich an meinem eignen Blute erfuhr. Für uns Frauen gibt es nichts andres, als in Demut Geduld zu üben und zu leiden. Es ist anfangs schwer, sich selbst zu überwinden; aber Sieg und Lohn bleiben nicht aus. Wenn du erst dein friedloses Wünschen, alle die Unrast deines Fleisches zur Stille gebracht hast, dann wirst du endlich ganz heiter, und der Herr nimmt dich milde an sein allgütiges Herz und gibt dir Himmelsruhe.“

Ina stand regungslos. Sie fühlte, daß Elisabeth es freundlich meinte, aber noch deutlicher wußte sie, daß alles, was die andre sagte, für sie selbst nur leeres Gerede war. Sie fühlte, daß ihre Tränen aufsteigen wollten, und hob den Kopf, sie zu unterdrücken. Aber sie kamen doch und machten ihre Stimme rauh, während sie sich zu sagen zwang: „Ich kann nicht so werden wie du. Und du hattest deinen Mann lieb, und wenn ich denke, es könnte mir so ergehen wie dir — und ich — und Marvo — das kann ich nicht — ich kann ihn nicht heiraten.“

Elisabeth sah sie unverwandt an, während sie sprach, und als Ina geendet hatte, entgegnete sie, das könnte ihr Ernst nicht sein, sie würde sich besinnen. Aber Ina hob die Hände gefaltet gegen sie: „Ich kann ihn nicht heiraten,“ wiederholte sie nur. Elisabeth stand auf. „Du gehst dunkle Wege in die Irre,“ sagte sie traurig. „Bete, bete zu Gott, daß er dich wieder zu sich zurücknimmt. Wenn du betest, so wirst du Frieden finden. Und ich will dich unablässig auf meinem Gebetsherzen tragen. Ich klage mich an, ich muß viel versäumt haben.“

Ina zerbrach sich die lange Nacht hindurch den Kopf, wie sie eine Einigung mit ihren Verwandten erreichen könnte. Bitter dachte sie aller Güte, die ihr Elisabeth jemals erwiesen hatte. Alles empörte sich in ihr, mit in das unterschiedslose Wohlwollen begriffen zu sein, mit dem Elisabeth alle Welt umfing. Sie wollte nicht mehr unter ihrer Obhut leben. Sie endete sonst damit, die Schöne, Heitere, Liebenswürdige zu hassen.

Zum Mittag des andern Tages erklärte die Baronin, daß sie gegen Abend abreisen würden, Ina sollte sich rüsten. Bei ihren Worten, die wie selbstverständlich über sie verfügten, verdichtete sich Inas Angst zum Widerstand. „Ich will hier bleiben," sagte sie bebend. In Elisabeth stieg das Gefühl der Kränkung auf, und sie entgegnete kurz, das ginge nicht an, aus Schicklichkeitsrücksichten. „Aber ich bin frei — und — und — —" stammelte Ina. Sie hob die Hände: „Tante Elisabeth, ich flehe dich an, laß mich nur eine kleine Weile hier. Nur kurze Zeit. Ich werde mich dann schon besinnen."

Die andre war ratlos. Inas Hartnäckigkeit fing an sie zu ängstigen. „Kind," sagte sie sanft, „wie kann ich dich jetzt allein lassen. Du bist krank."

„Nein. Begreife mich doch. Laß mich hier, nur für eine Weile. Sieh, all dieses gehört mir, und ich kenne es gar nicht. Laß mich hier leben, allein, nur einen Monat, nur vierzehn Tage. Ich weiß, dann werde ich wieder klar sein. Und ich will dir auch schreiben, so oft du willst, damit du siehst, daß ich nichts Schlimmes tue."

Der Baronin blieb nichts andres zu tun übrig, als nachzugeben.

Als der Zug, der sie fortführte, den Bahnhof verlassen hatte, schickte Ina den Wagen nach Hause und ging zu Fuß durch die Felder. Sie war wie erlöst, nun sie wieder andres zu denken wagen durfte als: Laßt mich allein.

Alles ringsum, so weit sie blickte, war ihr Eigentum, so sagte man ihr. Aber wußte sie auch nun um die Grenzen ihres Besitztums Bescheid? Ihr Vermögensanwalt, der auch früher ihr Vormund gewesen war, meinte, es wäre in guten Händen. Sie glaubte ihm, denn er war ein Freund ihrer Eltern gewesen und schien ihr klug und gütig.

Vor ihr lag das Schloß, ein breiter, heller Bau mit vielen großen Fenstern, den Inas Großvater glänzend und reichlich aufgerichtet hatte. — Solch ein gewaltiges Schloß und solch ein weites Gut für dich kleine, dumme Ina — dachte sie. — Du dürftest gar keine Gräfin sein, sonst würdest du dich vor der ganzen Herrlichkeit nicht so sehr ängstigen. — Daheim suchte sie die Wirtschafterin auf. Die Frau war eine frühere Jungfer ihrer Mutter. Mit dem Gärtner zusammen, den sie der Ordnung im Schlosse zuliebe geheiratet hatte, wie sie erklärte, hielt sie die Wirtschaft instand. Ina ließ sich von ihr durch die Reihen der Zimmer führen. Beim Eintritt mußte die Frau erst die Läden zurückstoßen und die Vorhänge aufziehen. Die Möbel standen leblos an den Wänden aufgereiht, die Polster waren unter fahlen Überzügen begraben. Überall war die Luft trocken und staubig. Ina ging wortlos neben ihrer Führerin, die in ausführlicher Rede darlegte, wie sie alles in untadelhafter Ordnung gehalten hätte. Die Zimmer ihrer Eltern vermied Ina vorerst und stieg in die Wirtschaftsräume hinab. Sie waren wie tot. In der saalgroßen Küche mit dem vielen Gerät — genug, um ein Mahl für ein halbes Hundert Menschen zu rüsten, lag graue Kirchenluft; die tiefen Vorratsgewölbe mit den Brettern an den Wänden, den Fässern und Körben, die mit Obst und Gemüse gefüllt zu werden verlangten, standen wie Katakomben. Alles war wie verflucht. Ina wagte zuletzt kaum um sich zu blicken wie vor einem Feind, der seine Übermacht vor dem Kampf höhnend ausbreitet.

Sie kehrte in das obere Stockwerk zurück und schickte die Frau fort, um allein in die Räume ihrer Eltern zu treten. Dort drinnen war es dunkel. Ina tappte sich zu den Fenstern und strengte sich eine Zeitlang vergeblich an, den Mechanismus zu finden, der die Läden auftat. Dann stand sie und klopfte den Staub von ihren Händen und sah sich um. Vor ihr glitzerten große Glasschränke mit sonderbarem Getier. Da waren die Sammlungen aufgestellt. Die Dinge wurden mit ziemlichen Kosten unterhalten; alljährlich kam ein sachverständiger Mann aus der Hauptstadt, um wochenlang zu bleiben und nach Schäden zu sehen und auszubessern. Ina ging durch die Zimmer, aus denen sie als Kind wie ein verflogenes Vögelchen geflohen war, voller Furcht vor den Ungeheuern, die ihr Vater und Mutter nahmen. Sie war in ihrer Kindheit von Fremden gepflegt worden und hatte gar nicht geahnt, daß sich Eltern zuweilen mit ihren Kindern beschäftigten. Sie schlief mit Dienstboten und aß mit ihnen, sah nur manchmal ihren Vater im Rollstuhl sitzen, wie er mit spitzen Fingern irgendein totes Tier betastete und fremd darüber hinweg auf sein kleines Kind schaute, und die Mutter saß gebeugt neben ihm — schrieb, was er ihr diktierte, und wandte den Kopf nur, um ihrer Kleinen zerstreut zu sagen: „Sei ganz still, Kind, siehst du, sonst störst du Vater!“ oder: „Geh lieber in dein Zimmer, meine Kleine.“ — Wie wunderlich es für diese Menschen gewesen sein mußte, überhaupt ein Kind zu bekommen.

Ina schritt in den Park, dem Grabe unter den Tannen zu, die so dicht und hoch standen, daß es hier niemals hell und warm wurde. Daß ihre Mutter keine Stunde länger als ihr Gatte, ihr Geliebter, hatte leben wollen, das konnte sie als berechtigt begreifen. Aber während sie vor dem Grabe stand, hob sich ihr Entschluß: ihre Eltern hatten ihr Dasein auf ihre Art ausgeschöpft, nun gut, es war nicht zu ändern und mochte recht gewesen sein. Aber nun wollte auch sie frei sein. Sie wollte sich der Zeugen des fremd gebliebenen Lebens entäußern, die Sammlungen an ein Museum verschenken und jene Gemächer so umgestalten, daß keine Erinnerung mehr dem Eintretenden ums Haupt flattern konnte.

Am nächsten Tage ging sie ins Dorf hinab. Sie wollte den Pastorsleuten einen Besuch machen. Der Pastor war ein freundlicher, feiner, alter Herr, der sehr schlecht predigte, aber das gütigste Herz besaß. Seinen Pfarrkindern imponierte er gar nicht, war ihnen aber doch recht, den Reichen, weil sie ihn für einfältig hielten, und sein Einspruch sie daher nicht beirrte; den Armen, weil sie ihn unablässig anbetteln konnten, sicher, daß er gab, obgleich er weder den Lügengeschichten von ihrer Armut noch ihren Versprechungen von künftiger Besserung glaubte. Doch er baute unerschütterlich auf die Macht des Guten, die Menschenherzen zu bessern, entschuldigte alle Sünde mit der übergroßen Versuchung durch die Welt und begrüßte jede noch so kleinste Regung von Uneigennützigkeit als ein Zeichen des beginnenden Sieges des Gottesreiches auf Erden. An seiner Frau hatte er reiche Gelegenheit, sich in christlicher Geduld zu üben. Die Pastorin war praktisch und tätig, aber sie war auch lebenslustig und liebte es, sich gut anzuziehen und in Gesellschaft

zu gehen. Sie hielt sich für sehr vornehm und meinte, daß im Grunde nur die Schloßherrschaft ein geeigneter Umgang für sie wäre. So deuchte sie sich wie auf eine Eisinsel gebannt, wenn das Schloß leer war. War die Baronin mit den jungen Damen aber anwesend, so kam doch keine Ruhe in das Herz der Armen. Baronin Elisabeth suchte sie wohl auf und lud sie auch zu sich ein. Aber die Frau merkte doch durch alle Freundlichkeit die Herablassung in der Art, wie die Baronin Dinge im Pfarrhause lobte, die sie bei sich für selbstverständlich gehalten hätte, und ärgerte sich, daß sie niemals zu den großen Gesellschaften gebeten wurde.

Sie hatte schon gehört, daß Ina auf dem Gute zu bleiben beabsichtigte, kam der Komtesse schon an der Gartentür eifrig entgegen, faßte ihre beiden Hände, führte sie in das Besuchszimmer und überschüttete sie mit Fragen und Ratschlägen. Ina hatte wirklich allerlei auf dem Herzen. Dieser Art gegenüber empfand sie aber nur das Fremde, äußerte sich wenig und blieb nicht lange.

Am andern Tage kam der Pastor zu ihr und hörte freundlich von Inas Absichten und ihre Klage, daß sie mehr unklare Wünsche als Pläne hätte. „Seien Sie ruhig, liebe Komtesse," tröstete er, „das ordnet wohl alles die Zeit. Sie werden genug zu tun bekommen, sobald die Leute nur merken, daß sie eine wohlwollende und vermögende Herrin an Ihnen haben."

Noch in derselben Woche richtete sich Ina einige Zimmer ein, von jenen entfernt, in denen Elisabeth mit Hertha und ihr bei den Besuchen gewohnt hatte, und ließ die anstoßenden Wohn- und Gesellschaftsräume aufschließen und herrichten. Frau Staegemann, die Wirtschafterin, sagte, das ganze Schloß müßte gründlich von oben bis unten ausgestöbert, sämtliche Wäsche durchgewaschen werden. Aber dazu brauchte sie mehr Leute, und wenn die gnädige Komtesse doch auf dem Schlosse bliebe, so wäre es am besten, man nähme sofort so viele Dienstboten an, als man nötig hätte. Ina war einverstanden, fuhr mit Frau Staegemann zur Stadt, ließ sich einige Dienstwillige vorstellen, und traf ihre Wahl. Ihre Jungfer war ihr schon in den ersten Tagen gefolgt. Alle diese Menschen brauchten Wohnung und Speise, taten Arbeit und schufen neue, erfüllten die Gänge mit Bewegung und wollten geleitet sein. Ina fand zu tun, indem sie nach allem sah, sich in die Berechnungen zu finden suchte, die Ordnung des Tages bestimmte. Aber ihre Dienerschaft war keine Gesellschaft für sie. Sie dachte daran, den Umgang aufzunehmen, den die Baronin mit den adligen Familien der Nachbarschaft unterhielt. Da aber merkte sie, daß sie auf die Dauer nicht gut allein auf dem großen Gute würde hausen können, ohne daß aller Verkehr erschwert würde. Anfangs scheute sie sich, Elisabeth oder irgendeiner andern ihre Zweifel mitzuteilen, aus Furcht, daß sie hören würde: „Heirate Marvo und wohne mit ihm auf eurem Eigentum." Schließlich entschloß sie sich, an Elisabeth zu schreiben, ob sie vorerst den Sommer über zu ihr kommen wollte. Die Baronin willfahrte ihrer Bitte, erfreut über dieses erste Zeichen von Nachgiebigkeit, ging auch darauf ein, als Ina ihr vor ihrem Kommen schrieb: „Nur sprich mir nicht von Marvo." Herthas Hochzeit stand bevor, die Baronin fuhr mit ihrer Tochter oft zur Stadt, um die Aussteuer zu besorgen. Ina wurde wenig

gestört, und da Elisabeth sich auf diesem Schloß auch nie als Herrin, sondern nur zu kurzen Besuchen aufgehalten hatte, so erschien es allen selbstverständlich, daß Ina die Küchenzettel, die Ordnung der Zimmer bestimmte, die Tafel schmückte, mit Frau Staegemann rechnete und beriet. Gleich in den ersten Tagen nach ihrer Ankunft hatte sie an ihren früheren Vormund und Vermögensverwalter geschrieben, ihn von ihren Absichten in Kenntnis gesetzt und zu den nötigen Besprechungen für einige Zeit auf ihr Gut geladen. Der alte Herr kam, ein schöner, feuriger, feiner Junggeselle, den Tante Elisabeth einen seligen Heiden nannte und den ihr Bekehrungseifer mit der Behauptung angriff, der Herr hätte ihn in seinem ganzen Leben mit so augenfälliger Auszeichnung behandelt, daß es wahrhaft die Anstandspflicht geböte, dem Urheber so vieles Guten die Ehre zu geben. Der alte Herr lächelte nur, sagte höchstens: „Ganz große Herren sind wohl über jeden Dank erhaben," zeichnete aber bei seinen Besuchen stets eine beträchtliche Summe für eine von Elisabeths wohltätigen Unternehmungen. Mit Ina hatte er sich bisher nicht viel beschäftigt. Als sie ihm aber ihre Pläne auseinandersetzte, fing er an, sich für sie zu interessieren. Er hörte aufmerksam zu und sagte: „Komtesse, das ist gescheit, daß Sie sich selbst umsehen wollen." Er gab sich große Mühe, ihr klar zu machen, wieviel sie besäße und was solcher Wert in der Welt bedeutete, wieviel sie verbrauchen dürfte und wie sie solches Geld am besten anwendete. Ina meinte zuerst, sie begriffe diese verwickelten Verhältnisse nie; der alte Freund tröstete sie aber, zu solchem Verständnis gehörte keine Hexenkunst, sondern nur Geduld. Beide freuten sich, als Ina so weit war, um diese anscheinend so verwickelten Verhältnisse klar vor sich ausbreiten zu können.

Im Spätsommer war Herthas Hochzeit. Alle hatten im Anfang ausnahmslos angenommen, daß Ina als hilfloses Kind in die töchterliche Abhängigkeit zurückkehren würde, um sie nur mit der fraulichen zu vertauschen. Als aber die Zeit gekommen war, Pläne für den Winter, die Zukunft zu fassen, wagte auch Elisabeth nicht mehr, von unbedingter Rückkehr zu sprechen. Ina richtete sich ein, als beabsichtigte sie für immer zu bleiben. Sie ließ die Öfen in den Zimmern nachsehen, sogar neue setzen, wo es nottat, sie lehnte es ab, ihre Dienerschaft zu verringern, als ein Dienstbotenwechsel eintrat, und besprach mit dem Gärtner Veränderungen im Park, wobei sie zu endigen pflegte: „Darüber reden wir noch mehr, wenn alles so weit ist." Gefragt zu werden wünschte und erwartete Elisabeth aber als allermindestes Zugeständnis an ihre einstige Autorität. Sie wollte aber nicht Dankbarkeit einfordern, und außerdem war sie auch in einiger Verlegenheit, was werden sollte. Daß Ina allein auf ihrem Gute hauste, schien ihr unmöglich. Ein leises Widerstreben erhob sich jedoch auch in ihr, wenn sie an ein ferneres Zusammenleben mit der Nichte dachte. Sie zögerte längere Zeit, abzureisen, trotzdem ihre Wünsche sie in die Stadt zogen. Eines Morgens aber lag Reif auf den Astern des Rasenplatzes vor dem Schloß. Da sah die Baronin ein, daß ein so vorzeitiger Frost das Zeichen zum Aufbruch bedeuten müßte. Fest entschlossen, Ina zu befragen, begab sie sich ins Frühstückszimmer. Doch

auch zu Ina mochte der aufklärende Engel in dieser Nacht getreten sein; denn sie begann aus eignem Antriebe davon zu reden, daß Tante Elisabeth ihretwegen die eignen Angelegenheiten nicht versäumen dürfte. „Ja," sagte Elisabeth, „es wäre wohl an der Zeit, zu gehen; der liebe Superintendent schrieb schon, daß der Missionsverein nur auf meine Rückkehr wartet, um mit allen Kräften ans Werk zu gehen."

Eine Pause entstand. Beide Frauen dachten dasselbe; keine fand den Anfang. Endlich sagte Ina ruhig: „Liebe Tante, ich hoffe, du hast nichts dagegen, wenn ich hier bleibe. Ich fühle mich hier wohler als in der Stadt."

„Ja, mein Kind, aber, — bedenke. — du im Winter, hier allein, — sollte das angehen?"

„Ich will nicht allein bleiben," meinte Ina und setzte ihren Plan, eine entfernte Verwandte, ein älteres, armes Fräulein zu sich zu nehmen. Elisabeth fand nicht viel einzuwenden. „Ich gebe die liebe Pflicht, dir zur Seite zu stehen, nicht mit leichtem Herzen auf," sagte sie. „Doch ich will dir nicht mehr widerstreben und nur innig hoffen und erbitten, daß dir der Herr einen festern Stab in die Hände legen möge, als dir meine schwachen Kräfte darreichen konnten."

Sie reiste ab. Schon eine Woche später traf das Tantchen, dessen Anwesenheit Inas Leben auf die schickliche Basis stellen sollte, mit Sack und Pack wie zu ewigem Aufenthalte ein, ein schmales altes Weibchen. Ina kannte diese Tante Angélique und wußte, daß sie nicht stören würde, sondern zufrieden war, wenn ihr Papagei gedieh und sie Muße hatte, Wunderwerke mühsamer Gold- und Leinenstickerei zu verfertigen. Die Mittel auch zu sehr kostbaren Arbeiten gewährte Ina gern. Tante Angélique erreichte nun den Höhepunkt ihres Daseins; sie durfte in der Erfindung und Ausführung von Stickmustern schwelgen, von deren Herrlichkeit sie vormals kaum zu träumen gewagt hatte, sich in die tiefsinnige Pracht alter Vorbilder vertiefen und daran den Schwung der neuen Form veredeln. Und zu guterletzt mußte sie ihre geliebten Kinder, in die sie alle Inbrunst ihrer Seele gestickt hatte, nicht mehr als Geschenke für begünstigtere Verwandte von ihrem Herzen lösen, sondern durfte durch ihre Köstlichkeit den Schauplatz ihres alltäglichen Lebens in einen Tempel verwandeln.

Ina sah sie sticken und hörte ihre Begeisterung und schaute mit stillem Wundern dem verrinnenden Fleiß dieses Lebens zu. Sie selbst blieb viel allein in den beiden großen Zimmern, die sie am liebsten bewohnte. Der Sommer war vergangen; der Herbst nahm den Bäumen das Laub, um die Schönheit ihres Baues zu zeigen. Ina blickte über die abgemähten Wiesen; sie sah den Himmel sich groß auftun und die Wolken über ihn hinziehen. Sie schritt durch ihre Zimmer, durch ihr Schloß, in dem sie allein war. Sie las viel, sie ritt und fuhr, sie kam hinab ins Dorf, besuchte die Kranken, brachte ihnen Speise, nähte für die Armen, richtete eine Strickschule ein, zu der die kleinen Mädchen ins Schloß kamen. Aber manchmal dachte sie, daß sie gar nicht mehr wüßte, was es heißt, mit jemandem zu sprechen, der über ihr stand. Doch wie viele hatte sie überhaupt gekannt, nach deren Rede sie

sich sehnte? Und war es nicht gut, daß es ihr schwer wurde zu leben? Was hatte sie getan, ihre Güter zu verdienen? Und sie meinte: „Ich will tun, was mir der Tag bringt. Ich will keiner Freude nachgehen, ich will nur so zu sein versuchen, wie ich es müßte. Vielleicht macht mich Gott dann würdig, ein größeres Werk zu tun."

Zuweilen versank sie des Abends in tiefes Träumen. Im Wohnzimmer war es warm, am Tisch mit dem weißen Tuch saß das magere Tantchen vor der hellen Lampe und zog die widerstrebenden Fäden knarrend auf und ab durch den fest im Rahmen gespannten Stoff. Ina lag im Sessel am Kamin. Sie blickte auf das Gesicht Tante Angéliques und sah, wie die Blicke der alten Dame sich in die Arbeit vor ihr einbohrten und wie ihr Mund sich spitzte und glättete je nach den Bewegungen ihrer Nadel. Es war wunderlich, aber auch sie mußte einmal jung gewesen sein. Ja, ebenso sicher, wie Ina einmal alt werden würde. Und Tante Angélique mußte lieblich und vornehm ausgesehen haben. Jetzt war nichts übrig geblieben als der Ausdruck stiller Glückseligkeit über die armselige Kunstfertigkeit.

Die Flamme im Kamin richtete sich auf. Inas Hund, der neben dem Stuhl seiner Herrin lag, hob den Kopf. Ina legte ihre Hand begütigend auf seinen Hals. Das Tier sank wieder zur Ruhe zusammen. Ina blickte in die Flamme, die sich am Buchenklotz langsam hinfraß. Auf dem Gange vor dem Zimmer regte sich nichts. Draußen hörte sie den Regen fallen. Sie stand auf und trat zum Tisch. „Verdirb dir nur nicht die Augen, Tante Angélique." Das Dämchen sah mit roten Wangen auf. „Nur noch diese Ranke," bat sie und schaute auf ihr Werk: „Es ist schöner als die byzantinische Altardecke, von der ich die Anregung zum Muster nahm," sagte sie lächelnd.

Ina verkehrte mit einigen Familien der Umgegend. Aber eng wurden die Beziehungen nicht. Niemand wußte, wohin sie zu rechnen war. Den Frauen war sie zu unverheiratet; das dritte Gesprächsthema war in ihrer Gegenwart unmöglich. Die jungen Mädchen scheuten sie als zu würdevoll, weil sie so allein auf ihrem Gute hauste. Am häufigsten sah sie Clemens. Er hatte sich von Anfang an auf ihre Seite gestellt, indem er sie für ein famoses Frauenzimmer erklärte und ihr all seinen Schutz und Rat zur Verfügung stellte. Er kam oft von der Hauptstadt, in der sein Regiment stand, zu Ina gefahren, um sich auszuplaudern und auszuruhen. Hier störte ihn niemand. Auf seinen eignen Gütern fehlte ihm die Unterhaltung, ohne die ihm alles Leben eine Einöde deuchte. Seine Mutter liebte er sehr. Wenn er aber auch an ihre Ausdrucksweise so gewöhnt war, daß sie ihm kaum noch auffiel, so verbot doch ihr Stil jenes harmlose Sichgehenlassen, das ihm behaglich war. „Weißt du," sagte er zu Ina, „im Grunde findet Mutter auch alles so wie ich, aber sie denkt, sie muß immer eine Nutzanwendung daraus machen." Ina saß er stundenlang gegenüber, erzählte von seinen Pferden und seinen Kameraden, davon, wenn er sich verliebte, und wie die Angebetete auf seine Huldigungen einging. Ina sagte nicht viel, sah aber teilnahmsvoll aus, und das war hinreichend.

Einmal aber kam er schon früh morgens, in heller Erregung, mit der Mütze und dem Säbel, wie er gerade vom Wagen gesprungen war. Ina saß in ihrem Zimmer und hörte seinen schnellen Schritt und das Klirren der Sporen. Die Tür flog auf, und der Vetter stand vor ihr: „Ina, denke nur, denke!" Ina erschrak, in den Mienen und der Haltung des Vetters lag etwas, als ginge die Nachricht auch sie an. „Was ist?" fragte sie. — „Sie haben Hill abgesetzt," sagte Clemens. Ina stand von ihrem Schreibtisch auf und blieb aufrecht stehen und sah ihren Vetter an, ohne ein Wort zu sagen. „Abgesetzt," wiederholte Clemens. Er warf sich in Inas Stuhl vor dem Schreibtisch, stützte den Kopf in beide Hände und sagte: „Es ist zum Heulen." Ina sah auf ihn und fragte, wann es geschehen wäre. Gestern abend, berichtete Clemens. Er hätte es so früh unter der Hand erfahren; aber sicher wäre es. Ina trat dicht an ihren Vetter heran. „Warum?" fragte sie. „Du? Warum?" Clemens warf sich in den Sessel zurück und sah zu Ina auf. Fabrikantenfenster hätten die Kerls dort eingeschmissen und Schnapsbuden geplündert, — na, und so ziemlich die ganze Stadt hätten sie anstecken wollen. Ina zog die Stirn zusammen und sagte heftig, was das alles mit ihrem Freunde zu tun haben sollte. „Nun," sagte Clemens, „es sind doch seine Gemeindekinder. Schöne Kinder! Bande!" Fortunat hätte ihnen früh, mittags und abends Reden gehalten.

„Wenn er sie geführt hat, so müssen sie auch im Recht sein," sagte Ina. Ja, das dächte sie so, entgegnete Clemens. „Er hat sie auch nicht angeführt. Im Gegenteil. Er wollte zum Guten reden. Das konnte er sich sparen. Genützt hat es nichts, und auf der andern Seite waren sie froh, daß sie ihn endlich am Haken fassen konnten."

Ina war wie zerschmettert. Sie begriffe nur nicht, meinte Ina endlich, wie man Fortunat angreifen könnte, wenn er zum Guten redete. Clemens zuckte die Achseln und warf ein, verdenken könnte sie es den Leuten von der Regierung auch nicht, wenn sie lieber einen wollten, auf den Verlaß wäre. Es wäre nur so empörend, daß es gerade Fortunat beträfe. Aber es wäre nicht anders, die Zeiten für Propheten und Prediger in der Wüste wären nun einmal vorbei. Heutzutage könnte keiner mehr Heuschrecken essen und im Freien schlafen. Es wäre einfach nicht das Klima dazu. Mit dem Kopf könnte keiner durch die Wand, Hill auch nicht.

„Ach Clemens," entgegnete Ina, „tue mir den Gefallen und werde nicht auch noch weise."

„Was willst du?" meinte Clemens. „Für Hill ist es jedenfalls eine schauderhafte Sache. Er muß geradezu in Not sein. Geld hat er keins." Er sprang auf und lief im Zimmer hin und her. Dann stand er vor Ina still, sah sie eifrig an und sagte: „Eigentlich denke ich ja wie Großmutter: warum halst er sich dieses ganze Lumpengesindel auf. Glaubst du, es dankt es ihm einer? Pack! Du solltest die Verhandlungen lesen, — hineingeritten haben ihn seine eignen Leute. Der Ekel kann einem vor der ganzen Menschheit kommen. Da würden dir einmal die Augen aufgehen. Aber was ist mit ihm zu machen? Nichts. Er hat nun mal diesen blödsinnigen Opferfanatis-

mus. Was wird er nun? So ein Sozialdemokratenhetzer wird er, ein Agitator für diese schweißigen Proleten. Er verkommt einfach — dieser Mensch!"

„Wir müssen ihm helfen." Clemens nickte, selbstverständlich, nur wie? Sollte man ihm Geld anbieten? Er lief wieder im Zimmer umher und nahm seinen Säbel unter den Arm und rannte weiter auf und ab. „Geld nutzt ihm auch gar nichts," sagte er. Er blieb vor Ina stehen. „Ich kann ihm nicht helfen. Aber weißt du, Ina, du, du bist mündig. Biete ihm an, auf einige Zeit hierher zu kommen, zu deinem Pastor. Der kann Hilfe gebrauchen. Nur fürs erste. Nachher kann man schon weiter sehen. Bei uns trauen sie sich auch nicht so leicht an ihn heran."

Ina blickte zu Boden. „Er kommt nicht," sagte sie. — „Ach was," entgegnete Clemens, „er muß. Das von seiner Partei hält ihn nicht. Und was soll er sonst tun?" Inas Herz schlug. Ob Clemens ihm schreiben wollte? fragte sie. Aber dieses Ansinnen wies Clemens weit von sich. Schreiben? Keinesfalls. Aber hinfahren würde er gern zu ihm.

Noch am selben Nachmittag gingen Clemens und Ina zum Pastor, ihm die Sache vorzutragen. Der alte Herr hatte Bedenken. Aber Clemens bat dringend. Und Ina sah ihn flehend an und sagte: „Tun Sie es, bitte." Da willigte er ein. Seine Frau war nicht zu Hause. Sie kam aber noch am selben Abend ins Schloß, um zu versichern, wie gern sie ihrer lieben Komtesse und seiner Erlaucht zu Gefallen täte, was nur in ihren schwachen Kräften stünde, und Clemens schüttelte ihr die Hand und sagte, es wäre recht, daß sie so dächte.

Clemens reiste am andern Morgen fort. Ina ritt durch die Felder und fuhr durch das Dorf, und ging im Hause umher und dachte daran, ob sie sich auch müde genug machte, um in der Nacht zu schlafen. An jedem Morgen sagte sie zu sich: Er kommt nicht, und heute erfährst du es. Am dritten Tage erhielt sie ein Telegramm, und darin stand: „Wir kommen heute abend. Clemens."

Ina wartete auf den Wagen. Sie sah ihn in die Auffahrt biegen, um den Rasen des Vorplatzes fahren, sah ihn halten. Die Männer stiegen aus; zuerst die kleine, behende Gestalt des Vetters. Der große Freund folgte ihm. Ina hörte Clemens' helle Stimme und die Antwort in dem klingenderen Organ des andern. Sie kamen die Treppe heraufgeschritten. Ina öffnete die Glastüre des Gartensaales und ging auf Fortunat zu. „Ich freue mich herzlich, Sie bei mir sehen zu dürfen," sagte sie. Fortunat beugte sich über ihre Hand und küßte sie. „Gräfin, was tun Sie an mir!"

Sie saßen bei Tisch, alle in Spannung bis auf Tante Angélique, die nichts weiter wußte, als daß Inas und Clemens' einstiger Lehrer zu Besuch kam. Wie allen Fremden, kam sie ihm mit neugieriger Freundlichkeit entgegen, war nur vielleicht dem bürgerlichen Besucher gegenüber etwas verwundert über die neue Zeit, die alle Schranken übersah.

Clemens sprach fast allein. Die Reise hatte ihn angenehm erregt; er erzählte von den Eindrücken in der Stadt Fortunats, an denen er sich nebenher ergötzt hatte. Die Erlebnisse mit dem Freunde selbst überging er. Ina saß ganz

still, kaum daß sie hier und da einen Bissen aß; sie begnügte sich, die Dienerschaft mit Blick und unmerklichem Wink zu überwachen, damit es niemandem an etwas fehlte.

Fortunat war wie verwirrt. Die letzten Wochen waren unter nie endenden Spannungen, unter übergroßen körperlichen und geistigen Anstrengungen vergangen. Noch vor wenigen Tagen hatte er kaum Zeit und Ruhe zu einer ordentlichen Mahlzeit gefunden. Und nun saß er im stillen, vornehmen Saal, an blumenbesetzter, reicher Tafel, Wachskerzen brannten ruhig in silbernen Leuchtern, ihr Licht glänzte in dem Kristall der Gläser, und ringsum war nur Frieden, und schöne Menschen bemühten sich liebreich um ihn. Ihm ward wunderlich; die Kraft, die ihn bisher durch seine Fährnisse getragen, schien versagen zu wollen. Er war kaum imstande zu essen, und plötzlich ließ er die Hände sinken, sah Ina fast hilflos an und sagte: „Gräfin, es ist wie ein Traum."

Alle merkten seine Bewegung. Ina blickte ihn an, ohne sprechen zu können. Clemens aber klopfte ihm auf die Schultern und sagte erfreut: „Ja, ja, du Mann Gottes; wie Luther haben wir dich aus den Klauen deiner Widersacher gerettet. Na, wir wollen sehen, ob du es bei uns aushalten kannst. Vor allen Dingen aber bette deine zerschundenen Glieder wieder mal auf eine ordentliche Matratze und schlafe dich aus. Verdient hast du dir eine geruhsame Nacht."

Er begleitete Fortunat in sein Zimmer. Am andern Morgen kam er schon zeitig zu Ina in den Gartensalon. „Fortunat schläft noch ganz fest," sagte er; „ich war eben bei ihm, aber er hat es gar nicht gemerkt."

„Du mußt ausführlich von allem erzählen," bat sie ihn und nahm seinen Arm und ging in den Park hinab.

Clemens berichtete, er hätte Fortunat noch in seiner alten Wohnung gefunden, aber mit Einpacken beschäftigt; es wäre ihm aufgetragen worden, die Wohnung sofort zu räumen. „Er freute sich wirklich, als ich kam," meinte Clemens, „wollte aber durchaus nichts davon hören, mitzukommen. Über die ganze dumme Sache war nichts aus ihm heraus zu bekommen; er sagte nur, er wäre gar nicht wegen politischer Vergehungen, sondern irgendeiner zu freien religiösen Äußerung wegen entfernt worden. Aber das wollte nichts sagen; welchen Grund man gefunden hätte, das wäre gleichgültig. Er war ganz ruhig, sah aber schlecht aus. Geschimpft hat er nicht. Er zog in eine kleine Stube in seine Gegend. Am andern Tag ging ich wieder zu ihm. Da war ein dicker Mann bei ihm, ein elliger Kerl, weißt du, so einer von der Sorte, die nie badet und eigentlich nur im Freien zu genießen ist, der in seinem Fett förmlich schmorte und vor Speck kaum aus den Augen sehen konnte. Ich sah's Fortunat an, er wollte, ich sollte wieder gehen. Aber ich sah nicht ein, warum. Vorgestellt hat er mich übrigens nur als Herrn von Wissen und so undeutlich, daß der Dicke ebensogut Wulicke verstehen konnte. Der Dicke war ein Vorstandskollege aus irgendeinem Verein, ich glaube für entlassene Verbrecher. Er war dabei, Fortunat nahezulegen, er möchte lieber austreten. Fortunat sagte sofort, er wäre schon im Begriff gewesen, sein Amt niederzulegen. Der

8*



Dicke ging. Fortunat sagte: „Das muß nun alles sofort erledigt werden.“ Er schrieb allen ab, allen dasselbe. Es waren über ein Dutzend. Zuletzt habe ich ihm schreiben helfen, es war nicht zum Ansehen, daß er es tat. Ich dachte aber, ein paar würden Fortunat zu bleiben bitten, die meisten können sich wirklich nicht noch mehr kompromittieren. Aber niemand hat sich auch nur gerührt. Fortunat saß den ganzen Tag allein in seiner kleinen Stube; ich bekam ihn kaum dazu, mal mit mir auszugehen. Am zweiten Tag kamen ein paar Bekannte von ihm, und einige waren auch ganz nett. Aber mehr als: ‚Es tut uns sehr leid‘, und: ‚Was werden Sie nun anfangen?‘ wußten sie auch nicht. Nur einer meinte: ‚Ein wahres Glück für Sie, nun kommen Sie ganz zur Partei; so saßen Sie immer zwischen zwei Stühlen.‘ Das war so ein rechter Genosse mit einem sehr schlechten Teint und sehr langem Hals, und Manschetten hatte er überhaupt nicht an. Und wie nun alles so leer wurde und keiner etwas von ihm wollte, da sagte ich wieder: ‚Nun komm doch mit. Du kannst sofort wieder gehen, wenn du nur den leisesten Wunsch hast.‘ Na, und da kam er.“

Fortunat blieb einige Tage im Schloß, solange Clemens anwesend war. Dann siedelte er ins Pfarrhaus über. Der alte Pastor nahm ihn freundlich auf, sagte, daß er sich über die Hilfe freute, und besprach die Einteilung der Geschäfte. Fortunat ging auf alle Darlegungen ein, und als der alte Herr seine Bereitwilligkeit sah, leitete er immer mehr von seinem Wirkungskreis in den des Gehilfen über. „Tun Sie es aber auch gern, lieber Amtsbruder?“ fragte er endlich zweifelnd.

„Mir kann nichts Lieberes werden.“ Der alte Herr lächelte beschämt und erfreut. Fortunat täte ihm einen großen Gefallen. Er möchte so sehr gern einmal wieder an seine Arbeiten gehen, an seine Episteluntersuchungen. Aber sonst — das Amt, das Amt!“

Fortunat gefiel dem Alten auch fernerhin. Manchmal suchte er ihn zu abendlichen Spaziergängen auf und ließ sich von Fortunats Entlassung und seiner frühern Tätigkeit berichten. Dann versank er in Grübeln, schüttelte nur dann und wann den Kopf und murmelte: „Die neue Zeit, die neue Zeit!“ Bisweilen stand er auch vor dem Gefährten still: „Sie wollen hinausgehen in die laute Welt und sie wieder dem Gotteswort erobern,“ sagte er. „Das ist mutig und gut, und Gott will es gewiß. Ich stehe abseits und kann nicht mehr mitgehen. Aber glauben Sie nicht, daß ich auch hier in der Stille und Ferne meine bescheidene Arbeit zu tun vermag?“

„Sie tun mehr als ich,“ sagte Fortunat, „Sie suchen niemals sich selbst.“

Der Alte schüttelte den Kopf: „Bescheidenes Werk, bescheidenes Werk,“ murmelte er. „Aber der Herr siehet das Herz an und weiß um den Willen.“

Die Frau Pastorin war Fortunat mit Teilnahme entgegengekommen, bereit, täglich neue Herzensergüsse anzuhören. Fortunat sah fast verlegen auf die Frau. In den ersten Tagen kam sie manchmal in sein Zimmer, um nachzusehen, ob nichts fehlte, wie sie sagte, zupfte an den Decken und ging nicht, während Fortunat sich den Kopf zerbrach, was sie eigentlich wollte. Schließlich trat sie an ihn heran. „Wenn Sie irgend jemanden brauchen, dem Sie

ganz vertrauen möchten. — Sie verstehen, wenn Sie irgend etwas haben, was sonst niemand wissen darf, — etwas zu bestellen oder abzuholen — —"

Fortunat lächelte erleichtert. „Ein Verschwörer bin ich nicht," sagte er; „meine politischen Missetaten liegen ganz offen zu Tage. Ich habe nichts zu verbergen." Die Dame richtete sich empor. „Ich meinte es gut mit Ihnen," sagte sie hoheitsvoll. „Sie haben mich durchaus mißverstanden," und ging stolz aus dem Zimmer. Sie behielt aber eine Gereiztheit gegen Fortunat. Seine Zurückhaltung empfand sie als Geringschätzung, und er war ihr gegenüber unsicher, indem er einen unklaren Anspruch fühlte, den er nicht zu befriedigen, ja nicht einmal auszulegen wußte. Seine tastende Höflichkeit ärgerte die Frau aber nur noch mehr.

Fortunat predigte jeden Sonntag in einem der Dörfer, die wohl eine Kirche, aber kein eigenes Pfarramt besaßen. Außerdem hatte ihm der alte Pastor eine lange Liste der Armen, Kranken und Bedrängten übergeben, die zu besuchen waren. Blieb ihm freie Zeit, so hätte er arbeiten können. Mit seinem früheren Leben aber hatte dieses so viel Ähnlichkeit wie ein gelassener Bach, der sich durch fette, weiche Wiesen windet, mit einem grauen, stürzenden Hochwasser, das gegen steinerne Brücken auffährt, um sie zu sich herabzureißen. Er predigte und lehrte, tat seine Gänge und dachte darüber nach, wie es sein würde, wenn solche Zeit immer dauerte. Und er dachte weiter, wie er dazu käme, zu fordern, daß sie sich änderte. Er trat in die Häuser, saß am Bett des Kranken, sprach zu ihm und hörte seine Klage und ging aus dem Haus, weiter in ein andres. Das alles hatte er vordem auch getan.

Er nahm Zeitungen vor, um zu sehen, ob man über seine Angelegenheit spräche. Einige jener, für die er sich eingesetzt hatte, murmelten gegen ihn als einen Fahnenflüchtigen. Sie schwiegen auch bald, und niemand erwähnte seinen Namen mehr.

Ina sprach ihn selten. Er kam kaum in ihr Schloß. Sie sah ihn bisweilen im Dorf bei ihren Spaziergängen zwischen den Feldern. Er trat zu ihr und begrüßte sie und ging auch eine Weile neben ihr. Dann verließ er sie, und sie dachte, daß ihn das Geschick wohl nur hierher gesandt hatte, damit sie merkte, wie fern er ihr war.

Eines Sonntags ging Fortunat in ein Nachbardorf, um dort Gottesdienst zu halten. Während er predigte, fiel ihm plötzlich ein, wie anders ihm früher war, wenn er auf der Kanzel stand. Da bedeutete jeder Sonntag ein Fest für ihn; er freute sich, von dem sprechen zu dürfen, was ihm während der Woche im Herzen aufgegangen war, und es den Menschen mitzuteilen, die er liebte. Sein Geist ging leicht und frei auf und nieder; die Worte kamen zu ihm wie liebreiche, lenksame Kinder. Die Predigt heute hatte er besser ausgearbeitet als manche der frühern Zeit; aber die Mühe, die er an sie gewendet hatte, war zum peinlichen Zwang geworden, bedeutete nicht die zarte Ausformung eines geliebten Werkes. Während er weiter redete, sprangen seine Gedanken wie Hunde an ihn an, die einem Hirsch nachsetzen. Fortwährend raunte es neben ihm: „Du leierst deine Predigt ab wie bestellte Arbeit. Du bist unwürdig. Alle Leute müssen es merken. Du mußt aufhören, sonst

zwingen auch sie dich dazu." Seine Stirn ward kalt; er fühlte Schweiß an seinen Schläfen herabrinnen und sein Haar zusammenkleben. Einen Augenblick war ihm, als müßte die Kanzel unter ihm sich bis zum Gewölbe heben, um ihn in den Grund der Erde hinabzuschmettern. Noch sprach er eingelernte Worte, hörte sie wie die Stimme eines Fremden, eines Feindes aus der Ferne. Er faßte mit beiden Händen die Bibel, die vor ihm lag, als wollte er sie emporreißen, sie auf den Gegner schmettern. Da aber kam ihm zum Bewußtsein, daß noch nichts verloren war, daß ja er es war, der da Sätze formte. Er hielt das Buch fester, er sprach weiter, laut und langsam und deutlich. Es gelang ihm, seine Angst abzudrängen und zu Ende zu kommen. Erschöpft blieb er nachher in der Sakristei sitzen. Als er heraustrat, waren die Andächtigen gegangen; nur der lahme, halb blöde Junge des Küsters trieb sich herum, um hinter dem Pastor die Türe zu verschließen. Fortunat schickte ihn fort. Die Kirche war alt, aus Holz gebaut, ein einziger nicht sehr großer Raum mit einem gegiebelten Sparrendach. Die Fenster waren stumpf geworden, Büschel uralten Efeus drängten von außen wie dunkle Flecken dagegen. Aber mitten in der Kirche stand ein altertümlicher Altar, noch aus der katholischen Zeit, Begebenheiten aus dem Marienleben darstellend, von einem früh verstorbenen Künstler, strahlend in der ganzen Frische und Süßigkeit einer großen, jungen Kunst. Die Sage ging, der Altar wäre im Dreißigjährigen Kriege aus dem Dome der nächsten Stadt in dieses abgelegene Kirchlein gerettet und in den wilden Zeiten nachher vergessen worden. Darum stünde er auch mitten in der Kirche, nicht auf dem Hochaltar, für den er als viel zu groß nicht bestimmt gewesen sein könnte. Gerade dem Altar gegenüber war als Hauptlichtquelle die Kirchentür geöffnet. Fortunat trat hinaus. Dicht neben der Pforte schloß schon die Mauer den Gottesacker. Fortunat setzte sich auf ein Grab und blickte bald auf das holdselige Kunstwerk in dem Raum vor ihm und bald auf das Tal, das von der Mauer weg abfiel. Die Bäume standen im Laube des Spätherbstes wie unter den Farben einer zu späten Leidenschaft, die in der Gewißheit des schon bereiten Todes glühender flammt. Fortunat saß einige Zeit ganz still. Wie schön es hier war. Aber ihm war, als überfiele ihn Haß gegen die Muße, durch die allein er solche Schönheit genießen durfte. Ein Weh hauchte ihn in dieser reinen, feinen Luft an, das sein Herz zerschnitt und entkräftete.

Er richtete sich auf. Er mußte gehen. Da hörte er Schritte. Ina stand vor ihm. Er sprang auf: „Gnädigste Gräfin!" Sie errötete, streckte ihm die Hand entgegen und bat: „Seien Sie nicht böse, daß ich Sie störe. Ich wollte Sie fragen, ob Sie nicht mit mir fahren wollen. Sie haben doch keinen Wagen hier."

Fortunat stand verwirrt. „Sie sind sehr gütig," murmelte er und folgte ihr. Während der Fahrt versuchten beide ein Gespräch anzufangen, ohne daß es ihnen glückte.

„Warum kommen Sie niemals zu uns?" fragte Ina endlich. Fortunat sah sie befangen an. „Ich würde Sie gewiß nicht plagen," fuhr Ina fort, „aber manchmal sollten Sie kommen." Er antwortete nichts. „Es ist nicht

gut für Sie, sich so ganz auf sich zurückzuziehen," wagte sie hinzuzusetzen. Da fragte er: „Haben Sie meine Predigt heute gehört?" Sie bejahte. Sie liebte diese Kirche sehr, und als es hieß, Fortunat würde an diesem Tage darin predigen, wäre sie gekommen. Er sah auf sie. „Und nun fragen Sie noch, weshalb ich Sie nicht besuchen will?" Sie senkte die Augen, ohne eine Antwort zu wissen.

„Ich habe es so gut hier, aber nicht einmal diesem einfachsten Tagewerk bin ich gewachsen. Ich laufe herum, und —", er brach ab. „Soll ich vor Ihnen klagen?"

Schon am andern Tage kam er ins Schloß. Aber es dauerte nicht lange, so versank er mitten im Gespräch in teilnahmloses Grübeln; seine Augen sahen an Ina vorbei in die Ferne, bis er auffuhr, sich besann und irgend etwas sagte.

Ina ging hin und her in ihrem Zimmer, als er gegangen war. Sie trat zum Fenster und sah hinaus und kam zurück und schritt wieder über den Teppich. Sie blieb vor dem Spiegel stehen, betrachtete ihr Ebenbild und sagte: „So viele andre haben dich reizend gefunden, kleine Ina, warum gerade er nicht?" Und sie schüttelte den Kopf. Wie Bäche brachen ihre Tränen hervor; sie warf sich auf das Sofa und schluchzte: „Er ist dumm, daß er mich nicht liebt. Er wird nie wieder eine Frau haben können wie mich." Sie saß aufrecht und ließ die Tränen tropfen, faltete die Hände und betete: „Lieber Gott, gib ihn mir. Ich will nur ihn. Gib ihn mir." Und mitten in ihrem Gebet fiel ihr ein, was wohl ihr Freund dazu gesagt hätte, daß sie den lieben Gott als Liebeshelfer erbat.

Der Winter war ungewöhnlich warm. Es fror fast niemals, sondern regnete viel, und der Himmel drückte niedrig auf die Erde; zäher Schmutz lag auf den Straßen.

Zum Weihnachtsfest reiste Ina zu Elisabeth in die Stadt, wie sie versprochen hatte. Auch Hertha mit ihrem Gatten und Clemens waren dort. Bald trat ein Gegensatz unter den Gästen Elisabeths hervor: Hertha und ihr Gatte standen gegen Ina und Clemens. Der Graf wandte sich scharf gegen Ina und erklärte, sie würde ihre Güter zugrunde richten, wenn sie fortführe, ihre Angelegenheiten selbst zu verwalten. Keineswegs dürfte solche Überspanntheit geduldet werden. Einzelinteressen kämen hier gar nicht in Betracht; der Adel hätte die Verpflichtung, sich in den gefährdeten Zeiten der Gegenwart einmütig zusammen zu schließen. Wenn einzelne diesem Ringe fern bleiben wollten, so müßten sie zur Einordnung gezwungen werden. Elisabeth trat auf die Seite ihres Schwiegersohnes in der Überzeugung, daß eine Auflehnung nur gestattet wäre, wenn der Kampf sichtbarlich auf Gottes Geheiß und zu Gottes Ehre unternommen würde.

„Was tue ich denn, was so sündig sein sollte?" fragte Ina.

„Es ist wider die Natur und die Sitte, daß du so jung allein lebst," beharrte Elisabeth.

Ina schwieg verzweifelt. Gegen diese Gründe hatte sie monatelang gekämpft; nun waren sie wieder da, als wäre nichts dagegen gesagt worden.

Anstatt ihrer nahm der Graf das Wort: „Geben Sie nach, Ina, oder wollen Sie andre, die Ihr wahres Wohl im Auge haben, zu allen höchst bedauerlichen Maßregeln zwingen?"

Ina stand auf. „Ich bin mündig," sagte sie; „wollen Sie mich für verrückt erklären lassen? Das dürfte Ihnen doch schwer fallen." Sie ging aus dem Zimmer.

„Laßt sie in Ruhe," verteidigte sie Clemens. „Sie tut es nun einmal nicht, und ihr macht sie nur widerspenstig."

Sein Schwager blickte ihn scharf an, erwiderte aber nichts. Nachher kam er zu Elisabeth. Er sähe in der Tat eine ernste Gefahr darin, daß so bedeutende Güter schwachen Frauenhänden auf Gnade und Ungnade ausgeliefert wären. Es wäre ernstliche Pflicht, hier einzuschreiten. Ina müßte verheiratet werden. Die Baronin erwiderte, der Plan wäre wohl ganz gut, aber dagegen sträubte sich Ina gerade. Als sie es sollte und alles gut zu gehen schien, wäre ja die ganze Angelegenheit in Bewegung gekommen.

„Marvo muß seine Sache ganz ungeschickt geführt haben," sagte der Schwiegersohn. „Nicht einmal mit einem zwanzigjährigen Mädchen fertig zu werden! Er ist in der Tat wohl als ausgeschaltet zu betrachten. Aber doch nicht eine Heirat überhaupt."

Einen andern liebte Ina ihres Wissens auch nicht, meinte die Baronin. Da sagte der Graf, Clemens müßte um Ina werben. Der Vorschlag verblüffte die Baronin völlig. Der Graf erklärte aber, Ina wäre Clemens zugetan und er ihr auch. Die Art, wie er ihre Partei nähme, höchst auffallend. Nun regte sich Elisabeths Familiensinn, und sie sagte: „Seine Parteinahme kommt mir eher wie Opposition vor. Manche Leute reizen ihn nun einmal zum Widerspruch."

Der Graf runzelte die Stirn. „Ja, leider. Kein Wunder um solche Disziplinlosigkeit bei — —", er vollendete den Satz nicht, sondern meinte nur, nun, so wäre solche Oppositionslust zu brauchen. Clemens dürfte nicht wissen, von wem der Plan ausginge. Aber Clemens wäre drei Jahre jünger als Ina, erst neunzehn, sagte Elisabeth. Der Graf behauptete, junge Männer von Stande könnten gar nicht früh genug verlobt und verheiratet werden. Und was wäre gegen Ina einzuwenden? Sie wäre gesund, wohlgebildet, reich, im Range Clemens fast gleich.

Elisabeth sagte: „Darüber muß ich noch nachdenken."

Am andern Morgen aber erklärte sie, daß sie eine Einmischung in diese Angelegenheit ablehnen müßte. Sie hätte einen Traum gehabt, der ihr jedes Handeln nach dieser Richtung hin verböte. Achselzuckend mußte der Graf ablassen. Er reiste bald mit seiner Frau fort.

Ina blieb noch geraume Zeit bei Elisabeth und machte einige Feste mit. Aber sie meinte bald, daß sie kaum noch wüßte, wozu sie lebte. Der ganze Tag ging hin, Besuche zu machen und zu empfangen. Und was diese Menschen sagten, blieb Ina gleichgültig. Man umdrängte sie von manchen Seiten; sie schien nach mancher Richtung hin begehrenswert. Saß sie an einer Tafel neben irgendeinem Kavalier, so sprach sie wohl, erwärmte sich auch manchmal

bis zu einer Anteilnahme an der Art des andern. Immer aber kam nach solchem Abend in der Stille ihres Zimmers mit verdoppelter Gewalt der Schmerz um den, von dem sie getrennt war. In der Nacht nach einem Ball, auf dem sie sehr gefeiert worden war, entschloß sie, allen Kampf aufzugeben. Ich will zu ihm. Wenn ich auch nicht mit ihm sein darf, so atme ich doch die gleiche Luft, und sehe ihn zuweilen und darf immer hoffen, daß ich ihn sehen werde. — Sie dachte weiter: Er wird gehen. Wie soll ich dann leben? Als Bleibendes aber kam: Jetzt finde ich ihn noch. Ich will keine Stunde versäumen, in der ich ihn sehen dürfte."

Fortunat kam schon in den ersten Tagen nach ihrer Rückkehr ins Schloß. „Es ist doch gut, Gräfin, daß Sie wieder bei uns sind," sagte er zutraulich. Ina lächelte ein wenig. — „Doch? Haben Sie das Gegenteil gedacht?" — „Ich habe gar nicht gewußt, wie Sie mir gefehlt haben," sagte er aufrichtig.

Er fand Ina verändert. „Sie werden immer größer und blasser. Und Sie sind beinahe so still wie das kleine Fräulein Ina, das ich im Garten am Brunnen fand." Er sah sie an, als dächte er, sie würde auf seine Rede eingehen, aber sie erwiderte nichts. Da fuhr er fort: „Aber Sie sind doch ganz anders als das kleine Mädchen, das mir damals die Rosen schenkte. Ich glaube, heute könnten Sie nur noch weiße Rosen schenken." Sie hob abwehrend die Hand.

Bald darauf, nur einige Wochen nach ihrer Rückkehr, ward sie krank. Die Krankheit war nicht schwer, aber Ina konnte sich nicht erholen. Sie war wie innerlich gelähmt; sie konnte weder einen Entschluß fassen noch auch einen ihrer Umgebung annehmen. Sie schüttelte nur zu allem, was man ihr vorschlug, den Kopf. „Laßt mich still hier liegen." Elisabeth kam, um sie nach dem Süden zu geleiten. Ina setzte dem Vorschlag zuerst stillen Widerstand entgegen und erregte sich dann so sehr, daß Elisabeth wieder fortreiste. „Ich bin doch meine eigene Herrin und weiß, was ich zu tun habe," erklärte sie. „Ich will Ruhe und Alleinsein haben, sonst nichts."

Fortunat war oft gekommen, um nach ihr zu fragen, hatte sie aber nie gesprochen. Am selben Tage, an dem Elisabeth abgereist war, ließ ihn Ina zu sich bitten. Sie lag auf einem Sofa im Gartensaal. Die Tür zum Balkon, der mit Glaswänden versehen worden war, stand offen. Dort blühten bunte Sommerblumen. Als Fortunat eintrat, streckte ihm Ina die Hand entgegen. „Die andern wollen mich fortschicken, aber ich will hierbleiben," sagte sie lebhaft. Sie legte den Kopf in die Kissen zurück. „Werden Sie nie krank,' fuhr sie fort. „Das Schlimmste dabei ist, daß man um seine ganze Selbständigkeit kommt. Jede Liese und jeder Hans glaubt dann, das Recht zu haben, Ihnen Bescheid zu sagen. Aber bei mir geht das nicht mehr." Sie hob wieder den Kopf und sah ihn an. „Sie sollen mir Gesellschaft leisten. Ach bitte, lesen Sie mir etwas vor."

„Gern," sagte Fortunat. Bei seinem Eintritt hatte ihm Ina wohl aussehend geschienen; ihre Augen waren groß und glänzend, und ihre Wangen hatten Farbe. Nun er aber länger auf sie blickte, sah er, daß sie schmal und spitz und weiß geworden war, ihre Hand leicht und körperlos durchsichtig,

ihre Augen dunkel umschattet. Unwillkürlich sah er sie zärtlich an; sie mußte sehr krank gewesen sein oder noch sein. In ihm war solches Mitleid, daß er am liebsten ihren Kopf sacht geküßt und gestreichelt hätte. Einen Augenblick ruhten ihre Blicke ineinander. Ina wurde dunkelrot; wie um sich vor irgend etwas zu bergen, drückte sie den Kopf zurück und zog die Schultern zusammen, sagte aber dann, indem sie wie scherzend seinen Blick deutete: „So arg ist es noch nicht. Nein, nein, nicht zum Sterben.“ Fortunat wußte nichts zu antworten. Erst nach einem Weilchen begann Ina: „Aber Sie wollten mir vorlesen?“ — „Was?“ fragte er. — „Irgend etwas. Wieder Homer oder griechische Tragödien oder Goethe oder Psalmen oder aus dem Neuen Testament. Es gibt ja so viel Schönes.“

„Ich werde etwas holen,“ meinte Fortunat.

„Der Diener kann es besorgen, wenn Sie klingeln wollten.“ Aber Fortunat widersprach, er wollte selbst nachsehen. Dabei fiele ihm am ersten etwas Geeignetes ein.

Er ging und kam erst nach einer längeren Zeit mit leeren Händen wieder. „Ich habe nichts gefunden. Ich will morgen wiederkommen,“ sagte er halblaut beim Eintreten. Ina antwortete nicht. Sie lag wie im Halbschlaf. Fortunat ging besorgt näher und beugte sich über sie. Da schlug sie die Augen auf und sah ihn ernsthaft mit großem Blicke an. „Morgen,“ flüsterte sie und hob sacht die Hand. Er neigte sich über ihre Hand und küßte sie und ging dann leise.

Am andern Tage kam er wieder und fand Ina frischer. Er mußte mit ihr Tee trinken, das Tantchen kam dazu, es wurde behaglich. Schließlich las er wieder aus dem Homer vor. Ina lauschte andächtig. „Ich weiß noch alles von damals,“ sagte sie und fing an, eine Stelle aufzusagen, die sie früher auswendig gelernt hatte. Als sie stockte, half ihr Fortunat ein, und unter Gelächter und Freude brachten sie vereint das Stück zu Ende. Beim Abschied meinte Ina, Fortunat sollte sich zur Belohnung einen Strauß von den Blumen ihres Gewächshauses pflücken, und ihre Blicke folgten ihm, während er die Blumen abbrach, und immer fand sie den Strauß nicht groß genug.

Fortunat besuchte sie nun alle Tage, sie lasen und plauderten. Draußen wurde es wärmer; die Türen zum Garten öffneten sich. Ina ward kräftiger, und eines Tages empfing sie Fortunat nicht mehr auf dem Ruhebett, sondern in einem geflochtenen Stuhl an der offenen Tür sitzend. „Es ist so schön draußen,“ sagte sie. „Wie tief und satt der Himmel ist. Es ist wie das Atmen eines ganz ruhigen, glücklichen Menschen.“

Fortunat hatte Goethes Gedichte mitgebracht und las daraus halblaut, während Ina zuhörte, das Haupt nach rückwärts gesenkt, gegen die hohe Lehne des Sessels gestützt, und mit offenen Augen in den Himmel blickte. Als Fortunat einmal aufsah, deuchte sie ihm sehr blaß zu sein. Ihre Hände lagen auf den Lehnen des Sessels; ein weiches, schlichtes Kleid umgab lose ihre Gestalt. Fortunat meinte, in ihrem Gesicht stände ein Ausdruck, als wollte sie vergehen, während schwere Fluten lau über sie hinwallten und mit jedem Wellenschlage mehr ihres Lebens nahmen, und als wüßte sie die Gefahr und

wollte sich doch nicht wehren, sondern fände es selig, hinzusterben. Er dachte, ihr Atem müßte nur noch in fast unmerkbarem Hauch über ihre Lippen kommen, um bald zu versagen. Aber Ina hatte sein Stillschweigen bemerkt; sie wandte den Blick langsam und ernsthaft auf ihn und sagte: „Lesen Sie weiter."

Fortunat las nun Mignons Lieder. Das Lied: „So laßt mich scheinen, bis ich werde," begann er mit alle Bewegung dämpfender Stimme, als scheute er, Unirdischem tastend zu nahen. Bei den Versen: „Und jene himmlischen Gestalten, sie fragen nicht nach Mann und Weib, und keine Kleider, keine Falten, umgeben den verklärten Leib," stürzten Ina die Tränen aus den Augen; sie schluchzte auf und beugte sich vor und schlug die Hände vors Gesicht. Fortunat warf das Buch fort. Er fiel neben Inas Stuhl hin und barg seinen Kopf in ihrem Schoß. Ihre Hände ruhten auf seinem Haar. Dann sah er auf. Ihre Blicke senkten sich in zitternder Frage in die seinen. Er aber schlug die Augen nieder und schüttelte unwillkürlich den Kopf und stand auf. „Verzeihen Sie mir," murmelte er. Er stand noch einen Augenblick neben ihrem Sessel, dann ging er. Am andern Tage kam er nicht wieder.

Ina nahm nun Elisabeths Anerbieten an, mit ihr zu reisen, und ging für einige Wochen nach dem Süden. Als sie zurück kam, besuchte Fortunat sie bald nach ihrem Eintreffen, zu einer Zeit, da er wußte, daß Tante Angélique zum Tee kam. Er fand sie kräftiger geworden. Sie empfing ihn freundlich, aber Fortunat meinte, so, wie sie jeden fernstehenden Bekannten aufgenommen hätte. Bald darauf traf er sie auf einem Gange zwischen den Feldern. Als er sie von weitem erkannte, wollte er der ersten Regung zufolge ausweichen, besann sich aber und setzte seinen Weg fort. Sie kam gerade auf ihn zu. Als sie ihn erreicht hatte, stand sie still und bat ihn, mit ihr ins Schloß einzutreten, um etwas zu besprechen; sie würde ihn nicht lange in Anspruch nehmen. Sie führte ihn in ihr Arbeitszimmer und setzte sich ihm gegenüber an ihren Schreibtisch. „Ich wollte Sie um einen Rat bitten," begann sie. „Sie werden in solchen Dingen Bescheid wissen. In den Wochen, während ich fort war, ist es mir fortwährend durch den Kopf gegangen, daß ich meine Güter ganz anders verwalten müßte. Ich meine, was ich habe, müßte andern viel mehr zugute kommen." — „Wie soll ich Ihnen darin raten?" murmelte Fortunat. Aber sie beharrte, er hätte sich doch mit solchen Plänen beschäftigt.

„Ich?"

„Ja, Sie sprachen davon."

„Ich, zu Ihnen?"

Sein mürrisches Wesen ärgerte Ina. „Doch," sagte sie, „ich weiß doch, was ich gehört habe. Als ich Sie besuchte, damals."

„Das können nur vage Pläne gewesen sein. Ich bin ja gar nicht politisch im eigentlichen Sinne, wollte es niemals sein."

Ina bezwang ihre Ungeduld; er sollte ihr standhalten. „Sie sprachen davon, daß alles anders werden müßte. Sie wollten den Menschen —" sie hatte hinzusetzen wollen: „von ihrer Glückseligkeit sprechen," — aber Fortunats verdüstertem Gesicht gegenüber stockte sie. Ihr Unmut zerstob; er tat ihr

nur noch leid. Er mochte erraten haben, woran sie ihn erinnern wollte, denn er ward purpurrot. Doch sie erreichte ihren Zweck, ihn zum Reden zu bringen; er antwortete: „Ich habe auch allerlei Pläne gehabt. Aber ich will niemanden in sie hineinziehen. Wenigstens nicht so lange, bis es sich um wieder etwas mehr geordnet hat; ich muß erst wieder klar in mir sein, ich meine, niemand soll so etwas tun, so Großes tun um meinetwillen, — jetzt, — nicht um der Sache wegen —" Ina beendete seine Verwirrung, indem sie sagte: „Sie können sich doch darüber äußern. Ich werde sicherlich nicht blindlings der Glocke nachlaufen, die Sie schwingen."

Ihr kalter Ton verdroß ihn unsäglich, ihm schien, als wollte sie sich über seine Überheblichkeit lustig machen, daß er eine Nachfolge abwies, an die niemand dachte. Aber wenn auch alles Holde und Schöne zwischen ihnen dahin war, warum sollte er ihr nicht den Willen tun? Er erklärte ihr, was er meinte, wäre ganz einfach. Er hielte es für sehr schlimm, daß die Leute alle in die Stadt zögen. Verdenken könnte ihnen das niemand und ändern auch nicht, wenigstens nicht im großen. Sie hätten auf dem Lande keine Zukunft. In der Stadt, denken sie, könnte jeder reich und mächtig werden, und wenn nicht sie selbst, so doch ihre Kinder. Aber das Land dürfte nicht veröden, sonst ginge alles zugrunde. Man müßte den Leuten auch hier eine Zukunft schaffen. Das ginge aber nur durch ein Auflösen der großen Einheiten. Schenken dürfte niemand etwas. Schenken machte gemein, den Geber, weil er sich überhebt, den Nehmer, weil er sich duckte. Aber man müßte für die Tüchtigen Möglichkeiten schaffen. Der Untüchtige dürfte immerhin fallen. Aber daß diese Zeit auch dem Tüchtigen oft wirklich die Möglichkeit der Selbständigkeit abschnitt, damit grüben sie sich ihr Grab. Dagegen müßten Mittel aufwachsen. Er war während des Redens sicherer geworden. „Sie werden auch erstehen," sagte er, „aus dem Übel heraus. Woher sie niemand ahnt, werden sie kommen. Unsre Zeit ist stark. Sie bedeutet auch Aufgang und Anfang." Er begann nun, Ina darzulegen, was er über diese Fragen wüßte. Man hätte z. B. große Güter in sehr viele kleine geteilt. Das Stammgut wäre als Zentralstelle geblieben, und die kleinen Stellen wären an die Landarbeiter verpachtet worden. Sie hatten dafür auf dem Stammgut Arbeit zu leisten, doch nur so viel, daß ihnen Zeit zur Bewirtschaftung des eigenen Landes blieb. An den Maschinen, zum Teil auch an den Gespannen und dem Zuchtvieh, ja auch an den Arbeitskräften hatten alle Anteil. Diese Gegenseitigkeit wäre ihnen kontraktlich gesichert worden. Und das Verfahren hätte sich bewährt. Einige dieser Betriebe auf Gegenseitigkeit wären wahre Musterwirtschaften. „Aber wenn Sie dergleichen begönnen, Gräfin," sagte er eifrig, „so bedeutete das einen Bruch mit allem hier."

„Glauben Sie, mir fehlte der Mut dazu?"

Fortunat stand auf. „Es wäre wundervoll, wenn Sie es täten," sagte er. „Sie haben so viel Wald. Viel zu viel Wald. Bedenken Sie, wieviel Wohnhäuser dort stehen, wieviel Korn darauf wachsen könnte! Gewiß, Wald ist bequem zu bewirtschaften, aber diese Bequemlichkeit geschieht oft auf Kosten vieler Existenzen. Wald nutzt den Boden nicht genug aus." Auch Ina stand

auf. Ihre Wangen brannten. „Ich möchte mehr über solche Pläne hören," sagte sie.

Gewiß, erwiderte er, allein auf ihn dürfte sie sich nicht verlassen. Er wollte ihr Bücher bringen, sie müßte sich in diese Angelegenheiten hineinarbeiten. Sie müßte auch andre Leute hören, zu ihnen reisen, ansehen, was schon besteht. Ja, er meinte —

„Was?"

Fortunat lief im Zimmer herum. „Sie müssen vor allen Dingen ganz selbständig entscheiden," sagte er bestimmt. „Sonst geht es nicht." Ina sollte fort auf ein, zwei, vielleicht drei Jahre, dort wohnen, wo man dergleichen Versuche gemacht hätte. Sie sollte es besser machen als alle andern. Er würde ihr sagen, wo sie stände, was sie suchte.

Ina hörte ihn nachdenklich an. „Gleich möchte ich nicht fortgehen," sagte sie. „Ich will erst hier lernen."

Fortunat blieb vor ihr stehen: „Wie herrlich Sie sind," sagte er erfreut und griff nach ihrer Hand, um sie zu küssen. Aber sie zog sie zurück. „Nein, bitte, das nicht," sagte sie fast heftig.

Sie kam nun mit Fortunat überein, daß sie sich in dem kommenden Sommer um die Landwirtschaft auf den eigenen Gütern kümmern sollte. Im Winter wollte sie nach der Stadt gehen, um sich einige theoretische Kenntnisse anzueignen, und danach Reisen machen. Er ging. „So werde ich leben können," erwog Ina, „und es wird gut sein."

Ihre Güter wurden von einem Administrator verwaltet. Sein Vertrag war zur Zeit von Inas Mündigkeit abgelaufen, aber wieder auf einige Jahre verlängert worden. Doch der Mann hatte im Sinn, ein eigenes Gut zu übernehmen. Er zeigte sich bereit, Ina allerlei Erklärungen zu machen, und belehrte sie über Fruchtfolge und Moorkultur, über Torfstich und Baumpflanzung. Ina hörte zu und nickte und dachte: „Das ist zu begreifen."

Fortunat traf sie draußen auf dem Felde, wie sie im weiten Faltenrock rittlings auf ihrem kleinen, schönen Pferde saß und auch im Wind und Regen in aller Morgenfrühe bei der Arbeit zusah. Er blickte in ihr Gesicht mit den bräunlichen Wangen und den stark strahlenden Augen. „Gefällt Ihnen Ihr Leben jetzt?" fragte er sie.

„Mir tut jede Stunde leid, in der ich nicht tat, was mir zukam," erwiderte sie.

Fortunat wandte sich von ihr und schritt nach Hause. Sie tat, was ihr zukam. Seine Zeit ging hin. Wollte Gott ihn nicht mehr rufen? Er hatte Freunden und Bekannten geschrieben, hatte sich überall hingewandt, wo eine Pfarrstelle offen war. Aber er bekam bei seinen Bewerbungen ausweichende oder abschlägige Antworten; nicht einmal zu einer einzigen Probepredigt ließ man ihn zu. Er fuhr nach der Hauptstadt und suchte den Minister zu sprechen und konnte nicht bis zu ihm vordringen. Von seinen Freunden der alten Zeit waren manche gestorben. Von den andern zeigte sich der und jener zugänglich, aber Fortunat beharrte auf seinem Wunsche, nur innerhalb seines Amtes wirken zu wollen, da war ihm schwer zu helfen. Ein Studiengenosse,

der sich von der Theologie fort der politischen Arbeit zugewandt hatte, suchte ihn auf. „Du hast deine Sache so falsch wie möglich angefangen," sagte er. „Mensch! Wie konntest du dir solche Behandlung gefallen lassen!" Fortunat erwiderte. Das formale, das Buchstabenrecht wäre auf jener Seite gewesen. Er hätte höchstens über mangelndes Wohlwollen klagen können.

„Das Buchstabenrecht läßt sich zur empörendsten Behandlung mißbrauchen."

„Die Leute hatten von ihrem Standpunkt aus ganz recht."

„Natürlich, den Standpunkt mußtest du angreifen, das ist's."

„Ein Standpunkt läßt sich nicht angreifen, höchstens ein Prinzip."

„Das bedeutet einerlei."

„O nein. Denkst du, ich habe nicht daran gedacht, gegen meine Behandlung als eine unwürdige an sich zu protestieren? Ich hatte die allergrößte Lust. Aber es geht nicht, solange ich mich mit der Idee meiner Kirche in Übereinstimmung fühle. An dem unchristlichen Standpunkt ist doch nicht sie schuld, sondern der zufällige Umstand, daß die Leute, die sie im Augenblick verwalten, engherzig sind. Ich sagte ihnen: Ich handelte nach meiner Überzeugung. Darauf hat man mir erwidert: Daran zweifeln wir nicht, aber diese Überzeugung ist uns ärgerlich. Bitte, gehen Sie anders wohin. Ich muß aber auf dem Boden meiner Kirche bleiben. Er ist auch mein Boden, ohne ihn bin ich wurzellos. Deshalb muß ich mich in ihre Ordnung fügen, solange ich überhaupt in ihr bestehen kann." Der andre lachte: „Du sprichst von zufälliger Engherzigkeit der Regierenden? Zufall? Nein. Gesetz." Fortunat widersprach. Der Freund beharrte. Es läge in der Natur der Sache. Regierende müßten borniert sein oder tun, als ob sie's sind. Sonst kämen sie vor lauter Einsicht zu nichts.

„Nein," wiederholte Fortunat, „das glaube ich nicht. Und es ist eine Schande, daß oft die Tüchtigsten, wenn ihnen etwas quer geht, sofort alles hinwerfen. Damit liefern sie die Gewalt an die Bornierten aus. Solange ich mit der Idee der Institution zufrieden bin, muß ich mich mit den unvermeidlichen Unvollkommenheiten der Tatsächlichkeit abfinden. Jedenfalls für mich selbst, solange ich nur existieren kann." Und wenn das nicht mehr ginge, fragte lauernd der Freund. Fortunat trat ans Fenster und sah hinaus. „So weit sind wir noch nicht," sagte er halblaut. Da bat ihn der andre: „Laß das ganze Predigertum, du bindest dir nur die Hände damit. Worauf wartest du? Dein Staat stellt dich nicht mehr an. Vielleicht geben sie dir endlich hier eine Pfarrstelle, um dich los zu werden. Na ja, aber wo? In irgend ein verkommenes Nest stecken sie dich, daß du dort vor die Hunde gehen kannst."

„Ich bin kein politischer Mensch," sagte Fortunat. „Der Staat ist mir im letzten Grunde gleichgültig. Sie sollen ihre Seelen in Ordnung halten, darauf kommt es nur an. Das andre mögen andre besorgen. Mir erschiene solche Arbeit immer wie Abhub. Davon reden, was man von andern zu fordern hat? Ich verginge vor Ekel an mir selbst."

Nun, sagte der Freund, wenn er so dächte, — dann könnte er sich ja noch zu einem wahren Kirchenhort entwickeln. „Wir stehen dicht vor der Zeit, die meinen Glauben wieder emporhebt," erwiderte Fortunat. — Das dächte er. Aber wenn er sich irrte? Er fühlte sich berufen. Aber er wäre doch nun einmal eines Amtes entsetzt. Wie, wenn das nun das Zeichen wäre — in einem Sinn gesprochen —, ihn davon freizumachen?

Fortunat blickte den andern erstaunt an. „Das ist doch nur ein örtliches Mißgeschick."

„So scheint zuerst sehr vieles. Es kommt nur darauf an, was sich daraus entwickelt. Nimm an, du wirst nirgendwo mehr angestellt? Willst du nach Amerika auswandern und dort Seelen retten?"

„Jedenfalls lieber als hier Volksredner werden. So lange ich nicht den letzten Versuch erschöpft habe, kann ich meinen Beruf nicht aufgeben."

Der Freund erwiderte darauf nichts. Fortunat schwieg auch. Dann aber sagte er: „Was rede ich von Möglichkeiten? Wenn ich nicht Priester sein darf, kann ich nicht leben." Er stand gesenkten Hauptes. „Ich denke immer, ich muß doch die Schuld haben, wenn ich es auch nicht einsehe. Aber es muß doch an mir liegen. Wenn ich nur so bin, wie ich soll, wenn ich nun wirklich ruhig und voller Vertrauen bin, dann muß alles gut werden. Ja, dann ist alles gut. Aber ich kann mich so schwer finden." Er sah den Freund hilflos an, mit so inständiger Bitte, als verlangte er von ihm Abwehr seiner Qual. „Ich kann doch noch nicht aufgegeben sein", fuhr er fort, „ich habe doch noch zu tun."

Der andre sah seine Angst und drang nicht mehr in ihn. Als er aber wieder in die Hauptstadt, seinem Wohnort, zurückgekehrt war, begann er, in Fortunats Sache Zeitungsartikel zu schreiben. Er sandte sie an Fortunat. So wäre der einzige Weg, ihm zu helfen. Er würde Einwände haben. Deshalb wäre er auch nicht gefragt worden. Er hätte noch viel zu lernen. Der Freund sorgte auch dafür, daß die Artikel von einer Zeitung in die andre übernommen wurden. Fürs erste erreichte er aber nur, daß Fortunats Name viel genannt wurde. „Das ist schon sehr viel," schrieb er; „ich werde es einrichten, daß die Sache nicht so bald einschläft." — Die Gegner schrieben ihre Meinung; wer wider sie etwas auf dem Herzen hatte, schlug sich auf Fortunats Seite. Ihm wurde manchmal heiß und kalt, wenn er las, was von Freund und Feind über ihn und seine Sache gesagt wurde. Fast war er im Begriff, doch noch in die Hauptstadt zu gehen, sich irgendwelche Arbeit zu suchen und sich so in Tätigkeit von dem Tag überraschen zu lassen, der ihn in sein Leben zurückhob. Aber er fürchtete, daß ihn eine andre Beschäftigung für immer aus seinem Beruf riß. Und er zwang sich, Mut zu behalten.

Das Aufsehen, das sein Mißgeschick verspätet erregte, zog auch die Aufmerksamkeit eines heftigen Widersachers auf ihn, die des Baron Marvo. Er hatte seinen Augen nicht trauen wollen, als er las, wohin Fortunat sich gewendet hatte. Voll unklarer Rachepläne fuhr er zu Baronin Elisabeth. Fordern konnte er diesen Burschen leider nicht; der durfte ein Duell einfach

ablehnen. Er kam zu Elisabeth und verlangte, sie sollte zu Ina fahren und den Aufwiegler entfernen. Elisabeth aber hatte geringe Lust, ihre Autorität der Nichte gegenüber auf eine erneute Probe zu stellen. Auch war sie durch ihren Sohn längst von der Sache unterrichtet worden, und Clemens hatte ihr bewiesen, daß Fortunat nur aus seiner Überzeugung als evangelischer Priester gehandelt hätte, und sich gehütet, irgendwelche Freigeisterei Fortunats als Grund seines Sturzes anzuführen. So hatte die Baronin ihrem Sohn wohl gelinde Vorwürfe gemacht, daß er allzu eigenmächtig verfahren wäre, und darauf hingedeutet, daß Fortunat, als allzusehr auf die eigene Kraft sich stützend, wohl Prüfungen verdient haben möchte, — aber sie hatte doch endlich die Sache von dem Standpunkt angesehen, daß ihr Sohn unter einer Eingebung des Himmels gehandelt hätte. Und von dieser Warte der Beurteilung hätten sie weder Menschen- noch Höllenkräfte vertrieben.

Auf Marvos Vorstellungen antwortete sie nur, daß sie es für unchristlich hielte, den armen jungen Mann aus seinem Asyl zu vertreiben; der gute Pastor, der ihn aufgenommen hätte, gäbe Gewähr genug, daß er durch allzu freie Meinungen kein Unheil anrichten könnte, und dem jungen Mann würden solche Schickungen zur Einkehr und zur Läuterung gereichen.

Über den Hauptgrund seiner Wut zu sprechen, von der Gewißheit, daß seine Verlobung mit Ina an diesem Pastor gescheitert war, unterließ Marvo auch diesmal. Aber er machte die Baronin darauf aufmerksam, daß bei einem so auffallenden Eintreten Inas für diesen Menschen alles zu erwarten stünde; jedenfalls würde sie ganz unter seinen Einfluß geraten. Elisabeth meinte, Ina hätte Clemens zu Gefallen dem einstigen Lehrer Aufnahme gewährt. „So," sagte Marvo, „nun, liebe Tante, Gott erhalte dir dein Kindergemüt. Wir werden ja sehen. Ich sage nichts mehr als: Ina ist ein urteilsloses Kind, und dieser Patron scheint mir sehr gerissen zu sein."

Die Baronin wehrte seiner Schroffheit. Immerhin hatte seine Rede Eindruck auf sie gemacht. Sie meldete sich bei Ina zum Besuch an, schrieb aber schon bald nach ihrer Ankunft an Marvo, daß er die verdächtigenden Gedanken aus seiner Seele verbannen müßte. Der arme Hill käme höchst selten und hielte sich vollkommen in den richtigen Grenzen, benähme sich weit angemessener als früher; von einer Vertraulichkeit zwischen Ina und ihm wäre keine Rede.

Marvo wußte zu gut, woran er war. Da er einsah, daß er mit Gewalt nichts ausrichten, sondern durch feindliche Maßregeln den Verfolgten nur schneller in die Arme der teilnehmenden Freunde treiben würde, so dachte er sich endlich den entgegengesetzten Plan aus: Er setzte alle guten und bösen Mächte, die ihm zu Gebote standen, in Bewegung, bot allen Einfluß auf, den er durch Vettern und Onkel in maßgebenden Stellungen geltend machen konnte, um Fortunat eine neue Stellung zu verschaffen, und veranlaßte Clemens, ein gleiches zu tun. Der Jüngling hatte schon aus eigenen Kräften versucht, was er vermochte, hatte immer wieder versichert, Fortunat wäre der vorzüglichste Mensch unter der Sonne, er, der Reichsgraf Clemens Wissen zur Harff, rechnete es sich zur Ehre, sein Freund heißen zu dürfen; er kannte ihn

ganz genau und würde für die Vornehmheit seiner Gesinnung allezeit jede Kugelprobe bestehen wollen.

In Fortunats Umgebung ahnte niemand etwas von diesen Bemühungen. Ina schwieg zu Elisabeth von ihren Plänen. Über ihren Eifer in der Landwirtschaft verlor Elisabeth weiter nicht viel Worte. Der Herr schien Inas Werk schließlich doch zu segnen, nun wohl, so konnten sie sich darein fügen. Das Einzige, was sie an Inas Lebensweise ernstlich auszusetzen fand, war die Zurückgezogenheit. Elisabeth ging noch immer gern in Gesellschaft, freute sich unbefangen ihrer Schönheit, die nicht verblühen wollte, und meinte Gottes Ruhm und Ehre am besten zu verbreiten, wenn sie durch ihr Beispiel bewies, wie fröhlich ein Kind des Herrn des Lebens unschuldige Freuden zu genießen verstand.

„Du kannst dich nicht ganz einspinnen," erklärte sie Ina, „sonst kommst du in den Ruf, wunderlich zu sein. Ringsum wohnen liebe, gute Leute. Du darfst sie nicht verletzen, indem du ihnen niemals irgendwelche Rücksichten erweist. Es werden auch für dich Zeiten aufgehen, wo du nachbarlicher Treue bedarfst. Aber nur wenn du Liebe zu geben bereit bist, darfst du sie fordern."

Elisabeths Aufenthalt neigte sich seinem Ende zu, als sie beschloß, ein großes Gartenfest zu geben. Clemens wollte dazu kommen, und auf seinen Wunsch wurde auch Fortunat geladen. Er nahm die Einladung ungern an. Seit die Baronin auf dem Schlosse war, hatte er sich noch mehr als sonst zurückgehalten; er mochte sich in seiner schwierigen Lage keiner noch so freundlich gemeinten Ermahnung aussetzen.

Ina hatte die Erfrischungen auf Tischen und Anrichteschränken aufstellen lassen; die Gäste standen und saßen, wie es ihnen behagte. Von Fortunat sah sie wenig, doch verlassen war er nicht. Sein Name, seine Geschichte waren bekannt, wunderbare Gerüchte von seiner erstaunlichen Rednergabe waren in Umlauf, niemand kannte ihn; es hieß, daß er sehr schön sei, so wünschten viele, ihn kennen zu lernen. Clemens hatte ihn fortwährend vorzustellen. Er raunte ihm zu: „So gib dir doch Mühe! Sie sind ja alle verschossen in dich." Aber Fortunat meinte: „Soll ich mich für drei Dutzend Leute an einem Tage interessieren?" Er blieb im Gartensaal und wartete auf eine Gelegenheit, unbemerkt fortgehen zu können. Er stand am Fenster und blickte auf den Rasenplatz vor dem Schloß, um den einige der Gäste spazierten. Da sah er Ina mit einem Begleiter langsam vorbei-, um das Rund herumwandeln. Fortunat schaute auf sie, während sie vorbeischritt. Weich legte sich die Seide ihres Gewandes um ihre Gestalt; aus dem Ausschnitt des Kleides wuchs der Hals wie ein leuchtender Blütenstengel. Er sah, wie ihre Hand gelassen in die Falten des Kleides griff, und seine Blicke nahmen die Formen jedes ihrer Finger auf. Er sah, wie die Perlen unter ihrem dunklen Haar liebkosend strahlten, wie in Wonne, ihr Feuer am Leben ihrer Trägerin anzünden zu können; er meinte, er müßte hören, wie die Schleppe sacht über den körnigen Kies rieselte, und er sah, wie ihr groß gewachsener Begleiter sich voller Eifer ihr zuneigte. Inbrünstig faßte ihn der Wunsch, daß sie sich umwenden, ihn anblicken müßte. Er starrte auf sie. Wenn ihm

Macht gegeben war, wenn Kraft in ihm lebte, so mußte sie zu ihm aufsehen. Das sollte das Zeichen sein, daß er nicht verworfen war. Sie kam näher; sie ging vorbei. „Ich bin verrückt," murmelte er. Da wandte Ina den Kopf und sah ihn an und lächelte, nur leise, fast wie wider ihren Willen. Sie ging weiter. Die Schleppe breitete sich in großen Falten auseinander, — dann war Ina fort, entschwunden, um ein Gebüsch gebogen. Fortunat ging nun schnell durch Seitenpfade aus dem Park. In seinem Zimmer saß er am Tisch vor einem Buch. Aber er las nicht. Nach einer Weile stand er auf. Sein Blick fiel auf die Uhr; es war die Zeit, in der im Pfarrhaus zu Abend gegessen wurde. Fast, ohne es zu überlegen, ging er hinunter.

Das Mahl verlief schweigsam. Die Pastorin sagte nur: „Sie sind schon zurückgekehrt?" Als Fortunat antwortete: „Ja, ich kannte zu wenige Menschen dort," meinte sie: „Ach so." Gegen Ende des Essens sagte ihr Gatte zu Fortunat: „Sie sind ja so still, lieber Freund; ist Ihnen nicht gut?"

„Laß Herrn Hill nur," sagte die Frau da, „es muß sich nun einmal jeder daran gewöhnen, daß hohe Herrschaften Launen haben." Ihr Gatte sowohl wie Fortunat verstanden sie zuerst falsch, als wollte sie Fortunat Hochmut und Launenhaftigkeit vorwerfen. „Ich weiß doch nicht," — begann Fortunat. Mitten im Satz stockte er; die richtige Bedeutung des Gesagten ging ihm auf. Er wurde dunkelrot. War er so weit, daß er und diese Frau gleichen Grund zum Groll fanden? Seine Hände schlossen sich, dann atmete er auf und hob den Kopf. Die Pastorin hätte sich die Genugtuung gern gegönnt, Fortunat noch eine Weile bei Tisch festzuhalten; aber sie wurde abgerufen. Der alte Herr stand gleich Fortunat auf und sagte: „Gehen Sie noch ein wenig ins Freie, lieber Bruder."

„Ich stehe ganz zu Ihrer Verfügung. Mir ist durchaus wohl," erwiderte Fortunat gelassen.

„Ich werde Sie nicht mehr in Anspruch nehmen, behüte," sagte der andre.

Langsam stieg Fortunat in sein Zimmer hinauf und stand mitten darin und blickte vor sich hin, bis er sich wandte und die Treppe hinunter aus dem Hause ging und durch die Wiesen, an den Feldern entlang. Über eine Stunde ging er, mit großen, regelmäßigen Schritten. Um ihn wurde es einsam; keine Seele war sichtbar. Mitten zwischen den Feldern stieg ein Hügel an. Auf seiner Spitze stand eine große, ringsum gleichmäßig gewachsene Buche. Fortunat setzte sich am Fuße des Baumes hin. Neben ihm erhob sich trillernd eine Lerche aus dem Korn; grell zwitscherten die Grillen. Der Himmel war rein, und in Vollkommenheit verglühte der Westen. Fortunat stützte den Kopf in beide Hände. Der Glanz des Abends wandelte sich in blaues Dämmern; nur am Horizont stand noch lange das gelbe Leuchten. Das schmale Horn des Mondes schwebte Fortunat gegen über, und gerade unterhalb seiner Spitze ging funkelnd ein Stern, als wäre er soeben aus dem Mondkahne herausgesprungen.

Fortunat empfand die sanfte Pracht um ihn. Seine Sinne waren zu allen Toren geöffnet, so reizbar, als täten sie weh, sobald sie überhaupt berührt wurden. Er spürte um sich tausend Regungen, die von einem sonst

übersehenen und doch alles erfüllenden Leben zeugten. Und dann ging jeder Eindruck unter in der Empfindung, als tönte die Welt ringsum, befreite alles Gefühl ihrer unzählbaren Kinder in einem seinen, durchdringenden Laut. Aber der Laut war schmerzlich, klagend über das nie ermessene, immer wachsende Weh, mit dem der dunkle Mensch die Erde je und je belud. Und er, Fortunat, mehrte wieder die Schuld durch seine Angst, die irrend zwischen Himmel und Erde hing, und die Erde seufzte wider ihn.

Er erhob sich. Mit beiden Händen faßte er den Stamm des Baumes und drückte die Stirn so fest dagegen, daß ihn die Rauheit der Rinde schmerzte. Aber das war gut; er wollte es so. Seine Hände fuhren hart am Stamme hinab; ihre Haut ward zerrissen. Er hob sie gegen die Stirn. Er redete laut: „War ich vermessen, mich als Rüstzeug zu fühlen, willst du mich zerbrechen, — soll ich Opfer sein, — nur eins, nur das eine: Kürze dann meine Qual!“ Er warf sich in das kurze Gras. Eine Fledermaus flog weich zu seinen Häupten. Fortunat blieb lange liegen. Er richtete sich auf. Er umschlang den Stamm und küßte seine Rinde und stammelte Sinnloses, und die Tränen fielen aus seinen Augen. „Ich bin doch nur ein Mensch! — darf ich denn nicht — — muß ich — — aber ich muß eine Arbeit tun — — ich — —“

Endlich ging er langsam zurück. Es war nun Nacht; die Sterne standen klein und unzählbar am Himmel; in der Luft war überall wie stilles Feiern. Ein Stern sank zur Erde hin, und nach einiger Zeit noch einer. „Es muß gut werden,“ sagte Fortunat. „Was mir auch wird, es muß doch gut sein. Es kommt doch nicht darauf an, daß es mir schwer fällt.“

Sein Weg führte in nicht allzu weiter Entfernung am Schloß vorbei. Die Fensterreihen des untern Stockwerks waren lückenlos hell; auch im Garten hingen Lampen. Die Türen zum Saal mochten offen sein, denn dann und wann kamen lautere und höhere Töne der Musik zu ihm. Fortunat stand still. Dort drüben wandelte Ina unter ihren Gästen, und die Männer blickten sie an. Warum war er fortgegangen! Konnte er nicht wieder hingehen? Er schüttelte den Kopf und ging schnell weiter, nach dem Pfarrhause.

Frühmorgens wurde er über Land gerufen. Zu Mittag kam er zurück. Die Pastorin kam ihm schon entgegen. „Die junge Erlaucht waren hier gewesen, zweimal, und haben dringend nach Fortunat gefragt,“ sagte sie eifrig. „Der junge Herr Graf wollte bald wiederkommen.“ Die Gesellschaft saß noch bei Tisch, als Clemens kam, fröhlich und laut. „Wo steckst du denn nur,“ fragte er. „Ist das eine Art, immer davonzulaufen? Frau Pastorin, ich bedaure Sie, mit solchem Querkopf fertig werden zu sollen. Gestern waren Dutzende holdester Damen bereit, sich um dich zu zerreißen, — ich sage dir, eine immer hübscher als die andre, — wer aber nicht da war, das warst du. Ich habe trösten müssen; bedanke dich. Aber nun entschuldigen Sie ihn für diesmal, liebe Frau Pastorin, ich muß ihn entführen.“

Clemens nahm Fortunat beim Ärmel und führte ihn in sein Zimmer. „So,“ sagte er, „nun setze dich, dorthin, vor deinen Schreibtisch. Ich werde auf dem Sofa Platz nehmen.“ Was er denn hätte, fragte Fortunat halb belustigt.

„Ich habe auch etwas. Und wenn du nicht gestern wirklich schnöde davongelaufen wärest, so hättest du mit der freudigen Kunde schon einschlafen können. Mensch, ich versteh dich nicht. Es beißt dich niemand, an Schüchternheit leidest du auch nicht, so viel muß wirklich ein ausgewachsener Mensch an Geduld aufbringen können, um 'mal einen Abend durchzuhalten, auch wenn er sich nicht gerade berückend amüsiert."

Er hätte ganz recht, sagte Fortunat, aber nun wäre es nicht mehr zu ändern. „Aber für die Zukunft. Und in dieser Hoffnung sei dir vergeben."

Fortunat fragte, ob Clemens' Mutter sich darüber aufgehalten hätte, daß er so schnell fortging, — oder seine Cousine? Clemens entgegnete, seine Mutter hätte es wohl kaum bemerkt, und Ina hätte nur gesagt, er wäre sehr früh fortgegangen. Fortunat stand mit dem Rücken gegen das Fenster. „War es das, was du mir sagen wolltest?" fragte er. „Nein. Gut. Höre: Also du sollst dich beim Minister melden."

„Ach," sagte Fortunat enttäuscht, „das habe ich schon getan. Aber er hat mich nicht einmal angenommen."

„Diesmal wird er es tun. Er hat es mir versprochen. Aber das Beste kommt noch. Eine Pastorenstelle ist frei, bei uns, scheußliche Gegend, nichts wie Proleten, aber das wird dich gerade entzücken. Dahin sollst du dich melden."

„Wird man mich nehmen?"

„Man wird dich nehmen."

„Zu welchen Bedingungen?"

„Gar nichts brauchst du zu versprechen. Ich habe gesagt, das tätest du nicht."

„Aber wie kommt das nur alles so plötzlich?"

„Nun," sagte Clemens, „ich habe ihnen deutlich gemacht, daß es die größte Dummheit wäre, dich laufen zu lassen, und erklärt, du würdest eine Sekte gründen, wenn sie dich nicht durch ein Amt bändigten, und ich würde mit allen meinen Gutsangehörigen beitreten, und meine Cousine, die Gräfin Westehlen auch."

Fortunat war stumm.

„Nun freue dich doch ein bißchen," sagte Clemens. „Oder nein, laß es lieber sein. Wenn du nur wieder guter Dinge wirst, dann bin ich schon zufrieden, nicht mehr so entsetzlich christlich-evangelisch-gottergeben. Warum du nur gerade Pastor sein mußt! Du bist doch im Grunde mein einziger Freund. Wenn ich ein Mädel wäre, ich hätte mich todsicher wie toll in dich verliebt. Na, nun bin ich nur froh, daß wir in einer Stadt sind." Er verabredete noch, daß Fortunat am andern Tage mit ihm in die Stadt fahren sollte und holte ihn zeitig ab. Fortunat müßte in der Stadt bei ihm wohnen, Es machte einen guten Eindruck, wenn der Freund seinen Namen als Adresse angeben könnte, und jetzt wäre alles wichtig. Fortunat lächelte und fügte sich. Clemens begleitete ihn bis zur Tür des Ministeriums, zu der Stunde, die zur Audienz bestimmt war, und wartete in der Nähe, bis Fortunat wieder erschien. Da war Fortunats Gesicht hell. Er faßte den kleinen Freund bei den Schultern

und küßte ihn ohne weiteres auf beide Wangen. „Was hat er gesagt?“ fragte Clemens und war rot vor Eifer. Fortunats Augen lachten. „Er hat gesagt, es schiene sich bei mir um achtbare Kräfte zu handeln, wenn die Gesinnung auch noch der Klärung bedürfte, — nun, — und man wollte es mit mir wagen.“ Er schob seinen Arm in den des andern. „Und über die andre Woche halte ich meine Probepredigt.“

Die Kirche war sehr voll, als Fortunat sprach. Er schaute auf die Versammlung herab. Sie bestand zum größten Teil aus Angehörigen höherer Stände als den Bewohnern der Gegend, in der er zu wirken hatte. Das würde sich bald ändern, dachte er; der Weg hier heraus war glücklicherweise zu weit. Als aber das Orgelspiel leise anhob, wich alles Unbehagen. Er stieg auf die Kanzel und war ganz sicher und ganz ruhig geworden. Und während er sprach, wurde ihm, als zwänge es ihn, niederzuknieen, um zu danken aus heißer Seele.

Er beschloß nun, sobald es sich tun ließ, nach der Hauptstadt überzusiedeln.

Er kam in das Dorf zurück und in das Schloß und saß Ina gegenüber und griff ihre Hände und drückte sie an sein Herz. „Ich danke Ihnen so sehr! Ich scheine ein Ungeheuer an Undankbarkeit zu sein. Aber Gräfin, ich muß froh sein. Es war eine große Qual. Ich war nicht stark.“

Ina schaute ihm nach, als er ging. „Noch fünf Tage,“ sagte sie laut vor sich hin.

Auch Fortunat zählte die Tage, bis er reisen konnte. Er fing an, seine Sachen zusammenzupacken. Alles um ihn schien ihm unwirklich, als hätte er hier gar nicht gelebt, sondern nur von allem geträumt. Er ging zu seinen Kranken, um von ihnen Abschied zu nehmen. Und unterwegs wollte er an die Straßen der Stadt denken, in der er wohnen würde. Aber da glitt auch dieses Bild fort, als sollte es auch nie lebendig werden, und plötzlich hatte es sich in ein andres verwandelt: Das breite, stille Feld lag vor ihm, mit dem verklärenden Himmel darüber, und in der Ferne Inas niedriges Schloß, in dessen Fenstern der Abendschein blitzte. „So wie früher wird es nie mehr,“ sagte er halblaut. „Ich dachte, ich könnte alles überwinden. Und ich konnte nicht einmal warten.“ Er schüttelte den Kopf. Nein, es war nicht einfach, wie er es sich gedacht hatte. An dem Warten wäre er zerbrochen, wenn es länger gedauert hätte. Nun hatte ihm Gott geholfen, aber nur, nachdem er ihn gebeugt hatte. „Ob ich jemals wieder wirklich froh werde?“ — sagte er plötzlich laut vor sich hin. Er stand still. „Es wird besser werden, allmählich. Etwas kann ich doch noch tun.“ Er dachte der Freude, die ihn ganz erfüllte, als er dort auf der Kanzel stehen durfte. Er hob das Haupt. — „Es wird doch gut. Nur regen muß ich mich dürfen.“

In Ina hatte sich zuletzt alles Verlangen zu dem einen Wunsche zusammengeschlossen: sie wollte Fortunat noch einmal sprechen. Er würde kommen, von ihr Abschied zu nehmen; sie konnte ihn zu sich bitten lassen. Aber das tat ihr kein Genüge. Sie wollte noch einmal im Freien mit ihm sein; dort, wo nur die Bäume um sie herum, und über ihnen nur der Himmel waren.

Weiter dachte sie nicht, als hörte hinter solchem letzten Treffen alles Leben auf. Sie kam ins Pfarrhaus und erfuhr, daß Fortunat fortgegangen wäre, auf einen weiten Gang, zu einem Kranken, dessen Haus mitten im Walde lag. Da ging sie auf einem Fußpfad quer durch den Wald und war noch vor Fortunat an dem Hause. Sie trat hinein und sprach zu dem Kranken, den sie auch sonst zu besuchen pflegte. Bald kam Fortunat. Er war über ihre Anwesenheit betroffen. Miteinander machten sie sich auf den Rückweg.

Der Himmel war bedeckt; es wurde ungewöhnlich früh dunkel. Raunend strich der Wind durch die Wipfel, und die Bäume ächzten. Beide sprachen nicht mehr. In Inas Herzen verdichtete sich die Enttäuschung zu Bitterkeit. Sie dachte des Mannes neben ihr mit Groll, daß er ein Gut, wie sie es in den Händen für ihn hielt, übersah, verachtete. Lautlos fielen ihre Tränen. Er sah ja nicht, daß sie weinte; warum sollte sie sich Gewalt antun?

Aber ihre Gedanken taten ihrem Begleiter unrecht. In der lichtlosen Nacht ward sein Herz schwer. Wäre er nicht der Heimatlose, der halb Verfemte gewesen, den aufzunehmen jeder sich als Verdienst schätzen mochte, hätte er nicht bittend die Hände ausstrecken dürfen? Er hatte sein Lebtag alle Kraft nur an das gesetzt, was ihm als das höchste Gut galt, — nun stand er an einer Wende seines Lebens, sah zurück und hatte nichts geerntet. Es war Sünde für ihn, an Glück zu denken. Ihn fror, sein Herz dürstete und hungerte. Er blickte um sich: die Bäume standen wesenlos wie Gespenster, die drohend näher drängten.

Er reckte sich und warf den Kopf zurück und seufzte. Ihm fiel ein, daß er zu seiner Gefährtin sprechen mußte.

Ina strauchelte während des Gesprächs. „Der Weg ist schlecht, und es ist dunkel," sagte Fortunat beklommen. — „Was schadet es?" erwiderte sie müde. — Er merkte den matten Ton ihrer Stimme. „Möchten Sie nicht meinen Arm nehmen?" fragte er zaghaft. Sie legte die Hand hinein. Und wie sie weiter gingen und sie seinen Arm fühlte, ward sie ruhig. Ihm aber klopfte das Blut gegen die Schläfen. Neben ihnen strich es durchs Holz, Unbekanntes schien sich zu regen. Fortunats Arm zitterte, er meinte, daß auch Ina bebte, und aus seiner Verwirrung heraus fragte er: „Fürchten Sie sich?"

„Wie könnte ich," sagte sie, „ich bin ja bei Ihnen." Da legte er leise den Arm um sie und zog sie an sich. So wandelten sie weiter. Sie erreichten die Grenze des Waldes, des Parkes. Vor ihnen lag das Schloß. Sie standen still. Behutsam löste er den Arm von ihr, aber nur, um sie wieder zu fassen, ganz an sich zu ziehen. „Ina," sagte er flehend und beugte sich und küßte sie, küßte sie immer wieder, schweigend, heiß. Endlich ließ er sie. Sie winkte ihm noch einmal zu; dann eilte sie leicht und schnell ins Schloß.

Am späten Abend des nächsten Tages saß Ina in einer der Gartenlauben. Sie hatte den ganzen Tag vergeblich auf Fortunat gewartet. Die Luft war klar und still; zwischen Himmel und Erde schwamm Mondenlicht. Ina blickte auf den weißen Schimmer, der fast bis an ihre Füße floß. Hatte sie gestern geträumt? Sie nickte langsam mit dem Kopfe. Sonst hätte der Freund kommen müssen. Es war ein Traum.

Sie stand auf und wandelte durch die breiten Gänge, nahm den Pfad der Straße zu, stieg zu der erhöhten Terrasse hinauf und stand unbeweglich und schaute auf den leeren, hellen Weg. Langsam wandte sie sich wieder. Als sie aber die Stufen hinabgeschritten war, stand Fortunat vor ihr. Unwillkürlich streckte sie beide Hände aus, beinahe wie im Schrecken vor einem Geist. Fortunat ergriff ihre Hände und hielt sie fest. „Wollen wir in den Schatten gehen?“ fragte er sanft. Sie nickte, und sie schritten der Laube zu. Dort setzten sie sich nebeneinander. Eine Weile saßen sie wortlos, scheu, dann faßte Fortunat wieder Inas Hand und legte seinen Kopf darauf, bis er sich seufzend aufrichtete und das Haar aus der Stirn strich. Er wollte etwas sagen; als er aber Ina ansah, vergaß er seine Gedanken. Er nahm sie in seine Arme und küßte sie immer heißer, ihren Mund, ihre Augen, ihre Stirn, ihr Haar; dann ließ er sie los, hielt aber noch ihre Hand und sah sie mit glühenden Augen an.

„Siehst du,“ sagte er, „so geht es. Ist das nun schön?“

Sie hatte die Augen geschlossen und saß, das Kinn in die Hand geschmiegt, während er ihre Linke hielt und das Blut durch die Finger strömen fühlte.

„Ina,“ flüsterte er.

„Sprich nicht,“ hauchte sie. Er hielt sie wieder umfaßt; sie lag in seinen Armen und öffnete die Augen und sah seinen Hals und rückte den Kopf, daß er fester an seinem Kinn lehnte. Der Wind strich leise; er hob sacht die Blätter der Bäume, daß sie auf und nieder rauschten wie atmend. Die Büsche standen geballt im weißen Schein.

„Kannst du denken, daß es noch ein Nachher gibt?“ fragte er.

Sie schüttelte den Kopf.

„Meine Geliebte,“ flüsterte er.

„Aber was soll werden?“ fragte er nach einer Weile bang. Und als sie wieder nichts antwortete, setzte er hinzu: „Ach, Ina, ich muß doch meine Arbeit recht tun!“

„Glaubst du, du kannst es nicht mehr, nun du mich liebst?“ fragte sie.

„Ina,“ klagte er leise, „ich muß es dir sagen: die ganze Nacht und heute den ganzen Tag habe ich nur immer denken müssen: was tust du, — du verrätst deine Arbeit. Wenn du wüßtest, wie ein Feuer war's in mir, das ausbrechen will, über mich stürzen, mich ausbrennen, mich zu Asche verkohlen. Wie von Sinnen kam ich mir vor — als ob etwas zerrissen wäre in mir, ein Tor — ein Damm — und nun bräche alles hervor, woran ich mich zu denken gewehrt hatte, und was doch da war. Und seit deiner Krankheit wußte ich darum. Aber ich wollte es nicht. Wie ein Feind war es mir. Und so habe ich es behandelt, und ich wurde schwach und elend, weil ich meine Kraft im Kampf dagegen aufbrauchte. Und nun hätte es doch gesiegt und wäre durch die Unterdrückung nur stark geworden, und ich wäre nun ganz hilflos dagegen, und es wollte sich rächen. Ich bin herumgelaufen und habe vor deinen Fenstern gestanden, dort unter den Bäumen, und einmal habe ich dich auch gesehen, und mir war, als müßtest du kommen, als könnte ich nur leben, wenn du kämst. Aber du kamst nicht, und ich ging fort und kam

wieder und lief umher — und — und — so etwas kann ich nicht mehr durchmachen."

„Du mußt dich nur gewöhnen, so an mich zu denken, wie sonst an dich, so selbstverständlich, daß wir zwei eins sind, — dann kann ich dich nicht mehr stören." Sie atmete tief. „Meine Liebe störte mich nur, solange du mir fern schienst. Nun bin ich ganz ruhig. Und du wirst es auch bald werden."

„Wie kann ich das? Ich habe dich bald nicht mehr."

Sie richtete sich auf, dann aber sank ihr Kopf wieder gegen seine Schulter. Sie lächelte. „Doch," sagte sie. „Gott hat mich dir bestimmt und dich für mich."

„Wie kann ich dich in mein Leben hineinziehen! Glaube mir, du weißt nicht, wie das ist. Sieh, ich habe immer gearbeitet, von früh bis spät; ich habe keine Zeit gehabt für mich, um nur etwas zu lesen, was mich erfreute, oder um Musik zu hören, nach der ich manchmal wie verschmachtet war; ich habe mich niemals mehr ordentlich auf eine Predigt am Sonntag vorbereiten können. Das ging den ganzen Tag, von früh bis spät, und abends war ich so müde, daß ich nun sofort einschlief. Und so wird es wieder werden, es soll auch, denn so will ich es doch im Grunde. Und wenn du mit mir wärest, dann wärest du mir das Liebste, und ich dächte immer an dich und daß ich bei dir sein wollte, und daß du allein zu Hause wärest und dich grämtest. Und sieh, in Wohlleben vermag ich nicht zu sein. Wenn die Stube, in der ich wohne, nicht ganz einfach ist, dann bedrückt sie mich; jedes überflüssige Ding sieht mich an und sagt mir: Mich stiehlst du den Armen. Ina, und die ganz Armen sind so furchtbar elend. Und du würdest hineingezogen in dieses Grauen, und zwischen Menschen, die elend sind, ist so viel Übel, so viel, von dem du nichts ahnst, vor dem dir schaudern würde. Ich müßte immer denken, daß deine Seele sich ängstigt und krank werden will, und daß ich schuld daran wäre. Ich liebe dich so sehr, wie ein Engel bist du zu mir getreten, und ich weiß, ich würde dich immer mehr lieben, — und doch, Ina, von meiner Arbeit kann ich nicht lassen. Als ich hier war, und es ging mir so gut, ich hatte Zeit, so viel Schönes zu treiben, wonach ich mich so sehr gesehnt hatte, und alles war in Freude und Frieden um mich —, und ich war doch krank und konnte niemals froh sein. Und nun muß ich fort — Ina, und nun — —"

Er fiel vor ihr nieder und hielt sie umklammert und drückte sein Gesicht an ihre Schultern. Er weinte so, daß seine Gestalt erschüttert ward und seine Tränen durch den Stoff ihres Gewandes drangen. Sie hielt ihn an ihr Herz gedrückt und weinte auch und küßte sein Haupt. Und dann flüsterte sie nur: „Ich kann dich nicht lassen."

Er antwortete nicht, aber sie fühlte, wie er ruhiger ward, während er sich immer fester an sie drückte.

„Warum willst du mir dein Leben zuschließen?" fragte sie endlich.

Er hob den Kopf. „Ina," rief er, „du müßtest zu viel aufgeben. Du bist schön und vornehm und reich, und das sind große Güter, und du kannst nichts andres als sie haben. Aber mit den Armen leben und dabei genießen, das kann man nicht. Was du da siehst, ist zu schlimm, davon kommst du nicht

los; wenn du nicht auf allen Genuß verzichtest, kannst du nicht ruhig sein; du hast sonst kein gutes Gewissen. Aber du sollst nicht verzichten. Du bist für Glück und Glanz geboren. Du mußt köstliche Kleider und Perlen tragen und in Sälen wohnen. Ich darf dich nicht von deiner Herrlichkeit reißen. Was bin ich denn, daß du alles für mich aufgeben dürftest?"

Sie faßte seinen Kopf mit beiden Händen und beugte sich zu ihm: „Fortunat," sagte sie, „glaubst du, was du da sagst?"

Er war betroffen. „Sonst würde ich es doch nicht sagen."

Sie schüttelte den Kopf. „O nein, denn was liebtest du da eigentlich an mir? Daß ich reich und eine Gräfin bin, doch nicht. Fortunat, du bist nicht immer sehr klug."

„Ach, das weiß ich," sagte er kläglich.

Sie ließ ihn. „Wenn ich dächte, es wäre dir gut, so hieße ich dich gehen, und es wäre gleichgültig, ob ich es vermöchte. Aber du brauchst mich auch. Du hast viel Liebe in dir, Fortunat, aber auch viel Dunkles, Schweres. Wenn nun solche Zeiten wiederkämen? Oder wenn sie nicht kommen, wenn dir alles glückt, wenn du groß und mächtig wirst, ach Fortunat, und immer nur Menschen als Werkzeuge oder als deine Gegner hast? Laß mich neben dir, damit du menschlich bleiben kannst. Ohne Liebe kann niemand menschlich bleiben." Sie beugte sich vornüber und schlang ihre Hände gefaltet um ihre Knie und schaute in den weißen, stillen Garten vor ihr. „Wenn dich meine Güter bedrücken, so wollen wir sie verschenken. Aber warum? Sollen wir nicht froh sein, daß sie in unsern Händen sind, die wir den guten Willen haben?" Sie richtete sich auf. „Freue dich doch, Fortunat, freue dich mit mir, daß Gott dir nun das alles schenkt. Fortunat, er liebt uns, siehst du es denn nicht?"

Fortunat saß still. Ina umfaßte ihn. „Habe ich denn nicht bewiesen, daß ich nicht genießen will?"

„Doch," murmelte er. Er besann sich, und wie er ihren Arm um sich fühlte, lehnte er den Kopf wie ruhesuchend an ihre Schulter zurück. „Es kann doch nicht sein," flüsterte er.

„Fortunat, es ist," erwiderte sie sanft.

„Ich habe immer gedacht, nur andre dürften solches Glück haben."

„Du mußt dich sacht daran gewöhnen," antwortete sie. „Aber komm, wir wollen noch ein wenig gehen."

Sie standen auf und gingen langsam die stillen Pfade hinab. Zur Seite des langen Weges standen Bäume, die nur an den Kronen Laub trugen; zwischen den Säulen der Stämme floß kühl das Licht. In der Ferne näherten sich die Bäume einander, und dort wallte schimmernder Nebel, daß es aussah, als führte der Weg immer weiter, bis in die Ewigkeit. Langsam wandelten sie zwischen den Bäumen hindurch.

„Kannst du nicht glauben, daß du nun ruhig wirst?" fragte Ina, „ruhiger, als du je gewesen?"

Er nickte und hielt sie fest, und sie schritten schweigend weiter.

Der Kongreß zum Schutze des geistigen Eigentumes in Bukarest

vom 21. bis zum 27. September 1906.

Die vierzigjährige Gedenkfeier des Regierungsantrittes König Karls von Rumänien am 22. Mai d. Js. ist nicht allein in seinem Lande festlich begangen worden, sondern hat auch weit über dessen Grenzen hinaus die Aufmerksamkeit auf sich gezogen und die Zeitgenossen daran erinnert, wie Großes unter der segensreichen Herrschaft dieses hocherleuchteten Fürsten nach allen Richtungen hin in Rumänien geschaffen worden ist. Aus tiefem Verfalle hat sich das junge Königreich während dieses Zeitraumes durch die rastlose Arbeit seiner regsamen und stetig zunehmenden Bevölkerung zu der jetzigen hohen Kulturstufe emporgeschwungen. Reiche natürliche Hilfsquellen sind in seinem Inneren erschlossen worden; deren Wert zu erhöhen, trägt die günstige geographische Lage des Landes das ihrige bei und verleiht ihm eine große, geradezu europäische Bedeutung.

Freilich entspricht bis jetzt weder ihr noch all dem Interessanten, was es dem Reisenden zu bieten vermag, die Zahl der Fremden, die es aus eigener Anschauung kennen.

Diese Erwägung war wohl nicht ohne Einfluß auf die rumänische Regierung, als sie voriges Jahr beim Kongreß der „Association littéraire et artistique internationale" in Lüttich zum Schutze des geistigen Eigentumes, durch ihren Vertreter, Herrn Michel Holban, die Stadt Bukarest als Versammlungsort für das nächste Jahr vorschlagen ließ. Sein Antrag fand allgemein lebhafte Zustimmung, denn einerseits hatte die Leitung des genannten internationalen Vereins ein unleugbares Interesse daran, auch das ferne Rumänien für seine Zwecke zu gewinnen, anderseits aber mußte es angenehm berühren, daß dessen Regierung, eingedenk einer wichtigen Pflicht des modernen Staates, sich entschloß, die im besten Sinne humanen, völkerverbindenden Bestrebungen der Association zum Gegenstande des ersten internationalen Kongresses auf rumänischem Boden zu machen.

Für dessen Beginn war der 21. September 1906 anberaumt worden. Am Tage zuvor trafen von Westen und Norden her die Teilnehmer in Rumäniens Hauptstadt ein: Deutsche, Österreicher, Schweizer, Belgier, Italiener und Franzosen; die letzteren, wie immer, am zahlreichsten, denn von ihrem Lande hat ja das große Unternehmen der Association seinen Ausgang genommen, das in der gebildeten Welt von Jahr zu Jahr weitere Kreise zieht. Wie ihren früheren Kongressen, verlieh auch diesem die Anwesenheit eleganter und liebenswürdiger Damen einen hohen Reiz. Neben manchen anmutigen Töchtern des Landes standen unter ihnen ebenfalls die Französinnen, d. h. die Pariserinnen, im Vordergrunde.

Der Empfang, den die offiziellen Vertreter der rumänischen Staatsbehörden und mit ihnen weite Kreise der einheimischen Gesellschaft, darunter die Träger der

höchsten geistigen Bildung, ihren Gästen bereiteten, wird diesen für immer in dankbarem Andenken bleiben. Er war nicht nur sehr glänzend und ehrenvoll, sondern kennzeichnete sich zugleich durch ein wohltuend-herzliches Entgegenkommen, wie es der ganzen Sinnesart der Rumänen entspricht. Es kam vor allem zum Ausdruck in dem unermüdlichen Bemühen, den Fremden die volkreiche und mächtig aufstrebende, dabei in ihrer Mischung von Orient und Klein-Paris ohnehin sehr eigenartige und interessante Stadt Bukarest von der angenehmsten Seite zu zeigen. Auf die Sitzungen des Kongresses, der am Morgen des 21. September im Athenëul Roman, einem aus allgemeinen Sammlungen erbauten Palaste in antikem Stil, feierlich eröffnet worden war, folgten in buntem Wechsel wissenschaftliche Vorträge, genußreiche künstlerische, besonders musikalische Darbietungen und angeregte Geselligkeit.

Ein beliebter Vereinigungsort war die rumänische Landesausstellung, die, dem Königsjubiläum zu Ehren veranstaltet, einen Überblick der seit 1866 in den einzelnen Zweigen des Staatslebens geleisteten Arbeit und ihrer Erfolge zu geben bezweckte. Schon äußerlich fesselte sie durch ihre heitere, gefällige Bauart, die sich vorwiegend an nationale Motive anlehnte, sowie durch ihre geschmackvolle Gruppierung um einen weiten, rechteckigen Platz mit wohlgepflegten Gartenanlagen, dahinter ein von zierlichen Gebäuden überragtes Hügelgelände. Nicht minder bot aber auch ihr Inhalt das vielseitigste Interesse. Wenn er bestimmt war, das jetzige Rumänien auf seiner geschichtlichen Grundlage in einem Gesamtbilde darzustellen, so wurde dieses durch eine reiche Sammlung historischer Merkwürdigkeiten, teilweise von hohem künstlerischen Werte, wesentlich vervollständigt.

Nach den mannigfaltigen Beobachtungen, die sich den Ausländern hier aufdrängten, mußte es ihnen um so willkommener sein, daß die Kongreßleitung in gewohnter freundlicher Fürsorge ihnen ermöglichte, auf zwei lohnenden Tagesausflügen einen wenn auch flüchtigen Blick in das Innere des Landes zu werfen. Bei dem ersten lernte man die am Gebirgsflusse Argesch, in den Vorbergen der Karpathen, nordwestlich der Hauptstadt gelegene bischöfliche Kirche von Curtea de Argesch, die schönste in ganz Rumänien, kennen. Auf Anordnung des Königs ist diese sagenberühmte Schöpfung des Wojwoden Neagoe neuerdings von dem französischen Baumeister Comte de Nouy in ihrer ursprünglichen Pracht wiederhergestellt worden; ganz aus weißem Marmor aufgeführt, erscheint sie als ein wahres Kleinod nationaler Kunst des 16. Jahrhunderts. Das Ziel des zweiten Ausfluges war die von den höchsten Gipfeln der transsilvanischen Alpen überragte, von reißenden Gebirgsbächen durchströmte und von dunklen Wäldern umrauschte königliche Sommerresidenz Sinaia. Trotz des ungünstigen Wetters hinterließ er in den Kongreßteilnehmern dennoch eine schöne und teuere Erinnerung, denn er gab ihnen Gelegenheit, im Kastell Pelesch dem König und der Königin von Rumänien ihre Huldigung darzubringen, diesem unvergleichlichen Herrscherpaare aus deutschem Geschlechte, das sich durch die Vollbringung eines Lebenswerkes, wie es ihm schwieriger kaum vom Schicksale bestimmt werden konnte, ein Denkmal für alle Zeiten gesetzt hat.

Bei der bewundernden Verehrung, die ihm allenthalben in der gebildeten Welt gezollt wird, gestaltete sich der Empfang an seinem Hofe ganz von selbst zum Glanzpunkte des Kongresses. Er diente aber diesem zugleich als würdiger Epilog, nachdem derselbe seine eigentliche Tätigkeit schon einen Tag vorher, am 25. September, abgeschlossen hatte.

Als nächstliegende Aufgabe war von ihm der Beitritt Rumäniens zu der sogenannten Berner Konvention ins Auge gefaßt worden, d. h. zu der 1886 in Bern zwischen einer Anzahl von Ländern geschlossenen Übereinkunft, wonach jedes derselben den Angehörigen der übrigen Verbandsstaaten Urheberrechtsschutz zu gewähren sich verpflichtet. Nach dem ganzen bisherigen Verhalten der Bukarester Regierungskreise durfte man wohl hoffen, dieses Ziel zu erreichen. Immerhin wurden doch die gehegten Erwartungen durch ihr Entgegenkommen auf dem Kongreß noch weit übertroffen. Gleich bei dessen Eröffnung kündigte der inzwischen von seinem Posten

zurückgetretene Unterrichtsminister Bladesco an, er werde gemeinsam mit dem Justizminister eine Kommission ernennen zur Beratung über den Berner Vertrag und die Folgen, die sich aus dem Anschlusse daran für Rumänien ergeben würden. Durch dieses Vorgehen, fügte er hinzu, werde man nicht nur ein Ziel der Billigkeit und Gerechtigkeit, sondern zugleich ein nationales Ziel verfolgen, denn das literarische und künstlerische Eigentum schützen heiße doch nichts andres als den Wissenschaften, der Literatur und den Künsten die ernsteste Aufmunterung zuteil werden zu lassen. Bekräftigt wurden seine schönen Worte von dem ebenfalls anwesenden Justizminister Greceanu; im Namen der Kongreßteilnehmer aber gab der Präsident der „Association“, Georges Maillard, der Freude über diese Erklärungen der beiden Regierungsvertreter beredten Ausdruck, indem er in seiner Antwort bemerkte: „Nous venions pour conquérir et ... nous voilà conqnis nous-mêmes ... Le programme du congrès est presqu'achevé avant d'avoir été commencé, et nous pourrons nous laisser aller à tout le charme de la vie de Bucarest.“

Über den Zerstreuungen der rumänischen Hauptstadt wurde gleichwohl die ernste Arbeit durchaus nicht verabsäumt, und Maillard selbst ging, wie schon auf den Kongressen der letzten Jahre, so auch hier als hingebender, umsichtiger und gewandter Leiter der Verhandlungen mit dem besten Beispiele voran.

Unter den dabei erörterten Fragen seien zunächst die Verbesserungsvorschläge für die Berner Übereinkunft genannt, die dem Kongreß von der Association im Hinblick auf die nahe bevorstehende Revisionskonferenz unterbreitet worden waren. Einen zusammenfassenden Bericht darüber erstattete der Pariser Advokat Chaumat, und hierauf kam man, nach genauer Erwägung der hauptsächlichsten Revisionspunkte, den Vorschlägen der Association gemäß überein, erstens den sogenannten Konventionsschutz eines Werkes, der bisher von der Erfüllung der im Ursprungslande vorgeschriebenen Formalitäten abhängig war, künftig in jedem Lande unabhängig zu gestalten; zweitens für sämtliche der Berner Konvention angeschlossenen Staaten eine Schutzfrist von fünfzig Jahren nach dem Tode der Autoren festzusetzen; drittens den Gegenstand des Schutzes möglichst einheitlich und systematisch zu bestimmen und ihm auch, namentlich auf dem Gebiete des musikalischen Urheberrechtes, einen größeren Spielraum als bisher zu geben. Besondere Aufmerksamkeit widmete man unter anderm der Frage des Schutzes musikalischer Schöpfungen gegenüber den Fabrikanten mechanischer Instrumente, z. B. Orchestrion, elektrische Klaviere und Phonographen, und sprach sich, wie schon auf früheren Kongressen, einhellig dahin aus, daß die Rechte des Komponisten auch gegenüber der Instrumentenindustrie gewahrt bleiben müßten.

Wie die Revision des Berner Übereinkommens, wurde ferner die Erweiterung seines Wirkungskreises vom Kongreß eingehend behandelt. Unter den Ländern, die ihm zur Zeit noch nicht angehören, sind es außer Rumänien vor allem Holland und die Vereinigten Staaten, mit denen die Association sich näher beschäftigt hat. Ihr Bemühen, sie zum Anschlusse zu bewegen, stößt bis jetzt noch auf ernste Hindernisse, ganz besonders in Nordamerika, wo die stark protektionistische Strömung, namentlich innerhalb der politisch einflußreichen Gewerkschaften, einem Schutze der Ausländer entschieden widerstrebt. Wohl gibt es auch hier eine Partei, die für diesen und am letzten Ende auch für den Beitritt zur Berner Konvention arbeitet. In einem Gesetzentwurfe, der, dank ihren Bemühungen, dem Kongreß in Washington unterbreitet worden ist, wird den Ausländern für die Drucklegung ihrer Bücher und Lithographien in den Vereinigten Staaten eine Frist von zwei Jahren gegeben, was die Association als einen Versuch anerkennt, den jetzigen Mißständen abzuhelfen. Immerhin findet sie ihn den Interessen auswärtiger Urheber in keiner Weise genügend und hat es deshalb als wünschenswert bezeichnet, daß alle Länder der Konvention sich zu gemeinsamen Schritten vereinigen, um allmählich den auf diesem Gebiete ganz ungerechtfertigten Protektionismus der Vereinigten Staaten zu überwinden.

Angesichts der Schwierigkeiten von dieser Seite war für die Association die Tatsache um so erfreulicher, daß sie wenigstens auf Rumänien sicher zählen durfte. Ganz im Einklange mit den beim Beginne des Kongresses gegebenen Zusagen der beiden Minister Vladesco und Greceanu wurde auch während dessen Verhandlungen von allen anwesenden rumänischen Fachleuten, besonders aber von dem Senator Djuvara, der seit Jahren für den Beitritt seines Vaterlandes tätig gewesen ist, in energischer Weise betont, daß es in dessen Interesse wie in dem seiner Literatur und Kunst liege, die Ausländer wirksam zu schützen. Demgemäß wurden auch einzelne Paragraphen des von der Association ausgearbeiteten Musterentwurfes für Urheberrecht unter besonderer Bezugnahme auf die einheimische Gesetzgebung durchgesprochen, wobei sich vor allem der inzwischen zum Unterrichtsminister ernannte Advokat Dissescu mit Eifer an den Beratungen beteiligte. Sein Amtsvorgänger Vladesco gab in der letzten Sitzung, am 25. September, den Versammelten die Absichten seiner Regierung von neuem aufs bestimmteste zu erkennen, indem er die Namen der Mitglieder der Kommission verlas, der es obliegen wird, die für Rumäniens Anschluß an die Berner Übereinkunft erforderlichen Vorkehrungen zu treffen.

Fürwahr ein Abschluß des Kongresses, wie man ihn sich besser gar nicht wünschen konnte. Schade nur, daß mit ihm zugleich der interessante und angenehme Aufenthalt in Bukarest ein Ende nahm. Kaum von Sinaia zurückgekehrt, verließen die meisten Gäste aus dem Abendlande schon wieder am Morgen des 27. September, diesmal für immer, Rumäniens Hauptstadt. Von den dortigen Freunden, deren Güte und Liebenswürdigkeit über alles Lob erhaben war, hatten sich viele am Bahnhofe eingefunden, um den Scheidenden Lebewohl zu sagen; viele gaben diesen auch das Geleite zum Gestade des Schwarzen Meeres, wohin der Sonderzug sie führte. In rascher Fahrt wurden die fruchtbaren Ebenen der Walachei durchmessen, nach einigen Stunden überschritt man bei Cernavoda die Donau auf der gewaltigen Brücke, durch die seit 1895 die Eisenbahnverbindung zwischen Bukarest und der jenseits gelegenen ehemals türkischen Dobrudscha hergestellt ist. Nicht lange danach war das Reiseziel dieses Tages, Constanza, erreicht, das Tomi des Ovid, das jetzt als Hafenstadt Rumäniens einer großen Zukunft entgegengeht. Der kürzlich vollendete stattliche Personendampfer „Romania“, der zur Abfahrt nach Konstantinopel bereit lag, nahm die Reisenden auf, und in seinem behaglichen Speisesaale fand der Abend den Rest der Kongreßgesellschaft mit den Vertretern der Behörden Constanzas bei den Klängen der in der letzten Zeit so oft gehörten Zigeunermusik zum Abschiedsmahle vereinigt. In herzlichen Tischreden klang die Stimmung, die den Kongreß von Anfang an beherrscht hatte, harmonisch aus, und nicht ohne Wehmut trennten sich die Scheidenden am späten Abend von ihren rumänischen Reisegefährten. Gegen Mitternacht lichtete die Romania ihre Anker; als am nächsten Morgen die Sonne im Osten aus den tief dunkelblauen, beinahe schwarzen Fluten des Pontus emportauchte, war der Weg nach Konstantinopel schon zur Hälfte zurückgelegt, und wenige Stunden später erschloß sich den Blicken die ganze Wunderwelt des Morgenlandes.

Ihren Zauber haben die von Norden kommenden Kongreßfreunde während der folgenden Wochen in vollen Zügen genossen, doch vermochte er das freundliche und ansprechende Bild, das Rumänien in ihrer Seele zurückgelassen hatte, nicht daraus zu verdrängen. Die dort empfangenen Eindrücke glauben sie zum guten Zeichen für eine glückliche Zukunft des schönen Landes nehmen zu dürfen, als deren sicherste Gewähr aber erscheint ihnen die freudige Hingebung, mit der Rumänien sich beim Kongreß zu Bukarest in den Dienst einer guten und gerechten Sache gestellt hat.

Weimar, im Dezember 1906.

Hermann Freiherr v. Egloffstein.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Dezember.

Vor dem Eindruck der Reichstagsauflösung schwindet zurzeit jedes andre politische Interesse. Der Auseinandersetzung der Parteien über die allgemeine Politik war fast unmittelbar eine sechstägige bewegte Verhandlung über die Kolonien gefolgt. Im Mittelpunkt der Erörterung und des Interesses stand der neue Direktor der Kolonialabteilung, Exzellenz Bernhard Dernburg. Er hat sich als gewandter Redner, kaltblütiger und schneidiger Debatter bewährt und in einem großen Redekampf mit einem Führer des Zentrums, Herrn Roeren, der die Beamten des Kolonialamts in Togo in härtester Weise auf bloße Gerüchte und Denunziationen hin angegriffen hatte, in der Verteidigung derselben eine Ruhe und Sachlichkeit, geistige Überlegenheit und Tapferkeit bewiesen, die ihm den Beifall des ganzen Hauses eintrug. Je weniger seine Denkschriften über die Kolonien befriedigt hatten, die mit ihrer Schönmalerei ein wenig an die Börsenprospekte zugunsten eines neuen Aktienunternehmens erinnerten, um so mehr imponierte die schlichte, jedes Wortgepränge ablehnende, eindringliche Weise, in der er die Bedürfnisse Südwestafrikas, die Erweiterung des Eisenbahnbaues und die Unterstützung der Farmer erörterte. Daß er dem Hause gleichsam als Morgengabe seines Eintritts in das Amt die Auflösung des Vertrages zwischen dem Reiche und der Firma Tippelskirch brachte, erschien als ein günstiges Vorzeichen für seine eigene Verwaltung. Mit Recht konnte er bei der Verhandlung der unerquicklichen Kolonialskandale, die von der Sozialdemokratie und dem Zentrum wieder herangezogen wurden, betonen, daß er keine Vergangenheit zu verteidigen habe, sondern nur für die Zukunft freie und saubere Bahn haben wolle. Jeder Patriot mußte ihm zustimmen, wenn er gegen Roeren hervorhob, daß diese beständigen Anklagen und Verdächtigungen der Beamten in den Kolonien gerade die besten Männer von diesem Dienste zurückschreckten, und daß die Einmischung der Abgeordneten des Zentrums in die Verwaltung, der politische Druck, den sie auf dieselbe auszuüben suchten, eine Eiterbeule sei, die aufzustechen seine Pflicht gewesen. Der tiefe Gegensatz, der das deutsche Volk in der Kolonialfrage noch immer trennt, trat in diesen Debatten einmal wieder zutage. In der Vorliebe und Beschützung der Eingeborenen wetteifern die Sozialdemokraten, die Missionare und ihre Freunde miteinander; sie sehen in jeder Maßregel, die den Neger zum Gehorsam, zur Ordnung und Arbeit zwingt, eine Gewalttat der Weißen, alle europäischen Beamten und Soldaten verwandeln sich in ihren Augen zu Menschenschindern, welche die harmlosen Naturkinder ausnutzen und mißhandeln. Bei der Verbreitung solcher Gesinnungen und Anschauungen, bei der Leidenschaftlichkeit, mit der sie vorgetragen werden, wie kann eine rechte Freude an den Kolonien in unserm Volke sich entwickeln, selbst da, wo ihre Notwendigkeit für unsre Zukunft und Weltstellung nicht mehr bestritten wird? Nach den Aufzeichnungen des Fürsten Hohenlohe führte Bismarck zwei Gründe für seine Sprödigkeit und

Zurückhaltung gegen die kolonialen Unternehmungen an: den Mangel des deutschen Kapitals dafür und die Unfähigkeit unsrer Beamten für die Leitung derselben. Die Zeit hat ihm vollständig recht darin gegeben und noch einen dritten, den entscheidenden Grund, hinzugefügt, der unsre Kolonien nicht zur Blüte gelangen läßt: die Teilnahmlosigkeit eines großen Teils der Nation. In der Budgetkommission, an die am Dienstag, den 4. Dezember, nach der bestimmten und nachdrücklichen Erklärung des Reichslanzlers, daß er das Vorgehen des Kolonialdirektors in allen Punkten billige, endlich die Vorlage für den Weiterbau der Eisenbahn von Kubub nach Keetmanshopp und der Nachtragsetat für Südwestafrika — sie bildeten den Ausgangspunkt für die Verhandlungen im Reichstage — gewiesen wurden, stießen die Gegensätze noch unversöhnlicher zusammen; das Zentrum wollte seine Revanche haben. Der Nachtragsetat forderte 29220000 Mark; das Zentrum erklärte, nur 20830000 Mark bewilligen zu können, und beantragte außerdem: die Schutztruppe bis zum 31. März 1907 um 4000 Mann zu vermindern und Vorbereitungen zu treffen, um nach dem 1. April 1907 weitere Verminderungen vornehmen zu können, bis die Schutztruppe 2500 Mann beträgt. Da es in der Kommission zu keiner Entscheidung über die Regierungsvorlage oder irgendeinen Vorschlag kam, stand der Nachtragsetat am Donnerstag, den 13. Dezember, zur Verhandlung im Plenum. Es sollte ein kritischer Tag für die deutsche Geschichte werden. In fester und knapper Weise trat der Reichskanzler Fürst Bülow zweimal für die Vorlage ein und erklärte den Zentrumsantrag für unannehmbar: „Wenn Sie wollen, können Sie die Krisis noch heute haben." Ein Vermittlungsvorschlag der freisinnigen Volkspartei, daß die Heimsendung von 4000 Mann im Laufe des Rechnungsjahres 1907 erfolgen solle, wurde von der Regierung angenommen, fand aber nicht die Mehrheit, und die Regierungsvorlage wurde mit 177 gegen 168 Stimmen abgelehnt. Dafür stimmten Konservative, Nationalliberale und Freisinnige; dagegen Zentrum, Sozialdemokraten und Polen. Zu einer Abstimmung über den Antrag des Zentrums ließ es der Reichskanzler nicht mehr kommen; er erhob sich und verlas unter dem lauten Zuruf des Hauses und der Tribünen die kurze kaiserliche Botschaft, die den Reichstag auflöst. Ein Alpdruck, der immer schwerer sich auf uns zu legen drohte, ist damit von den Gemütern genommen, das deutsche Volk ist wieder Herr seiner Geschicke. Die Empfindung, daß es sich bei den Neuwahlen um die Entscheidung handelt: ob es seine Weltstellung behaupten oder aufgeben wolle, geht brausend wie ein mächtiger Sturmwind durch das Land.

Die Fragen der äußeren und inneren Politik, die Frankreich gegenwärtig bewegen, treten dahinter fast zurück, wiewohl auch sie von nicht unerheblicher Bedeutung sind. Die Marokko-Angelegenheit zwar gibt, so scheint es, zu ernsteren Bedenken kaum Anlaß. Am 30. November zwischen 8 und 9 Uhr morgens ist die Flottendivision, die im Hafen von Toulon bereitlag, unter dem Befehl des Admirals Touchard nach Tanger in See gegangen. Drei französische Panzerschiffe und ein Landungskorps sollen den Marokkanern den nötigen Respekt einflößen, und die hoffentlich friedliche Einsetzung der Polizei in den Hafenstädten, im Verein mit Spanien, vorbereiten. Mit Spanien haben hinsichtlich eines gemeinsamen Vorgehens eingehende Verhandlungen stattgefunden, die sich um so mehr in die Länge zogen, da während derselben das liberale Ministerium des Lopez Dominguez seine Entlassung nahm. Nicht wegen der Marokkofrage, sondern wegen innerer Schwierigkeiten und der Hindernisse, die sich dem Abschluß eines Handelsvertrages sowohl mit Frankreich wie mit Deutschland entgegenstellen. In dem neuen von Moret gebildeten Ministerium hatte Perez Caballero die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten übernommen.

Ob tatsächlich die Aufregung der Marokkaner so groß und die Gefahr für das Leben und das Eigentum der Fremden so drohend ist, um solch ein kriegerisches Aufgebot zu rechtfertigen, läßt sich bei den widersprechenden Berichten, die aus Tanger nach Europa gelangen, nicht entscheiden. Während die einen behaupten, daß

Raisuli sich zum Kriege und zur Vertreibung der Fremden aus Tanger rüste und kein Europäer mehr vor Angriffen und Beleidigungen sicher sei, versichern die andern, alle Besorgnisse seien übertrieben, sie würden auch nicht durch die Haltung der Bevölkerung, sondern gerade durch die kriegerischen Vorbereitungen Frankreichs und Spaniens hervorgerufen. Es ist indessen nur natürlich, daß die Marokkaner der Einsetzung der spanisch-französischen Polizei mit Unruhe, Mißtrauen und Abneigung entgegensehen. Wenn in den sechs Hafenstädten eine europäische Macht zur Aufrechthaltung der Ordnung vorhanden ist, hört damit das System der Gewalttaten und Erpressungen auf, das bisher die Führer der einzelnen Stämme, bald gegeneinander, bald gegen die Fremden, bei der Ohnmacht des Sultans ausgeübt haben. Eine ständige, gut bewaffnete und gut geführte Polizeitruppe würde sie rasch zur Unterwerfung zwingen. Darum ist es nicht ausgeschlossen, daß sie ihrer Aufrichtung Widerstand entgegensetzen. Aber bekanntlich wird auf der andern Seite mit dem „mohammedanischen Fanatismus und Fremdenhaß" ein schnödes politisches Spiel getrieben. Man entsinnt sich, in welch schwarzen Farben die englische Regierung die Lage Ägyptens im Sommer malte, als die Verhandlungen über die Grenze der Sinai-Halbinsel zwischen ihr und der Türkei schwebten. Damals wurde angeblich ein Expeditionskorps zur Einschiffung nach Ägypten in Malta zusammengezogen und das Unterhaus in feierlichster Weise beschworen, von jeder Debatte über die summarische Hinrichtung der ägyptischen Bauern abzustehen, die ihre Handgreiflichkeiten gegen den herausfordernden Übermut englischer Offiziere auf der Jagd mit dem Leben büßen mußten, weil die englische Herrschaft in Gefahr sei. Als aber neulich im Unterhause an die Regierung die Frage gestellt wurde, ob man einen Winteraufenthalt in Ägypten ohne Gefahr in Aussicht nehmen könne, kam vom Regierungstisch die erstaunte Antwort: wie man nur daran zweifeln könnte? Tiefster Friede herrsche im Niltal, und keinem Touristen würde ein Haar gekrümmt werden.

Wahrscheinlich stellen sich die marokkanischen Zustände in derselben rosigen Beleuchtung dar, sobald die Franzosen in Tanger eingezogen sind und damit die nervöse Angst verloren haben, irgendeine andre Macht möchte ihnen zuvorkommen. Im Unterhause erklärte schon am 29. November die englische Regierung, sie werde keine Kriegsschiffe zur Mitwirkung bei dem französisch-spanischen Vorgehen nach den marokkanischen Gewässern schicken, und Deutschland verhält sich neutral. Frankreich kann also seinem Herzen Genüge tun. Lauten Widerspruch findet das Vorgehen der Regierung nur im eigenen Hause. Jaurès und seine Freunde befürchten, daß diese stürmische Eile die Nation in ein unabsehbares Abenteuer stürzen könnte. Er richtete am 6. Dezember eine Interpellation an den Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Pichon, über die Tragweite der beabsichtigten Expedition. Am Tage vorher hatten die französische und die spanische Regierung allen Unterzeichnern der Akte von Algesiras identische Noten über die Absendung ihrer Schiffe überreicht, die nur im Notfall Truppen zum Schutz der Fremden in Tanger landen würden, und von allen Mächten wohlwollende und zustimmende Antworten erhalten. Pichon war so in der günstigen Lage, die mißtrauischen Vermutungen, die Jaurès über die Stellung der Mächte zu dem einseitigen Vorgehen Frankreichs und Spaniens geäußert hatte, zurückweisen zu können: Frankreich stehe mit seiner Expedition, die durch das herausfordernde Betragen Raisulis notwendig geworden sei, um den etwaigen Widerstand gegen die Einrichtung der Polizei im Keime zu ersticken, auf dem Boden der Beschlüsse der Konferenz von Algesiras, Europa habe die Vorzugsstellung Frankreichs und Spaniens in Marokko anerkannt. Eine Organisation der Polizei sei in den Hafenstädten nicht möglich, wenn ringsumher die Anarchie wüte. Auf keinen Fall, betonte er, dürfen wir denen einen Vorwand geben, die uns beschuldigen, Absichten auf Marokko zu haben. Diese klaren und eindringlichen Darlegungen Pichons machten sichtlich einen starken und beruhigenden Eindruck auf die Kammer. Mit großer Majorität nahmen die Abgeordneten eine Tagesordnung

an, die der Regierung das Vertrauen ausspricht, daß sie die Ausführung der Akte von Algesiras und die aus ihr entspringenden Rechte sichern und für den Schutz der französischen Staatsangehörigen in Marokko bürgen werde. Nichts hindert nunmehr die französischen Schiffe, von Cadix nach Tanger hinüberzufahren, Raisuli einzuschüchtern und die Fremdenkolonie zu beruhigen. Sie sind denn auch am Sonnabend, den 8. Dezember, die spanischen am 10. vor Tanger erschienen, haben aber bis zum 14. Dezember keine Truppen gelandet.

Die Frage, die neben der marokkanischen Frankreich und das Ausland lebhafter beschäftigt: die Ausführung des Trennungsgesetzes zwischen Staat und Kirche, schien durch die Erklärungen des Kultusministers Briand in ein ruhigeres Stadium zu treten. Ein Rundschreiben an die Präfekten traf Bestimmungen über die Ausübung des Gottesdienstes nach dem 11. Dezember in dem Falle, daß Kultusvereinigungen im Sinne des Gesetzes nicht gebildet worden sind. Der Gottesdienst wird nicht gehindert werden, die Kirchen werden ihrer früheren Bestimmung zunächst noch auf ein Jahr erhalten bleiben, die Geistlichen aber fortan nur ihre Inhaber ohne Besitzrecht sein. Sie dürfen keinerlei Verwaltungshandlungen vornehmen noch auf Grund der Benutzung der Kirchen und ihres Mobiliars, die dem Staate oder den Gemeinden gehören, eine Vergütigung erhalten. Freiwillige Spenden der Gemeinden dagegen sind gestattet. Die Gemeinden können unter gewissen Bedingungen sofort in den Besitz der Pfarrhäuser, der Paläste der Erzbischöfe und der Bischöfe und der großen Seminare und bedingungslos in den Besitz der kleinen Seminare treten. Diese Anordnungen waren im Geiste der Versöhnlichkeit und in der Erkenntnis getroffen, daß man den Katholiken Zeit lassen müsse, sich an die Verhältnisse zu gewöhnen; auch war die Mehrzahl der Bischöfe geneigt, auf diese Bedingungen einzugehen und die Erklärung nach dem Vereinsgesetz von 1881 über öffentliche Versammlungen abzugeben, daß sie den Gottesdienst wie früher abzuhalten gedächten. Da traf am 8. Dezember das Verbot des Papstes an die französischen Geistlichen ein, irgendwelche Erklärung über die Abhaltung des Gottesdienstes an die Staatsbehörden abzugeben und den Gottesdienst, als sei nichts geschehen, fortzusetzen. Sein Vertreter bei dem französischen Episkopat, Monsignore Montagnini, reizte überdies die Pfarrer verschiedener Kirchen in Paris zu aufrührerischen Kanzelreden am Sonntag, den 9. Dezember. Damit war der Krieg erklärt, und die Regierung hat ohne Zögern den hingeworfenen Fehdehandschuh aufgenommen. Den Bischöfen ist befohlen worden, ihre Paläste zu räumen, sämtliche Priesterseminare sind mit Beschlag belegt, Monsignore Montagnini hat Frankreich verlassen müssen, in seinem Hause hat eine Untersuchung stattgefunden, seine Papiere sind in den Händen des Gerichts. Die Predigt des Kreuzzuges ist wohl noch möglich, aber der Kreuzzug selber nicht mehr.

Ungleich schwieriger ist der Kampf der Aufklärung in Spanien, dem alten Lande der Glaubenskriege und der Inquisition. Hier ist das Ministerium des Lopez Dominguez mit seinen liberalen Anläufen an dem Widerstande der Konservativen und Klerikalen gescheitert. Schon sein Versuch, die gesetzlich angeordnete Zivilehe praktisch durchzuführen, erregte das Mißfallen dieser Kreise; die Absicht, durch ein neues Vereinsgesetz der Zunahme und dem Übergewicht der geistlichen Kongregationen zu steuern, rief sie zu den Waffen. Seitdem Frankreich sich zur Bekämpfung des Klerikalismus aufgerafft hat, sind auch die spanischen Liberalen wieder mutiger in der Abwehr der kirchlichen Übergriffe geworden. Eine antiklerikale Bewegung hatte in Madrid, in Barcelona, in Sevilla und Valencia gegen die Jesuiten und die bigotten Bischöfe gelegentlich in den Straßen lärmende Kundgebungen veranstaltet. Aber über solche Tumulte war sie noch nicht hinausgekommen. Erst als die Mitglieder der in Frankreich aufgelösten Kongregationen scharenweise über die Pyrenäen zogen und mit dem geretteten Gelde neue geistliche Genossenschaften auf spanischem Boden gründeten, empfanden die Liberalen in der Regierung und in den Cortes die Notwendigkeit, die klerikale Gefahr mit gesetzlichen Mitteln abzuwehren. Das neue

Vereinsgesetz, das sie in diesem Sinne vorschlugen, wurde indessen überall als gottlos und verderblich verschrien: bei der Herzogin von Bailen in Madrid vereinigten sich zweitausend Damen der Gesellschaft, um eine Petition an den König gegen das Gesetz zu unterschreiben. Das Ministerium Lopez Dominguez mußte einem kirchlicher gefärbten Ministerium Moret den Platz räumen, das freilich schon nach drei Tagen, am 3. Dezember, seine Entlassung einreichte, da es sich den Verwicklungen der Lage nicht gewachsen fühlte. Zu den inner-politischen Verlegenheiten und Gegensätzen kommen die wirtschaftlichen wegen des Abschlusses der Handelsverträge mit Deutschland und Frankreich. Der Vorsitzende der neuen Regierung, Vega de Armijo, ein alter liberaler Parteiführer, wird ebensowenig wie seine beiden Vorgänger dieser Schwierigkeiten Herr werden. Ohne eine Auflösung der Cortes und einen Appell an das spanische Volk dürften sie keine Lösung finden.

Am Sonntag, den 25. November, ist die diesmalige Sitzung der österreichischen und der ungarischen Delegation in Budapest eröffnet worden. Nicht ohne einige Besorgnis hatte man ihr entgegengesehen, nachdem die ungarische Opposition den Rücktritt Goluchowskis und Pitreichs erzwungen hatte. Aber beide Delegationen sind den neuen Männern, dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Aehrenthal, und dem Kriegsminister Schoenaich, wohlwollend entgegengekommen. Die Erklärungen Aehrenthals über die politische Lage haben in der österreichischen Delegation Anerkennung und Beifall gefunden, und die Ungarn die Forderungen des Kriegsministers, da er von vornherein auf jede Erhöhung der Heeresmannschaft verzichtete, die sein Vorgänger so oft und immer vergeblich verlangt hatte, glatt bewilligt. Österreich-Ungarn hat den großen Vorteil, daß es politisch nur in Europa beteiligt ist und weder durch Kolonien noch durch überseeische Unternehmungen den Argwohn und Neid der Engländer und Franzosen, der Japaner und Amerikaner erweckt. In engster Verbindung mit dem Deutschen Reiche besitzt es nur zwei Reibungsflächen, Rußland und Italien gegenüber. Gerade mit Rußland aber hat der Minister Aehrenthal, der eine Reihe von Jahren bis zur Berufung auf seinen jetzigen Posten als Botschafter in Petersburg Hof und Regierung kennen gelernt, ein freundschaftliches Verhältnis herzustellen gewußt, und der Dreibund ist bisher noch immer ein guter Blitzableiter gewesen, um die unvermeidlichen elektrischen Spannungen, die gelegentlich zwischen Italien und der Monarchie, bald über Triest und Trient, bald über die Adria auftauchen, gefahrlos abzulenken. Die politische und wirtschaftliche Bedeutung der Stellung Österreich-Ungarns auf der Balkanhalbinsel wurde in den Delegationen nach allen Seiten erörtert und gewürdigt, die Erkenntnis, daß hier nicht nur der Schwerpunkt und die Zukunft, sondern auch die Basis der gemeinsamen Lebensinteressen und des Zusammenhalts Ungarns und Österreichs liegt, hat unter den Politikern der verschiedenen Parteien Fortschritte gemacht und dringt allmählich auch in die Volkskreise ein. Mit warmem Eifer sprachen sich die Redner in der österreichischen Delegation für die Stärkung der Kriegsflotte und die Entwicklung Dalmatiens durch Eisenbahnen aus. Das wird nun freilich auf der andern Seite der Adria von italienischen Ohren nicht gern gehört werden.

Die fortschreitende Besserung der russischen Zustände erweckt die Hoffnung, daß sich die Finsternis endlich lichten und das Chaos gestalten werde. Der Schrecken der Revolution im Angriff wie in der Abwehr hat noch nicht aufgehört, aber die erhaltenden konservativen Mächte gewinnen ersichtlich die Oberhand. Zwischen den Revolutionären und den russischen Leuten fangen die gemäßigten Parteien an, sich fester zusammenzuschließen. Auf ihnen beruht die einzige Möglichkeit, Rußland in irgendeiner Form zu einem konstitutionellen Staat umzubilden. Auch als solcher wird es noch auf Menschenalter hinaus von dem westlichen Ideal eines solchen entfernt bleiben, aber die Herrschaft der Gesetze statt der Willkür läßt sich vielleicht durch einen Kompromiß zwischen der Autokratie und dem Liberalismus durchführen. Der Fall Gurko-Lidwall muß in diesen Tagen doch selbst den Zaren von einer schleunigen Reform der Verfassung des Staates und der Bureaukratie an Haupt und Gliedern

überzeugt haben. Der amerikanischen Firma Lidwall, die in Petersburg eine Filiale hat, wurde von dem Ministerium des Innern durch die Vermittelung des Adjunkten des Ministers Gurko die Beschaffung des Getreides für die notleidenden Provinzen übertragen. Sie hat einen Vorschuß von 800 000 Rubel erhalten und ihrerseits Herrn Gurko eine reichliche Provision zukommen lassen, in der Erfüllung ihrer Pflichten aber sich bisher als vollkommen unfähig erwiesen. Eine Kommission zur Untersuchung der Angelegenheit ist natürlich eingesetzt worden; kann sie jedoch den Schaden wieder gut machen, den dieser Vorfall der obersten Verwaltung des Reiches vor aller Welt, inmitten der gegenwärtigen Krisis, zugefügt hat?

Am 4. Dezember hat der Präsident Roosevelt dem Senat und dem Repräsentantenhause der Vereinigten Staaten eine umfangreiche Botschaft, wie alljährlich, übersandt, die sich eingehend über die inneren Verhältnisse und die auswärtigen Beziehungen der Union ausläßt. „Als Nation," sagt er im Anfang, „erfreuen wir uns nach wie vor eines noch nicht dagewesenen Gedeihens, und es ist wahrscheinlich, daß nur rücksichtslose Spekulation und Mißachtung rechtmäßiger Geschäftsmethoden diesem Gedeihen ernstlich Abbruch tun können." Er befürwortet darum einen stärkeren Einfluß der Bundesgesetzgebung auf die Trusts, um deren Auswüchse zu hindern, die Einführung einer progressiven Erbschaftssteuer und Einkommensteuer zur Vermehrung der Bundeseinnahmen, und empfiehlt eine bessere Schulbildung der Neger und die allmähliche Einsetzung des achtstündigen Arbeitstages. Großen Widerstand wird der Vorschlag erregen, vor allen andern Staaten in Kalifornien, den Japanern durch ein besonderes Gesetz die Naturalisierung in der Union zu gestatten. Zugleich fordert der Präsident die gesetzliche Befugnis, die Vertragsrechte der Ausländer in den Einzelstaaten von Bundes wegen zu wahren und durchzusetzen. Um des Friedens und des Handels wegen möchte Roosevelt durch diese Vorschläge die gerechten Beschwerden Chinas und Japans wegen der Behandlung ihrer Landsleute beseitigen, aber es ist ebenso gewiß, daß der Haß der Yankees gegen die ostasiatischen Einwanderer dadurch nur neue Nahrung erhalten wird. Günstiger wird vielleicht der Vorschlag aufgenommen werden, den Bewohnern von Puertorico das amerikanische Bürgerrecht zu erteilen. Hinsichtlich Kubas erklärt die Botschaft, die Vereinigten Staaten wollten von Kuba nichts als sein wirtschaftliches Gedeihen und seinen inneren Frieden; wenn freilich der Aufruhr von neuem ausbräche und die von der provisorischen Regierung, unter dem amerikanischen Gouverneur, für das nächste Jahr ausgeschriebenen Wahlen nicht gesetzmäßig verliefen, könne nicht davon die Rede sein, daß die Insel unabhängig bliebe. Die Rüstung der Kriegsflotte betreffend, wird jährlich der Bau wenigstens eines Schlachtschiffes gefordert, das an Größe, Schnelligkeit und Ausstattung jedem gleichzeitig im Bau befindlichen Schiffe andrer Nationen gleichkomme. Der Präsident drückt seine Freude und seine Hoffnungen über die zweite Friedenskonferenz im Haag, die 1907 stattfinden soll, in warmen Worten aus, aber, setzt er hinzu: „wenn der Friede nur durch das Opfer der Gewissensüberzeugung oder der nationalen Wohlfahrt erhalten werden kann, ist der Krieg nicht nur zu rechtfertigen, sondern wird für jede ehrenhafte Nation zur Pflicht. Ein gerechter Krieg ist auf die Dauer für die Seele einer Nation besser als der blühendste Frieden, der durch das Dulden von Unbill oder Ungerechtigkeit erlangt ist." Die Botschaft ist durchdrungen von dem hohen Sinn und dem Weitblick ihres Verfassers und zugleich der stolze Ausdruck eines mächtigen, in einem gewaltigen Aufschwung lebenden und schaffenden Volkes.

Literarische Rundschau.

Carl Schurz.

Lebenserinnerungen von Carl Schurz. Bis zum Jahre 1852. Berlin, Druck und Verlag von Georg Reimer. 1906.

Die reichliche Memoirenliteratur der letzten Jahre hat eine Mannigfaltigkeit von Lebenserinnerungen gebracht, deren Verfassern es vergönnt war, an der Vorbereitung oder der Begründung des neuen Deutschen Staatswesens teilzunehmen. Einzelnen war es so gut geworden, daß sie beides nacheinander leisten konnten. Unter den Vorbereitern ist einer, der eine ganz abgesonderte Stellung einnimmt. Es ist Carl Schurz. Der allererste Teil seines Lebens, so weit es für die Welt von Bedeutung ist, gehört in die Bewegung des Jahres 1848 hinein. Der ganze lange Rest — reichlich ein halbes Jahrhundert — verlegt sich dann in die Neue Welt, entfaltet sich zu einer ansehnlichen politischen und kulturellen Wirksamkeit in den Vereinigten Staaten, denen es fortan ganz und gar angehört, so sehr, daß es sich von den Interessen des Deutschen Vaterlandes und seiner Schicksale lostrennt, außer im Sinne eines ganz allgemeinen internationalen Zusammenhanges.

Der vorliegende Band erhält nun diejenigen Erinnerungen, die sich auf jene erste Jugendzeit beschränken. Nicht nur, daß sie das heimatlich-deutsche Stück des langen Lebens eines hervorragenden Mannes erzählen; sie zeigen uns auch in den Keimen den Grund einer durchaus tüchtigen Natur, die, wo immer in der weiten Welt sie hingelangt, durch ihre Bravheit und ihre Leistungskraft eine hervorragende Stelle findet. Es hat immer etwas Erquickendes, und hier haben wir wieder einmal ein leuchtendes Beispiel, wenn im Kampfe mit der Dürftigkeit der äußeren Umstände die Kraft der Persönlichkeit sich Bahn bricht. Bei Schurz beginnt dies bereits in der Schule und in deren niederen Stufen. Als Sohn eines Dorfschulmeisters am Niederrhein wird er sehr früh der Stolz seines Vaters, der selber über das Durchschnittsmaß begabt und angeregt ist, der den Knaben, den kaum der Dorfschule entwachsenen, die ganzen zwanzig Gesänge von Klopstocks Messiade durchlesen läßt und so weiter durch die übrigen Klassiker, ehe er noch die unterste Klasse des Gymnasiums betritt. Dazu jene zähe Genügsamkeit, die den tüchtigen Menschen eigen zu sein pflegt, die er am Schlusse seines Lebens dankbar der Bescheidenheit des Elternhauses zuschreibt, wo man den Mangel nicht kannte, aber noch weniger den Überfluß; wo keine Art von Luxus zum Bedürfnis werden konnte, vielmehr von früh auf gelernt wurde, genügsam zu sein und die kleinen Freuden zu schätzen; wo ein sympathisches Gefühl der Zusammengehörigkeit mit den Armen und Niedrigen im Volke lebendig und warm erhalten, ohne daß das Streben nach höheren Zielen entmutigt wurde.

Bezeichnend für die Persönlichkeit ist ein Erlebnis im frühesten Knabenalter. Bei einem Familienfeste, das nach rheinischer Weise zu einem heiteren Gelage sich entwickelte, fiel es einem leichtsinnigen Onkel ein, die Knaben (Schurz und seinen Bruder) im Weintrinken üben zu wollen. Er füllte wieder und wieder die Gläser und nötigte dieselben, sie zu leeren. Die Folge war, daß die Knaben zuerst sehr lustig wurden und dann bewußtlos von den Stühlen glitten, worauf man sie auf einen Karren lud und nach Hause fuhr. Als sie aufwachten und hörten, was geschehen war, schämten sie sich herzlich. Und der Eindruck dieser Begebenheit ist niemals bei Schurz verwischt worden. Er nahm von da an einen tiefen Ekel vor der Betrunkenheit ins Leben mit, und obwohl er Wein und Bier trank, wenn immer es ihm gefiel, so ist jener Rausch seiner Kindheit sein einziger geblieben.

Als ihn, den zehnjährigen, der Vater nach Cöln in das Gymnasium gebracht, ist es alsbald ein trefflicher Lehrer der untersten Klassen, der großen Einfluß auf ihn gewinnt und ihn zu seinem Liebling erkürt. Macht doch der zehnjährige allerliebste Gedichte, von deren einem der Lehrer meint, es sei von Claudius, bis er den wahren Autor erfährt. An einer Homerübersetzung lernt er die Begeisterung für das Altertum und ersehnt die Kenntnis der griechischen Sprache. Ja, es dauert gar nicht lange, daß er es unternimmt, ein kleines schöngeistiges Manuskript an den Feuilleton-Redakteur der „Kölnischen Zeitung", an Levin Schücking, zu senden, das freilich für dieses Mal sein Ziel noch nicht erreicht. In den oberen Klassen des Gymnasiums kommen die Freundschaften, die zur Universität Bonn hinüber führen und ihm dort einen Namen machen, noch bevor er selber dort ist, zumal in der Burschenschaft „Franconia", in der die Interessen der Freundschaft und der Wissenschaft ebenso sehr im Vordergrunde standen wie das Trinken und Fechten im Hintergrunde.

In der Obersekunda ist es bereits, daß er in einer den Schülern als Aufgabe gestellten Gedächtnisrede auf die Schlacht bei Leipzig freimütige Ansichten äußerte über die dem deutschen Volke nach so heldenmütigen Anstrengungen gewordene Behandlung und seine Hoffnung auf eine nationale Wiedergeburt des deutschen Vaterlandes. Was zunächst die Folge hatte, daß der Lehrer nie wieder ein Thema gab, das politische Anspielungen hätte veranlassen können. Es war im Jahre 1845. Vom Gymnasium nimmt er Abschied mit einem warmen Bekenntnis zugunsten des humanistischen Gymnasiums. „Wäre mir noch einmal die Wahl gegeben zwischen den klassischen Studien und den sogenannten ‚nützlichen' — so schreibt der Mann, der seitdem mehr als ein halbes Jahrhundert in Amerika gelebt — „so würde ich für mich selbst unzweifelhaft im wesentlichen denselben Lehrplan wählen, den ich durchgemacht habe; ich habe dem alten klassischen Kursus sehr viel Gutes und Schönes zu verdanken, das ich nicht entbehren möchte."

Friedrich Spielhagen sagt in seinen Memoiren, daß die Burschenschaft „Franconia" unter den studentischen Verbindungen jener Zeit zweifellos die vornehmste gewesen sei. Freilich zählte sie unter ihren Mitgliedern keine Söhne hochadeliger Häuser, noch auch Leute von ungewöhnlichem Reichtum. Wenigstens galt der Reichtum für nichts. Um so stärker war in ihr ein geistig vornehmer Ton und ein ernstes wissenschaftliches Streben, und wohl keine der damaligen studentischen Gesellschaften hatte so viele Jünglinge aufzuweisen, die später als tüchtige Menschen auf ihren verschiedenen Lebenswegen bekannt geworden sind. Es fehlte darin keineswegs an jugendlichem Übermut, doch zeigte dieser sich nicht in denjenigen Exzessen, die sonst für das deutsche Studentenleben als charakteristisch gelten. Man muß aus dem Munde dieses Mannes, der von der Studentenzeit her und im Laufe seiner Mannesjahre zu öfteren Malen tapfer sein Leben einsetzte für das, was er als seine Pflicht erkannte, man muß seine Worte hören über den Unfug der Duelle, der von seinen Verbindungsbrüdern grundsätzlich gemieden und so namentlich von ihm selber als ein Unfug verachtet wurde. „Eines Abends" — so erzählt er aus der Bonner Zeit — „rannte mich auf dem Markt ein angetrunkener Korpsbursche an, offenbar mit der Absicht, mich zu einer Forderung zu provozieren. Einen Augenblick hatte ich mich zu überwinden,

gewann aber dann Besonnenheit genug, ihm ruhig ins Gesicht zu sehen und zu sagen: ‚Ach, lassen wir doch diese Kinderei!‘ Das schien ihn zu verblüffen, denn ohne ein weiteres Wort trollte er sich von dannen.“

In dieser Zeit der Bonner Studiensemester war es, daß Schurz den um fünfzehn Jahre älteren Gottfried Kinkel kennen lernte, der schnell sein bevorzugter Lehrer, Freund, Duzbruder und in gewissem Sinne sein Schicksal werden sollte. Die treue, ehrliche, zuverlässige Natur von Schurz zeigt sich auch darin, wie er bis ans Ende seines Lebens dem Lehrer und Freunde die Pietät bewahrt hat, wie er noch in diesen späteren Jahren den Dichter und Freiheitskämpfer des Jahres 1848 in dem goldigen Glanze der längst entschwundenen Jugendzeit erscheinen läßt.

Er hat das Buch, wie er uns in der Vorrede bemerkt, zunächst für seine Kinder und Enkel geschrieben. Er hat daher über jene oft erzählten Ereignisse der Revolutionsjahre mancherlei gesagt, was schon von andern gesagt worden ist. Aber wir lesen auch dieses mit demselben Behagen, mit dem es geschrieben ist. Die Bewegung in Bonn und am Niederrhein, die Märzereignisse in Berlin, die Erhebung für die Reichsverfassung, der Aufstand in der Pfalz und in Baden, der Anteil der einzelnen Führer. Hierin dann von eigenem Werte und mit dem Reize genauerer Ursprünglichkeit dasjenige, was Schurz über seine persönlichen Taten und Erlebnisse mitteilt. Hierunter vor allem die dramatische Episode, da er, eben vor wenigen Monaten in Zürich als Flüchtling gelandet, durch Kinkels Gattin zu der Rettungstat aufgerufen wird, zu der er ohne langes Besinnen sich entschließt und deren glänzende Durchführung ihm alsbald gelingt.

In viel späterer Zeit, als Schurz, längst Gesandter und Senator und Minister, dazwischen General im Bürgerkriege der Vereinigten Staaten geworden, Bismarck besuchte, da fragte dieser ihn: „Nun erzählen Sie mir, wie haben Sie es damals angefangen, Kinkel aus dem Spandauer Zuchthause zu befreien?“ Schurz antwortete: „Mir ist der Mund noch geschlossen; denn es leben noch Leute, um derentwillen ich nicht reden darf.“ Seitdem sind diese gestorben und wir erhalten jetzt in den Lebenserinnerungen das letzte Wort über die oft erörterte Angelegenheit. Mitten darin die anmutigsten Einzelheiten. Wie Kinkel und Schurz durch die Laune des Zufalles auf der Flucht an der Schottischen Küste und an einem Schottischen Sonntage landen, wie sie von grimmigem Hunger und Durst geplagt, nicht die englischen Worte wissen, durch die sie sich verständlich machen können, wie ihr ganzes Inventar nach gründlicher Überlegung sich auf die beiden Worte „Beefsteak“ und „Sherry“ beläuft, wie nach langem fruchtlosem Umherirren, zuletzt die allgemeinverständlichste Sprache das Eis bricht — einige Goldstücke, die Kinkel in einem Gasthause auf der Handfläche aufweist und dann so weiter.

Oder das Gegenstück aus dem Gasthause des wackeren Wirtes Krüger zu Spandau, der sich mit ihnen nur zu gut verständigt hatte, der dann später dafür vor das Strafgericht gezogen wurde, aber seine Freisprechung erlangte, indem er bereitwillig zugestand, daß er Schurz in seinem Gasthause beherbergt, mit dem Bemerken, es sei sein Geschäft, anständig aussehende Fremde, die voraussichtlich ihre Rechnung bezahlen könnten, in seinem Hause aufzunehmen. Er könne dabei nicht immer genau untersuchen, wer diese Fremden seien, und was sie beabsichtigen. So sei z. B. gleich nach der Revolution in Berlin am 18. März 1848 ein sehr stattlich aussehender Herr mit einigen Freunden in seinem Gasthof abgestiegen. Die Herren seien in großer Aufregung und Eile gewesen, und er habe manches Außergewöhnliche in ihrem Benehmen bemerkt. In großer Hast seien sie wieder abgereist, — wie er gehört habe nach England. Es sei ihm nicht einen Augenblick eingefallen, ihnen die Gastlichkeit seines Hauses als Unbekannten zu verweigern. Erst später habe er erfahren, daß der vornehmste dieser Herren S. Königliche Hoheit der Prinz von Preußen gewesen sei. — Diese Erzählung, mit dem stillen Lächeln vorgetragen, das Krüger eigen war, soll das anwesende Publikum in die heiterste Laune versetzt haben, der sich selbst der Gerichtshof nicht ganz entziehen konnte.

Über jene Episode weiter zurück sonnt sich Schurz noch während der letzten Tage seines langen tatenreichen Lebens, da er seine Erinnerungen aufzeichnete, in dem Frühlingslichte des Jahres 1848. „Was dem deutschen Volke", sagt er „die Erinnerung an jene Zeit besonders wert machen sollte, ist die begeisterte Opferwilligkeit für die große Sache, die damals mit seltener Allgemeinheit fast alle Gesellschaftsklassen durchdrang. Das ist eine Stimmung, die, wenn sie auch zuweilen phantastische Übergriffe veranlassen mag, ein Volk in sich selbst achten, deren es sich gewiß nicht schämen soll. Es wird mir warm ums Herz" — ruft er aus — „so oft ich mich in jene Tage zurück versetze. Ich kannte in meiner Umgebung viele redliche Männer, Gelehrte, Studierende, Bürger, Bauern, Arbeiter, Leute mit oder ohne Vermögen, mehr oder minder auf ihre tägliche Arbeit angewiesen, um sich und ihren Angehörigen einen anständigen Lebensunterhalt zu sichern; ihrem Berufe ergeben, nicht allein aus Interesse, sondern auch aus Neigung, aber damals jeden Augenblick bereit, Stellung, Besitz, Aussichten, Leben, alles in die Schanze zu schlagen, für die Freiheit des Volkes und für die Ehre und Größe des Vaterlandes. Man respektierte den, der bereit war, sich für eine gute und große Idee totschlagen zu lassen. Und wer immer, sei es Individuum oder Volk, Momente solch opferwilliger Begeisterung in seinem Leben gehabt hat, der halte die Erinnerung in Ehren."

Als Kinkel und Schurz die deutsche Küste verließen, hofften sie beide mit Zuversicht, daß eine siegreiche Volkserhebung sie zurückführen werde. So hofften alle die Flüchtlinge jener Jahre im Auslande, in London und Paris, in der Schweiz und in Amerika. Es kam anders. Etwa zehn Jahre später betrat Schurz den Boden des alten Vaterlandes wieder — als Gesandter der Vereinigten Staaten von Amerika auf der Rückreise von Spanien, wo er sein neues Vaterland vertreten hatte. Kinkel aber mußte warten, bis ihm, nach dem preußisch-österreichischen Kriege des Jahres 1866, der ehemalige Prinz von Preußen als Präsident des Norddeutschen Bundes das Tor der alten Heimat durch eine Amnestie wieder aufschloß.

Indessen auch da, wo die Republik damals gesiegt hatte oder gesiegt zu haben schien, zeigte sie dem jugendlichen Staatsmanne nicht die freundlichen Züge, die seinen Idealen entsprachen. Längere Zeit vor dem Staatsstreiche Louis Napoleons wurde er zu Paris von der Straße her in das Polizeigewahrsam gesteckt und dann ausgewiesen — allein auf seine internationale Berühmtheit hin, die der Polizei der französischen Republik sehr wohl bekannt war und die sie veranlaßte, die Hauptstadt von einem bedenklichen Fremden wie Schurz zu säubern.

Der Pariser Staatsstreich vernichtete die Hoffnungen, die Schurz für einen baldigen Sieg der Revolution in Europa hegte. So entschloß er sich, nach Amerika auszuwandern und bestieg im August 1852 im Hafen von Portsmouth das Schiff, das ihn dorthin tragen sollte. An seiner Seite die junge Gattin, die er eben gewonnen hatte.

Wir legen das Buch aus der Hand mit einer Empfindung des Bedauerns, daß es zu Ende, und mit der frohen Hoffnung, daß ein zweiter Band aus dem Nachlasse darauf folgen werde.

L.

Aus Chicagos Schlachthäusern.

Der Sumpf. Roman aus Chicagos Schlachthäusern („The Jungle"). Von Upton Sinclair. Autorisierte deutsche Ausgabe von Eduard Eugen Ritter. Hannover, Adolf Sponholtz. 1906.

Das Buch hat großes Aufsehen erregt, nicht nur in den Vereinigten Staaten, die es zuerst angeht, sondern auch in Europa und zumal bei uns in Deutschland. Der Präsident Roosevelt ist dadurch veranlaßt worden, in seiner amtlichen Stellung öffentliche Maßregeln anzuregen, von denen allerdings bisher zweifelhaft geblieben, ob sie zu einem Erfolge führen werden.

Einen Eindruck dieser Art hat keiner von Emile Zolas Romanen gemacht. Vielmehr hat Zola, wo er unmittelbar praktisch wirken wollte, wie wir wissen, einen direkteren Weg einschlagen müssen. Und doch sind seine Romane das Vorbild — das mehr oder weniger bewußte Vorbild — von Upton Sinclairs neuem Romane. Wie der Franzose, hat dieser jüngste Amerikaner eine Seite des sozialen Lebens auf dem Grunde ernsthafter Studien dichterisch behandelt, und man kann vielleicht dem Amerikaner die Anerkennung zuteil werden lassen, daß er es etwas besser verstanden hat, den Stoff zu formen, die Form vor einer Überwucherung durch die Fülle des gesammelten Materials zu bewahren. Er schreibt flott und spannend, hält seinen Faden fest und weiß uns in geschickter Weise die ernsten prosaischen Dinge zu sagen, auf die es ihm in dem Romane wesentlich ankommt.

Inhaltlich hat er mit Zolas Romanen die sozialistische Tendenz gemein — wenn wir uns so ausdrücken dürfen. Wie im „Argent" dem Börsenhelden Saccard der Apostel des Marxismus gegenübersteht, so ist das ganze neue Buch eine furchtbare Anklage gegen die kapitalistische Produktionsweise Amerikas. Und zugleich ein grelles Gegenstück zu den panegyrischen Darstellungen der amerikanischen Kultur und Volkswirtschaft, die wir in den letzten Jahren, zumal aus deutschen Federn, erlebt haben.

Es versteht sich von selbst, daß diese Anklage, die der junge Amerikaner gegen die sozialen Zustände seines Vaterlandes richtet, gegen die Ausbeutung von Menschen, durch die der große Reichtum der Amerikaner erworben wird, nicht an sich schon das Aktenmaterial enthält, mit dem die soziale Reform vorzugehen hat. Aber eine kaum zu überhörende Aufforderung dazu ist es doch, jetzt mit amtlichen Untersuchungsmitteln hineinzuleuchten. Einzelne Züge sprechen mit ihrer Lebenswahrheit für sich selber. Wie etwa der, daß jenes Menschengemenge, das für die Schlachthöfe von Chicago angeworben wird, stufenweise aus immer ärmeren und anspruchsloseren Völkern Europas hat gewonnen werden müssen, teils wegen des Herabgehens der Arbeitslöhne, teils wegen des Maßes der Menschenwürde, das sich gegen die Zumutungen solcher Arbeit empörte. Die Deutschen waren die ersten; als sie fortblieben, kamen die Irländer; das dauerte nicht lange, bis diese den Böhmen Platz machten, letztere wiederum den Polen und die Polen den Litauern. Es ist die litauische Epoche, die als die zur Zeit noch vorherrschende der Roman uns darstellt. Litauisch wird um die Schlachthöfe herum gesprochen, litauisch sind die Brocken, die beständig in den Roman eingestreut sind, und litauisch hat der Verfasser zu dem Behuf studieren müssen, wie unsre Sprachforscher nach dem litauischen Lande gehen, um eine der köstlichsten Quellen der Sprachgeschichte zu studieren. Welche seltsame Begegnung!

Die Übersetzung ist im ganzen leidlich. Sie zeigt die Spuren jenes amerikanischen Deutsch, das aus mangelnder Widerstandsfähigkeit der Bildung oder des Charakters der Deutschen gegen die amerikanische Umgebung entstanden ist. Man

sagt in unverdorbenem Deutsch nicht „Platz" für alles Mögliche, was der Amerikaner mit „place" bezeichnet. Auf nur wenigen Seiten unsres Buches wird kurz nacheinander, dem Original folgend, ein Tanzlokal, dann das Land Amerika, endlich ein Bauerhof in Litauen als „Platz" bezeichnet. Ebenso wird ein Landwirt schlechthin mit „Farmer" übersetzt u. dgl. m. Der Titel des Buches „Sumpf" ist dafür eine desto freiere Übersetzung des Wortes „Jungle"; man kann ihm den Vorwurf des Amerikanismus nicht machen.

Wenn wir von dem Inhalte des Buches noch ein paar Worte sagen sollen, so wäre zu bemerken, daß die Anklagen, die sich gegen die Produktionsweise in Chicagos Schlachthöfen richten, zweierlei Gegenstände treffen. In sehr begreiflicher, weil sehr menschlicher Art, scheint nur der eine oder doch vor allem der eine das Aufsehen veranlaßt zu haben — die argen Mißbräuche in der Bereitung des Büchsenfleisches. Aber unser Schriftsteller klagt reichlich ebensosehr die Mißbräuche an, unter denen die Arbeitsverhältnisse zu leiden haben. Und sicher ist, daß die Mißstände der zweiten Art schwerer zu beseitigen sind als die ersten; seien sie nun wirklich so groß, wie sie uns hier geschildert werden, oder sei auch nur ein Teil davon der Wirklichkeit entsprechend. Leider ist für die Reform in beiderlei Richtung die Instanz unentbehrlich, die im amerikanischen Staatswesen nicht leicht zu gewinnen ist — eine unabhängige politische Gewalt, die über die Interessen der hier beteiligten Kapitalmächte erhaben ist. Im vorliegenden Falle scheinen bereits die Versuche des Präsidenten Roosevelt, als Folge dieses Buches, mangels einer solchen Instanz zunächst im Sande verlaufen zu sein. Und es ist die Frage, was etwa weiterhin zu erwarten sein mag.

So viel ist gewiß: wenn die entsetzlichen Schilderungen Sinclairs, mit denen er sein französisches Vorbild doch wohl noch übertrifft, nur zu einem mäßigen Teile auf Wahrheit beruhen, so ist das ein böses Zeugnis wider die ökonomischen, die sozialen und die politischen Zustände der großen Republik. Der Verfasser aber will den Stoff an Ort und Stelle, durch siebenwöchiges Studium der Schlachthäuser von Chicago, durch persönlichen Verkehr mit den Arbeitern, Ärzten, Kneipwirten, Missionaren, Arbeiterführern usw. kennen gelernt haben.

A.

ϑκ. **Die Poesie des Evangeliums Jesu.** Ein Versuch. Von Otto Frommel. Berlin, Gebrüder Paetel. 1906.

Wenn die Apologetik des Christentums sich bewegt, wie es in diesem feinsinnigen und formenschönen kleinen Buch unsres Mitarbeiters der Fall ist, so soll sie willkommen sein! Seit Herders „Geist der hebräischen Poesie“ ist über die Poesie der Bibel kaum etwas geschrieben worden, was diese hervorragende Studie überböte. Frommel hat es in Ergänzung der Arbeiten von August Wünsche über die Bildersprache des Alten Testaments nur mit dem Evangelium Jesu zu tun. Seit Hase und Beyschlag, seit Renan und van Koetsveld, in den Arbeiten von B. Weiß, H. Holtzmann und neuerdings von Jülicher, Joh. Weiß, Bousset, Weinel — um nur ein paar Namen zu nennen — ist der ästhetische Gesichtspunkt bei der Beurteilung Jesu in reicherem und in geringerem Maße zur Geltung gekommen. Die besondere Absicht des Autors geht dahin, den religiös Interessierten unter den Gebildeten einen Begriff von der Schönheit des Evangeliums, von der künstlerischen Größe der Person Jesu zu vermitteln. Gegen den Vorwurf, er würdige den Stifter des Christentums zu einem „bloßen Dichter“ herab, wehrt er sich mit den schönen Worten: „Ein echter Dichter ist mir etwas sehr Hohes, Göttliches; aber ich weiß sehr wohl, daß Jesus noch etwas andres war als Dichter.“ Er untersucht die Sprache der Religion und die Sprache der Poesie, prüft die Überlieferung der Worte Jesu und umschreibt die poetischen Formen seiner Sprüche und Parabeln. Die Spiegelung der äußeren Welt in Jesu Worten wird dargestellt, das religiöse Erlebnis und seine Symbole werden beleuchtet, und im Schlußkapitel Jesus als Künstler des Lebens gewürdigt. Einen Abschnitt dieser anmutigen Schrift veröffentlichte die „Deutsche Rundschau“ bereits; kein Zweifel, daß nun auch das Ganze einer sympathischen Aufnahme sicher sein darf.

ϑγ. **Kinder- und Hausmärchen.** Gesammelt durch die Brüder Grimm. Originalausgabe, mit Herman Grimms Einleitung nach dem Handexemplare und mit 8 Bildern von Ludwig Grimm. Zweiunddreißigste Auflage, besorgt von Reinhold Steig. Stuttgart u. Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1906.

Die hundert Jahre seit dem frühesten Entstehen der Märchen bis heute haben dem Märchenbuche der Brüder Grimm, das in zwei Bänden unmittelbar vor und nach den Freiheitskriegen (1812 und 1815) zuerst erschien, ein immer größeres dankbares Lesepublikum zugebracht. Die Brüder selbst haben bis zum Jahre 1857, als das Letzte von ihnen für die Märchen geschah, sieben große Ausgaben, neben den sog. kleinen Ausgaben, veranstalten können. Wiewohl von den Märchen, seit sie frei geworden sind, unzählige Auswahlen mit und ohne Bildschmuck (was nur zu begrüßen ist) hergestellt wurden, hat sich doch die echte Originalausgabe in gerechter Gunst beim Publikum erhalten, namentlich, nachdem ihr Herman Grimm nach dem Handexemplare der Brüder Grimm eine Art Familiengeschichte der Märchen als Einleitung beigegeben hatte (vorher erschienen in der „Deutschen Rundschau“). Den veränderten Zeitverhältnissen entsprechend war aber eine Neubearbeitung der Originalausgabe nötig geworden, die Reinhold Steig besorgt hat. Er berichtet in seinem Vorwort, daß er aus der inneren Geschichte der Märchen für sich das Recht herleitete, die neue Ausgabe im Kleide der heute geltenden Schreibweise und Gewohnheiten erscheinen zu lassen; daß er es ferner für seine Pflicht hielt, den Text der Märchen auf Grund der Überlieferung so rein und fleckenlos wie ihm möglich herzustellen. Er hat also im allgemeinen dasselbe Verfahren angewandt, wie bei den „Deutschen Sagen“ der Brüder Grimm, die 1905 in vierter Auflage erschienen. Mit großer Neigung wird man auch die acht Bilder von Ludwig Emil Grimm betrachten, die als Schmuck der neuen Originalausgabe beigegeben sind: Brüderchen und Schwesterchen, die Zwehrner Märchenfrau, Hänsel und Gretel, Aschenputtel, Rotkäppchen, Dornröschen, Sneewittchen, Gänsemagd. Niemand hat im Sinne der Brüder die Märchen so innig und gemütlich aufgefaßt und dargestellt, wie ihr Bruder Ludwig Grimm.

ϱσ. **Goethe-Kalender auf das Jahr 1907.** Zu Weihnachten 1906 herausgegeben von Otto Julius Bierbaum. Leipzig, Dieterichscher Verlag bei Theodor Weicher. 1907.

Die Zahl derer, die unmittelbar Goethes Schriften lesen und genießen wollen, wächst zusehends bei uns in Deutschland, während die Beteiligung des Publikums an der gelehrten Beschäftigung mit Goethe immer mehr an Boden verliert. Deswegen ist es möglich, daß ein so gutes Goethe-Vierteljahrbuch, wie die von Dr. Wilhelm Bode herausgegebenen „Stunden mit Goethe“ (Berlin, Mittler & Sohn), aufkommen und an Ausbreitung allein aus eigner Kraft gewinnen kann. — Deswegen ist es auch möglich, daß Bierbaums Goethe-Kalender nun schon zum zweiten Male seine fröhliche Fahrt ins neue Jahr antritt. Darin findet man überall gute Sprüche und Lebensweisheiten von Goethe neben den Monatsdaten versammelt. Dann empfängt der Leser auf weiteren 80 Seiten allerlei Wissenswertes aus und über Goethe, das mit gutem Bedacht ausgewählt und verständig zusammengereiht ist, ohne die Zugabe von Einleitungen, Anmerkungen und Erläuterungen. Dazwischen sieht man Goethes Handschrift und Gesicht sowie sonstiges Bildwerk. Auf dem Titel Profil und Schattenriß; als Titelbild die Dreifarbenwiedergabe eines Jugendbildnisses; im Texte Davids Goethe-Büste, Schmellers Zeichnung „Goethe seinem Sekretär diktierend“, von Kolbe zwei Gemälde Goethes. Ferner die Federzeichnung Oldachs „Mephistopheles und der Schüler“. So kommen Sinn und Auge beim Benutzen des Kalenders gleichmäßig zu ihrem Rechte. Und wer den Kalender recht oft, wie der Tag es fordert, in die Hände nimmt, der wird am Schlusse sich sagen können, daß er wieder ein Jahr in und mit Goethe gemeinsam und erfreulich verlebt hat.

wy. **Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker.** Von Karl Woermann. Zwei Bände. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1905.

Von dem ersten Bande dieses Werkes hat ein französischer Gelehrter gesagt, daß er die beste Zusammenfassung der nichtchristlichen Kunst biete. Ähnliches Lob verdient der zweite, der die Kunst der christlichen Völker bis zum Ende des 15. Jahrhunderts behandelt. Woermanns Kunstgeschichte ist die umfassendste, gründlichste und objektivste, die wir besitzen. Außerordentlich ist seine Kenntnis der Denkmäler, und ebenso außerordentlich der Fleiß, mit dem er die ungeheure Literatur nicht nur studiert, sondern sich zu eigen gemacht hat. Alle Gebiete kann heute ein Einzelner nicht mehr beherrschen. Aber wie der Regierende die richtigen Berater auszusuchen verstehen muß, so muß der Historiker einen feinen Instinkt dafür besitzen, welchen Quellen er sich anvertrauen darf. Wie wenig stand in den früheren Kunstgeschichten von der armenischen, altrussischen, serbischen, ungarischen Kunst, von den Vorläufern der van Eyck, von der burgundischen Schule des Sluter, von der mittelalterlichen Kunst der Pyrenäenhalbinsel! Woermann hat seinen Stoff in die Kunst des christlichen Altertums, die des früheren, hohen und späten Mittelalters und die des 15. Jahrhunderts gegliedert. Bei den einzelnen Völkern ergoben sich die Einschnitte 750, 1050, 1250, 1400 nicht immer ganz ohne Zwang; aber dies wird reichlich durch den Vorteil aufgewogen, daß wir so bestimmt umgrenzte Epochen in allen ihren Äußerungen vor uns haben und die Parallelentwicklung der Völker verfolgen können, während wir z. B. bei Springer uns vom Ende der italienischen Hochrenaissance zu den van Eyck zurückversetzen müssen. Von Tag zu Tag mehrt sich ja unsre Kenntnis der Beziehungen zwischen West und Ost, Nord und Süd. Im Gegensatz zu Courajod, Thode, Kraus und andern Forschern scheidet Woermann scharf die „Neugeburt", d. h. das Wiedererwachen und Erstarken des Naturgefühls seit der Mitte des 13. Jahrhunderts von der „Wiedergeburt" des klassischen Altertums. Wir werden auf das reich illustrierte Werk noch ausführlicher zurückkommen, wenn der Schlußband vorliegt.

wy. **Heinrich Friedrich Füger, der Porträtminiaturist.** Von Ferdinand Laban. Berlin. Grotesche Verlagsbuchhandlung. 1905.

Der Bibliothekar der Berliner Kgl. Museen, dessen Schriften Geschmack und Gründlichkeit in seltenem Maße vereinen, hat uns hier die erste wirklich wissenschaftliche Arbeit auf dem Gebiete der Miniaturmalerei geschenkt; eine vortreffliche, reich dokumentierte Studie über das Leben und die Kunst des hervorragendsten deutschen Porträtminiaturisten und daran anschließend ein ungemein sorgfältiges kritisches und beschreibendes Verzeichnis seiner Werke. Fügers Miniaturen sind in der Tat die einzigen deutschen, die sich mit denen eines Hall, Cosway und Isabey messen können; sie stehen hoch über denen des eine Generation jüngeren Daffinger und seiner Genossen, die die ganze Kunst schließlich diskreditiert haben, und sie verdienen es in höherem Grade, daß die Geschichte sich mit ihnen beschäftigt, als die meisten seiner großen Bildnisse, und vor allem als seine mythologischen und historischen Malereien. Freilich müssen wir uns auch hier vor Überschätzung hüten Manches Werk erscheint in dem kleinen Maßstabe scharmant, das wir vergrößert fast unerträglich fod und süßlich finden würden. Ein kleiner Einwand sei uns verstattet. Laban, der überhaupt ein geschworener Feind des Klassizismus ist, spricht von dem unheilvollen Einfluß der „verflachend-klassizistischen Richtung" Fügers auf seine Miniaturen. Allein die wahren Klassizisten, wie David, traten mit ihrem strengen Naturstudium gerade der „verflachenden" Kunst des späteren Dix-huitième entgegen. Fügers und vieler seiner deutschen Zunftgenossen Fehler war es, daß sie klassische Allüren annahmen und doch flau blieben, nicht daß sie flau wurden. Die Ausstattung des Buches ist geradezu ideal zu nennen; die schwarz-weißen Lichtdrucktafeln sind vortrefflich, die von Löwy in Wien hergestellte erste farbige wohl überhaupt nicht zu überbieten.

nd. **Eislandblüten.** Ein Sammelbuch neuisländischer Lyrik. Von J. C. Poestion. Leipzig und München, Verlag von Georg Müller. 1904.

Die unter diesem Titel von dem bekannten Islandforscher J. C. Poestion in Wien veranstaltete Sammlung übersetzter isländischer Gedichte kann als eine der hervorragendsten Erscheinungen unter den ausländischen Gedichtanthologien bezeichnet werden. Von Island kennt das größere Publikum eigentlich nur die Namen „Hekla" und „Geysir", von den Schätzen seines Geisteslebens gemeiniglich nur die Edda und vielleicht die eine oder andre der Sagas. Daß das heutige Geschlecht auf Island das literarische Erbe der Väter gut verwaltet hat, davon ist vor allem seine Lyrik ein lebendiges Zeugnis. Man muß diese ragenden Basaltfelsen, diese Lavaschluchten, diese riesenhaften Gletscher Islands selbst gesehen, seine Heiden, seine Flüsse selbst durchritten, gegen seine Sandstürme selbst gekämpft, dem Sprudeln seiner Geysire selbst zugeschaut, in seinen „baers" (Bauerhöfen) selbst übernachtet, mit seinen treuherzigen, gutmütigen Bewohnern selbst das Mahl geteilt und den Händedruck getauscht haben, um sich ein so anschauliches Bild von seiner Natur und seinen Menschen machen zu können, wie seine Lyrik es widerspiegelt. Die drei größten neuisländischen Dichter Benedikt Gröndal, Steingrimur Thorsteinsson und Mathias Jochumsson — die „Meistertrias", wie Poestion sie nennt — kommen in der Sammlung in vortrefflicher Weise zu Worte, und auch den nicht wenigen übrigen nennenswerten Lyrikern ist der Verfasser mit seinen sehr wortgetreuen und dabei durchweg geschmackvollen Übersetzungen ein getreuer Interpret. Durch die Formen und Verse, Stäbe und Reime der Übersetzung bringt in der Tat die Klangfülle und Eigenart, die sich die alte Eddasprache bis in die Jetztzeit bewahrt hat, an unser Ohr. Seine Verdienste um Island, um derentwillen das isländische Volk den Verfasser

jüngst als „Ehrengast" nach der nordischen Insel hinüberrief, hat sich Poestion vornehmlich durch sein Hauptwerk „Isländische Dichter der Neuzeit" erworben. Aber auch die „Eisland-blüten", die in gewissem Sinne eine Ergänzung zu dem genannten großen literargeschichtlichen Werke bilden, können wegen der geschickten Auswahl und der formvollendeten Übertragung allen Liebhabern nordischer Literatur aufs angelegentlichste empfohlen werden.

γ. **Die Oden des Quintus Horatius Flaccus.** In freier Nachdichtung von Alfred Hesse. Hannover, Schmorl & von Seefeld Nachfolger. 1906.

Wir haben hier nicht sowohl eine Übersetzung des Horaz in modernen Versmaßen vor uns, als, wie dies der Titel selbst hervorhebt, eine Nachdichtung, die in den einzelnen Fällen sehr verschieden ausfällt. Die Wiedergabe mancher Oden, wie die von IV, 4 über die Neronen, folgt mit großer Treue den Grundlinien des lateinischen Textes und hüllt diesen doch in ein wahrhaft modernisiertes Gewand. Bei andern, so bei Od. I, 1, geht Hesse vom ursprünglichen Wortlaut sehr weit ab und zieht ihn wohl auch unnötig ins Breite. Im ganzen nimmt man an seiner Arbeit Lust und Liebe und viel Gewandtheit wahr. Wir gestehen indessen, die ganze Frage, ob solche Wiedergaben der Antike in Reimen ersprießlich sei, möchten wir verneinen. Zur Sache gehört nun auch einmal die Form; wird sie zerstört, so entsteht etwas Neues, das an das Original nur noch schattenhaft erinnert. Daß damit der volle Genuß der Antike als Vorrecht engerer Kreise bezeichnet wird, ist uns wohl bewußt, aber wir glauben, daß dem nicht abzuhelfen sei.

γ. **Grundriß der griechischen Geschichte.** Von Robert Pöhlmann. München, C. H. Beck. 1906.

Grundriß der römischen Geschichte. Von Benedictus Niese. München, C. H. Beck. 1906.

Diese beiden wertvollen Handbücher (Bestandteile des „Handbuchs der klassischen Altertumswissenschaft" von Iwan von Müller) erscheinen nunmehr in dritter, stark vermehrter Auflage (die römische Geschichte ist z. B. jetzt bis zum Tode Justinians fortgeführt) und werden in dieser Gestalt noch bessere Dienste tun als schon bisher. Man kann sich in der Tat kaum etwas Nützlicheres, namentlich für Studenten der Philologie und Gymnasiallehrer, denken, als diese Bücher, die, von berufenen Fachgelehrten verfaßt, das Wesentliche der geschichtlichen Entwicklung in gedrängter Erzählung vorführen, über die Quellen ausreichend unterrichten und überall auch die wichtigsten literarischen Nachweise anführen.

γ. **Figures byzantines.** Par Charles Diehl. Paris, Armand Colin. 1905.

Die byzantinische Geschichte ist immer noch für die weiteren Kreise der Gebildeten ein beinahe unbekanntes Land, über das fast nichts als falsche oder schiefe Vorstellungen herrschen. Derart ist die Ansicht, daß das Reich von Anfang an ein siecher Körper gewesen sei, der schließlich später, als ihm gebührte, von den Türken den Gnadenstoß empfing; niemand denkt daran, daß ein Reich, das von 395—1453, also 1058 Jahre, bestand, lebendige Kräfte des Widerstandes und der Dauer, und zwar solche Kräfte ersten Ranges, besessen haben muß. Angesichts solcher Unwissenheit kann man es nur mit Freuden begrüßen, daß einer der ersten Kenner von Byzanz, Professor Charles Diehl von der Pariser Universität, in einem schmucken Bändchen zwölf „byzantinische Gestalten" uns vorführt, dabei eine Reihe irriger Vorstellungen korrigiert und richtige an ihre Stelle setzt. Wir heben darunter hervor die Charakteristiken der berühmten Kaiserinnen Theodora († 548), Irene († 803) und Theophano († 976); die romanhaften Abenteuer des Kaisers Basilius des Makedoniers; die vier Heiraten des Kaisers Leo des Weisen; dann ein paar Schilderungen aus dem Leben von Bürgern im 8. und 11. Jahrhundert. Über dieses Jahrhundert geht Diehl nicht hinaus; leider hat er die interessante Figur Anna Komnenas (deren Großmutter Anna Dalasseno er ein Kapitel widmet) nicht in den Kreis seiner Gestalten gezogen. Meisterhaft ist die Schilderung Theodoras, der Gemahlin Justinians, deren politischen Verstand Diehl über den des Kaisers stellt; sie war fromm nach den Begriffen ihrer Zeit; aber sie schützte die ketzerischen Ägypter und Syrer gegen Verfolgung, weil sie wußte, daß in diesen reichen Provinzen die Kraft des Reiches ruhte und sie sie nicht abstoßen wollte; Justinian hätte das in dogmatischem Fanatismus getan. Irene, die Karl der Große zu heiraten dachte, die Begünstigerin der Bilder in den Kirchen, beurteilt Diehl weniger günstig als Schlumberger, der sie „une femme vraiment née pour le trône" genannt hat; nach Diehl fehlte ihr wahre Energie, und ihr Ehrgeiz eröffnete wieder für 80 Jahre die Zeit der Revolution, welche die bilderstürmenden Kaiser ruhmreich beendigt hatten.

βλ. **Jansenismus und Cartesianismus.** Von Sylvester Kohler. Düsseldorf, Schaubsche Buchhandlung. 1905.

Diese gedankenreiche kleine Studie zur Geschichte der Philosophie und Kirchengeschichte behandelt die geistigen Beziehungen zwischen Cartesianern und Jansenisten. Die Jansenisten, die bekanntlich durch ihren geistigen Begründer und Führer, Duvergier de Hauranne, Abt von Saint-Cyran, den Freund und Gesinnungsgenossen Jansens, Bischofs von Ypres, eine strenge Lebensführung unter dem Einfluß der Augustinianischen Theologie und besonders seiner Gnadenlehre vertraten, waren zugleich Anhänger der Philosophie ihres Zeitgenossen Descartes und folglich Gegner der Scholastik. Der Denker, der die Trennung von Glauben und Wissenschaft lehrte, war persönlich ein treuer Anhänger seiner Kirche und ließ es sich nie träumen, daß sein System durch die Gegner derselben als Waffe gegen sie gebraucht und er selbst der zweifelhaften Ehren eines skeptischen Freidenkers würdig befunden werden würde. Der springende Punkt, der, wie der Verfasser mit Recht hervorhebt, fast alle Jansenisten zu Cartesianern machte, war

der beiden gemeinsame Grundbegriff von der Verderbtheit der menschlichen Natur und infolgedessen von der göttlichen Gnade und der durch sie bewirkten Zucht des Willens. Der Philosoph, der sich wunderte, an sich selbst wahrzunehmen, welch starken Hang zum Irrtum sein Geist habe, bot die Parallele zur asketischen Strenge der Jansenisten. Die methodologischen Partien seiner Lehre gingen nicht nur vom allgemeinen Zweifel in Fragen menschlicher Erkenntnis, sondern auch vom Hang der menschlichen Natur zum Falschen, Verworfenen, zu Vorurteilen und trügerischem Schein aus. Die intellektuale Belehrung und Wiedergeburt des Cartesius bedingte rastlose Arbeit, um zur Urteilsfähigkeit zu gelangen. Die moralische Wiedergeburt, die ein Pascal seiner ganzen Weltanschauung und seinem Begriff der christlichen Religion zugrunde legte, begegnete sich auf ganz natürliche Weise mit dieser Philosophie der Selbstzucht. Die Ausführung und Begründung des Wechselverhältnisses zwischen diesem Theologen und dem Begründer der antischolastischen Reaktion verpflichtet dem gelehrten Verfasser zu aufrichtigem Dank.

β₁. **Le Règne de Richelieu** (1617—1642). Par Émile Roca. Paris, Librairie académique Perrin.

Das kühne Unterfangen, nach und gleichzeitig mit dem nicht abgeschlossenen Werke des französischen Historikers und gewesenen Ministers Hanotaux von dem großen Kardinal zu sprechen, findet darin seine Erklärung, daß der Verfasser sich fast ausschließlich mit dem Privatleben Richelieus, seiner Persönlichkeit, seiner Umgebung, und dazu mit dem Klatsch beschäftigt, der im 17. Jahrhundert ebenso wie noch heute sein Wesen trieb. So ist ein Buch entstanden, wie es nicht allein die Franzosen lieben, aber wie sie es am besten herzustellen wissen. Es ist vorwiegend anekdotisch, reich an Skandalen und auf zum Teil unerschlossene handschriftliche Quellen gestützt. Es ist unmöglich, von Richelieu zu sprechen, ohne ernste und auch tragische politische Angelegenheiten zu berühren. Für die Kenner der Zeit ist auch in dieser Beziehung manches interessante Detail in der vorliegenden intimen Geschichte der Regierung Richelieus enthalten.

γ. **La France et l'Italie.** (1881—1899.) Par A. Billot, ancien ambassadeur. Paris, Plon-Nourrit. 1905.

Der frühere Botschafter beim Quirinal, Billot, erzählt in diesem Werk, das zwei Bände umfaßt, die Geschichte der italienisch-französischen Beziehungen von dem Zeitpunkt an, als die Besitzergreifung von Tunis durch Frankreich eine tiefe Entfremdung zwischen den beiden großen lateinischen Nationen hervorrief, bis zu dem Moment, da nach dem Sturze Crispis ein Nachlassen der Spannung eintrat und der Handelsvertrag von 1898 jene politische Lage einleitete, welche in Algeciras so deutlich zum Ausdruck gebracht ist. Zu dieser Lage zu gelangen, „à rétablir par la paix économique notre entente traditionelle avec l'Italie", war das klar ausgesprochene und mit Zähigkeit verfolgte Ziel der französischen Diplomatie, und daran schloß sich dann ihr letztes Ziel, das Übergewicht Deutschlands in Europa womöglich zu zerstören. Insofern Billot ein ausführliches und auf Sachkunde gestütztes Bild von diesem diplomatischen Feldzug gibt, ist sein Buch ein wichtiger Beitrag zur Geschichte des letzten Vierteljahrhunderts und zum besseren Verständnis der heutigen Lage Europas.

γ. **Biographisches Jahrbuch und deutscher Nekrolog.** Herausgegeben von Anton Bettelheim. Neunter Band. Berlin, Georg Reimer. 1906.

Dieser neunte Band des bekannten Jahrbuchs reicht vom 1. Januar bis 31. Dezember 1904 und enthält wieder eine lange Reihe von Biographien namhafter deutscher Zeitgenossen, unter denen wir folgende hervorheben. Seite 2—23 erzählt Hugo Jacobi das Leben des Grafen Waldersee (1832—1904), über den er das zutreffende und schöne Urteil fällt, daß er ein hochverdienter, stets nach dem Höchsten strebender Soldat, ein treuer, zuverlässiger, gutätiger Mensch war und daß, wenn er — gleich andern Generälen — eine Zeit politischen Ehrgeizes hatte, wo er daneben gegriffen haben mag, doch der Schatten in seinem Wesen vom Lichte weit überstrahlt wird. Seite 23—29 erhalten wir aus der fachkundigen Feder Otto Kämmels eine pietätvolle Würdigung König Georgs von Sachsen, aus der man die gediegene Art dieses durch harte Lebensführung gereiften und schließlich gebeugten Fürsten kennen lernt, der alles in allem doch wohl mehr Anerkennung und Beliebtheit bei seinem Volke hätte finden dürfen, als er gefunden hat. Seite 29—49 entwirft Friedrich Nicolai ein ausführliches Lebensbild des badischen Finanzministers Buchenberger, mit dem einer der tüchtigsten Staatsmänner und der hervorragendsten Redner der Gegenwart viel zu früh — er war erst 56 Jahre alt — hingegangen ist. Seite 101—118 ist Fürst Herbert Bismarck (1849—1904) durch Hugo Jacobi charakterisiert als ein vortrefflicher Staatsmann, dessen Verdienst, laut dem „Reichsanzeiger", erst die Nachwelt nach Bekanntwerden der Urkunden voll wird würdigen können, und als eine bei äußerer Herbheit im Kern liebevolle und zärtliche Natur. Die vollkommene Wahrheit dieses Urteils kann Schreiber dieser Zeilen aus eigenem Wissen bezeugen. Ganz besonders eingehend ist Theodor Mommsen auf Seite 441—516 durch Ludo M. Hartmann geschildert, dem Mommsens Familie, besonders der Schwiegersohn Ulrich von Wilamowitz-Möllendorf und Otto Hirschfeld, in reichstem Maße Auskunft aus erster Hand erteilt haben, so daß der Aufsatz, der fast ein kleines Buch ausmacht, als das Wertvollste bezeichnet werden kann, was bis jetzt über den großen Gelehrten vorhanden ist. Andre Artikel befassen sich mit dem österreichischen Minister Stremayr, dem Historiker von Holst, dem General Mollinary, dem Geographen Ratzel (dessen Heliogravüre den Band schmückt), dem Musikschriftsteller Hanslick, dem Maler von Lenbach, dem Dichter Lorm, dem Staatsminister von Delbrück u. a. m.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Dezember zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Aall. — Henrik Ibsen als Dichter und Denker. Von Anathon Aall. Halle a. S., Max Niemeyer. 1906.

Bacheller. — Silas Strong. By Irving Bacheller. London F. Fisher-Unwin. 1906.

Bauer. — Charakterköpfe zur deutschen Geschichte. 8: Federzeichnungen. Von Karl Bauer. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1906.

Baumann. — Sonnenscheinchen. Ein Reiseroman in Bildern. Von Rudolf Baumann. Zürich, Schulthess & Co. 1907.

Baumgartner. — Reisebilder aus Schottland. Von Alexander Baumgartner. Mit zwei Bildern in Farbendruck, 85 Abbildungen und einer Karte. Dritte, vermehrte Auflage. Freiburg i. Br., Herder. 1906.

Becke. — Sketches from Normandy. By Louis Becker. London, T. Werner-Laurie. 1907.

Bendrat-Schirmeiher. — Aus dem deutschen Osten. Fünf Künstlersteinzeichnungen von Arthur Bendrat. Mit einem Vorwort von Käthe Schirmeiher. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. O. J.

Bernstein. — Der Streik. Sein Wesen und sein Wirken. Von Eduard Bernstein. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt, Rütten & Loening. O. J.

Bettelheim-Gabillon. — Lilith und Eva und andere unmoderne Betrachtungen. Von Helene Bettelheim-Gabillon. Wien, Carl Konegen. 1907.

Bloch. — Cahiers de doléances du bailliage d'Orléans pour les états généraux de 1789. Publiées par Camille Bloch. Tome premier. Orléans, Imprimerie orléanaise. 1906.

Bloch. — Das Sexualleben unserer Zeit in seinen Beziehungen zur modernen Kultur. Von Iwan Bloch. Berlin, Louis Marcus. 1907.

Böckel. — Psychologie der Volksdichtung. Von Otto Böckel. Leipzig, B. G. Teubner. 1906.

Boden. — Über Moral und Religion vom Standpunkt der Geschichte und der Kunst. Ein Beitrag zur Philosophie der Persönlichkeit. Von Friedrich Boden. Homburg, Otto Meißner. 1907.

Boenisch. — Lieder aus dem Osten. Von Georg Boenisch. Dresden, E. Pierson. O. J.

Bonfort. — Goethe unser Führer. Geleitwort aus seinen Werken in Kalenderform. Gewählt von Helene Bonfort. Heidelberg, Otto Petters. 1907.

Bréal. — Pour mieux connaître Homère. Par Michel Bréal. Paris, Hachette & Cie. S. a.

Brentano. — Clemens Brentanos ausgewählte Schriften. Von Joh. Bapt. Diel. Zweite Auflage; neu durchgesehen von Gerhard Gietmann. Mit dem Bildnis Brentanos und zwei Illustrationen von Eduard von Steinle in Lichtdruck. Freiburg i. Br., Herder. 1906.

Brieger-Wasservogel. — René Richter. Die Entwicklung eines modernen Juden. Berliner Roman in drei Büchern. Von Lothar Brieger-Wasservogel. Berlin, Richard Schröder. 1906.

Brolcher. — John Ruskin und sein Werk. Kunstkritiker und Reformator. Zweite Reihe. Essays von Charlotte Broicher. Jena, Eugen Diederichs. 1907.

Buber. — Die Geschichten des Rabbi Nachman. Ihm nacherzählt von Martin Buber. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt, Rütten & Loening. 1906.

Buxbaum. — Werktagsgestalten. Bilder aus dem Odenwalder Volksleben. Von Ph. Buxbaum. Mit Originalzeichnungen von A. Buxbaum. Gießen, Emil Roth. O. J.

Carlyle. — Goethe. Carlyles Goethe-Porträt. Nachgezeichnet von Samuel Saenger. Berlin, Oesterheld & Co. 1907.

Casella et Gaubert. — La nouvelle littérature. 1895—1905. Par Georges Casella et Ernest Gaubert. Paris, E. Sansot & Cie. 1906.

Charléty. — Documents relatifs à la vente des biens nationaux. Publiés par Sébastien Charléty. Lyon, R. Schneider. 1906.

Deutsches Weihnachtsbuch. Eine Sammlung der schönsten und beliebtesten Weihnachtsdichtungen in Poesie und Prosa. Herausgegeben von der deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung. Hamburg-Großborstel. 1906.

Deutschlands Heer in österreichischer Beleuchtung. — Briefe eines k. und k. Offiziers über die deutschen Kaisermanöver 1906. Mit fünf Kartenskizzen und einem Plan. Leipzig, Friedrich Engelmann. 1906.

Duc d'Orléans. — A travers la Banquise du Spitzberg au Cap Philippe. Par le Duc d'Orléans. Paris, Plon. 1907.

Dyroff. — Rosmini. Von Adolf Dyroff. Mainz und München, Kirchheim. O. J.

Ebner-Eschenbach. — Meine Kinderjahre. Biographische Skizzen von Marie von Ebner-Eschenbach. Berlin, Gebrüder Paetel. 1906.

Endres. — Honorius Augustodunensis. Beitrag zur Geschichte des geistigen Lebens im 12. Jahrhundert. Von Jos. Ant. Endres. Kempten und München, Jos. Kösel. 1906.

Endres. — Martin Deutinger. Von Jos. A. Endres. Mainz und München, Kirchheim. O. J.

Erhardt. — Vor der Entscheidung! Ein deutscher Dreyfusfall! Ketzerverfolgung. — Wahnsinn. Ein „memento mori!“ Ein Appell an die Ehre des Kaisers, der Richter, des Justizministers, des Offizierstandes und des Deutschen Reiches und ein Ruf an Verstand und Herz der Menschheit. Von L. Frhr. von Erhardt. Berlin, Hermann Walther. 1906.

Fischer. — Im Zeichen der Sitte. Novellen von Mathilde Fischer. Berlin und Leipzig, Curt Wigand. 1906.

Francke. — Der eiserne Landgraf. Kulturgeschichtlicher Roman aus dem 14. Jahrhundert. Von A. Francke. Gießen, Emil Roth. O. J.

Franze. — Monismus des Geistes. Von Paul C. Franze. Halle a. S., Carl Marhold. 1907.

Frey. — Fragmenta rourica. Von Gustav Frey. Aarau, Emil Wirz. 1907.

Frey. — Wissenschaftliche Behandlung und künstlerische Betrachtung. Von Karl Frey. Zürich, Orell Füssli. 1906.

Friedjung. — Der Krimkrieg und die österreichische Politik. Von Heinrich Friedjung. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1907.

Fulda. — Amerikanische Eindrücke. Von Ludwig Fulda. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1906.

Fulda. — Der heimliche König. Romantische Komödie in vier Aufzügen. Von Ludwig Fulda. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1906.

Ganghofers gesammelte Schriften. — Bis zur 38. Lieferung. Stuttgart, Adolf Bonz & Co.

Gesellschaft, Die. — Sammlung sozialpsychologischer Monographien. Herausgegeben von Martin Bauer. Erster bis vierter Band. (Siehe auch: Sombart, Simmel, Uiar, Bernstein.) Frankfurt a. M., Literarische Anstalt, Rütten & Loening. O. J.

Giraud. — Livres et questions d'aujourd'hui. Par Victor Giraud. Paris, Hachette & Cie. 1907.

Gjellerup. — Der Pilger Kamanita. Ein Legendenroman. Von Karl Gjellerup. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt, Rütten & Loening. 1907.

Goethe im Gespräch. — Herausgegeben von Franz Deibel und Friedrich Gundelfinger. Zweite Auflage. Leipzig, Insel-Verlag. 1906.

Goethes sämtliche Werke. — Jubiläumsausgabe. Fünfzehnter Band. Dramatische Fragmente und Übersetzungen. Mit Einleitung und Anmerkungen von Otto Pniower. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. O. J.

Goethes Werke für Schule und Haus. Mit Lebensbeschreibung, Einleitungen und Anmerkungen herausgegeben von Otto Hellinghaus. Drei Bände. Freiburg i. Br., Herder. 1906.

Graul. — Ostasiatische Kunst und ihr Einfluß auf Europa. Von R. Graul. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1906.

delle Grazie. — Vom Wege. Geschichten und Märchen. Von M. E. delle Grazie. Zweite Sammlung. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1907.

delle Grazie. — Traumwelt. Erzählungen von M. E. delle Grazie. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1907.

Grimm. — Kinder- und Hausmärchen. Gesammelt durch die Brüder Grimm. Originalausgabe mit Hermann Grimms Einleitung nach dem Handexemplare und mit acht Bildern von Ludwig Grimm. 32. Auflage, besorgt von Reinhold Steig. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 1906.

Haaß. — Nachlaß-Gedichte. Von Robert Haaß. Mit einem Vorwort von Wilhelm Jensen. Straßburg, J. H. Ed. Heitz. 1906.

Hagemann. — Worte Multatulis. Von Carl Hagemann. Minden i. Westf., J. C. C. Bruns. O. J.

Hartmann. — Moritz Hartmanns Leben und Werke. Ein Beitrag zur politischen und literarischen Geschichte Deutschlands im XIX. Jahrhundert von Otto Wittner. Erster Teil. Mit 5 Lichtdruckbildern. Prag, J. G. Calve. 1906.

Heller — Köhler — Meerheimb. — Luigia Merelli. Erzählung von O. Heller. — Die schöne Wally. Novelle von Heinrich Köhler. — Eine seltsame Hochzeit. Von Henriette von Meerheimb. Berlin, Albert Goldschmidt. 1906.

Hennig. — Einführung in das Wesen der Musik. Von C. R. Hennig. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1906.

Hildebrandt. — Friedrich Tieck. Ein Beitrag zur deutschen Kunstgeschichte im Zeitalter Goethes und der Romantik. Von Edmund Hildebrandt. Mit 17 Abbildungen auf 10 Tafeln. Leipzig, Karl W. Hiersemann. 1905.

Hirschfeld. — Ein Requiem. Novelle von Georg Hirschfeld. Leipzig, Insel-Verlag. 1906.

Hoeft. — Es ging ein Säemann. Roman von Bernhard Hoeft. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. O. J.

Hoos. — Herbst. Schauspiel von Ernst Hoos. Berlin, „Harmonie". 1906.

Horn. — Das Herrenhaus. Eine Studie und ein Vorschlag. Von F. Horn. Wien, Franz Deuticke. 1906.

Hübner. — Lichte Sommertage. Eine neue Sammlung dichterischer Gebilde. Von Otto R. Hübner. Dresden & Leipzig, C. A. Koch. 1907.

Jacobi. — Rembrandt. Ein Verzeichnis der durch Photogravure und Kunstdruck reproduzierten Arbeiten des Meisters. Von Bruno Jacobi. Berlin, Gesellschaft zur Verbreitung klassischer Kunst, G. m. b. H. 1906.

Illustrierter deutscher Flottenkalender in Buchform für 1907. Minden i. Westf., Wilhelm Müller.

Immermanns Werke. — Herausgegeben von Harry Maync. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Sechs Bände. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. O. J.

John-Marlitt. — Inter noctem. Von Walter John-Marlitt. Berlin, Michisch & Co. G. m. b. H. O. J.

Joran. — Autour du féminisme. Par Théodore Joran. Paris, Plon. 1906.

Karpath. — Zu den Briefen Richard Wagners an eine Putzmacherin. Unterredungen mit der Putzmacherin Bertha. Ein Beitrag zur Liebesgeschichte Richard Wagners. Von Ludwig Karpath. Berlin, „Harmonie". O. J.

Kedeis. — Von jungen Menschen. Eine Erzählung von Gustav Kedeis. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg. O. J.

Kellermann. — Im Goethe-Hause zu Gast. Nach eines Engländers Tagebuchnotizen aus Timotheus klassischen Tagen erzählt von Carl Alfred Kellermann. Oldenburg, H. Hintzen. 1907.

Kemmer. — Die graphische Reklame der Prostitution. Nach amtlichem Material und nach eigenen Beobachtungen geschildert von Ludwig Kemmer. München (Exemplare sind im Buchhandel durch C. H. Beck zu beziehen), als Manuskript gedruckt. 1906.

Keppler. — Aus Kunst und Leben. Neue Folge. Von Paul Wilhelm von Keppler. Mit 6 Tafeln und 100 Abbildungen im Text. Freiburg i. Br., Herder. 1906.

Kieler. — Mein Volk sei dein Volk. Nach dem Dänischen von Laura Kieler. Einzig autorisierte Übersetzung von Orton Bey. Zweite Auflage. Zürich, Rascher & Co. O. J.

Kielland. — Menschen und Tiere und andere Studien und Skizzen. Von Alexander L. Kielland. Übersetzt von Friedrich Leskien und Marie Leskien-Lie. Buchschmuck und Einbandzeichnung von M. Andresen. Leipzig, Georg Merseburger. 1906.

Kielland. — Zwei Brüder. Roman von Jens Z. Kielland. Übersetzt von Friedrich Leskien und Marie Leskien-Lie. Einbandzeichnung von A. Andersen. Leipzig, Georg Merseburger. 1907.

Kohm. — Grillparzers goldenes Vlies und sein handschriftlicher Nachlafs. Von Josef Kohm. Wien, Karl Gerold. 1905.

Kont und Alexici. — Geschichte der ungarischen Literatur von J. Kont und Geschichte der rumänischen Literatur von G. Alexici. Leipzig, C. F. Amelang. 1906.

Kronfeld. — Der Weihnachtsbaum. Botanik und Geschichte des Weihnachtsgrüns. Von E. M. Kronfeld. Mit 25 Abbildungen. Oldenburg und Leipzig, Schulzesche Hofbuchhandlung. O. J.

La Mara. — Marie von Mouchanoff-Kalergis, geb. Gräfin Nesselrode in Briefen an ihre Tochter. Ein Lebens- und Charakterbild. Herausgegeben von La Mara. Mit zwei Bildnissen. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1907.

Larsen. — Poetische Reisen von Karl Larsen. Zweite Fahrt im Lande des Weins und der Gesänge und im schönen Portugal. Leipzig, Insel-Verlag. 1907.

Lasswitz. — Was ist Kultur? Ein Vortrag. Von Kurd Lasswitz. Leipzig, B. Elischer. O. J.

Levy. — Aus dem Exil. Verse eines Entkommenen. Von Oscar Levy. London, Probsthain & Co. 1907.

Littmann. — Gedanken in Liedern. Erlebtes und Durchlebtes in Gedichten. Von Leo Littmann. Leipzig, C. Grumbach. O. J.

Löns. — Mein braunes Buch. Heidbilder. Von Hermann Löns. Hannover, Adolf Sponholtz. 1907.

Magnus. — Goethe als Naturforscher. Vorlesungen von Rudolf Magnus. Mit Abbildungen im Text und auf acht Tafeln. Leipzig, Johann Ambrosius Barth. 1905.

Max. — Maja. Ein Epos in 14 Gesängen. Von Hero Max (Eva Hermine Peter). Strafsburg, J. H. Ed. Heitz. 1906.

Meinecke. — Das Zeitalter der deutschen Erhebung (1795—1815). Von Friedrich Meinecke. Mit 78 Abbildungen und 10 Faksimiles. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 1906.

Melde. — Gunnlöd. Ein dramatisches Gedicht von M. Melde. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1907.

Mercier. — Psychologie. Von D. Mercier. Erster Band. Aus dem Französischen übersetzt von L. Habrich. Kempten u. München, Jos. Kösel. 1906.

Meringer. — Das deutsche Haus und sein Hausrat. Von R. Meringer. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1906.

Merrick. — Die Sünde. Von Leonard Merrick. Einzig autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von Anna Kellner. Berlin, Albert Goldschmidt. 1906.

Meyer. — An den Wassern des Riogaro. Eine Geschichte aus zwei Weltteilen von Otto Emil Meyer. Dresden, E. Pierson. O. J.

Meyer. — In den Hoch-Anden von Ecuador: Chimborazo, Cotopaxi usw. Reisen und Studien. Von Hans Meyer. Mit 3 farbigen Karten und 138 Abbildungen auf 37 Tafeln. Berlin, Dietrich Reimer. 1907.

Meyers Kleines Konversations-Lexikon. — Siebente, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage in sechs Bänden. Erster Band. A bis Cambrics. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1906.

Misch. — Kaltenbochs. Eine heitere Geschichte aus Berlin W. Von Robert Misch. Neue illustrierte Ausgabe. Berlin, „Harmonie". O. J.

Misch. — „Und der Ruhm ein eitler Wahn." Die Geschichte eines Premièren-Erfolges. Von Robert Misch. Berlin, „Harmonie". O. J.

Moeller van den Bruck. — Führende Deutsche. Von Moeller van den Bruck. Minden i. W., J. C. C. Bruns. O. J.

Moeller van den Bruck. — Verschwärmte Deutsche. Von Moeller van den Bruck. Minden i. W., J. C. C. Bruns. O. J.

Moll. — Der Hypnotismus. Mit Einschlufs der Hauptpunkte der Psychotherapie und des Okkultismus. Von Albert Moll. Vierte, vermehrte Auflage. Berlin, Fischers medizinische Buchhandlung, H. Kornfeld. 1907.

Muentz. — Wir Juden. Von Ch. Muentz. Berlin, Oesterheld & Co. 1907.

Muff. — Idealismus. Von Chr. Muff. Vierte, wesentlich vermehrte Auflage. Halle a. S., Richard Mühlmann. 1907.

Müller. — Hemmungen des Lebens. Von Johannes Müller. München, C. H. Beck. 1907.

Müller. — Vom Leben und Sterben. Von Johannes Müller. München, C. H. Beck. 1907.

Muno. — Angelika. Den Frauen gewidmet. Von W. Muno. Oldenburg und Leipzig, Schulzesche Hofbuchhandlung. O. J.

Musikalischer Haus- und Familienalmanach für das Jahr 1907. — (Harmonie-Kalender, 7. Jahrgang.) Berlin, „Harmonie".

Najmájer. — Hildegund. Ännchen von Tharau. Goldschuh. Dramatischer Nachlaß von Marie von Najmájer. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1907.

Nietzsche. — Friedrich Nietzsches Werke. Taschen-Ausgabe. Erster und zweiter Band. Leipzig, C. G. Naumann. 1906.

Ortmann. — Reine Hände. Novelle von Reinhold Ortmann. Berlin, Albert Goldschmidt. 1906.

Paap. — Max Dannenberg. Roman von W. A. Paap. Minden i. W. J. C. C. Bruns. 1906.

Palten. — Vom „Dr. Hans“ und andere Wiener Geschichteln und Gedichteln für alle Freunde echten Wiener Humors. Von Robert Palten. Erster und zweiter Band, zweite Auflage. Berlin und Leipzig, Curt Wiegand 1906.

Pelican. — Annette Freiin von Droste-Hülshoff. Ein Bild ihres Lebens und Dichtens von Bertha Pelican. Mit dem Porträt der Dichterin und drei Abbildungen. Freiburg i. B., Herder. 1906.

Periam. — Hebbels Nibelungen. Its sources, method and style. By Annina Periam. New-York and London, Macmillan & Co. 1906.

Pfister. — Nach Amerika im Dienste Friedrich Schillers. Der Völkerfreundschaft gewidmet von Albert Pfister. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1906.

Popp. — Ed. v. Steinle. Eine Charakteristik seiner Persönlichkeit und Kunst. Von Josef Popp. Mainz und München, Kirchheim. O. J.

Preuſs. — Die Entwicklung des deutschen Städtewesens. Von Hugo Preuſs. Erster Band: Entwicklungsgeschichte der deutschen Städteverfassung. Leipzig, B. G. Teubner. 1906.

Reuß-Hoernes. — Vom Baume der Erkenntnis. Neue Gedichte von Jenny von Reuß-Hoernes. Breslau, S. Schottlaender. 1907.

Rheinsch. — Tragödien und Festgesänge der Blumen und Bäume. Von Erika Rheinsch. Frankfurt a. M., Heinrich Demuth. 1907.

Richer. — Nouvelle anatomie artistique du corps humain. Par Paul Richer. Paris, Plon. 1906.

Samosch. — Auf friedlichen Kriegspfaden und Abseits der Heerstraße. Minden i. W., J. C. C. Bruns. 1907.

Sandt. — Cavete! Eine Geschichte, über deren Bizarrerien man nicht ihre Drohungen vergessen soll. Von Emil Sandt. Minden i. W., J. C. C. Bruns. O. J.

Schaer. — Deutsch-schweizerische Lyrik der neueren Zeit. Herausgegeben von Alfred Schaer. Zürich, Schultheß & Co. 1907.

Schanz. — Gedichte von Frida Schanz. Gesamtausgabe. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. O. J.

Schey. — Verse von Evelina Schey. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1907.

Schiller. — Dramen. Band II. (Groſsherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe.) Leipzig, Insel-Verlag. 1906.

Schiller. — Gedichte und Erzählungen. (Groſsherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe.) Leipzig, Insel-Verlag. 1906.

Schiller. — Historische Schriften. (Groſsherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe.) Leipzig, Insel-Verlag. 1906.

Schiller. — Philosophische Schriften. (Groſsherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe.) Leipzig, Insel-Verlag. 1906.

Schiller. — Übersetzungen. (Groſsherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe.) Leipzig, Insel-Verlag. 1906.

Schimmelpfeng. — Frohe Jungen. Ein Klosterfang. Von Hans Schimmelpfeng. Mit drei Illustrationen. Hannover und Leipzig, Hahn. 1906.

Schlözer. — Inneres Leben. Von Ludwig von Schlözer. Zweite durchgesehene und vermehrte Auflage. München, C. H. Beck. 1907.

Schmidt. — Geschichte des Welthandels. Von Max Georg Schmidt. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner. 1906.

Schoenaich-Carolath. — Gedichte von Prinz Emil von Schoenaich-Carolath. Dritte, vermehrte Auflage. Leipzig, G. J. Göschen. 1906.

Schubart. — Hochlandskämpfe. Geschichten von Artur Schubart. Stuttgart, Bonz & Co. 1907.

Schultze. — Die Entwicklung des Naturgefühls in der deutschen Literatur des neunzehnten Jahrhunderts. Von Siegmar Schultze. Erster Teil: Das romantische Naturgefühl. Halle a. S., Ernst Trensinger. 1907.

Schur. — Das Leben der Seele. Von Ernst Schur. Berlin, Oesterheld & Co. 1906.

Seidenberger. — O. Willmann und seine Bildungslehre. Von J. B. Seidenberger. Mainz und München, Kirchheim. O. J.

Simmel. — Die Religion. Von Georg Simmel. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt, Rütten & Loening. O. J.

Sombart. — Das Proletariat. Bilder und Studien von Werner Sombart. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt, Rütten & Loening. O. J.

Sperl. — Narro! — Der Faquier. Zwei Lustspiele von August Sperl. Halle a. S., C. Ed. Müller. 1907.

Staack. — Melodien der Liebe. Von Claudius Staack. Glückstadt, Max Hansen. O. J.

Stoeving. — Von der Violine. Von Paul Stoeving. Berlin und Groſs-Lichterfelde, Chr. Friedrich Vieweg, G. m. b. H. 1906.

Streuvels. — Sommerland. Novellen von Stijn Streuvels. Autorisierte Übersetzung aus dem Flämischen von Martha Sommer. Minden i. W., J. C. C. Bruns. 1906.

Tettau. — Achtzehn Monate mit Rußlands Heeren in der Mandschurei. Von Freiherrn von Tettau. Erster Band. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1907.

Thackeray. — Das braune Haus. W. M. Thackerays Briefe an eine amerikanische Familie. Deutsche autorisierte Ausgabe von Cecilie Mettenius, mit Vorwort von Arthur Bonus. München, C. H. Beck. O. J.

Tolstoi. — Shakespeare. Eine kritische Studie. Von Leo N. Tolstoi. Einzig berechtigte deutsche Ausgabe. Hannover, Adolf Sponholz. 1906.

Tönnies. — Philosophische Terminologie in psychologisch-soziologischer Ansicht. Von Ferdinand Tönnies. Leipzig, Theod. Thomas. 190 .

Trebitsch. — Ein letzter Wille. Schauspiel in drei Akten. Von Siegfried Trebitsch. Berlin, Oesterheld & Co. 1907.

Trinius. — Thüringer Land. Wanderbilder. Von August Trinius. Minden i. W., J. C. C. Bruns. O. J.

Troubridge. — The woman thou gavest. By Lady Troubridge. London, T. Fisher Unwin. 1906.

Trowitzsch's Damen-Kalender auf 1907. — Mit literarischen Beiträgen von König Oscar II. von Schweden, Moritz Rodde, S. Barinkay und Fritz Reutter, sowie einem Lichtdruck. Berlin, Trowitzsch & Sohn.

Trowitzsch's Volks-Kalender auf 1907. Berlin, Trowitzsch & Sohn.

Uiar. — Die Politik. Untersuchung über die völkerpsychologischen Bedingungen gesellschaftlicher Organisation. Von Alexander Ular. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt, Rütten & Loening. O. J.

Ullmann. — Feldpredigt. Dramatische Dichtung in einem Akt. Von Rega Ullmann. Zweite Auflage. Frankfurt a. M., Heinrich Demuth. 1907.

Wassermann. — Flaubert. Ein Selbstporträt nach seinen Briefen. Berlin, Oesterheld & Co. 1907.

Weber. — Von Luther zu Bismarck. Zwölf Charakterbilder aus deutscher Geschichte von Ottokar Weber. Erster und zweiter Band. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1906.

Weinschenk. — Friedsame Sonette. Von Jakob Hugo Weinschenk. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne. 1906.

Wells. — Wenn der Schläfer erwacht. Von H. G. Wells. Deutsche, vom Autor genehmigte Übertragung von Felix Paul Greve. Minden i. W., J. C. C. Bruns. O. J.

Wettstein. — Streiflichter zu der Frage: Was kann aus Deutsch-Südwestafrika gemacht werden. Verfaſst von K. A. Wettstein. Zürich, Jürcher & Furrer. 1907.

Zahn. — Firnwind. Neue Erzählungen von Ernst Zahn. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. 1906.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Piererschen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. **Walter Paetow** in Berlin-Friedenau.

Der Efeu.

Sardinischer Dorfroman
von
Grazia Deledda.

Erstes Kapitel.

Es war Samstagabend, und das Dorf Barunei rüstete sich zum Feste seines Schutzheiligen San Basilio, das morgen beginnen sollte. In der Ferne klangen Raketenknattern, Trommelwirbel, Kindergeschrei wirr durcheinander, aber auf dem steilen, mit großen Steinen gepflasterten Gäßchen, das noch vom rosigen Abendlicht beleuchtet war, hörte man nur die näselnde Stimme Don Simone Decherchis.

„Der Junge ist verschwunden," sagte der alte Edelmann, der vor seinem Haustor saß und sich mit einem andern Alten, mit Onkel Cosimu Damianu, dem Schwiegervater von Don Simones Neffen, unterhielt.

„Wer hat ihn gesehen? Wohin ist er gegangen? Das weiß niemand. Die Leute hegen den Verdacht, daß der Vater ihn getötet habe ... Ja, ja, das kommt davon, daß es keine Gottesfurcht mehr gibt, keinen Glauben, keine Rechtschaffenheit ... Zu meiner Zeit wagten die Leute nicht einmal zu denken, daß ein Vater seinen Sohn töten könne ..."

„Freilich, es ist wahr, Gottesfurcht haben die Leute nicht mehr," erwiderte Onkel Cosimu, dessen Stimme ebenso klang wie die Don Simones; „aber das will nichts heißen. Sogar die Heilige Schrift hat Beispiele von schrecklichen Verleumdungen armer Unschuldiger. Und der verschwundene Junge, der Sohn des Hirten Santus, war ein Teufel, ein wahrer kleiner Teufel. Schon mit dreizehn Jahren stahl er wie ein alter Dieb, und Santus konnte es nicht mehr ertragen. Er hat ihn geprügelt, und nun ist er verschwunden, ist auf und davon in die weite Welt gegangen. Man sagt, er habe sich an den alten Hirten, den Gefährten seines Vaters, gewandt, bevor er davonlief, und ihm gesagt: ‚Ich werde gehen, wie die Feder in der Luft, und Ihr sollt mich nicht wiedersehen'."

Don Simone schüttelte ungläubig den Kopf und schaute in die Ferne, auf den Hintergrund der Straße. Eine schwarze Gestalt kam näher, strich hart an den Mauern der niedrigen, grauen und schwarzen Häuser vorüber.

Eine andre Gestalt, die eines Bauernmädchens, zeichnete sich von dem gelblichen Hintergrund der kleinen, beleuchteten Tür ab; sie schien den Plaudereien der beiden Alten zu lauschen.

Durch die geöffnete Tür von Don Simones Hause sah man einen Gang und am Ende des Ganges eine zweite offene Tür mit einem Waldhintergrund.

Das altertümliche Haus Decherchi mit dem großen, schwarzen Spitzbogentor, dem Hauptgesims und den beiden Eisenbalkonen, die einzufallen drohten, unterschied sich merklich von den andern armseligen Häusern des Dorfes. Es sah aus wie ein verfallenes Haus, aber es bewahrte doch eine gewisse Größe, eine Art Überlegenheit. Diese abbröckelnden Mauern, durch die man die zerfressenen Steine erblickte, dieses schwarze, wurmstichige Tor, das sich unter seinen Bogen wie ein herabgekommener Adeliger unter seinen Titel flüchtete, das Hauptgesims, auf dem die Wolfsmilch wucherte, diese abgenutzte Bettdecke von grünlicher Seide, die melancholisch von einem kleinen Balkon des oberen Stockwerkes herunterhing, hatten etwas Trauriges und Vornehmes zugleich, auch etwas Geheimnisvolles, und erregten die Bewunderung der Bauern, die gewohnt waren, die Familie Decherchi als die älteste und edelste im Dorfe anzusehen.

Don Simone glich seinem Hause. Wie ein Städter gekleidet, hatte er doch die sardinische Mütze und die Goldknöpfe am Hemdkragen beibehalten; auch er war verfallen und vornehm, groß und gebeugt, zahnlos, mit schwarzen, funkelnden Augen. Die dichten, schneeweißen Haare, der kurze, weiße Bart gaben seinem olivenfarbenen Gesicht mit der großen Nase, den hervorstehenden Backenknochen ein charakteristisches Gepräge.

Und Onkel Cosimu Damianu, der bei der Familie Decherchi lebte, ähnelte dem Don Simone: dieselbe Gestalt, dieselben weißen Haare, dieselben Gesichtszüge und dieselbe Stimme. Aber etwas Grobes, Einfaches, dazu die Bauerntracht, zeigten den alten Plebejer, den bescheidenen, geduldigen Arbeiter, auf den das lange Zusammenleben mit einem überlegeneren Manne, wie Don Simone war, einen physischen und moralischen Einfluß ausgeübt hatte.

„Zehn Tage waren vergangen, „und der Junge kam nicht zurück," fuhr Onkel Cosimu in seiner Erzählung fort. „Da machte sich der Vater auf. Er ging bis nach Ozieri, bis zur Gallura. Dort traf er einen Hirten, den er fragte: ‚Hast du zufällig einen Jungen mit hellblauen Augen und einem Muttermal auf der Stirn gesehen?' — ‚Ja! Bei Gott, den habe ich gesehen. Er dient als Knecht in einem Hause der Gallura,' antwortete der Hirt. Hierauf kehrte Santus beruhigt in sein Dorf zurück, und darum sagen nun die Leute so schreckliche Dinge, und das Gericht leiht dem Geschwätz sein Ohr, und der arme Vater wird von allen verfolgt. Jetzt soll er sich noch einmal aufgemacht haben, um nach seinem Sohne zu suchen. Kann es auf der Welt etwas Törichteres geben?"

Don Simone schüttelte den Kopf und lächelte ein wenig spöttisch. Es schien sogar, als lache er über den guten, alten Onkel Cosimu, der immer ein harmloser Mensch gewesen war.

„Aber Sohn des heiligen Antonio," sagte dieser, lebhafter werdend, „warum bestehst du darauf, immer nur das Schlechte von deinem Nächsten zu denken?"

Don Simone hörte auf zu lächeln, und wurde ernst, fast finster.

„Die Zeiten sind schlecht. Es gibt keine Gottesfurcht mehr, und da ist alles möglich. Die Jungen glauben nicht an Gott, und wir Alten, wir sind wie mürber Teig. Sieh, so . . ." er machte mit der Hand eine Bewegung, als zöge er etwas Weiches, Mürbes auseinander. „Lassen wir dreißig Tage für einen Monat gelten! Ja, ja . . . heutzutage geht alles schlecht . . ."

„Das mag wahr sein," rief der andre Alte aus und fing an, mit seinem Stock auf einen Stein zu klopfen; er redete nicht mehr.

„Sieh," sagte Don Simone wiederum lächelnd, „ich bin wie das Gericht. Ich denke immer das Schlimmste, und wie oft habe ich recht gehabt! Wir werden sehen, wenn wir leben!"

Der andre fuhr fort, mit dem Stock auf den Stein zu schlagen, und beide, der eine traurig, der andre lächelnd, dachten an dieselbe Sache oder vielmehr an dieselbe Person.

Währenddessen hatte sich die ältliche Frau, die mittlerweile die steile Gasse heraufgestiegen war, neben die beiden Alten gestellt. Sie war schwarz gekleidet und in ein großes, gesticktes, mit Fransen besetztes Umschlagetuch gehüllt.

„Wo ist Rosa?" fragte sie, die Zipfel des Tuches ein wenig lösend.

„Sie muß bei Annesa auf dem Hofe sein," antwortete Onkel Cosimu.

„Gott, welche Hitze! In der Kirche erstickte man," nahm die Frau wieder das Wort, die ziemlich groß war, mit wachsbleichem Gesicht, feiner Nase, schwarzen, tiefumränderten Augen, die Schläfen mit glattgestrichenem Haar bedeckt, das wie grauer Atlas aussah.

Onkel Cosimu schaute sie an und schüttelte den Kopf. So, in ihr schwarzes Tuch gehüllt, groß und bleich, glich seine geliebte Tochter der schmerzensreichen Madonna.

„In der Kirche erstickt man?" wiederholte er mit leichtem Vorwurf. „Darum geht man wohl nicht mehr hinein? Was hast du denn noch da unten zu suchen?"

„Ich habe gebeichtet. Morgen ist Kommunion," antwortete die Frau einfach. Sie wollte eintreten, aber am Tore wandte sie sich noch einmal um und fragte: „Ist Paulu noch nicht zurück? Wenn nicht, dann kommt er heut auch nicht mehr. Da wollen wir das Abendessen herrichten."

„Was gibt's denn, Rachele?" fragte der Schwiegervater.

„Wir haben Forellen, Vater, und dann backen wir Eier. Gott sei Dank, daß wir keine Gäste haben!"

„Nun, die können noch kommen!" entgegnete Onkel Cosimu nicht ohne Bitterkeit. „Das Gasthaus ist arm, aber es ist immer noch bequem für die, die nicht zahlen wollen!"

„Wir haben Forellen, daran habe ich nicht gedacht!" rief Don Simone, sich wie ein Kind auf das gute Abendessen freuend. „Wenn Gäste kommen, wird auch für sie gesorgt sein! Ja, zum Fest kommen immer viele Gäste. Ich weiß noch, einmal haben wir sogar zehn oder zwölf gehabt. Jetzt gehen die Leute nicht mehr zu den Festen, sie wollen nicht mehr von den Heiligen reden hören."

„Die Leute sind jetzt arm, lieber Simone. Sie müssen auch ohne Feste leben."

„Auch der Hase läuft immer, aber nicht in die Kirche," sagte der alte Edelmann, der anfing, sich über Onkel Cosimus Widerspruch zu ärgern.

Während die beiden Großväter ihre Unterhaltung fortsetzten, ging Donna Rachele über den Flur und trat in das hintere Zimmer neben der Küche, die nach dem Hofe hin aufstand. Hinter dem Hof und dem Hause lag ein Garten, und hinter dem begann der Wald; er dehnte sich bis zu den Bergen aus.

Der letzte Schein der Abenddämmerung drang noch in das Zimmer, in das Donna Rachele gegangen war; sie nahm das Tuch ab, faltete es zusammen und hing es auf die Lehne des Stuhles.

„Rachele," ertönte sogleich eine zänkische Stimme, „zünde Licht an! Ihr laßt mich immer allein! Wie einen Toten laßt ihr mich allein und im Dunkeln . . ."

„Onkel, es ist ja noch Tag! Es ist doch kühler ohne Licht," antwortete Donna Rachele langsam und weich. „Doch ich werde gleich Licht machen, Annesa!" sagte sie dann und trat an die Küchentür. „Was, du siebst noch Mehl? Hör auf, es ist spät. Und wo ist Rosa?"

„Im Hof," antwortete eine verschleierte, fast klagende Stimme. „Jetzt bin ich fertig."

Donna Rachele zündete die Lampe an und setzte sie auf den großen Eichentisch hinten im Zimmer, zwischen der Flurtür und dem Fenster. Und das große, ziemlich niedrige und verräucherte Zimmer mit seiner Holzdecke, die von schweren Balken gestützt wurde, erschien noch düsterer in dem gelblichen Lichte der Öllampe. Auch hier drinnen war alles alt und verfallen, aber das Sofa mit seinem zerrissenen Stoff, der Eichenholztisch, der wurmstichige Kleiderschrank, die Garnwinde, die geschnitzte Truhe — kurz, alle Möbel hatten in ihrem Alter und in ihrer Dürftigkeit doch etwas Edles, Vornehmes bewahrt.

In einem Feldbett, hinten im Zimmer, lag, an Kissen von rot und weiß gewürfelter Baumwolle gelehnt, ein alter Mann, der mühsam atmete.

„Jawohl, kühl! Ja, kühl," murrte er, nachdem Donna Rachele die Lampe angezündet hatte. „Wenn ich's nur einmal kühl hätte! Annesa, Tochter des Teufels, warum bringst du mir nicht wenigstens etwas frisches Wasser!"

„Annesa, bring Onkel Zua frisches Wasser," bat Donna Rachele und ging in die Küche, die noch größer und verräucherter war als dies Zimmer.

Das Mädchen stand auf, stellte den Korb mit Mehl an die Tür, schüttelte ihre Kleider, nahm den Wasserkrug und schenkte ein Glas ein.

„Annesa, bringst du endlich Wasser?" rief der Alte, fast kreischend.

Annesa trat ein und schritt auf das Bett zu. Der Alte trank, das Mädchen blickte ihn an. Wohl niemals glichen sich zwei Menschen weniger als diese beiden.

Sie war klein und schmächtig, sie sah wie ein Kind aus. Das Licht der Lampe legte einen goldigen Bronzeschimmer auf ihr bräunliches, rundes Gesicht, in dem das Grübchen am Kinn die fast kindliche Anmut noch erhöhte. Der etwas große Mund mit schneeweißen, dichten, gleichmäßigen Zähnen hatte einen leichten Ausdruck von hartem Stolz. Doch die blauen Augen unter den blauschwarzen, langen Wimpern waren sanft und schwermütig. Ein Gemisch von Spott und Weichheit, das Lächeln einer bösen Alten und der Blick eines traurigen Kindes, lagen in dem Gesicht der schweigsamen, kränklichen Magd, deren Kopf sich nach hinten neigte wie unter der Last einer schweren, blonden Flechte, die im Nacken aufgesteckt war. Der schlanke Hals, weniger braun als das Gesicht, trat nackt aus dem ausgeschnittenen Hemde hervor; das Bauernmieder schloß sich über einem schmächtigen Busen; alles war zierlich, jugendlich, anziehend bei diesem Mädchen, an dem nur die langen, mageren Hände das reifere Alter zeigten.

Das Gesicht des Alten dagegen erinnerte an einen greisen Eremiten, der in seiner Höhle im Sterben lag. Tiefes Leiden hatte sein Gesicht durchfurcht, das einer Pergamentmaske ähnlich sah. Gelblich war alles in diesem finsteren Antlitz, und die keuchende Brust, die das offenstehende Hemd sehen ließ, die wirren Haare, der struppige Bart, die knochigen Hände, die dürren Glieder — alles deutete schon auf das Nahen des schaurigen Endes.

Alles ärgerte ihn, und er ärgerte alle. Er schien nur noch da zu sein, um sein Leiden die andern fühlen zu lassen.

„Annesa," stöhnte er, als das Mädchen, mit dem leeren Glas in der Hand, ging, „schließe das Fenster! Siehst du nicht die vielen Mücken? Mögen die Teufel dich so plagen wie mich die Mücken!"

Aber Annesa antwortete nicht, sie schloß auch das Fenster nicht. Sie ging wieder in die Küche und, nachdem sie das Glas neben den Krug gestellt, in den Hof, wo sie in einer Ecke unter dem vorspringenden Dach Feuer anzündete. Im Sommer kochte sie draußen, in diesem Winkel des Hofes, der in eine Küche umgewandelt war, damit die Hitze und der Rauch nicht in das Zimmer drängen, wo der Kranke lag.

Ein trauriger Friede lag auf dem langen, schmalen Hofe, dessen größter Teil von einem Klafter Brennholz eingenommen war. An dem noch weißlichen Himmel stand der Neumond und beleuchtete das Dach über der abbröckelnden Hofmauer. Man hörte in der Ferne Stimmen, Raketenknattern und ein Horn, das heiser und unsicher eine feierliche Melodie übte: „Eile, Gedanke, auf goldenen Flügeln . . ."

Annesa rückte den schwarzen Dreifuß aufs Feuer, und Donna Rachele ging in die Vorratskammer, um die Pfanne mit Öl zu füllen; da kam ein sechs- oder siebenjähriges Kind mit ungewöhnlich großem Kopf, spärlich mit blonden Haaren bedeckt, an das angelehnte Gartenpförtchen.

„Annesa, Annesa, komm! Von hier sieht man die Raketen besser!“ rief sie mit einem Stimmchen, das wie die Stimme einer Greisin klang.

„Komm lieber hierher, Rosa! Es ist spät. Die Eidechsen kommen und laufen dir über die Füße . . .“

„Das ist nicht wahr!“ rief das Stimmchen ein wenig zitternd. „Komm, Annesa, komm . . .“

„Nein, habe ich dir gesagt. Komm hierher. Frösche sind auch da, das weißt du doch . . .“

Das Kind näherte sich ängstlich. Ein plumpes, rotes Kleidchen mit gelben Spitzen machte die kleine, unförmliche Gestalt noch unförmlicher, das blasse Gesicht noch häßlicher, das von der großen, hervorragenden Stirn des Wasserkopfes wie eingedrückt wurde.

„Setz dich dahin,“ sagte Annesa, „die Raketen sieht man hier auch.“

In der Tat durchschnitten gerade ein paar Raketen wie Goldstreifen den bleichen Himmel; es sah aus, als wollten sie sich mit dem Monde vereinigen. Mit einem Male platzten sie und zerteilten sich in tausend rote, blaue und violette Funken.

Rosa, die in der Mitte des Hofes auf einem Wagen saß, zitterte vor Vergnügen; sie beugte den Kopf vor, als fürchtete und hoffte sie, daß dieser wunderbare Regen auf sie herabfalle.

„Nur einen Funken von den vielen tausend,“ rief sie, die große Stirn vornüber beugend und das Händchen ausstreckend. „Nur einen möchte ich haben! Den goldenen da, das muß ein Stern sein!“

„Morgen,“ sagte die Großmutter, die mit der ölgefüllten Pfanne zurückkam.

Annesa stellte die Pfanne auf den Dreifuß, und die Dama[1]) trat wieder in das Zimmer, um den Tisch zu decken.

„Sie fallen so weit weg!“ fing das Kind wieder an. „Fallen sie in den Wald? Wo die Eidechsen sind?“

„O, sicher viel weiter,“ antwortete das Mädchen, das angefangen hatte, die Forellen zu backen.

„Wo weiter? Auf die Landstraße? Glaubst du, daß einer auf den Vater fällt? Wenn er nun auf ihn fällt? Wenn er gerade auf der Reise ist?“

„Wer weiß!“ sagte Annesa gedankenvoll. „Glaubst du, Rosa, daß er heute abend zurückkommt?“

„Ich? Ja, ich glaube es!“ rief das Kind lebhaft aus. „Du auch, Anna?“

„Ich weiß nicht,“ sagte das Mädchen, das schon bereute, gesprochen zu haben. „Er kommt zurück, wenn er will.“

„Er ist der Herr; er ist so stark, er kann allen befehlen, nicht wahr?“ fragte Rosa mit einem Ton, der eine verneinende Antwort ausschloß. „Er kann tun, was er will. Er kann auch Böses tun, nicht wahr? Niemand straft ihn, nicht wahr?“

„Ja, das ist wahr,“ bestätigte das Mädchen ernst.

[1]) Dama e cavaliere sind die Titel, die man den sardinischen alten Adeligen gibt.

Dann schwiegen beide, das Kind auf dem Wagen und die Magd vor dem Herdfeuer.

„Annesa," rief Rosa plötzlich, „da ist er. Er kommt! Ich höre Pferdegetrappel!"

Aber Annesa schüttelte den Kopf.

Nein, das war nicht Paulu Decherchis Pferd. Sie kannte ihn so gut, den etwas schleppenden Tritt des Pferdes, wenn es müde von einem langen Ritt heimkam. Und dennoch, das Pferd machte vor dem Tore Halt.

„Ich glaube, das ist ein Gast!" sagte Annesa ärgerlich. „Hoffentlich der erste und der letzte!"

Nun trat Donna Rachele wieder auf den Hof, gab einige Eier, die sie in der Schürze trug, dem Mädchen und sprach freudig: „Ich sagte es ja, zum Verzweifeln ist's noch nicht. Wir haben einen Gast!"

„Schöne Nachricht!" versetzte die Magd.

„Öffne das Tor, Annesa. Es ist kein Fest, wenn man nicht einen Gast im Hause hat."

Das Mädchen legte die Eier neben das Feuer, ging hinaus und öffnete.

Ein kleiner, untersetzter Bauer mit dichtem, braunem Bart war vom Pferde gestiegen und begrüßte die Großväter, die noch vor dem Haustore saßen.

„Wie geht's? Die heilige Anna möge euch beschützen!"

„Ausgezeichnet!" erwiderte Don Simone.

„Und Paulu? Wo ist Paulu?"

„Paulu kommt vielleicht morgen früh zurück. Er ist in Geschäftsangelegenheiten nach Nuoro geritten."

„Donna Rachele, wie geht's? Annesa, bist du das?" sagte der Gast, der in den Hof gegangen war und das Pferd hinter sich herzog. „Was, du hast noch keinen Mann? Wo binden wir das Pferd an? Hier, unter dem Dach?"

„Ja," antwortete Donna Rachele, „mach es ganz nach deinem Belieben. Tu, als wärst du zu Hause. Binde das Pferd nur hier an, hier unter dem Dach. Der Stall ist voll von Strohsäcken."

Annesa freute sich ordentlich, als sie Donna Rachele so lügen hörte.

„Ja," dachte sie bitter, „ohne Gäste ist das Fest nicht schön, und auch die Heiligen müssen manchmal lügen, weil das Dach des Stalls zusammenbricht und kein Soldo da ist, um es zu flicken."

„Geht es deinen Schwestern gut?" fragte Donna Rachele, die dem Gaste beim Anbinden des Pferdes half. „Und deiner Mutter?"

„Alle wohl. Alle frisch wie die Rosen," erwiderte der Mann; dabei zog er ein Körbchen aus dem Mantelsack. „Sieh, das schickt meine Mutter."

„O, das war nicht nötig. Warum macht ihr so viel Umstände," antwortete die Dama, nahm das Körbchen und ging wieder in die Küche, vom Gaste begleitet, während Annesa sich traurig und spöttisch über das Feuer beugte und ein Ei an dem Steine zerschlug, der als Herd diente.

Rosa stieg schwerfällig vom Wagen und folgte den andern; sie war neugierig, sie wollte wissen, was in dem Körbchen sei.

In dem Zimmer des bettlägerigen Alten, das auch als Eßzimmer diente, war der Tisch für viere gedeckt. Donna Rachele legte noch ein neues Besteck auf, und der Gast ging an Onkel Zuas Bett.

„Nun, wie geht's? Wie geht's?“ fragte er, ihn neugierig betrachtend.

Der Alte keuchte, er fühlte mit der Hand nach der Brust, auf der an einer Schnur eine Militärmedaille hing, die er nach dem Krimkriege empfangen hatte.

„Schlecht, schlecht,“ erwiderte er, den Gast, den er nicht gleich erkannte, scharf anblickend. „Ah, du bist es, Ballore Spanu! Jetzt erkenne ich dich. Und deine Schwestern? Haben sie noch immer keinen Mann?“

„Bis jetzt noch nicht,“ antwortete der Gast, ein wenig ärgerlich über diese Frage.

In diesem Augenblick traten auch die Großväter ein; sie begaben sich zu ihren Stühlen und setzten sich an den Tisch zusammen mit dem Gaste, Donna Rachele und dem Kinde.

„Ist das Paulus Tochter?“ fragte der Gast, Rosa anschauend. „Hat er noch mehr Kinder? Will er nicht wieder heiraten?“

„Nein,“ antwortete Donna Rachele mit traurigem Lächeln, „er ist das erstemal zu unglücklich gewesen, und augenblicklich denkt er ganz und gar nicht an eine Ehe. Ja, das ist sein einziges Kind. Aber bediene dich doch, Ballore. Du ißt ja nichts. Nimm diese Forelle. Sieh, diese.“

„Und euer Pfarrer, dieser alte Priester, der einmal angefallen und beraubt wurde, lebt er noch?“ fragte Onkel Cosimu.

„Freilich lebt er noch! Er ist ein rüstiger Alter, auch . . .“

Während sie so plauderten, hörten sie am Tore klopfen.

„Das muß noch ein Gast sein,“ sagte Donna Rachele. „Ich habe Pferdegetrappel gehört.“

„Das ist gewiß der Vater!“ rief Rosa, stieg vom Stuhl und lief hinaus.

Ein neuer Gast verhandelte mit Annesa, die steif und kühl am Tore stand. Es war ein magerer, schwarzer Mann, armselig gekleidet. Das Mädchen kannte ihn nicht und betrachtete ihn mit augenscheinlicher Feindseligkeit.

„Ist dies Don Simone Decherchis Haus?“ fragte der Mann. „Ich bin von Aritzu und heiße Melchiorre Obinu. Ich bin das Patenkind von Pasquale Sole, dem besten Freunde Don Simones. Mein Pate hat mir einen Brief für seinen Freund gegeben.“

„Das Gasthaus ist offen!“ murmelte Annesa, aber sie ging doch hinein und benachrichtigte Don Simone, daß der Pate seines Freundes um Gastfreundschaft bitte. Als Antwort befahl der alte Edelmann noch ein Besteck aufzulegen; doch der neue Gast wollte in der Küche bleiben, und kaum hatte Annesa einen Korb mit Brot, Käse und Speck vor ihn hingestellt, so fing er gierig zu essen an. Er mußte sehr arm sein, er war fast dürftig gekleidet; seine großen, melancholischen Augen waren die müden Augen eines Kranken.

Annesa betrachtete ihn; sie fühlte ihren Ärger vergehen. Wenn die Decherchi nun einmal darauf bestanden, ihr Haus allen Leuten zu öffnen, so

war es doch besser, den Armen zu essen zu geben als den reichen Schmarotzern, wie jenem Ballore Spanu.

„Da, nimm diese Forelle," sagte sie und reichte dem armen Gast einen Teil ihrer eigenen Mahlzeit. „Ich will dir jetzt auch zu trinken geben."

„Gott lohn' es dir, meine Schwester," antwortete der andre und aß weiter.

„Bist du zum Fest gekommen?"

„Ja. Ich bin gekommen, um Sporen und Zügel zu verkaufen."

Sie schenkte ihm ein.

„Gott lohne es dir, meine Schwester."

Er trank und schaute sie an; er schien sie nun erst zu sehen. Besonders ihre Haare zogen seinen Blick an.

„Bist du die Magd?" fragte er.

„Ja."

„Bist du aus dem Dorfe? Mir scheint es nicht."

„Du hast recht, ich bin's nicht."

„Bist du eine Fremde?"

„Ja, ich bin eine Fremde."

„Woher bist du?"

„Aus irgendeinem Dorfe der Welt."

Sie ging in das anstoßende Zimmer, dann in den Hof und kam bald zurück. Der arme Gast hatte sich ihre Abwesenheit zunutze gemacht und sich noch einmal ein Glas Wein eingeschenkt. Er wurde lustig, fast unverschämt.

„Bist du verlobt?" fragte er das Mädchen, als sie wieder eintrat. „Wenn nicht, so schau mich an. Vielleicht gefall ich dir. Ich bin gekommen, um Sporen und Zügel zu verkaufen und mir eine Frau zu suchen."

Aber dieser Scherz gefiel Annesa nicht. „Du kannst einen von deinen Zügeln einem andern Mädchen um den Hals legen und es hinter dir her in dein Dorf ziehen," sagte sie spitz.

„Wahrhaftig! Nun sag mir, hast du einen Bräutigam?" drängte der andre. „Nach der rauhen Art, in der du mit mir sprichst, scheint es nicht. Oder ist er vielleicht häßlich?"

„Du täuschst dich, teurer Bruder. Mein Bräutigam ist sehr viel hübscher als du."

„Kannst du mir nicht sagen, wer es ist?"

„Warum nicht? Später!"

Sie ging wieder ins Eßzimmer und trug die mit Zwiebeln gebackenen Eier, einen Hefenkuchen und frischen Käse hinein.

„Wir erwarteten keine Gäste," sagte Donna Rachele, indem sie sich wie entschuldigend an Ballore Spanu wandte. „Verzeih also, wenn wir dich schlecht bedienen!"

„Ihr bedient mich ja wie einen Fürsten," antwortete der Gast, aß und trank und war guter Dinge.

Auch die beiden Großväter scherzten. Don Simone war — wenigstens schien es so — froh und sorglos wie Ballore, doch in Onkel Cosimus Lachen

mischte sich ein trauriger Ton. Auch der Kranke nahm teil an der Unterhaltung und kicherte jedesmal, wenn der Gast von Paulu sprach.

„Ja, das muß wahr sein, wir waren zwei rechte Windbeutel, ich und Euer Sohn, Donna Rachè!" sagte Ballore Spanu. „Wißt ihr noch, einmal besuchte Paulu mich in meinem Dorfe; da gingen wir beide zusammen fort, und einen ganzen Monat lang wußten unsre Familien nichts von uns. Wir zogen von Fest zu Fest, von Dorf zu Dorf, immer zu Pferde. Welche Feste! Mein Gott, wie ist man doch leichtsinnig in der Jugend!"

„Schöne Kerle!" murmelte der Kranke.

„Ja, ich erinnere mich," erwiderte Donna Rachele, „und wie ich mich quälte! Ich glaubte, sie hätten euch eingesteckt."

„Eingesteckt! Warum?" rief der Gast fast beleidigt. „Nein! Das nicht. Wir waren zwei leichtsinnige Kerle, ja, aber zwei Ehrenmänner! Das können wir wohl sagen. Jedoch — ich muß es gestehen — viel Geld haben wir vergeudet."

„Darum . . ." fing der Kranke wieder mit seiner zänkischen Stimme an; aber in diesem Augenblick brachte Annesa ihm etwas zu trinken; sie blickte ihn fest an, und er wagte nicht, fortzufahren. Übrigens wußte Ballore Spanu sehr wohl, daß Paulus Jugendstreiche den Ruin der Familie beschleunigt hatten, es war nicht nötig, das zu wiederholen.

Aber ein Schatten flog über Donna Racheles wachsbleiches Gesicht, und Onkel Cosimu sagte: „Paulu ist gut, gut wie das Brot, aber er war immer ein zu ausgelassener Bursche und zu freidenkerisch. Er ist niemals gottesfürchtig gewesen, hat immer lustig gelebt und das Leben in jeder Weise genossen."

„He, man sieht, daß er nicht bestimmt war, Mönch zu werden!" rief der Gast. „Man muß genießen, so lange man jung ist."

„Entschuldige, ich genieße auch jetzt noch, da ich alt bin," bemerkte Don Simone mit spöttischem Ton. Er liebte nicht, daß man mit Fremden schlecht vom Neffen spreche, und suchte den Gegenstand der Unterhaltung zu wechseln. „Onkel Dechè," rief er, sich an den Kranken wendend, „ist es nicht so, daß die Jungen weiser sein müssen als die Alten?"

Der Alte versuchte sich aufzurichten und schrie erbost: „Die Jungen? Ich bin auch einmal jung gewesen, aber ich war immer vernünftig. In der Krim habe ich einen französischen Hauptmann kennen gelernt, der sagte mir: ‚Ihr seid hundert Jahre alt, Sarde!' . . . Und . . . und . . . Lamarmora, nach der Schlacht . . . und . . . und . . ."

Ein Hustenanfall unterbrach ihn.

„Sohn des heiligen Antonio," sagte Onkel Cosimu, die Hände erhebend, „warum regst du dich so auf? Siehst du nicht, daß es dir schadet?"

Doch der Kranke wollte durchaus reden; aber nur hie und da verstand man ein Wort.

„Ich . . . Vittorio Emanuele . . . die Medaille . . . Bacalatrava . . . Ich habe immer gearbeitet . . . ich . . . während die andern . . ."

Annesa war sehr bleich geworden; sie schaute den Alten mit einem haßerfüllten Blick an, aber sie schloß die Lippen fest aufeinander, als wollte sie sie hindern, gegen ihn aufzufahren.

Als sie wieder in die Küche trat, versuchte der arme Gast vergebens, mit ihr zu scherzen und sie zum Plaudern zu bringen; sie schwieg, ging plötzlich auf den Hof und blieb eine Zeit lang draußen.

Melchiorre schenkte sich noch ein Glas Wein ein, spähte umher und suchte nach einer Matte, auf die er sich niederlegen könnte; da hörte er plötzlich Annesa mit einem Mann im Hofe reden und horchte gespannt.

„Er spricht schlecht von Don Paulu," sagte das Mädchen, „und die andern lassen ihn sprechen ... Ah, wenn ich du wäre, ich würde ihn aus dem Bett werfen!"

„Laß ihn doch," antwortete die Männerstimme. „Es sieht doch jeder, daß er kindisch geworden ist!"

Dann schwiegen beide Stimmen. Der Gast glaubte etwas zu hören, wie einen Kuß, ihn schauerte, er wollte sich erheben, um zu spähen. Da trat ein junger Knecht ihm entgegen, die schwarzen Haare auf der Stirn gescheitelt, das dunkle Gesicht bartlos, die Augen sanft, der Mund fein geschnitten.

„Sei gegrüßt, Gast!" sagte er und setzte sich.

„Sei gegrüßt," antwortete der andre, ihn musternd. „Bist du der Knecht?"

„Ja, ich bin der Knecht. Annesa, gibt's nichts zu essen? Ich bin spät gekommen. Ich habe das Feuerwerk angesehen. Ah, war das schön! Es war, als ob alle Sterne vom Himmel auf die Erde fielen. Ich wollte, man hätte sie essen können."

Er lachte wie ein Kind, schloß halb die schönen, kastanienbraunen Augen und zeigte zwei Reihen kleiner, schneeweißer Zähne.

Aber Annesa war schlechter Laune; sie stellte ihm etwas zu essen hin und ging wieder.

„Was für ein ernstes Mädchen!" sagte der Gast und folgte ihr mit den Augen. „Hübsch, aber ernst."

„Ohe, die brauchst du nicht anzuschauen," rief der Knecht, der etwas angeheitert war. „Die ist nicht für dich."

„Ich weiß, sie ist deine Braut."

„Woher weißt du das? Hat sie es dir gesagt?" fragte der junge Knecht erfreut. „Ja, es ist wahr, wir sind Brautleute. Ich und sie, wir beide sind keine Dienstboten hier, wir sind wie Kinder im Hause. Annesa ist sogar die Adoptivtochter der Familie Decherchi."

Da der arme Gast sich lebhaft für das Geplauder des Knechtes interessierte, fuhr dieser stolz fort:

„Du mußt nämlich wissen, daß Don Simone fast immer Bürgermeister im Dorfe gewesen ist. Man kann die guten Werke, die er getan hat, nicht zählen. Alle Armen könnten sich seine Kinder nennen, so oft hat er ihnen geholfen und so sehr hat er sie geliebt. Einmal, vor vielen Jahren — ich konnte

noch nicht Brot kauen[1]) — kam ein steinalter Bettler zum Fest, mit einem Kinde von drei Jahren. Und eines schönen Tages wurde dieser Mann hinter der Kirche tot gefunden. Das Mädchen weinte, aber sie konnte nicht sagen, wer sie war. Da nahm Don Simone sie mit sich, brachte sie hierher, ließ sie in der Familie aufwachsen und nannte sie Annesa. Viele sagen, daß sie vom Festland sei, andre glauben, daß der alte Bettler sie geraubt habe ..."

Der Gast lauschte neugierig; bei den letzten Worten des Knechtes aber fing er an, zu lachen.

„Wer weiß," sagte er, „vielleicht ist sie die Tochter des Königs!"

„Sei still," bat Gantine. „Sie nennen meine drei alten Herren die heiligen drei Könige."

„Warum?"

„Weil sie drei sind und alt."

„Ist nicht einer von ihnen krank? Ist es Don Simones Bruder?"

„Nein," wehrte Gantine verächtlich ab. „Er ist ein Verwandter; ein Mann, der im Kriege gewesen ist und sehr viel Geld hat. Aber geizig ist er. Sieh, so stirbt er, mit geschlossener Faust. Seit zwei Jahren lebt er hier bei uns und hat ein Testament gemacht zu gunsten Rosas, der Tochter Don Paulus."

„Ist Don Paulu der Sohn Don Simones?"

„Nein, er ist sein Neffe. Er ist der Sohn Don Pilimus, der jetzt tot ist ..."

„Die beiden Herren sind wohl sehr reich?"

„Ja," log der Knecht. „Sie sind reich, früher waren sie es noch viel mehr."

In diesem Augenblick trat Annesa wieder herein.

„Anna, Blondkopf, der da will nicht glauben, daß wir uns im nächsten Jahre heiraten."

„Na, dann trinken wir mal auf euer Wohl," sagte der Gast und trank den Rest des Weines, der in seinem Glase geblieben war.

„Bring uns noch eine Flasche, Annesa. Ja, bring uns noch eine!" bat Gantine, die leere Flasche dem Mädchen entgegenhaltend. Aber Annesa drehte ihm den Rücken und wandte sich gegen das Zimmer, in dem die alten Herren mit dem Gaste lachten und plauderten. Sie war im Begriff, die Treppe hinunter zu steigen, als sie lauschend stehen blieb.

Jetzt hörte man den etwas schleppenden Hufschlag eines Pferdes, der auf der öden Straße widerhallte.

„Das ist Don Paulu," sagte Annesa, lief rasch durch die Küche und vergaß sogar, den Teller abzusetzen, den sie in der Hand hielt.

Ein wenig später trat ein junger Mann von hohem, schlankem Wuchs in die Küche, ganz schwarz und städtisch gekleidet, mit einem steifen Hut auf dem Kopfe.

Gantine sprang auf.

[1]) Sardinische Redensart für „ich war noch nicht geboren".

„Nein, nimm dem Pferde nicht den Sattel ab," sagte Paulu, nachdem er den Gast mit einem Kopfnicken begrüßt hatte; „laß es einen Augenblick verschnaufen. Dann bringe es zu Onkel Castigu, und morgen früh bei Tagesanbruch bringe es auf die Weide."

Er setzte seinen Fuß auf einen Schemel und bückte sich, um die Sporen abzuschnallen. Melchiorre betrachtete ihn aufmerksam; ihm schien, als glichen sich Herr und Knecht: dasselbe braune Gesicht, die großen, sanften Augen, derselbe Mund mit den etwas hervorstehenden Lippen und das Grübchen im Kinn. Doch Paulu überragte den Knecht um einen ganzen Kopf; er sah sorgenvoll aus, während Gantine heiter schien.

„Ja," dachte der Sporen- und Zügelverkäufer, „jetzt weiß ich's! Mein Pate Pasquale Sole erzählte mir eines Tages, daß die Decherchi einen ihrer unrechtmäßigen Söhne als Knecht in ihr Haus genommen hätten. Don Paulu und Gantine müssen Brüder sein."

Indessen hatte der Witwer die Sporen abgelegt; „hänge sie an die Wand," rief er Gantinen zu und trat dann in das anstoßende Zimmer, wo der reiche Gast ihn mit einem Freudenausbruch empfing.

Paulu drückte ihm die Hand; er schien sich zu freuen, den Genossen seiner Jugend wiederzusehen. Aber Donna Rachele und die Großväter blickten den Witwer an, sie sahen, daß er keine guten Nachrichten mitgebracht hatte.

Zweites Kapitel.

Nach dem Abendessen lud Gantine den armen Gast ein, mit ihm auszugehen, und zu dem Mädchen sagte er:

„Wir bringen das Pferd jetzt zu Onkel Castigu, dann wollen wir einen Gang durchs Dorf machen. Laß das Tor auf."

„Nein! Weiß Gott, das tue ich nicht!" antwortete Annesa lebhaft. „Du bleibst vielleicht die ganze Nacht draußen. Ich schließe das Tor. Du kannst ja den Schlüssel mitnehmen."

„Auch gut," sagte Gantine, und legte einen Arm um ihre Taille. „Ich werde bald zurück sein, das kannst du glauben."

„Mach, was du willst," antwortete sie und stieß ihn unwillig zurück.

Die beiden jungen Leute nahmen auch die Stute des Sporen- und Zügelverkäufers mit, weil unter dem Dach nur Platz für ein Pferd war. Sie brachten beide Tiere in den Stall eines Hirten, der viele Jahre Knecht bei den Decherchis gewesen war, dann gingen sie in die Schenke und betranken sich.

Auch Paulu ging mit seinem Freunde aus. Donna Rachele und das Kind begaben sich zur Ruhe. Die beiden Großväter plauderten noch einiges miteinander, und Annesa brachte Zimmer und Küche in Ordnung; dann machte sie ihr Bett auf dem Sofa im Eßzimmer, wo sie schlafen sollte, um auf den Kranken achten zu können.

Die beiden Großväter zogen sich zurück, und Rachele war eingeschlafen. Annesa löschte das Licht und zündete die Nachtlampe an, aber sie legte sich

nicht nieder; sie dachte nicht an Schlaf, sie war ungewöhnlich erregt. Und jetzt, wo niemand sie beobachtete, glühten ihre Augen von einem düsteren Feuer und sehnsüchtigem Verlangen.

Sie ging in den Flur, öffnete die Tür, die in den Garten führte, und setzte sich auf die kleine Steintreppe.

Die Nacht war warm und ruhig, nur von dem weißlichen Schimmer der Milchstraße und der funkelnden Sterne erhellt.

Dunkel und schweigend breitete sich der Garten aus, dem ein herber Geruch von Paradiesäpfeln und aromatischen Kräutern entstieg. Vom Gebirge her, aus dem entfernten Walde und dem wilden Tal, das, mit Buschwald und Erdbeergesträuch bedeckt, das Dorf umgab, wehte der Duft des Rosmarins und der Raute.

Und dort lagen die Berge mit ihrem Riesenprofil, und die großen Bäume im Garten standen so regungslos, daß sie wie schwarze Felsen erschienen. Aber der Friede, das Schweigen, die Dunkelheit der Nacht, die Regungslosigkeit der Natur lasteten wie ein Geheimnis auf dem Herzen Annesas. Sie glaubte zu ersticken.

Auch sie hatte es verstanden: Paulu kehrte ohne Geld aus Nuoro zurück. Seit drei Monaten hatte er verzweiflungsvoll in allen Dörfern der Umgegend darnach gesucht. Der Zusammenbruch stand bevor und vielleicht noch Schlimmeres.

„Das Haus und der Garten, die Tanka[1]), das Pferd, die Möbel, alles wird versteigert werden," dachte das Mädchen. „Sie werden uns wegjagen wie ausgehungerte Hunde, und die Familie Decherchi wird die elendeste des Dorfes sein. Wir müssen fort, wie Bettler, von Dorf zu Dorf wandern ... von Fest zu Fest ... Ach," sie seufzte tief auf, sie dachte an ihre Herkunft. „Es wäre besser gewesen, sie hätten mich meinen Weg gehen lassen; ich würde nicht so gelitten haben. Ich würde nicht das gesehen haben, was ich jetzt sehe, was ich sehen werde. Was soll werden? Was wird mit uns geschehen? Donna Rachele stirbt vor Schmerz. Und er, er? Sein Ende ... Nein, nein, besser ..."

Schaudernd stand sie auf.

Paulu hatte gedroht, sich zu töten. Ach, dieser Gedanke! Und dabei zu wissen, daß der Kranke ein Bündel Rentenscheine unter seinem Kopfkissen versteckt hielt und aus Geiz und Groll gegen den jungen Witwer keinen Soldo hergab, um die Familie vor dem vollständigen Untergang zu retten! Sie fieberte vor Angst und vor Haß.

„Alter Skorpion!" drohte sie, außer sich. „Du sollst sterben, vor Wut sollst du sterben. Ich will dich sterben lassen! Vor Hunger und Durst sollst du sterben! Wehe dir, wenn das eintrifft, was ich jetzt vor mir sehe."

Sie konnte ihren Gedanken nicht weiter denken; es öffnete jemand die Straßenpforte. Sie sprang auf, wandte sich um, wartete angstvoll. Paulu trat ein. Als er sie erblickte, schlich er sich auf den Fußspitzen näher und

[1]) Weideplatz, Trift.

schaute in das Zimmer, das nur von der Nachtlampe beleuchtet war. Der Alte, wie immer aufgerichtet und an die Kissen gelehnt, hielt die Augen geschlossen, das Gesicht vornüber gebeugt; auch im Schlafe atmete er schwer. Nachdem Paulu sich überzeugt hatte, daß der Alte schlief, ging er auf Annesa zu, legte einen Arm um ihre Schultern und küßte sie in heißer Wallung.

Sie bebte, die Hände hingen schlaff an den Hüften nieder; die Augen geschlossen, schien sie ohnmächtig zu werden. Sie ließ sich von Paulu hinten nach dem Garten, gegen den Wald hin ziehen. Als sie dort unten standen, im Dunkel, unter einem schwarzen, unbeweglichen Baum, der ihre Liebe kannte, schüttelte sich Annesa, hob die Arme auf und hing sich mit angstvollem Beben an Paulu.

„Ich glaubte, du würdest nicht wiederkommen," hauchte sie ihm ins Gesicht. „Du sahst so finster aus. Und nun bist du doch gekommen . . . Du bist gekommen . . . Du bist hier! Ich träume . . . Sag mir . . . sag mir . . . sag mir . . ."

„Ich habe mich vom Gaste losgemacht. Ich habe ihn beim Pfarrer Virdis gelassen. Dort will ich ihn wieder abholen. Hat Gantine den Schlüssel?"

„Ja," sagte Annesa mit verschleierter Stimme. „Sag mir . . . sag mir . . ."

„Noch nichts!" antwortete er. „Aber denken wir nicht daran."

Und er küßte sie. Ihre Lippen brannten. Doch in seinem Kuß war die Verzweiflung des Mannes, der auf Frauenlippen Vergessen seiner Sorgen sucht.

Annesa war klug, sie verstand Paulus Empfindungen; sie wiederholte ihre Frage nicht, aber sie weinte still vor sich hin.

Tiefes Schweigen ringsumher. Ein Duft von reifen Birnen vermischte sich mit dem feuchten Dunste des Gartens. In der Ferne, in der dunklen Tiefe des Waldes glänzte hie und da ein rotes Flämmchen wie ein Auge, das sich von Zeit zu Zeit öffnete, um die Liebenden zu belauschen.

Und eine Stimme in der Ferne, jung und wohlklingend, vielleicht Gantines Stimme, sang das vierzeilige Liebeslied: „Gute Nacht, mein schönes Mädchen."

Aber Annesa hörte und sah nichts; sie fühlte nur, daß sie neben Paulu stand, und sie weinte vor Leid und Lust.

„Annesa," sagte er endlich, fast gereizt. „Hör auf. Du weißt, daß ich traurige Menschen nicht sehen mag."

„Und du, bist du vielleicht vergnügt?"

„Ich bin nicht vergnügt, aber ich verzweifle noch nicht. Wenn wirklich unser Hab und Gut verkauft werden muß, wird es mehr *sein* Schimpf sein als der unsre. Jedermann weiß, daß er uns retten könnte! Verfluchter Geizhals! Wenn ich ihn sehe, fühle ich, wie mir das Blut zu Kopfe steigt. Wenn ich ein andrer wäre, ich würde ihn erwürgen!"

Paulu drückte die Hände zusammen, als wollte er wirklich jemanden erwürgen. Annesa fuhr zusammen, trocknete ihre Tränen und sagte: „Wenn er doch endlich sterben wollte! Aber er stirbt nicht, er stirbt nicht! Er hat sieben Seelen wie die Katzen."

„Ich bin in Nuoro gewesen," begann nun der junge Mann. „In jedem Loch habe ich nach Geld gesucht. Sie haben mich zu einem Wucherer geschickt, zu einem alten Kerl, schwarz und aufgeschwollen wie ein Schlauch. Ich habe mich gedemütigt, habe ihn gebeten, ich habe mich erniedrigt, ja, ich habe mich erniedrigt und ihn wie einen Heiligen angefleht, diesen Schmutzfinken, diesen erbärmlichen, widerlichen Kuppler ... Nichts! Er hat die Unterschrift von Onkel Decherchi gefordert. Als ob ich ihn nötig hätte, wenn ich die Unterschrift des Alten haben könnte! Darauf bin ich zu einem Grundbesitzer gegangen, der blickte mich lächelnd an und sagte dann: ‚Ich erinnere mich noch der Zeit, als du im Seminar in Nuoro warst; du warst ein vielversprechender Junge!' Und er ließ mich gehen ... ohne Geld! Dann — aber warum an diese Dinge denken? Ich habe alle Demütigungen umsonst erlitten, ich, Paulu Decherchi, ich ... Und ich habe wie ein Bettler den Kopf beugen müssen."

Auch Annesa neigte den Kopf, gedemütigt und beschämt.

„Sie haben kein Vertrauen zu dir," sagte sie schüchtern. „Onkel Zua hat dich verleumdet. Er hat das Gerücht verbreitet, daß du deine Familie so weit heruntergebracht habest. Aber wenn Don Simone ginge — er würde vielleicht Geld finden ..."

Paulu ließ sie nicht aussprechen. Er drückte ihre Hand heftig und sagte mit erhobener Stimme: „Anna, ich verzeihe dir, weil du nicht weißt, was du sagst. Solange ich lebe, soll kein zweiter meiner Familie sich erniedrigen."

Annesa schwieg, sie suchte nach der andern Hand Paulus, führte sie zum Mund und küßte sie. „Warum," murmelte sie, als spräche sie zu dieser Hand, die leblos und kalt war, „warum versuchst du nicht noch einmal Onkel Zua zu überreden?"

„Es ist vergebens," antwortet Paulu traurig. „Er würde mich nur wieder beschimpfen. Du weißt wohl, was er beständig sagt. Weißt du es nicht, Annesa? Er sagt, daß wir ihn zugrunde richten, daß wir ihn töten wollen."

„Ach," seufzte das Mädchen, „manchmal möchte ich ihm die Papiere unter dem Kopfkissen wegreißen. Es kommt noch dahin, wir tun es noch."

„Dann ist er imstande, uns alle verhaften zu lassen, Anna! Und ich bin kein Dieb! Eher töte ich mich!"

Annesa klammerte sich an ihn, und schmerzvoll rief sie aus:

„Nun sprichst du wieder davon, Paulu, Paulu! Siehst du nicht, wie du mich erschreckst? Sprich nicht so, rede nicht, wie die Narren reden. Weißt du, was du sagst? Laß mich reden, ich habe auch das Recht ... Paulu, denke daran, wie viel Ärger du deinen Großvätern, deiner frommen Mutter gemacht hast! Sollen sie auch noch sterben vor Scham und vor Entsetzen? Sage es nie wieder, nie, weißt du, dieses Schreckliche. Rede nie mehr davon."

„Nun gut, reden wir nicht mehr davon."

„Höre mich wohl an," fuhr sie immer erregter fort. „Ich muß dir etwas sagen. Weißt du noch, Paulu? Weißt du noch, wie deine Verwandten dich mit Caderina Maiule verheiraten wollten? Sie war reich, aus guter Familie, und du wolltest sie nicht, weil sie nicht hübsch war. Jetzt sind viele Jahre

vergangen, du bist kein launenhafter Jüngling mehr, und Caderina Maiule hat noch immer keinen Mann. Sie nimmt dich noch. Heirate sie, Paulu, heirate sie ... Ich an deiner Stelle, ich würde sie heiraten."

Sie sprach wie im Fieber; ihr heißer Atem wehte ihn an. Jetzt war er es, der die Hände sinken ließ, den Kopf beugte, die Augen niederschlug.

„Antworte doch," fuhr sie fort, ihn schüttelnd mit ihren kleinen Armen, die von Stahl zu sein schienen. „Sag ja. Fürchte dich nicht vor mir, Paulu ... Ich heirate auch Gantine, wenn du's willst. Wir gehen weit weg, ich und er, und dich sehen wir nie wieder. Ich bin geboren, um einen dunkeln Weg zu gehen. Das Schicksal haßt mich. Es hat mich zum Hohn in die Welt geworfen, wie eine betrunkene Maske einen Lumpen auf die Straße wirft ... Wer bin ich? Ein Lumpen, ein Ding, das zu nichts gut ist. Mache dir keine Gedanken um mich, Paulu."

Paulu lauschte ihr und schwieg. Sie erregte sein Mitleid und seinen Trotz. Plötzlich stieß er sie zurück und murmelte harte Worte. „Glaubst du, daß ich mich verkaufen lasse, Annesa? Aber wer weiß, vielleicht ist es Zeit, jetzt daran zu denken, weil es kein andres Mittel mehr gibt. Wer weiß, es kann sein, daß ich deinen Rat befolge."

Entsetzt sah ihn das Mädchen an. Er stieß sie zurück, aber sie hielt sich an ihn geklammert; erst als er die letzten Worte ausgesprochen hatte, ließ sie die Arme los und fiel auf die Erde wie eine Schlingpflanze, die ihrer Stütze beraubt wird.

„Anna," rief er erschrocken, „was ist dir?" Er beugte sich über sie, er hielt sie für ohnmächtig.

Sie gab keine Antwort.

„Siehst du," sagte er vorwurfsvoll und spöttisch zugleich. Dann richtete er sie auf und streichelte ihr Gesicht wie das eines Kindes. „Nun siehst du selbst, wie töricht du bist, so etwas zu sagen. Wenn du es nicht wärest, ich weiß nicht, was ich täte."

„Schweig, schweig," antwortete sie schluchzend. „Was ich gesagt habe, war zu deinem Besten. Ich bin deine Magd und darf nichts andres sein. Ich muß schweigen und dich auf den Knien anhören ... Du hast recht, Paulu, ich bin töricht ... ich bin töricht ... ich bin wahnsinnig. Manchmal habe ich so sonderbare Gedanken! Ich möchte durch die Welt laufen, barfuß, bettelnd, um das Glück zu suchen — für dich — für euch! Schilt mich nicht, mein Paulu, mein teures Herz, schilt mich nicht ... Du hast mir einmal gesagt, daß ich wie der Efeu bin. Wie der Efeu, der sich an die Mauer rankt und sich nicht mehr von ihr löst, bis er vertrocknet ..."

„Oder bis die Mauer einstürzt," murmelte der Mann mit seinem schmerzvollen, spöttischen Ton. „Genug, reden wir nicht mehr davon. Caderina Maiule mag irgendeinen alten Schweinehändler heiraten, wenn sie keinen andern finden kann ... Ich nehme meine kleine Anna und ... doch genug! Jetzt hole ich Ballore Spanu. Er ist ein steinreicher Mann. Wer weiß, vielleicht borgt er mir Geld, um nicht unser Hab und Gut versteigern zu lassen. Ich will's versuchen. Gib mir noch einen Kuß, und sei fröhlich."

Sie reichte ihm die zitternden Lippen, die feucht von Tränen waren, und einen Augenblick vergaßen beide ihren Kummer; dann ging er, und sie setzte sich auf die Türschwelle nieder. Sie war nicht müde, und sie dachte mit Grauen daran, sich in jenes Zimmer, aus dem man das Stöhnen des Kranken vernahm, einschließen zu müssen. Aber in ihre Unruhe, in ihre Trauer mischte sich ein süßer Rausch, sie fühlte noch den Kuß von Paulus Lippen, und sie sah sein Gesicht vor sich — dieses Gesicht, das immer vor ihr stand, immer, bei jedem Schritt, wie ihr Schatten ihr voranging. Seit vielen Jahren lebte sie mit diesem Phantasiegebilde, das nur Paulus wirkliche Gegenwart verscheuchte.

Annesa war kein unwissendes Mädchen. Sie hatte die Volksschule bis zur vierten Klasse durchgemacht und danach viele Bücher gelesen, alle Bücher, die Paulu besaß. Und er war der beste, aber auch der verführerischste Lehrer gewesen. Er hatte sie alles gelehrt, was er selbst wußte oder zu wissen glaubte. Er hatte ihr die Sternbilder gezeigt, ihr den Ursprung des Menschen und das Geheimnis des Donners und des Blitzes erklärt; er hatte sie mit den Liebesgeschichten, die er ihr zu lesen gegeben, erregt, und schließlich hatte er sie überzeugt, daß es keinen Gott gebe.

Unter ihren liebsten Sachen hatte sie zwei oder drei Romane aufbewahrt, die sie in ihrer ersten Jugend gelesen. Sie waren vergilbt und zerblättert, wie heilige Bücher, die von vielen Generationen gelesen und immer wieder gelesen worden sind. Sie kannte diese Liebesgeschichten beinah auswendig, wie Legenden.

Damals, in den fernen Zeiten ihrer Jugend, war die Familie reich und mächtig gewesen. Knechte und Mägde, Bettler, arme Kinder, Klatschbasen, Gäste aus den Nachbardörfern, Pferde, Hunde, kleine Schweine und gezähmte Bergschafe belebten das Haus. Ein Forellenfischer kam täglich und brachte seinen Fang; Geschenke gingen, und Geschenke kamen; manche Gäste blieben vier, fünf Tage, und der Tisch war immer gedeckt. Und während der Hof stets voller Bettler war, versteckten sich in der Küche die verschämten Armen, das heißt solche, die nur im geheimen bettelten, und Donna Rachele war froh, an ihnen Barmherzigkeit üben zu können.

Sie — Annesa — wurde damals wie ein Fräulein bedient, wurde fast als die wirkliche Tochter des Hauses angesehen, hatte die Schlüssel in ihrer Tasche und öffnete sogar die Kassette, in der Don Simone seine Gelder aufbewahrte.

Wie gut wußte sie das noch! Wie oft hatte sie bereut, damals nicht eine Summe beiseitegelegt zu haben, mit der sie jetzt ihren in Armut geratenen Wohltätern hätte helfen können.

Sie hatte teilgenommen an allen Begebenheiten dieses Hauses, in welches das Schicksal sie geweht, wie der Märzwind den Samen auf den Felsen weht, neben dem absterbenden Baum. Und sie war aufgewachsen wie der Efeu, der sich an den alten Stamm rankt und sich fortreißen läßt von demselben Wirbelwind, der den alten Baum entwurzelt.

So auf der Türschwelle sitzend, ein Schatten im Schatten, hatte Annesa sich umspinnen lassen von Erinnerungen, und diese Erinnerungen waren traurig; sie hatten einen unbestimmten, schwermütigen Hintergrund, gleich dem nächtlichen Himmel, der vor ihr über dem schlafenden Gebirge niederging.

Nur ab und zu leuchtete eine hellere Erinnerung auf, löste sich von dem dunklen Hintergrund wie Sternschnuppen, die, ihrer heiteren Höhe müde, sich vom Himmel zu lösen scheinen, um niederzusteigen zur Erde, wo man liebt, und wo man stirbt.

Ja, einmal, als Paulu aus Nuoro zurückgekommen war, hatte sie ihn nicht wiedererkannt, so groß und schön war er in einem Jahre geworden. Und in diesen Ferientagen, während gerade ein Gewitter tobte, erklärte er ihr und erklärte besser, als die Lehrerin der dritten Elementarklasse es getan haben würde, warum die Luft erdröhnt, wenn der Blitz sie durchkreuzt.

„Ich glaubte, daß der Donner die Stimme Gottes sei," hatte sie gesagt.

„Närrin, es gibt keinen Gott," hatte er geantwortet, sich umsehend, ob auch niemand ihn höre.

„Paulu, was sagst du!" hatte sie entsetzt geflüstert. „Wenn Don Simone dich hört! Wenn Pfarrer Virdis dich hört!"

„Pfarrer Virdis ist ein Schwätzer, ein Sünder wie alle andern. Es gibt keinen Gott, sag' ich dir." Er hatte eine Weile geschwiegen. Dann fuhr er fort: „Wenn Gott lebte, würde er nicht zulassen, daß in der Welt so viel Unrecht geschähe. Lassen wir beiseite die alte Geschichte von den Reichen und den Armen, die als solche geboren werden, die einen ohne ihr Verdienst, die andern ohne ihre Schuld; aber es gibt noch andre, noch viel mehr Ungerechtigkeiten in der Welt. Du, zum Beispiel ... warum bist du ohne Vater, ohne Mutter? Warum weißt du nicht einmal, wer du bist? Sieh, wenn ich dich heiraten wollte, ich würde es nicht können ..."

Annesa war bleich geworden, wiewohl sie nie daran gedacht hatte, nicht einmal im Traum, den Sohn ihrer Wohltäter zu heiraten.

Dann gingen die Jahre dahin. Eines Tages war etwas Schreckliches im Hause Decherchi geschehen. Don Pilimu, Paulus Vater, war im Hofe hingestürzt, wie wenn er über etwas gestolpert wäre, und stand nicht mehr auf. Seine letzten Worte waren an seine Frau gerichtet: „Rachele, ich lege dir diesen Knaben ans Herz."

Und Gantine, der Knabe, von dem die öffentliche Stimme sagte, daß er der Sohn des Toten sei, wurde als Knecht ins Haus genommen. Die andern Knechte behandelten ihn schlecht und machten sich über ihn lustig, obwohl Gantine fast noch ein Kind und nicht imstande war, einem Lamm das Fell abzuziehen. Er klagte Donna Rachele sein Leid.

„Mein kleines Gotteskind," hatte die fromme Witwe gesagt, „habe Geduld. Sage ihnen, daß du wachsen und geschickter werden wirst als sie."

Und Onkel Cosimu Damianu, Donna Racheles Vater, hatte hinzugefügt: „Sohn des heiligen Antonio sage ihnen:

Mönche kommen, Mönche gehen,
Nur das Kloster bleibt bestehen.

Ihr seid umherwandernde Mönche, ihr kommt, und ihr geht, ich aber bleibe im Kloster."

Donna Rachele hatte ihren Vater gescholten. „Sohn des heiligen Antonio" ist nämlich die Bezeichnung für einen Bastard, und sie wollte nicht, daß das Kind den Knechten mit dieser Antwort neuen Stoff zum Gespött gebe.

Aber Don Simone war eingeschritten; lächelnd und heiter wie immer, sagte er: „Lassen wir dreißig Tage für einen Monat gelten! Mögen sie reden, was sie wollen; der liebe Nächste ist doch niemals zufrieden."

Und immer hatte Eintracht in der Familie geherrscht.

Aber gerade in dieser Zeit hatte man angefangen, die Knechte zu entlassen, erst einen, dann den andern und schließlich alle. Geblieben waren nur Gantine und ein Hirt, der ein wenig einfältig war und Onkel Castigu hieß.

Schließlich war auch dieser verabschiedet worden. Die Familie war immer mehr herabgekommen, immer mehr abwärts gestürzt, einer schrecklichen Leere entgegen.

Die Schulden dreier Generationen, die dreihundert Skudi, die Don Simone von der Bodenkreditbank geborgt hatte, die Blankowechsel Don Pilimus, die Zinsen zu zweihundert Prozent für Paulus Schulden verschlangen in wenigen Jahren die Tankas, die Weinberge, die Herden und die Pferde der Familie. Donna Rachele weinte und sagte: „Seht doch, gerade wie bei der Kaktusfeige, aus einem Blatt sind tausend geworden."

In der ersten Zeit jammerten und fluchten auch Don Simone und Onkel Cosimu Damianu; aber allmählich gewöhnten sie sich an die Armut, und Don Simone wurde heiter, lächelte und sagte: „Lassen wir dreißig Tage für einen Monat gelten."

Annesa träumte weiter:

Paulu, nachdem er in Nuoro fortgejagt worden war, hatte seine Studien nicht fortsetzen wollen und lustig gelebt, wie so viele kleine, sardinische Grundbesitzer, die von Dorf zu Dorf ziehen, um alle ländlichen Feste mitzumachen. Alle Bettler von Sardinien, die auch von Fest zu Fest wandern, kannten ihn. Selbst die Blinden kannten ihn und sagten: „Das ist der Cavaliere von Barunei, Don Paulu Decherchi, ein steinreicher Kerl, der sich gern amüsiert."

In den Dörfern hatte er sich von den Wucherern Geld geliehen, und auf den Festen hatte er es vergeudet.

Er war wie toll, wie verliebt in das Leben, an manchen Tagen gut und heiter, an andern Tagen böse und heftig.

Und Annesa träumte weiter:

Jetzt war Paulu ruhig und sanft geworden. Die Jahre und das Unglück hatten ihn gezähmt wie ein Füllen, aber damals!

Wie oft hatte er sie geschlagen, weil sie mit Gantine liebelte!

„Schäme dich, du Freche! Er ist ein Knecht, ein Bastard."

„Und ich? Bin ich nicht eine Magd?" hatte sie weinend geantwortet. „Bin ich nicht die Tochter von niemandem?"

„Er ist zehn Jahre jünger als du!"

„Die Jahre machen es nicht. Der junge Baum flicht seine Zweige in den alten."

Paulus Augen hatten gefunkelt, wie die Augen einer Wildkatze: „Undankbare, Unverschämte, aus Barmherzigkeit Aufgenommene!"

Und sie, die Gantine nur liebte, weil er Paulu ähnlich war, so wie man das Feuer liebt, weil es an die Sonne erinnert, sie hatte geweint, geschwiegen und gearbeitet. Sie war wirklich die Hausmagd geworden; aber auch Donna Rachele hatte gearbeitet und geschwiegen.

In dieser Zeit heiratete Paulu. Die junge Frau war ein adeliges Mädchen, hübsch, aber arm und kränklich.

Ein Jahr lebten die beiden Gatten glücklich. Donna Kallina war gut und machte alle gut, die ihr nahekamen. Der Gatte war ein andrer geworden; aber nach der Geburt des Kindes mit dem Riesenkopfe war die junge Frau schwer erkrankt.

Don Paulu hatte sie nach Cagliari gebracht, nach Sassari, aufs Festland, aber Donna Kallina starb und die zweite Tanka mußte verkauft werden.

Das Haus war vereinsamt; die Bettler kamen nicht mehr wie früher, um Almosen zu betteln, die Gäste wurden selten.

Don Simone lächelte noch immer, aber traurig; er sagte noch immer, man müsse ergebungsvoll sein und dreißig Tage für einen Monat gelten lassen; aber er meinte, daß die Leute darum so viel Böses täten, weil sie nicht mehr an Gott glaubten. Onkel Cosimu Damianu, die kleine Rosa auf den Armen, gab zu, daß die Gottesfurcht ein starker Zügel gegen das Böse sei, aber er verteidigte die menschlichen Fehler und Schwächen. „Die Menschen sind einmal zur Sünde geboren," sagte er. Und das kleine Wesen, das lebende Ergebnis vieler Schwächen und menschlichen Fehler, neigte den großen Kopf auf die Schulter des Alten und erhob keinen Einwand.

Unterdessen hatte sich Annesa, nachdem sie die Einwilligung ihrer Wohltäter erbeten, mit Gantine verlobt. Sie hatte die Dreißig überschritten, was konnte sie noch erwarten? Gantine war arm, aber ein guter Arbeiter. Wenn sie heiraten wollten, würden die Decherchi ihm schon ein paar Soldi geben. Aber die Zeit war dahingegangen, und die Soldi waren nicht gekommen. Der junge Verlobte war immer vergnügt und sorglos, wie Don Simone. Er hatte Annesa zwei Beinamen gegeben: „Pili brunda" — Blondkopf —, wenn sie sich weich und heiter zeigte, was nur selten vorkam, und „mudore" — Stumme —, wenn sie tagelang schwieg, finster und traurig war.

„Sohn des heiligen Antonio," sagte dann Onkel Cosimu Damianu, „du kennst das sardinische Sprichwort: ‚Stiller Fluß, reißender Fluß.'"

Da war es, daß Annesa anfing, nicht mehr an Gott zu glauben, weil die Familie ihrer Wohltäter immer tiefer ins Unglück geriet. War es möglich, daß Gott so böse sei? Die Decherchi hatten ihn immer gefürchtet, ihn angebetet und seine Gebote gehalten, und er lohnte es ihnen mit allem möglichen Schlimmen, mit allem möglichen Unglück.

Aber plötzlich schien der Herr Mitleid zu fühlen mit der Familie, die er so lange und so schwer geprüft hatte.

Onkel Zua, ein alter geiziger Verwandter, der den Krimkrieg mitgemacht und dort ein Bein verloren, hatte immer allein gelebt und die Soldi seiner Pension aufgehäuft; nun schlug er den Decherchi vor, ihn zu sich ins Haus zu nehmen. Er wollte so und so viel den Monat zahlen und dann das Testament zugunsten Rosas machen.

Onkel Zua Decherchi war alt, er litt an Asthma und hatte immer Angst, bestohlen zu werden. Paulu liebte den Alten nicht — er war so oft vergebens zu ihm gelaufen, um sich Geld von ihm zu borgen —, aber er widersetzte sich seinem Vorschlage nicht. Und da war er gekommen und hatte Platz genommen neben den beiden Großvätern, die draußen vor dem Haustor zu sitzen pflegten, wie zwei alte Löwen, die den Eingang eines verfallenen Zauberschlosses bewachen. Die Leute gingen vorüber und lauschten den Unterhaltungen der drei Alten und nannten sie: „die heiligen drei Könige mit fünf Beinen".

Onkel Zua keuchte beständig und redete immer schlecht von den heutigen „jungen Leuten", womit er auf Paulu anspielte. Don Simone gab zu, daß der Neffe sich zugrunde gerichtet habe, weil er niemals Gottesfurcht gehabt; aber Onkel Cosimu Damianu, Rosa auf seinem Schoß, preßte die Lippen zusammen und verteidigte die Jugend. „Wir sind alle einmal jung gewesen", sagte er. „Wir haben alle unsre Sünden begangen. Der Herr hat gesagt: Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein . . ."

„Wem gilt das?" hatte der alte Asthmatiker geschrien und die Militär-Tapferkeitsmedaille von seiner Brust genommen. „Sieh her. Siehst du sie? Siehst du diese Medaille? Schau da hinein, wie in einen Spiegel."

Und Don Simone hatte getan, als spiegle er sich; er hatte sich die Mütze zurecht gerückt und gesagt: „Weiß Gott, sehr blank ist der Spiegel nicht."

Und Cosimu Damianu hatte gerufen: „Aber Sohn des heiligen Antonio, wer denkt an dich, an Onkel Dechè? Sieh doch, grade wer ohne Sünde ist, hebt den ersten Stein gegen den Sünder. Wer ohne Sünde ist, hat keine Nachsicht, keine Nachsicht . . ."

Und dann hatte Onkel Zua seine Kriegsgeschichten erzählt. Seine zänkische Stimme war weich geworden, und oft hatte er geweint, besonders wenn er an Lamarmora dachte, der ihm die Hand gedrückt. Doch seine Erinnerungen waren sehr verworren; unter anderm sagte er stets, daß die Sardinier an der Schlacht von Balaclava teilgenommen hätten, und Don Simone verbesserte immer vergebens: „Es war in der Schlacht an der Cernaia."

„Nein, nein, es ist bei Balaclava gewesen. Ich weiß noch, es war Sommer, im August, aber es war ein Nebel wie im Winter. Bis in die Nacht hinein waren wir auf den Hügeln, unter dem Kommando dieses verteufelten Majors Corpograndi[1]). Prägt euch diesen Namen wohl ein: Cor—po—gran—di. Nicht eine Silbe darf fehlen, das würde eine Lästerung sein, als ob man den Namen Gottes falsch ausspräche."

[1]) Corporandi.



Eines Tages war Onkel Zua auf die Erde gefallen, wie Don Pilimu einst gefallen war. Aber er war nicht gestorben und, als sie ihn aufgehoben hatten, war sein rechtes Bein steif und wie tot, schlimmer als der eiserne Stock, der ihm das fehlende linke ersetzte. Sie hatten ihn ins Bett gelegt, und er war nicht wieder aufgestanden. Er war unerträglich geworden, hatte seine Rentenscheine unter das Kopfkissen versteckt und sie nicht einmal den Verwandten anvertraut, um die Zinsen einzulösen. In der Nacht wachte er oft auf und schrie, daß sie ihn bestehlen wollten, und er verlangte, daß Annesa neben ihm in der Kammer schlafen solle. Paulu fing an, ihn zu hassen, und sie haßte ihn, weil Paulu ihn haßte. Und Gantine haßte ihn, weil alle ihn haßten.

Unter den Menschen, die der unglücklichen Familie treu und anhänglich geblieben waren, befand sich Onkel Castigu, der alte Knecht, der jetzt Hirt geworden war; das heißt, er hatte sich eine Anzahl Schafe erworben und weidete diese auf eigene Kosten.

„Wandert durch die ganze Welt“, — pflegte er voller Bewunderung zu sagen, wenn er von der Familie sprach, der er vierzig Jahre lang gedient hatte — „durchwandert sie, durchwandert sie, und ihr findet nirgend eine bessere, eine edlere. Don Simone! Wenn Gott einmal stirbt, werden die Engel im Himmel Don Simone zu ihrem und zu unserm Herrn erwählen! Sogar Don Simones Schuhe muß man ehren!“

Im Dorfe lachten sie über seinen Götzendienst, und wenn sie den Hirten sahen, fragten sie ihn jedesmal: „Nun, ist der Herrgott gestorben?“

Auch der Pfarrer Virdis, der Rektor, behandelte Zio Castigu schlecht, wenn er zur Beichte kam.

„Heilige Engel!“ rief er; „sage doch nicht so etwas, lieber Bruder! Der Herr ist einzig. Er stirbt niemals, auch nicht einmal, wenn er uns hat sterben lassen.“

Aber Onkel Castigu hörte nicht auf, die Familie als die beste in der Welt zu preisen. Auch Annesa genoß seine Bewunderung und sein Vertrauen. Einmal gestand er ihr, daß er in ein reiches Bauernmädchen verliebt sei, und bat sie um eine Gefälligkeit.

„Ich will ihr einen Brief schreiben. Schreib du ihn mir, Blondkopf. Aber warum lachst du?“

„Weil ich keine Briefe schreiben kann.“

„Das macht nichts. Du bist ja kein Advokat. Wenn du nur ungefähr so schreibst: ‚Maria Pasquale, mein Herz, ich liebe dich, und wenn du mich haben willst, werde ich dich auf einen Altar stellen.‘ Komm Annesa, tu mir den Gefallen. Ich bringe dir ein Blatt Papier, das man sogar an den königlichen Hof schicken könnte.“

Annesa versprach, den Brief zu schreiben, und Onkel Castigu brachte das verheißene Blatt Papier, einen jener Briefbogen, die mit einem roten durchbohrten Herzen verziert sind, wie die Schuljungen sie für ihre ersten Liebeserklärungen zu benutzen pflegen.

Aber diese Liebeserklärung hatte nicht den gewünschten Erfolg. Im Gegenteil, als Maria Pasquales Bruder eines Tages Onkel Castigu an seinem Hause vorübergehen sah, war er ihm mit der Ochsenstachel nachgelaufen, und der Hirt war geflohen, wie ein Hund, dem man Feuer an die Schnauze gehalten hat.

Annesa träumte weiter:

Eines Tages hatte Onkel Castigu seine Freunde und seine ehemaligen Herren zu sich in die Hürde geladen, und Onkel Cosimu Damianu, Paulu und Annesa hatten die Einladung angenommen. Die Hürde lag fast auf dem Gipfel des Berges Santu Juanne, einer Art Voralpe, hinter welcher der Gennargentu mit seinen Hörnern und seinen Silberlinien den Horizont abschließt.

Gewaltige Granitfelsen, auf die das Moos wunderliche, grün und schwarze Mosaiken gezeichnet, stiegen höher, immer höher, einer über den andern, sie bildeten sonderbare Pyramiden, Spitzsäulen, kyklopische, mysteriöse Gebäude. Als ob in einer längst entschwundenen Zeit, im Chaos, ein Kampf zwischen diesen Felsen gewütet hätte, als wäre es einigen gelungen, die andern zu überwältigen, sie zu zermalmen, als hätten sie sich siegreich dann am blauen Himmel aufgerichtet. Und nach dem Felsenkampf hatten die Büsche und die Eichen schweigend die Abhänge eingenommen, waren an den Felsen emporgeklettert, und auch sie hatten versucht, höher, immer höher zu steigen, die einen über die andern. Alles an diesem gewaltigen und geheimnisvollen Ort hatte wunderliche Gestalt angenommen, und den einsamen Menschen, die leben mußten neben diesen Felsen —, deren einige die Formen von phantastischen Ungeheuern, von Riesenfischen und vorsintflutlichen Tieren zeigten —, hatte die Seele der Berge, die in den Wäldern murmelt, sich offenbart; sie verstanden, was das Tosen des Windes und das Rauschen der fallenden Blätter sagte, und tausend Legenden, die diese Menschen einander erzählten, hatten sie an die schauerlichsten und die poetischsten Stellen des Gebirges verlegt.

Neben Onkel Castigus Hürde, nicht weit von einer kleinen mittelalterlichen Kirche, lag hoch oben schräg über einem riesigen, quadratischen Steinblock ein breiter Fels, der wie ein Sarg gestaltet war. In dieses hohe, feierliche Grab schloß die Volksphantasie einen Riesen ein, getötet durch den Verrat listiger Zwerge, die einst die Berge bevölkert hatten.

Während Onkel Castigus Gäste im Schatten tausendjähriger Bäume, die mit ihren langen Büscheln von grau-weißen Lianen wie bärtige Greise aussahen, das Frühstück einnahmen, sprachen sie von nichts als diesen Sagen.

Ein altes Ehepaar, das seit seiner Vermählung immer vom selben Teller gegessen, erinnerte sich noch des Tages, an dem ein Urgroßvater Paulus Hochzeit gemacht hatte:

„Er heiratete eine Dama aus Aritzu. Von Aritzu nach Barunei wurden sie von siebenundzwanzig Verwandten begleitet, die alle prächtige kastanienbraune Pferde ritten, mit Ausnahme der Neuvermählten, die zusammen auf einer weißen Stute saßen. Sie durchzogen das Gebirge und, hier angekommen,

stiegen sie auf das Grab des Riesen, von dem aus man das Dorf erblickt, und alle feuerten ihre Flinten ab ... Es war wie eine Schlacht."

„Ich will auch hinaufsteigen! Wer kommt mit?" rief Paulu, der ziemlich viel getrunken hatte und lustig und verjüngt schien. Aber die andern waren alle alt und müde und zogen vor, sich im Schatten der Bäume auszustrecken.

Nur Annesa war dem jungen Witwer gefolgt und keinem fiel es auf; alle waren gewohnt, Paulu und Annesa wie Bruder und Schwester anzusehen.

Sie gingen. Es war ein Tag im Mai. Die Mittagssonne brannte auf den Felsen, um den die wilden Rosen blühten. Die Blätter der Bäume funkelten.

Da tat sich plötzlich der Wald auf, und zwischen zwei Eichen, deren Laub sich ineinanderschlang, sah man, wie durch einen grandiosen Bogen, die blaue Pyramide des Monte Gonare am leuchtenden Himmel. Zur Rechten des Waldes tauchte der felsige Gipfel empor, auf dem, in seinem Steingrab, vom Moos, wie von einem sammetgrünen Teppich bedeckt, der Riese ruhte. Der Aufstieg war schwierig, man mußte von Fels zu Fels klimmen. Paulu war vorangegangen und Annesa war ihm gefolgt, um aus dieser Ferne das heimatliche Dorf zu sehen. Plötzlich fühlte sie, wie unter ihr die Steine schwankten, sie glaubte das Gleichgewicht zu verlieren und stieß einen Schrei aus. Paulu wandte sich um, kam zurück, blickte sie an und reichte ihr die Hand. Sie stiegen höher und setzten sich auf den Vorsprung unter dem Felsen des Riesen. Zu ihren Füßen stürzte der Wald wie eine gewaltige Kaskade von Grün hinunter, hinunter bis zu dem Hügelrücken, an dessen gelblichem Abhang die Häuser des Dorfes lagen, grau und schwärzlich, wie ein Haufen erloschener Kohlen. Täler und Berge, und Berge und Täler folgten sich bis an den Horizont und alles war grün, gelb und bläulich.

Zwei in Liebe entbrannte Geier kreischten und verfolgten einander in der Sonne und dem Winde, in der klaren Luft.

Annesa und Paulu wechselten kein Wort; er war wieder traurig geworden, aber seine glühenden Augen waren mehr auf die Geier als auf die Landschaft gerichtet. Plötzlich stand er auf und stieg abwärts, sie folgte ihm. An der Stelle, wo die Steine schwankten, blieb er stehen, reichte ihr die Hand und schaute sie an.

Annesa fühlte diesen ungewöhnlichen Blick, der sie wie eine Flamme umfing; sie glaubte zu fallen, alle Felsen stürzten unter ihr. Aber Paulu hielt sie fest in seinen Armen, und seine Lippen drückten sich auf die ihren, sie schienen sich nie mehr voneinander lösen zu können.

Sie war kein Kind mehr, nicht einmal mehr ein ganz junges Mädchen; sie fragte sich nicht, warum das alles in diesem Augenblick, an diesem Tage geschehen war, warum nicht früher, und nicht später. Sie begriff wohl, daß die Frucht fällt, wenn sie reif, und die Rose sich öffnet, wenn sie nicht mehr Knospe ist.

(Fortsetzung folgt.)

Maria Stuart in Elisabeths Gefangenschaft.

Die erste Phase (1568–1573).

Von

Lady Blennerhassett.

I.

Maria Stuarts waghalsiger Entschluß, sich wehrlos in Elisabeths Macht zu geben, bietet psychologisch kein Rätsel. Die Heirat mit Darnley, die Bevorzugung Riccios, der damit zusammenhängende Plan einer katholischen Rückeroberung Englands, die, wenn alle Milderungs- und Gegengründe zugestanden sind, immer noch mehr als passive Zustimmung zum Gattenmord, die Leidenschaft für Bothwell bis zur Trauung mit ihm, dem Gemahl einer andern, vor dem calvinischen Vertreter der Kirk, — was waren solche Torheiten oder Verbrechen, wenn nicht Durchbrüche der Veranlagung, die in der höchsten Spannung des zu Liebe oder Haß gesteigerten Affektes keinen Raum für Überlegung ließen. Die Bedrängnis der in Schottland drohenden Gefahren verdeckte ihr den Abgrund, in den sie sich stürzte. Die jahrelangen Täuschungen, das Gewebe von Lügen, mit denen Elisabeth sie umgarnt hatte, weckten keine Bedenken. Die Sache der in ihrer Person beschimpften Majestät wurde, so glaubte sie, die Sache Elisabeths. Maria hielt einen Ring von ihr und briefliche Beteuerungen in Händen, eine Herabwürdigung der Krone durch verwegene Rebellen nicht dulden zu wollen. Kein Spiel der Diplomatie, keine Berechnung der Politik trübten das Zukunftsbild, das Maria mit Elisabeths Person im Augenblick ihrer Flucht zu ihr verband. Die Solidarität der monarchischen Interessen, das war ihre Zuversicht, werde sich stark genug erweisen, um Englands Königin zu ihrer Verteidigung mit fortzureißen. Noch hatte Maria keine Zeichen von ihr, als sie am 17. Mai und von Worthington aus, einen zweiten Brief an Elisabeth sandte. Die Notwendigkeit einer Rechtfertigung war ihr zum Bewußtsein gekommen. Auf Elisabeths Verlangen, so wurde jetzt und später oft genug das Gedächtnis der Königin aufgefrischt, habe Maria den Lords, die sie und den Gemahl gefangen

setzen wollten, die Rückkehr nach Schottland gestattet, wo sie ihren Diener ermordet, sie selbst am Leben bedroht und, obwohl nochmals von ihr begnadigt, ein Verbrechen begangen hätten, mit dem sie, die Königin, fälschlich von ihnen belastet worden sei. Sie wisse sich unschuldig und hoffe es zu Elisabeths Kenntnis zu bringen, „à plain". Unter Todesdrohungen hätten dann diese Lords den Verzicht auf die Krone ihr entrungen, sie mißhandelt, gefangen, ihr jede Verteidigung verweigert, sie im Feld überwunden, ihrem Leben nachgestellt. Nur Gott und einigen Treuen, wie Lord Herries, verdanke sie ihr Entkommen: auf die natürliche Güte Elisabeths setze sie nunmehr ihr Vertrauen, nicht nur zur Erhaltung ihres Lebens, sondern zu Schutz und Beistand für ihre gerechte Sache „und durch sie bei den andern Fürsten". Sobald als möglich hoffe sie zur Königin entboten zu werden, denn sie sei in jämmerlicher Lage, nicht nur als Fürstin, sondern als Edelfrau, indem sie nichts mehr besitze, als was sie an sich trage: sie zähle auf ihr Erbarmen in äußerster Not. „Ihre sehr getreue und liebende Schwester und entwichene Gefangene" war der Brief unterzeichnet. Mit fieberhafter Ungeduld, drohend und bittend, sollte sie, zuweilen fast täglich, in schriftlichen Äußerungen an Elisabeth, an Cecil, den Inhalt dieser Zeilen wiederholen, die immer wieder im stürmischen Verlangen ausklangen, vor der Königin selbst ihre Sache zu führen.

Im Schloß zu Carlisle, wohin der High Sheriff der Grafschaft, Richard Lowther, auf eigne Kosten die Königin am 18. Mai gebracht hatte, zogen sich die ersten Wolken zusammen. Der englische Norden war der Sammelpunkt und Rückhalt der katholischen Partei. Dort saßen die Percy von Northumberland, die Neville von Westmoreland, die Clifford von Cumberland. Den katholischen Magnaten, die herbeieilten, um sie zu sehen, gab Maria eine beredsame, persönliche Darstellung des Geschehenen und erhielt von Northumberland das Anerbieten der Gastfreundschaft auf seinem Schloß zu Almwick. Kein durch ihre Handlungsweise erwecktes Bedenken erschütterte die Ergebenheit dieser Katholiken für die Trägerin der Ansprüche auf die englische Krone.

Und das zum Zeitpunkt, als die katholische Sache auf dem Festland triumphierte, Albas Schwert die Rebellion der Häresie in den Niederlanden geschlagen und im Vollgefühl des Sieges dem französischen König bewaffnete Hilfe zur Vernichtung der Hugenotten gesandt hatte. Zwar lehnte Katharina auch jetzt die Rettung der Orthodoxie durch Spanien ab, aber in ihrem Rat entschieden wieder Katholiken. „Der Kardinal von Lothringen tut alles", schrieb ein Agent Elisabeths. Durch kluge Ausnutzung der Vorliebe Katharinas für ihren Sohn Anjou, den späteren Heinrich III., hatte der Kardinal ihr Vertrauen zurückgewonnen. Condé und Coligny, von der katholischen Reaktion bedrängt, hatten im Fall der Niederlage das Schicksal zu fürchten, das, am 8. Juni 1568, die Grafen Egmont und Horn ereilte. Französisches Geld wurde in Schottland für den Fall angeboten, wo der kleine König nach Frankreich geschickt und im alten Glauben erzogen worden wäre. Was konnte geschehen, wenn Maria dahin flüchtete und die Unterstützung einer katholischen Liga zur Wiedergewinnung ihres Thrones fand? Nach ihrem plötzlichen Auftauchen in England war es immer noch die geringere Gefahr, sie dort fest-

zuhalten. Der Staatsmann, der nach Erwägung des Für und Wider diese Anschauung zur seinigen machte, war Cecil. Mochte Elisabeth sich immerhin durch Versprechungen behindert, Morays Regiment nicht anerkannt, die Hamiltons ermutigt, Marias Befreiung gewünscht haben: in Cecil hatte sie sich den Wächter bestellt, der keine Regungen des Gefühls, kein Schwanken aus vorgezeichneter Richtung duldete, wenn das Staatswohl sprach. Moray wußte das so gut, daß er an Cecil schrieb, wenn auch seine Gebieterin anscheinend den Zustand in Schottland mißbillige, so zweifle er dennoch nicht, daß sie in ihrem innersten Herzen nicht unzufrieden damit sei; von Cecils gutem Willen habe er, Moray, unfehlbare Erfahrung.

Seit dem 19. Mai wußte man in London, daß — wie Elisabeth es einmal ausdrückte — der vor dem Sperber fliehende Vogel sich in ihrem Netz gefangen habe. Am selben Tag berichtete der französische Gesandte, die Königin „fühle die Augen der ganzen Christenheit auf sich gerichtet". Nicht ihrer gegenwärtigen Lage, sondern ihrer früheren Größe entsprechend, sagte sie zu ihm, sollte Maria behandelt, Leben und Ehre ihr verbürgt werden. La Forest aber schenkte ihrer Versicherung, künftig in enger Intimität mit der schottischen Königin leben zu wollen, nicht nur keinen Glauben, sondern er fügte hinzu, acht Tage eines solchen Zusammenseins würden genügen, um alle Freundschaft zwischen den beiden Monarchinnen in Haß und Eifersucht zu verwandeln. Weder ihn noch den spanischen Gesandten beirrten Elisabeths Reden; aber es galt „die Christenheit", die Katholiken vor allem, über die beschlossene Tatsache hinwegzutäuschen, daß die freiwillig in England Schutz suchende schottische Königin gegen alles Recht und alle Billigkeit dort gefangen gehalten werden sollte.

Am 20. Mai erhielt Lowther den Befehl, Maria und ihr Gefolge ehrenvoll zu behandeln, „aber niemanden entwischen zu lassen". Northumberlands Anerbieten der Gastfreundschaft wurden daraufhin von Lowther schroff zurückgewiesen und Maria am 28. Mai der Obhut des Befehlshabers des Westens, Lord Scrope, und des aus London eingetroffenen Vizekämmerers, Sir Francis Knollys, anvertraut. Am selben Tag übergab Knollys Briefe Elisabeths, die Glückwünsche für Marias Rettung und Ausdrücke der Teilnahme mit ihrem elenden Los enthielten, mit denen auch künftig nicht gekargt wurde. Knollys fand sich einer Frau gegenüber, die er von beredter Zunge, klugem Sinn, hohem Mut und großmütigem Herzen beschreibt. Ihre natürliche Anmut, ihre Gleichgültigkeit für höfisches Zeremoniell bei aller Wahrung ihrer königlichen Würde, der Gleichmut, mit dem sie Einwände aufnahm und Schmeichelreden ablehnte, ihre gerechte Würdigung von Freund und Feind, entrissen dem älteren, von ihr nicht geblendeten Manne die Anerkennung, „diese Fürstin sei eine merkwürdige Frau". Sie faßte Vertrauen zu seinem ehrlichen Charakter, und er hörte wichtige Mitteilungen. Lethington und Morton, so sagte Maria, hätten beide der Ermordung ihres Gatten zugestimmt, obwohl sie jetzt die Tat zu strafen schienen: ihre Schuld könne erwiesen werden. Die Vermutung, daß Maria sich dabei auf den Inhalt des Schriftstücks stützte, das Bothwell ihr beim Abschied nach der Entscheidung von Carberry Hill eingehändigt hatte, gewinnt dadurch an Glaubwürdigkeit, daß sie diese Behauptung einem Ab-

gesandten Elisabeths wiederholte. Zu diesem, Middlemore, sagte sie im Juni, „in Gegenwart von Lethington und Morton, der beiden klügsten und fähigsten ihrer Ankläger, wolle sie vor Elisabeth ihre Unschuld dartun, obwohl Lethington nur höchst widerwillig einer solchen Vorladung folgen werde".

Knollys hielt mit seiner Meinung nicht zurück, daß, wenn Elisabeth nicht einschreite, Maria mit Hilfe Frankreichs nach Schottland zurückkehren werde. Er erachtete es als unverträglich mit der Ehre seiner Königin, sie gefangen zu halten und gab zu bedenken, ob es sich nicht empfehle, sie frei zu geben. In Carlisle vermöge er etwaige Fluchtversuche nicht zu verhindern, da viele treue Anhänger Marias und auch Fremde mit ihr verkehrten. Der bereits erwogene Plan, sie durch Überführung ins Innere Englands von der schottischen Grenze zu entfernen, schien ihm nicht weniger gefährlich, denn er werde eine Erhebung zu ihren Gunsten zur Folge haben. Mit einer Frau, die Reichtum, Wohlleben, Schmerz und Gefahr für nichts achte und nur auf den Sieg ihrer Sache bedacht sei, empfehle es sich kaum, zu zögern und zu heucheln. Knollys selbst bat, ihn seines verhaßten Amtes, das seiner ganzen Natur zuwider war, zu entheben.

Statt dessen mußte er eines beschämenden, nutzlos beleidigenden Auftrags sich entledigen. Maria, die noch immer keinen Kleiderwechsel besaß, hatte Elisabeth um Garderobe gebeten. Diese übersandte ein Stück Sammet, zwei alte Röcke und zwei Paar Schuhe, Maria selbst sagt, „einige Wäsche". Mit schweigender Verachtung nahm sie, die in einem solchen Fall ihre Truhen für Elisabeth geleert haben würde, diese Gegenstände in Empfang. Auch jetzt noch rührte sie die Not ihrer Getreuen ungleich mehr als ihre eigene. Ihre Briefe an den französischen Hof enthielten stets wiederholte dringende Bitten, sich ihrer armen Anhänger anzunehmen. Knollys fühlte sich so gedemütigt, daß er zur Notlüge seine Zuflucht nahm, ohne Zweifel habe eine Kammerfrau der Königin, ohne deren Vorwissen und ohne ihre Bestimmung zu kennen, die Auswahl dieser Gegenstände getroffen, worauf Maria mit nie versagender Liebenswürdigkeit die Angelegenheit nicht weiter berührte.

Am 8. Juni erhielt sie ein wichtiges Schreiben Elisabeths. Kein lebendes Wesen, versicherte diese, empfinde größere Teilnahme als sie selbst am Unglück Marias. Doch müsse sie auf ihren guten Ruf bedacht sein und auf das höchste weltliche Glück, sie zu empfangen, solange verzichten, bis Maria von den ihr zur Last gelegten Verbrechen freigesprochen sei, nachdem sie die Behandlung der Sache in ihre Hände gelegt habe. Obwohl Maria niemals Ähnliches gesagt hatte, erhielt Moray, ebenfalls vom 8. Juni datiert, eine gleichlautende Mitteilung. Zugleich wurde er aufgefordert, die Feindseligkeiten gegen Marias Anhänger einzustellen und der englischen Königin alle Rechtfertigungsgründe für seine verbrecherische Empörung vorzulegen.

Moray fand es nicht nötig zu gehorchen, aber er antwortete. Nur höchst ungern, so sagte er, würden er und seine Partei als Ankläger ihrer Königin auftreten. Die Erklärung stand in grellem Widerspruch zur Tatsache, daß Moray und die Lords im Parlament vom Dezember 1567 dieselbe Königin

des Gattenmords beschuldigt, sich selbst freigesprochen und ihr jede Verteidigung verweigert hatten. Ihre Beweise für die furchtbare Anklage waren Marias Heirat mit Bothwell und die Kassettenbriefe.

Werde Elisabeth, so fragte jetzt Moray, diese Kassettenbriefe ebenfalls als vollgültigen Schuldbeweis anerkennen, vorausgesetzt, daß die französischen Originale vorgelegt und übereinstimmend mit den schottischen Übersetzungen befunden würden, die John Wood in Morays Auftrag bereits nach London gebracht habe?

Eine direkte Antwort auf diese Frage erhielt Moray vorläufig nicht. Wohl aber Elisabeths Versicherung, „wenn die Mitschuld oder Mitwissenschaft seiner Schwester am Gattenmord bewiesen würde, so sei Elisabeth nicht mehr in der Lage, deren Wunsch auf Wiedereinsetzung in die Regierung zu erfüllen". Noch deutlicher sprach Cecil, „in jedem Fall werde Elisabeth so lange als nötig Maria in Gewahrsam halten".

Moray fühlte sich sicher genug, um ein Parlament zu berufen, das die Anhänger Marias, Hepburns und Hamiltons, in die Acht erklärte und die religiöse Verfolgung verschärfte.

Maria wurde gegen ihren Willen am 15. Juli nach Bolton bei York gebracht, wo sie in der Obhut von Lord Scrope und Knollys verblieb. In materieller Beziehung brachte der Wechsel des Aufenthaltes Vorteile. Dreißig Personen, meist alte Diener, die aus Schottland eingetroffen waren, konnten im geräumigen, befestigten Schloß untergebracht werden. Ihr Hoffräulein, Miß Seton, die einzige unverheiratete der „vier Marien", traf ebenfalls ein und frisierte das Haar ihrer Gebieterin zur Bewunderung von Knollys „in künstlichen Locken, wie eine Perücke". Moray behielt ihren Schmuck, schickte jedoch ihre Garderobe. Jagdvergnügen und Bewegung im Freien täuschten zuweilen über die Gefangenschaft hinweg. Der Verkehr mit der Außenwelt war nicht ganz abgeschnitten. Maria, deren Zuversicht auf eine Wendung ihres Schicksals keine Enttäuschung und keine Mißhandlung erschüttern konnte, schrieb unaufhörlich an ihre Freunde auf dem Festlande, an die fremden Gesandten, an Elisabeth selbst. Dieser sagte sie offen, lieber wolle sie den Großtürken anrufen, als auf Rache gegen ihre rebellischen Untertanen verzichten. Sie anerkenne keinen andern Richter als Gott und habe geglaubt, ihr, Elisabeth, eine Ehre zu erweisen, indem sie ihr den Vorrang ließ, ihre Sache zu führen. Sie möge sich den Gedanken aus dem Kopf schlagen, als sei Maria nach England gekommen, um ihr Leben zu retten. Vielmehr wolle sie eher untergehen, als in einen Prozeß mit ihren eigenen Untertanen willigen. Sie wisse sich unschuldig und werde andre anklagen, aber nur mündlich der Königin Dinge mitteilen, die sonst kein Mensch wisse. Den in Frankreich weilenden Herzog von Châtelherault ernannte Maria zu ihrem Stellvertreter in Schottland, zu Elisabeth sandte sie Lord Herries. Im Auftrag seiner Monarchin verlangte er von ihrem geheimen Rat bündige Erklärungen über die Absichten der englischen Königin. Noch wolle Maria nicht an ihrem Willen zweifeln, die ihr gegebenen Versprechungen zu halten. Geschehe das nicht, so werde Herries in Marias Namen die Hilfe des französischen und

spanischen Königs, des Kaisers, des Papstes anrufen. „Des Papstes!“ unterbrach Cecils Gesinnungsgenosse Bedford. „Ja, und des Großtürken, in Anbetracht der Not meiner Königin“, entgegnete der Schotte.

Elisabeth versicherte, wenn Marias Unschuld erwiesen sei, wolle sie die Schotten mit ihr versöhnen. „Madame, wenn aber, was Gott verhüte, die Sache eine andre Wendung nähme?“ wandte Herries ein. Er selbst erzählte das, und zwar unter andern auch Maria! Auf die verfängliche Frage antwortete die Königin, auch in diesem Fall wolle sie ihr Bestes zur Herbeiführung einer mit Marias Ehre und Sicherheit verträglichen Aussöhnung tun.

Lord Herries begab sich hierauf Ende Juni zum spanischen Gesandten, Don Diego de Guzman. Dieser kluge, friedfertige Diplomat hielt seine selbsterbetene Abberufung bereits in Händen. Während vierjähriger Tätigkeit hatte er Menschen und Dinge in England genau kennen gelernt. Er wußte, wie Cecil dachte, und daß die Lennox Schuldbeweise gegen Maria sammelten. Da diese bereits in Carlisle Kenntnis davon besaß, daß Moray Kopien der Kassettenbriefe nach London geschickt hatte, so wußte ohne Zweifel auch de Silva davon. Ihm hatte Moray im Juli 1567 vertrauliche Mitteilung vom Vorhandensein eines andern Briefes gemacht, der, von Maria an Bothwell gerichtet, die bestimmtesten Beweise ihrer Mitschuld an Darnleys Mord enthalte und ihre Unterschrift trage. Moray selbst kannte den Inhalt dieses Briefes nur durch mündlichen Bericht „eines Mannes, der ihn gelesen hatte“. Das war voraussichtlich John Wood, den die Lords dem aus Frankreich wiederkehrenden Moray nach London entgegengeschickt hatten. Mit keinem der Kassettenbriefe deckt sich der mutmaßliche Inhalt dieses Briefes. Wir kennen ihn nur durch zwei Depeschen de Silvas an Philipp II. Sie enthalten eine Wiedergabe der Erzählung, die Moray gehört hatte. Der Brief selbst tauchte nie wieder auf, so daß selbst sein Vorhandensein unerwiesen ist. Nur Lennox machte von ähnlichen Anschuldigungen Gebrauch. Aber de Silva war 1567 nicht nur der Vertrauensmann Morays, sondern auch der des französischen Gesandten La Forest. Durch ihn wußte er, daß La Forests Kollege du Croc Abschriften der Kassettenbriefe nach Frankreich mitgenommen hatte.

Im Juli 1567 besprach de Silva die Sache mit Elisabeth, von der er wie ein Freund behandelt wurde. Auch gegen Maria Stuart erwies er sich als solcher, aber augenscheinlich war er der Ansicht, daß sie in einem Wirrsal von Schuld und Anklagen verstrickt sei, aus dem sich ihr kein besserer Ausweg bot, als Aufrichtigkeit und Loyalität gegen Elisabeth, in deren Macht sie stand. Maria, so sagte jetzt de Silva zu Lord Herries, solle der englischen Königin keinen Vorwand zur Unzufriedenheit geben, vor allem jeden Verdacht vermeiden, als erhebe sie bei Elisabeths Lebzeiten Anspruch auf ihre Krone. In bezug auf ihres Gatten Tod möge sie dem Wunsch Elisabeths nach Aufklärung wie eine liebende Schwester und Freundin entgegenkommen, niemals aber sich verleiten lassen, in ein Gerichtsverfahren und Verhör mit ihren Untertanen zu willigen, da ein solches ihrem hohen Rang nicht gezieme und eine Herabwürdigung ihrer Person sein würde.

Diesen Standpunkt nahm vorläufig Maria ein. Sie verweigerte jede Art der Untersuchung, die eine Auseinandersetzung mit ihren Anklägern voraussetzte. In Westminster Hall, vor den englischen Peers und den fremden Gesandten verlangte sie Gehör, öffentlich, in Elisabeths Gegenwart, nicht etwa um sich zu verteidigen, sondern um die Schuld andrer an den Tag zu bringen. Unzweideutig jedoch beharrte sie auf ihrem Recht, die Intervention der Mächte zu ihren Gunsten anzurufen. Zwei Tage nach der Unterredung mit Herries wurde de Silva von Elisabeth empfangen und hörte von ihr, daß sowohl La Forest als ein andrer Franzose, Montmorin, den Karl IX. zu Maria geschickt hatte, mit Frankreichs Einmischung drohten, wenn England nicht für die schottische Königin Partei ergreife.

De Silva hielt, wie gesagt, solche Drohungen für unangemessen und nur geeignet, Schaden zu stiften. Um so mehr suchte er Elisabeth versöhnlich zu stimmen. Sie möge, so bat er, Maria nach Frankreich oder doch nach Schottland entlassen, um dort ihr Glück zu versuchen. Elisabeth verweigerte beides. Die Anwesenheit Marias in Frankreich würde eine beständige Bedrohung für sie sein; ebensowenig dürfe sie die Person der Königin, die sich ihr anvertraut habe, in Gefahr bringen. Ihre Absicht sei es nach wie vor, die Angelegenheiten derselben durch Verhandlungen zu ordnen. Es war das letzte, was de Silva von Elisabeth in der Sache vernahm. Er verweilte noch in London, als Lord Herries den verhängnisvollen Schritt tat, vor dem de Silva gewarnt hatte. Herries war seiner Königin ergeben, aber sein ganzes späteres Verhalten beweist, daß er nicht an die Güte ihrer Sache glaubte. „Madame, s'il y avait autrement, que Dieu ne veuille", hatte er zu Elisabeth gesagt. Ihn schickte diese jetzt, Ende Juli, mit Aufträgen nach Bolton. Die englische Königin, so versicherte Herries, wolle ja gar nicht über Maria richten, sondern nur zwischen ihr und den Lords vermitteln. Selbst wenn diese, was Elisabeth nicht voraussetze, Rechtfertigungsgründe besäßen, so würde sie auch dann noch Maria, wenn auch unter Bedingungen, wieder einsetzen, im gegenteiligen Fall aber als absolute Herrscherin, wenn nötig durch Gewalt auf ihren Thron zurückbringen. Folglich müsse Elisabeth wissen, was beide Parteien zu sagen hätten. Als Gegenleistung für ihre Dienste verlange sie Marias Verzicht auf Englands Krone während ihrer Lebzeiten oder denen ihrer direkten Erben, den Übergang von der französischen zur englischen Allianz, das Aufgeben der Messe in Schottland, die Annahme des Common Prayer, d. h. der englischen Liturgie, endlich die Belassung der Lords in ihren Würden, wohl mit andern Worten ihre Straflosigkeit. Einige von diesen Bedingungen waren unausführbar. Daß Maria darauf rechnete, auch von den übrigen wieder loszukommen, wenn sie nur erst frei und wieder eingesetzt sei, geht aus ihrem gleichzeitigen Briefwechsel mit Paris und Madrid unzweifelhaft hervor. Was ihr aber geboten wurde, ergriff sie. Am 28. Juli berichtete Knollys nach London, Maria, der Elisabeth einen katholischen Priester unter dem Vorwand verweigert hatte, es sei kein solcher zu finden, habe die Dienste eines englischen Kaplans angenommen und „schenke seiner Predigt aufmerksames und befriedigtes Gehör, wenn auch sie und Gott allein wüßten, ob ihr frommes, reuiges Verhalten bona fide sei, ob nicht."

Noch am selben Tage schrieb Maria dankerfüllt an Elisabeth. Sie willigte in die Vorladung Morays und Mortons. Jetzt, wo Lord Herries versichert habe, daß die englische Königin sie mit Wahrung ihrer Ehre und ihres Rechtes wieder auf den Thron zurückbringen wolle, gebe sie ihre bisherigen Bedenken auf und überlasse ihre Sache der nächsten Blutsverwandten, zum Vorteil ihrer beiden Reiche.

Elisabeth hatte erreicht, was sie wollte. Alle Schwankungen Marias verhinderten von da an nicht mehr, daß ihr Widerstand gegen eine Konferenz oder Verhandlung gebrochen war. Ihre Vollmachten an die Kommissäre, vom 29. September 1568, enthielten tatsächlich alle Zugeständnisse, die Elisabeth am 28. Juli verlangt hatte, selbst das Versprechen der Herbeiführung einer Uniformität des Kultus in Schottland mit demjenigen Englands unter einziger Bedingung der Restauration Marias.

Zugleich aber begann diese das unheilvolle Doppelspiel, mit dem sie nur sich, nicht Elisabeth täuschte. Während sie letzterer beteuerte, sie habe auf jeden Gedanken verzichtet, alte Bündnisse wieder herzustellen und verhehle ihr nichts mehr, denn sie „vertraue einem Löwenherzen, gleich ihrem eigenen,“ unterschlug Cecil Briefe Marias, die alle ihre Versicherungen Lügen straften und Beweise erbrachten, daß sie von nun an im verborgenen tat, was sie früher offen ausgesprochen hatte: sie warb nach wie vor um fremde Hilfe und hatte den Mann gefunden, der für Verschwörungen zu haben war.

II.

Don Guzman de Silva, der den Mut besaß, einst an Philipp II. zu schreiben, „in bezug auf die Inquisition kenne er nicht einen Menschen, vom höchsten bis zum niedersten und das in beiden Lagern, der günstig von ihr denke,“ war kein Diener nach seines Königs Herzen. Im August 1568 ersetzte ihn Philipp durch Don Guerau de Spes, einen beschränkten, hochmütigen Fanatiker, dem das England Elisabeths ein unlösbares Rätsel bleiben sollte. Dieser Spanier glaubte und berichtete schon wenige Wochen nach seiner Ankunft, nichts sei leichter, als Maria zu befreien und „die Gefangene in Englands Herrscherin zu verwandeln.“ Aber auch ohne sie lasse sich der alte Glaube wieder herstellen, indem man die in Geldnot befindliche Elisabeth durch Hunger, d. h. durch eine Art von Kontinentalsperre gegen englische Güter, zur Sinnesänderung zwinge und ihr zu diesem Zweck eine Apologie der katholischen Lehre vorlege, die er, de Spes, verfaßt hatte und zur Begutachtung nach Madrid schickte. Zugleich war de Spes überzeugt, daß die verhaßten Häretiker die arme schottische Königin vergiften, ja Philipp selbst ermorden lassen wollten. Er sprach von Cecils wahnsinnigem Haß, von Elisabeths infamer Politik, von ihrer fluchwürdigen Regierung.; er bat, seines Lebens nicht zu schonen, wenn es sich darum handle, durch eine Erhebung für Maria Stuart das Land zur Vernunft und zum Katholizismus zurückzubringen.

Seine Heftigkeit erschreckte Alba, sie überzeugte den stets zögernden Philipp nicht, der, um sich zu entscheiden, auf katholische Erfolge wartete, und vor gänzlicher Unterwerfung der Rebellen in den Niederlanden und der Moriskos in

Spanien weder mit Elisabeth brechen noch Frankreich herausfordern durfte. Aber de Spes entfachte durch seine wahnwitzigen Vorschläge alle in Marias Seele stürmenden Hoffnungen und Rachegedanken zur hellen Flamme. Eine chiffrierte Korrespondenz mit der spanischen Gesandtschaft führte sie schon unter de Silva. Unter de Spes wurde diese der Sammelpunkt aller Intrigen zwischen Bolton und der Außenwelt. Er beförderte Briefe Marias nach Madrid. Der treuen Jugendgenossin, Elisabeth von Spanien, schrieb sie, und zwar nach der Unterredung mit Herries, obwohl sie gezwungen sei, in bezug auf Religion scheinbar Zugeständnisse zu machen, weil man ihr die schönsten Dinge verspreche, wenn sie ihren Glauben ändere, so werde sie das nie tun. Vielmehr habe sie in diesem Lande schon viele Herzen gewonnen und wolle alles wagen, um es wieder katholisch zu machen: „Nur wenig genüge, um diese Königin zu lehren, was es heiße, Partei für Untertanen gegen ihre Fürsten zu ergreifen."

In ihren Briefen an Philipp II. und an seine Gesandten betont Maria immer wieder, daß die Rettung der Religion von ihrer Rettung abhänge. Aber Spanien, das hatte sie erfahren, versprach mehr, als es hielt. Ebenso zweifelhaft war der gute Wille der Medicäerin in Paris. Dennoch schrieb sie auch dieser, ihre einzige Hoffnung setze sie auf sie „wie auf eine Mutter." Katharina möge Geld schicken, denn sie besitze nicht so viel, um ein Hemd zu kaufen. Der treue George Douglas werde mündlich über ihre trostlose Lage berichten.

„Mein Onkel, wenn Sie jetzt nicht Erbarmen mit uns haben," lautet ein Brief Marias an den Kardinal von Lothringen, „dann ist es um mich, um mein Land, um meinen Sohn geschehen." Ihren schottischen Anhängern verhieß sie bereits die Ankunft der Franzosen und forderte sie auf, sich zur Vernichtung ihrer Feinde bereit zu halten. Vergebens bat der französische Gesandte La Forest, der wußte, wie die Dinge lagen, Maria möge wenigstens vorläufig sich gedulden, bis die Unruhen in der Christenheit sich etwas gelegt hätten.

Bochetel de la Forest und sein Nachfolger, La Mothe-Fénelon, der ihn bereits im November 1568 ersetzte, standen beide treu zu Maria. Aber zu bieten hatten sie im Namen ihrer Regierung nur tröstliche Worte. Frankreich stand an der Schwelle des dritten Religionskrieges und Elisabeth in Verbindung mit den Hugenotten zu La Rochelle. Ihr Gesandter Norris, der beständig Verschwörungen zwischen Alba und dem Kardinal von Lothringen fürchtete, überwachte die Ereignisse durch einen organisierten Spionendienst. Weder Karl IX. noch seine Mutter durften jedoch an einen Bruch mit England denken, während ihr eignes Land in zwei feindliche Lager geteilt blieb. Unter solchen Umständen fand La Forest die schottische Königin in England noch am sichersten geborgen, und es trat in der ersten Oktoberwoche und nach endlosen Verhandlungen die Untersuchungskommission, und zwar zu York zusammen. Elisabeths Vertreter waren Thomas Howard-Norfolk, Englands einziger Herzog, dann zwei ihrer tadellosesten Diener, der Earl of Sussex und Sir Ralph Sadler. Sieben Schotten, unter diesen Lord Herries und Leslie, Bischof von Roß, ernannte Maria zu ihren Kommissären. Moray erschien mit Morton, drei Anhängern und vier Assistenten, worunter Maitland of

Lethington und George Buchanan, Marias geschworenem Feind. Lennox kam ebenfalls nach York, hielt eine Anklageschrift bereit und gelangte dort nicht zu Wort.

Zu York gingen die Dinge anders, als erwartet wurde. Elisabeth hatte Maria durch Versprechungen der Wiedereinsetzung, Moray durch Versprechungen des Gegenteils getäuscht. Aber Marias Schuld mußte er beweisen, und sein einziger direkter Beweis waren die Kassettenbriefe. Wurde dieser nicht für genügend befunden oder gelang es Maria, die Lords seiner Partei der Mitschuld an Darnleys Mord und ihn selbst der Rebellion zu überführen, so konnte Elisabeth trotz aller schönen Worte ihn fallen lassen. Aber selbst, wenn seine Sache in York siegte, hing seine Regentschaft vom Leben des kränklichen kleinen Jakob VI. ab. Im Fall seines Absterbens wurde Morays Todfeind, der Hamilton, Herzog von Châtelherault, König von Schottland, und er, der Bastard, war ausgeschaltet. Bevor also Moray seine Schiffe verbrannte, indem er zur Anklage des Gattenmordes gegen Maria schritt, verlangte er von Elisabeths Kommissären Versicherungen darüber, ob sie zu einem Urteilspruch, und zwar in York, berechtigt seien, ob Maria im Fall der Verurteilung ihnen übergeben werden oder in England gefangen bleiben sollte, und endlich, ob er selbst als Regent von Schottland anerkannt würde.

Nach Bolton, zu Maria, schickte er Sir Robert Melville. Zunächst auf eigene Verantwortung hatte dieser ihr Vorschläge zu machen. Sie sollte ihre Abdankung aufrecht erhalten, mit großer Pension in England leben und Moray die Regentschaft in Schottland überlassen. Durch Melville, so erzählt Leslie, übersandte jetzt auch Lethington von Maria Fleming, seiner Frau, gefertigte Kopien der Kassettenbriefe und ließ zugleich die Königin wissen, um ihr zu dienen, sei er nach York gekommen, worauf er von ihr die Mitteilung erhielt, „das strenge Vorgehen Morays aufzuhalten.“ Zu Knollys sagte Maria am 12. Oktober: „Wann werden sie ihre abscheulichen Anklagen vorbringen, oder wollen sie einhalten und sich mit mir versöhnen, oder was wird meine gute Schwester für mich tun? Wenn sie das Äußerste wagen, werde ich Ihnen rücksichtslos antworten, und dann ist es mit allen Aussöhnungen vorbei.“ Sie wußte noch nicht, daß Moray, Lethington und Buchanan tags zuvor zwar nicht ihr Äußerstes, aber doch einen Schritt getan hatten, der den doppelten Zweck verfolgte, ihre Handlungsweise zu rechtfertigen und Maria gefügig zu machen.

In vertraulicher Weise, nicht offiziell, teilten sie den Kommissären Elisabeths Kassettendokumente mit. Zunächst eine am 19. April 1567 ausgestellte Vollmacht Marias an die Lords zur Unterzeichnung des Ainslie Bond, wodurch sie Bothwell freisprachen und die Königin aufforderten, ihn zu heiraten. Weiter einen von Bothwell und Maria unterzeichneten Ehekontrakt vom 5. April, somit sieben Tage vor Bothwells Freisprechung durch das Parlament, die erst am 12. April 1567 erfolgte. Hierauf zwei Briefe, vorgeblich in Marias Handschrift, die den Beweis enthielten, daß sie es war, die Bothwell zu ihrer Entführung nach Dunbar veranlaßt hatte. Endlich „einen langen, schrecklichen Brief, der abscheuliche, schimpfliche Dinge enthielt, von dem sie sagten, er sei von ihr ge-

schrieben, und dazu verschiedene Liebesballaden, die ihre ausschweifende Leidenschaft für Bothwell, ihren Haß und Abscheu gegen ihren gemordeten Gemahl bewiesen." Alle genannten Schriftstücke, so berichteten Elisabeths Kommissäre, seien in einem kleinen vergoldeten Koffer aus Silber eingeschlossen gewesen, den Maria Bothwell geschenkt habe. Der erste Eindruck dieser Kommissäre war der des Schreckens: seien die Briefe echt, so werde es schwer fallen, Maria nicht schuldig zu finden. Sie baten um Elisabeths Entscheidung. Am selben 11. Oktober schrieb Norfolk an Cecil, Leicester und Pembroke, die Schotten zögerten weiter zu gehen, denn sie spielten um ihr Leben, Hab und Gut, und es werde ihnen täglich gesagt, solange sie die Ehre ihrer Königin nicht antasteten, werde diese auf vernünftige Vorschläge eingehen. Wenn Elisabeth, so meinten daher die Kommissäre, die Sache ebenso erwiesen und entsetzlich fände wie sie selbst, so müsse diese offen vor aller Welt bloßgelegt werden. Wolle Elisabeth das nicht, so bleibe nur die Alternative einer Versöhnung zwischen den streitenden Parteien, „so gut als es eben gehe."

Maria wußte seit den Vorgängen im Parlament zu Edinburgh, welche Enthüllungen auch in England bevorstanden. In den Instruktionen an ihre Kommissäre bestand sie auf ihrem unzweifelhaften Recht, die Originale der ihr zugeschriebenen Briefe zu sehen. Dann sagte sie: „Sie werden in meinem Namen bestätigen, daß ich in bezug auf diese Sache (den Mord Darnleys) niemals irgend etwas einem lebenden Wesen geschrieben habe. Sind solche Schriftstücke vorhanden, so sind sie unecht und falsch, von ihnen selbst erfunden und gefälscht, und es gibt Leute in Schottland, sowohl Männer als Frauen, die meine Handschrift nachahmen und die Schrift, die ich schreibe, so gut als ich selbst gebrauchen, und hauptsächlich sind es solche, die jetzt in ihrer Gesellschaft (Morays, zu York) sind." Dieser Passus blieb Marias einziger Protest gegen die Urheberschaft der Kassettenbriefe.

Alle Anklagen gegen Moray, Morton und die Lords hielt sie aufrecht, und ihre Kommissäre brachten sie vor.

Jetzt, am 13. Oktober, ritt Leslie von York nach Bolton und berichtete, was sich ereignet hatte. Schon vor Zusammentritt der Konferenz, die Leslie nicht wollte, hatte er seiner Gebieterin zu einem Kompromiß geraten. Wie Herries, der bei seiner Vereidigung erklärte, er werde zwar die Wahrheit, aber nicht alles sagen, was er wisse, zeigte auch Leslie keine Zuversicht auf einen glücklichen Ausgang. Der Herzog von Norfolk, der die beiden beobachtete, schrieb am 15. Oktober an Cecil, „ihm dünke, die schottische Königin habe bessere Freunde auf des Regenten Seite als auf ihrer eigenen: nur wenige meinten es ehrlich; die meisten verfolgten ihre Sonderzwecke und kümmerten sich wenig um König noch um Königin."

Maria schien ähnlich zu denken, denn unter dem Einfluß ihrer Ratgeber willigte sie jetzt zum erstenmal in ein Kompromiß mit Moray.

Norfolk war es, der dessen Zustandekommen verhinderte. Er hatte Zusammenkünfte mit dem Regenten, dann mit Lethington, der, wie es heißt, seinen Glauben an die Authentizität der Briefe erschütterte. Norfolks Kollege, Sussex, ein erklärter Gegner Marias, war jedenfalls unabhängig davon zu

einer ähnlichen Ansicht gekommen: Maria werde die Briefe ableugnen und ihre Gegner des Mordes anklagen. Gesetzlich — judicially — würden ihre Beweise als die besseren befunden werden. Sussex fand es unter diesen Umständen sehr verständlich, daß Moray und Lethington eine Verständigung mit Maria dem Bruch mit ihr vorzogen.

Bei Norfolk erwachten andre Gedanken. Zu Bolton, wo sein Schwager befehligte, befand sich seine Schwester, Lady Scrope. Wohl bei ihr zuerst tauchte die Absicht auf, Maria mit dem Bruder zu vermählen. Norfolk hatte sie nie gesehen und sollte sie niemals sehen. Ehrgeiz, nicht Liebe, bestimmte sein Handeln. Obwohl erst zweiunddreißig Jahre alt, war er dreimal verheiratet gewesen und nicht nur der vornehmste, sondern auch der reichste Mann in England. Die Königin nannte ihn wegen seiner doppelten Verwandtschaft mit den zwei Frauen Heinrichs VIII., Boleyn und Howard, Vetter. Sie überhäufte ihn mit Ehren, aber Norfolk wollte Macht, behandelte Leicester als einen anmaßenden Emporkömmling, und Cecil, gegen den er wiederholt auftrat, überwachte ihn scharf.

Norfolk „konformierte", d. h. er nahm das religiöse Kompromiß Elisabeths an, aber seine Verwandtschaft und Umgebung waren katholisch, und wie die meisten englischen Aristokraten hielt er an Marias Erbrecht fest. Eine Heirat mit ihm verhieß die Union der beiden Reiche und führte auf Lethingtons Politik zurück. Dieser zeigte sich dem Plan geneigt, aber Norfolk selbst wartete vorerst zu, auf Marias Rechtfertigung.

Als Elisabeth, die von den Intrigen zu York gehört hatte, ihn zur Rede stellte, antwortete Norfolk, „er liebe es, auf sicherem Kopfpolster zu schlafen und habe keine Ursache, eine so schlimme Frau, eine Ehebrecherin und Mörderin, zu heiraten. Sein Rang sei so hoch wie der ihrige; an ihren Prätensionen auf Elisabeths Krone wolle er keinen sträflichen Anteil haben."

Als Norfolk so sprach, hatte Elisabeth bereits die Konferenz von York nach Westminster verlegt, da ihr eigentlicher Zweck, die Untergrabung des Rufes von Maria, dort nicht erreicht worden war.

Ihre Zustimmung zu dieser Maßregel, wodurch sie, von jetzt an vier Tagreisen vom Schauplatz der Verhandlungen entfernt, jede ausreichende Kontrolle über den Verlauf derselben verlor, wurde durch Elisabeths wiederholte Versicherungen gewonnen, es handle sich, nach wie vor, um ihre Rechtfertigung und Wiedereinsetzung.

Nun galt es, sich Morays zu versichern. Er erhielt jetzt eine zustimmende Antwort auf seine zu York gestellten Fragen, unter der Bedingung, seine Anklagen vorzubringen. Hierauf wurde er von Elisabeth empfangen. Maria hatte ihren Kommissären Aufträge gegeben, durch welche sie auf ein Kompromiß mit Moray, aber nur auf ein solches, „das ihre Ehre und ihre Krone sicher stellte", zurückkam. Zugleich verlangte sie abermals, persönlich in Westminster zu erscheinen. Als sie vernahm, daß Moray von der Königin vorgelassen worden sei, schrieb sie ihren Vertretern am 22. November, wenn sie, die Angeklagte, nicht auftreten dürfe, sollten alle weiteren Verhandlungen abbrechen. Bevor dieser Brief eintraf, hatte die Konferenz, und zwar unter

ganz veränderten Bedingungen, wieder begonnen. Sie erhielt jetzt den Charakter einer Gerichtsverhandlung, nicht gegen Moray wegen Rebellion, sondern gegen Maria wegen Gattenmordes, ja wegen der Absicht, „ihr Kind dem Vater nachzusenden", um die Krone dem Hauptschuldigen, „dem blutigen Mörder und gottlosen Tyrannen", Bothwell, zuzuwenden. Ankläger waren Moray und Lennox.

Marias Kommissäre verlangten Aufschub und brachten, nach einer recht lahmen Entgegnung, Marias Forderungen zu Hampton Court vor Elisabeth. Juristische Experten, die jetzt doch befragt werden mußten, erklärten, wenigstens zum Teil, Marias Verlangen sei billig: sie müsse gehört werden.

Elisabeth entgegnete, noch hätten ja Moray und seine Partei die Beweise für ihre Verleumdungen nicht erbracht. Der weitere Verlauf der Untersuchung werde das Erscheinen Marias aller Wahrscheinlichkeit nach unnötig machen. Sie verstärkte nach und nach die englische Kommission durch Cecil, Bacon, die Lords Clinton und Leicester, aber auch durch Freunde Marias, die katholischen Earls of Northumberland, Westmoreland und andre, die Zeugen dessen sein sollten, was nun folgte.

Am 6. bis 7. Dezember brachte Moray seine Anschuldigungen gegen Maria zu Westminster in Form des Book of Articles, einer Reihe unerwiesener, parteiischer Behauptungen vor. Auf seine Frage, ob die englischen Kommissäre befriedigt seien, verweigerten diese die Antwort. Moray und seine Anhänger zogen sich hierauf zurück, und jetzt endlich kehrte Moray mit der Kassette in Händen wieder und übergab sie, immer noch zögernd, seinem Agenten, John Wood. Da trat der Bischof von Orkney auf diesen zu und entriß ihm, unter dem Gelächter der Anwesenden, die Kassette. Morays Augen füllten sich mit Tränen; Lethington, der soeben erst in den Saal getreten war, warf ihm das Wort zu, „er habe sich schimpflich benommen". Nun gab Morton seine Erklärung über Auffindung und Sichtung der Briefe zu Edinburgh und ihren unveränderten Bestand in seiner Obhut ab. Diese Erklärung ist in ihrer ursprünglichen Fassung erst 1883 wiederentdeckt worden. Mortons Zeugnis war wertlos. Dem offenkundigen Verräter und Verbrecher, der die Zugänge von Holyrood bewacht hatte, während Riccio gemordet wurde, dem Mitwisser an Darnleys Ende, konnte niemand Glauben schenken. Aber er führte als Zeugen für die Vorgänge, die er erzählte, nicht weniger als zehn Personen an, unter diesen Katholiken, oder Anhänger Marias, oder beides. Wir hoben sie genannt. Nicht einer derselben zieh ihn damals oder später der Lüge. Ebensowenig leugnete Huntly, eigenhändig den Heiratskontrakt zwischen Maria und Bothwell, vom 5. April 1567, geschrieben zu haben. Der allein gegenwärtige Zeuge jener Vorgänge, Lethington, schwieg. Kapitän Crawford dagegen wurde vernommen und erzählte seine Unterredung mit Darnley zu Glasgow, die den einzig belastenden „Brief II" beglaubigen sollte; auf die Übereinstimmung aber zwischen Crawfords Bericht und dem Inhalt des Briefes haben vielmehr Marias Verteidiger ihren Angriff gegen die Echtheit der „Glasgow Letter" begründet. Am 14. bis 15. Dezember wurden die Kassettenbriefe mit der Handschrift

von Briefen Marias an Elisabeth verglichen, allem Anschein nach ohne eingehende Prüfung, die aber genügend befunden wurde, um die vorliegenden „Originale" für echt zu erklären: „In collation thereof no difference was found", lautet die unbestimmte Fassung des Berichtes. Weder Kreuzverhöre noch die Berufung von Zeugen folgten. Die Frage war nunmehr, was Maria tun werde. Als sie die Beschuldigungen, die einen Anschlag gegen das Leben ihres Sohnes einschlossen, vernahm, fand sie eine jener Regungen pathetischer Empörung, die, unter verwandten Umständen, der gefolterten Seele der unglücklichen Königin Marie Antoinette sich entrang. „Die natürliche Liebe einer Mutter zu ihrem Kind ist da, um Moray Lügen zu strafen!" antwortete Maria ihren Kommissären. Ihren Feinden werde sie erst dann Rede stehen, wenn die Originale der Briefe ihr vorgelegt sein würden. Elisabeth hatte versprochen, es zu tun, und brach ihr Wort. Maria blieb bei dem ihrigen. Die Enthüllungen, mit denen sie gedroht hatte, erfolgten nie. Schlaff wie Pfeile, die, von schwacher Hand abgeschossen, ihr Ziel verfehlen, fielen die von Maria aus der Ferne diktierten Gegenanklagen ihrer Vertreter zu Westminster wie zu York zu Boden.

Elisabeth hatte das Nächste erreicht, was sie wollte. Der Fleck auf der Ehre ihrer diffamierten Nebenbuhlerin genügte zum Vorwand, sie gefangen in ihrer Macht zu behalten. Aber die schreiende Ungerechtigkeit des ganzen Verfahrens führte zu einer Reaktion. Obwohl sich vier englische Kommissäre durch den Inhalt von Schriftstücken befriedigt erklärten, die an einigen trüben Dezembertagen in Hast und Unordnung zur Durchsicht und Prüfung vorgelegt worden waren, blieb der Eindruck ein geteilter. Die Kassettenbriefe verschwanden für immer aus Marias Geschichte. Unter den anwesenden Engländern fand die schottische Königin bald nachher ihre eifrigsten Anhänger, die es wenig kümmerte, daß Elisabeth mit heuchlerischem Kummer beklagte, unter so peinlichen Umständen die in persönlichem Schweigen verharrende Schwester nicht in ihre Gegenwart rufen zu können. Der Vorschlag, sie jetzt zur Abdankung zu zwingen, schlug fehl. Der Verzicht auf ihre Krone, entgegnete Maria, käme einem Schuldbekenntnis gleich: ihr letztes Wort werde sie als Königin von Schottland sprechen.

Mit Elisabeths salomonischem Urteil, weder gegen Moray noch gegen seine Anhänger sei etwas vorgebracht worden, was deren Ehre beeinträchtige, aber andrerseits hätten auch sie nichts genügend zu beweisen vermocht, was die englische Königin veranlassen könne, irgendeine schlechte Meinung von Maria zu hegen, entschlüpften vorläufig die Schotten den Folgen ihrer Verbrechen. Moray kehrte als Regent nach Schottland zurück. Mit Gewalt, wie sie klagte, wurde Maria von Bolton nach Tutbury überführt und dem Earl of Shrewsbury in Gewahrsam gegeben. Ihre Haft wurde enger, das Intrigenspiel um sie her ungleich verwickelter, ihr eigener Wagemut kühner als je zuvor: „Sagen Sie dem Gesandten, daß, wenn sein Herr nur helfen will, ich in drei Monaten Königin von England sein werde, und die Messe im ganzen Lande gelesen werden soll," diese mündliche Botschaft sandte Maria am 9. Januar 1569 an Don Guerau de Spes, der fest daran glaubte!

III.

De Spes selbst hatte zu viel gewagt. Auf offener See schnappten Geusen und englische Piraten Philipps Schiffe, Waren und Geldsendungen weg; auf demselben Weg bemächtigte sich Cecil der aufrührerischen Berichte des spanischen Gesandten. Sein Einverständnis mit Norfolk, Arundel, Westmoreland und andern englischen Großen, um ihn selbst, Cecil, zu stürzen, ihr Versprechen, spanische Güter zurückzuerstatten, die katholische Religion wiederherzustellen, und ähnliche Vorschläge setzten nichts geringeres als den Sturz Elisabeths voraus, die von allem wußte und den verräterischen Spanier in seiner eigenen Gesandtschaft in Arrest hielt, um seine Insolenz zu strafen. Alba war es, der auf Jahre hinaus den offenen Bruch verhinderte, weil Philipp weder Geld noch Schiffe für einen Krieg bereit hatte. Der Sieg der Katholiken in Frankreich mahnte auch England zur Aufrechterhaltung eines guten Verhältnisses mit Spanien. Aber der wieder freigelassene de Spes blieb auf seinem Posten, und Philipp wartete, wie immer, auf Möglichkeiten, die jeder Tag bringen konnte.

Morays Stellung in Schottland war durch Marias Gegenpartei so gefährdet, daß er, noch vor seiner Rückreise nach Edinburgh, im Park zu Hampton Court, eine persönliche Unterredung mit Norfolk herbeiführte. Moray gab zu verstehen, daß eine protestantische Heirat zwischen dem Herzog und Maria ihn selbst versöhnlich stimmen würde. Marias alter Freund, Throckmorton, war damit einverstanden, ebenso Sir Robert Melville, der Maria auf ihrem Weg nach Tutbury zur Aufforderung an ihre englischen Anhänger des Nordens veranlaßte, Morays Rückkehr nicht mit Waffengewalt zu verhindern. In Schottland gelang es diesem, zum Dank für den empfangenen Dienst, den Herzog von Châtelherault, die Lords Herries, Huntly und andre Anhänger Marias in seine Gewalt zu bekommen; er wurde augenscheinlich der englischen Königin zu mächtig und auch Maria ihr unbequemer als je zuvor.

Tutbury, in Staffordshire, „die ehrenvolle und angenehme Residenz", die Elisabeth in Aussicht gestellt hatte, war ein unwirtliches, herabgekommenes Jagdschloß, durch dessen schadhaftes Dach der Regen eindrang. Die Tapeten, mit denen sein Besitzer, Lord Shrewsbury, die nassen Wände bekleidete, faulten in der Feuchtigkeit. Maria, die aus goldenen Schüsseln speiste und gute Pferde in den Stallungen vorfand, ging zwischen Luxus und Elend wechselnd, physisch in Tutbury zugrunde. Sie erkrankte. Wenn sie starb, fiel schlimmer Verdacht auf Elisabeth, die Shrewsburys Vorschlag annahm, seine Gefangene auf ein andres seiner Schlösser, nach Wingfield zu bringen, wo Lady Shrewsbury, aus erster Ehe die Mutter von acht Cavendishs, ihr Verhalten je nach Marias Schicksalen bemaß und vor allem an das Wohl der Ihrigen dachte. In Wingfield, im Frühsommer 1569, erhielt die Königin Anerbietungen Elisabeths, in deren Auftrag John Wood gleichzeitig bei Moray erschien. Elisabeth, und diesmal auch Cecil, zunächst von der Niederlage der Hugenotten zu Jarnac beeinflußt, die die katholische Monarchie in Frankreich stärkte, boten der schottischen Königin die Mitregentschaft unter den Bedingungen des Edinburgher Vertrages von 1560, der Scheidung von Bothwell, der Allianz mit England, der Aufrechthaltung des Protestantismus.

Die Entscheidung lag nicht bei Moray, sondern bei dem schottischen Parlament. Es trat am 26. Juli zu Perth zusammen und zählte nur wenige Anhänger Marias, die in ihrer Botschaft an die Schotten als Herrscherin sprach und den Erzbischof von St. Andrews „Haupt der Kirche" nannte. Die Versammlung zu Perth verwarf infolgedessen nicht nur Marias Rückkehr und Wiedereinsetzung, sondern auch die begehrte Scheidung von Bothwell. Lethington trat für Maria ein und warf ihren Gegnern vor, daß sie der Königin eben das verweigerten, wofür sie zwei Jahre früher von ihnen gefangen gehalten worden war, die Trennung vom Gattenmörder. Zwischen Lethington und Moray, der stillschweigend für diese Lösung gesorgt hatte, erfolgte der Bruch.

Bereits zwölf Tage nach dem Beschluß von Perth wurde Bothwells Diener, Paris, dessen Moray in Dänemark habhaft geworden war, verhört. Er sagte aus, daß Lethington, aber auch andre Anhänger Morays, Mitschuldige an Darnleys Mord seien. Zur Tortur gebracht, beschuldigte er auch Maria wegen ihres Verhaltens zu Kirk-o-Field der Mitwissenschaft, nahm jedoch die Anklage gegen sie angesichts des Todes wieder zurück und wurde hingerichtet. Elisabeth hatte vergebens die Verzögerung des Urteils gegen Paris verlangt, um ihn selbst zu verhören. Er war bereits ein stiller Mann, als sie das Ansinnen stellte, und vorläufig erfuhr man in London nur, was Moray zu sagen für gut fand, ohne Leute, die er schonen wollte, zu kompromittieren. Erst im Oktober erhielt Cecil von ihm Abschriften des Verhörs. Zu diesem Zeitpunkt war Lethington infolge der Aussagen von Paris in Schottland verhaftet, und Elisabeth vom wiederaufgenommenen Heiratsprojekt zwischen Maria und Norfolk in Kenntnis gesetzt.

Es ist der Wendepunkt in ihrer Geschichte, der, im unaufhaltsamen Verlauf der Dinge, Maria an die Spitze der Gegenreformation in England stellte.

Solange sie in Schottland regierte, auch dann noch, als sie auf eine Versöhnung mit den Schotten, auf eine Restauration durch englische Hilfe rechnete, war ihre Haltung in der religiösen Frage nicht nur notgedrungen tolerant. Und das zu einer Zeit, die keine Toleranz kannte. Im Kampf mit einem der schlimmsten Fanatiker, der durch Feuer und Schwert, gleichviel ob durch den Staat oder durch seine Calviner die Katholiken austilgen wollte, im Widerspruch zu einem Papst, der ihr zumutete, unter anderm die protestantischen Mitglieder ihres Ministeriums zu köpfen, blieb sie zwar standhaft katholisch, aber ebenso standhaft bemüht, nur die Lebensbedingungen des Katholizismus gegen Knox, das Blut ihrer Untertanen gegen Pius V. zu verteidigen. Die Heiratsepisode mit Leicester wurde nicht aus religiösen Gründen zurückgewiesen. Darnleys Bekenntnis schwankte. Bothwell verlangte und erhielt das Zugeständnis einer Trauung vor der Kirk. Eine protestantische Restauration bewilligte Maria zu York. Es gab Momente, wo selbst die Loyalität ihrer englischen katholischen Anhänger an einer so duldsamen Vertreterin des Glaubens irre wurde. Lethington und Throckmorton, als sie aus politischen Gründen das Heiratsprojekt Norfolks begünstigten und empfahlen, fürchteten keine katholische Reaktion, denn Lethington, ja Moray selbst hatten einst die Ehe mit Don Carlos ungefährlich für die Sache der in Schottland fest-

begründeten Reformation gehalten. Als protestantischer Freier trat Norfolk zuerst auf.

Seit Februar verhandelten aber Norfolk und der katholische Lord Arundel, zunächst durch den zu London lebenden hochangesehenen Florentiner Bankherrn Roberto Ridolfi, mit Don Guerau de Spes, der sie „recht wenig mutig" und zuwartend fand, bis Philipp helfen werde. Norfolk scheine dem „Augustinischen Bekenntnis" anzugehören; seine katholischen Verwandten und Parteigänger hofften jedoch, ihn zu bekehren. Die verfolgten und in ihrer Religion bedrohten Katholiken warteten nur auf Philipps energisches Vorgehen, um Maria Stuart zur Königin von England auszurufen. Frankreich werde eher helfen als hindern. Unter keiner Bedingung Krieg gegen Elisabeth, wiederholte Alba, als er solche und ähnliche Depeschen las. Eine Flotte Philipps, und alles sei gerettet, beteuerte de Spes.

Im Juni berichtete La Mothe Fénelon dem französischen Hof, eine mächtige Partei, sowohl Katholiken wie Protestanten, arbeite insgeheim zugunsten der Heirat Norfolks mit Maria. Unter den mächtigen Aristokraten, die eine solche Lösung der Successionsfrage wünschten, war Leicester. Throckmorton unterstützte Lethingtons Anstrengungen, sie herbeizuführen. Maria selbst schwankte anfänglich. Der Widerstand Elisabeths gegen eine Ehe der Prätendentin auf ihren Thron mit einem ihrer Untertanen gehörte zu den Fragen, bei deren Behandlung sie auf Zweideutigkeit verzichtete. Davon hatte Norfolk Beweise. Wenn die Intrige zur Verschwörung sich steigerte, kostete sie ihm und Maria das Leben. Norfolk war gar nicht der Mann, der solchen Krisen gewachsen war oder sie eigenmächtig heraufbeschwor. Noch schwebten die Unterhandlungen wegen Marias Rückkehr nach Schottland, noch war sie Bothwells Frau, ein Kompromiß mit Moray nicht aufgegeben. Eine schottische Mitregentschaft Marias mit dem Recht der Nachfolge in England, die Aufrechthaltung des gleichen Bekenntnisses in beiden Ländern hielt Norfolk für erreichbar. Elisabeths Einwilligung zu seiner Heirat mit Maria zu erbitten, fand er nicht den Mut. Wohl aber leitete er eine geheime Korrespondenz mit Maria ein, die am 11. Mai antwortete, sie habe nichts andres im Kopf „als er in der Hand." Sein Zeichen habe sie erhalten; er möge sie, auch im äußersten, nicht verlassen. Aus Wingfield folgte ein undatierter Brief: er solle befehlen, sie werde in allem gehorchen; sie nannte ihn „mein Norfolk" und bat um Geduld. Ihm habe sie sich und ihr Schicksal völlig anheimgestellt. Norfolk hielt sich für gebunden. Er sei so weit gegangen, daß er „im Gewissen nicht mehr zurück könne." Das schrieb er an Moray, den er dem Projekt noch günstig glaubte. Vier Wochen später, zu Perth, wurde jede Versöhnung mit Maria, dazu die Lösung der Ehe mit Bothwell verweigert. Unmittelbar nachher, im August, vernahm Elisabeth zu ihrem namenlosen Zorn die Wiederaufnahme des Heiratprojektes mit Norfolk. Maria wurde unverzüglich nach Tutbury zurückgeschickt, der Herzog, der vorläufig nicht gehorchte, zur Königin befohlen. Leslie, der mit ihm verhandelt hatte, Throckmorton und andre wurden festgenommen und verhört. Moray und Leicester lieferten Briefe Norfolks aus. Lethington, von einem Prozeß

bedroht, dessen Ausgang nicht zweifelhaft sein konnte, rettete sich in das feste Schloß von Edinburgh zu seinem Freund, dem tapferen Kirkcaldy. Dort boten die beiden ihren Todfeinden Trotz. Lethington setzte sich mit Maria in Verbindung und wurde die treibende Kraft der Partei, die noch ein paar Jahre in Schottland für sie tat, was zu tun übrig blieb. Norfolk, der sich krank stellte, mußte dennoch endlich vor Elisabeth erscheinen und wurde in den Tower gesteckt. Seine letzten freien Tage hatte er dazu benützt, nicht um zu seinen Bundesgenossen im Norden zu entweichen, sondern um ihnen von Plänen abzuraten, die er kannte und verloren gab. Maria, so wollten es diese Lords, sollte befreit und der Katholizismus in England wiederhergestellt werden. Ihre und Marias Emissäre gingen zu Alba, der 10000 Golddukaten sandte, aber nichts tat. De Spes bezeichnete Norfolk bereits als Katholiken; Maria beschwor den Herzog, tapfer vorzugehen und nichts zu fürchten. Er saß bereits unter Schloß und Riegel, als im November 1569 die Empörung im Norden ausbrach, als deren Zweck Philipp in unzweideutigen Worten den Sturz Elisabeths und Marias Erhebung auf den Thron bezeichnete. Von den unter sich nicht einigen katholischen Lords waren jedoch die wenigsten bereit, ohne spanische Hilfe, ohne definitive Weisungen von Rom das Äußerste zu wagen. Pius V. rief Alba und Philipp vergebens zur Vernichtung der Häresie und zur Befreiung Marias auf, gab jedoch den Lords keine bestimmten Befehle; Spanien wartete auf Erfolg, und die Lords blieben allein. Im Feld fanden, in geteilten Lagern, die Männer in Waffen sich wieder, die Elisabeth zu York und Westminster von allen Illusionen über die Schottenkönigin zu heilen gedacht hatte. Der Earl of Sussex befehligte die englischen Truppen; unter seinen Fahnen fochten auch katholische Soldaten. Nach dreimonatlichem Widerstand schlug er seinen besten Gegner, Lord Dacre, zu Gelt, und hielt fürchterliches Gericht. Im ganzen Gebiete der Rebellion wurden Galgen errichtet. Sussex selbst schätzte die Opfer auf 600—700. Viele Rebellen fanden Schutz über dem schottischen Border; nur Moray setzte Northumberland zu Lochleven gefangen und versuchte, von Knox unterstützt, Marias Auslieferung nach Schottland zu erreichen. Am 23. Januar 1570 war er zu Linlithgow, ihrem Geburtsort, als ein Hamilton vom Fenster aus auf ihn schoß. Tödlich getroffen sank Moray vom Pferd und starb tapfer wie er gelebt, bis zuletzt in einem Netzwerk von Komplotten, Falschheiten und Verrätereien verstrickt, wenn nicht schuldlos an Verbrechen, so doch stets vorsichtig genug, vom Schauplatz der Bluttaten, die er nicht verhinderte, abwesend zu sein. Knox fand ihn „zu mild" und betete bis an sein eigenes Ende für Marias Bestrafung. Elisabeths Truppen überschritten die schottische Grenze; ihr in allen Ränken bewanderter Diplomat Randolph erschien wieder in Schottland, wo er nach langen Verwicklungen dafür sorgte, daß Lennox im Juli 1570 als Regent an Morays Stelle trat. Lennox vertraute seinen Enkel, Jakob VI., der Obhut George Buchanans, der eben damit beschäftigt war, die 1571 veröffentlichte „Detectio" zu vollenden, eine Anklageschrift gegen Maria, die die Dokumente von Westminster und alle denkbaren Verleumdungen gegen sie in blindem Haß zusammenwarf. In diesem Geist wurde ihr Sohn erzogen.

Maria selbst machte kein Hehl daraus, welche Freude ihr Morays gewaltsamer Tod verursachte. Sie zahlte dem Mörder ein Jahresgehalt. Das Ende des verhaßten, verräterischen Halbbruders half ihr ebensowenig wie die Rebellion des Nordens ihr geholfen hatte. Tutbury war einem Überfall ausgesetzt; Elisabeth ließ die Gefangene nach Coventry in der Grafschaft Warwick in Sicherheit bringen, wo der Earl of Huntington Befehl hatte, im äußersten Fall ihres Lebens nicht zu schonen. Jedenfalls fand Maria es notwendig, durch La Mothe Fénelon der Königin Elisabeth in Erinnerung zu bringen, daß Europas Fürsten sie haftbar machen würden, wenn ihr, Maria, ein Leid geschehe. Es war ihr gelungen, noch zu Tutbury ihre Papiere zu vernichten. Das Einverständnis mit den Empörern blieb unerwiesen, die Korrespondenz nach auswärts, die mit Norfolk, dauerte fort. Maria, zuerst wieder nach Tutbury und im Mai 1570 nach Chatsworth in die Obhut des Grafen von Shrewsbury, seines Besitzers, gebracht, wartete ungebrochenen Sinnes auf eine Veränderung ihrer Lage, welche die kontinentalen Mächte auch wirklich der englischen Königin aufdrängten. In Frankreich hatte der Tag von Moncontour, am 3. Oktober 1569, den Bürgerkrieg zwar nicht beendigt, aber den Religionsfrieden von Saint-Germain im darauffolgenden August ermöglicht. Von diesem Zeitpunkt an wurde die Sprache des französischen Gesandten zugunsten der Befreiung Marias dringender; Frankreich drohte, in Schottland einzugreifen, wenn Elisabeth ihre Truppen nicht zurückzog. Bereits nach der Niederlage der Hugenotten zu Jarnac hatte der Kardinal von Lothringen dem spanischen König vorgeschlagen, den Triumph des Katholizismus durch den vereinten Angriff Frankreichs und Spaniens gegen Elisabeth zu vollenden. Die päpstliche Exkommunikationsbulle, die sie als Häretikerin ihrer Rechte auf den englischen Thron verlustig erklärte, lag, das wußte man, seit Februar 1569 bereit. Im März 1570 wurde sie veröffentlicht, und man fand sie im Mai mit herausfordernder Keckheit am Tor des Palastes des Bischofs von London angeschlagen. Wenn die Katholiken dem Befehl Pius V., der unter Strafe des Bannes der Königin zu gehorchen verbot, sich fügten, stand England in Flammen. Aber nur eine Minorität derselben zog sich vom nationalen Gottesdienst zurück. In politischer Beziehung blieb die Bulle, die Elisabeths Untertanen vom Eid des Gehorsams gegen sie entband, ein toter Buchstabe. Philipp II. überließ es de Spes, die Weisheit der päpstlichen Politik zu bewundern; der König selbst bedauerte, daß Pius V. ohne ihn, der England kenne, zu befragen, aus ungestümen Eifer einen Schritt gewagt habe, der Elisabeth und ihre Freunde zum Äußersten treiben müsse. Elisabeth blieb jedoch in Religionssachen vorerst gemäßigt. Maria brauchte ihrerseits nicht zu verzweifeln. Leslie, der Bischof von Roß, wurde freigegeben und wieder als ihr Gesandter anerkannt; Norfolk blieb überwacht, versprach bei Strafe des Verrates jeder Verbindung mit Maria und der Heirat mit ihr auf immer zu entsagen, und diese selbst erhielt zu Chatsworth statt der gewohnten Vorwürfe der englischen Königin neue Anerbietungen zu ihrer Restauration, auf Grund der Bedingungen, die ihr 1568 zu Bolton gestellt worden waren. Maria versprach, ihren Sohn als Bürgen nach England zu senden und

ohne Elisabeths Einwilligung nicht zu heiraten. Die Zugeständnisse gingen soweit, daß sowohl Spanien als Frankreich und die Schotten gegen verschiedene derselben Einspruch erhoben. Am Widerstand der letzteren scheiterte das Zustandekommen des Vertrags, den Cecil persönlich bei Maria befürwortet hatte. Elisabeth war wieder frei und hatte Zeit gewonnen, um eine neue Phase der europäischen Politik zu verwerten. Das Spanien Philipps II. flößte der französischen Monarchie so große Besorgnis ein, daß einleitende Schritte zur Annäherung an das isolierte England erfolgten. Katharina begann die endlosen Verhandlungen über eine Heirat ihres neunzehnjährigen Sohnes, Anjou, mit der exkommunizierten, siebenunddreißigjährigen Elisabeth.

Maria Stuart gab Frankreich und Schottland verloren und verschwor sich mit Spanien und dem Papst.

IV.

Die diplomatischen Aktenstücke der Zeit und Marias eigene Briefe lassen keinen Zweifel darüber, daß Guerau de Spes, Leslie, Bischof von Roß und der Bankier Ridolfi, geheimer Agent des Papstes in London, seit September 1570 mit Gedanken an Verschwörungen sich trugen, in die Maria, nicht Norfolk, eingeweiht war.

Erst am 20. März 1571, nach einem harten, in Krankheit, Kummer und Aufregung verlebten Winter in ihrer nunmehrigen Residenz zu Sheffield, ebenfalls einem Schloß Lord Shrewsburys, griff Maria selbsthandelnd ein, und zwar nicht nur in ihrem Namen, sondern auch in jenem des Herzogs von Norfolk. Ridolfi wurde zum Papst, zum König von Spanien und zu Herzog Alba geschickt. Marias Instruktionen bezeichneten Norfolk als den Führer und Vertrauensmann der Katholiken, deren Glauben er nur deswegen nicht offen bekenne, um seine protestantischen Anhänger nicht zu verlieren, die gleichfalls Marias Rechte verteidigen und Elisabeths Heirat mit Anjou verhindern wollten. Das Unternehmen sei geheim, weder Frankreich noch ihre eigenen Verwandten wüßten davon. Maria verlangte vom Papst die übrigens erst 1575 ausgesprochene Annullierung ihrer Ehe mit Bothwell, auf Grund der von ihm ausgeübten Gewalt, und versprach, ihren Sohn in Philipps Obhut zu geben. In besonderen Instruktionen führte Norfolk aus, ihn bestimme weniger die Heirat mit Maria als die Wiederherstellung des Katholizismus. Er versprach, 23000 Mann aufzubringen, wenn Philipp Truppen, Munition und Geld in genau von ihm bezeichneten englischen Häfen lande, um Maria zu befreien und ihr die englische, nicht nur die schottische Krone zu verschaffen. Norfolk bat um rasche Entscheidung und Philipps Einwilligung zur Ehe mit Maria. Eine namentliche Liste von über sechzig Lords, auf die der Herzog zählte, war beigegeben. Am 25. März empfahl de Spes, Ridolfi in Madrid in größtem Geheimnis, aber gut zu empfangen; denn der Zeitpunkt sei reif für ein großes, zum Heil der Christenheit bestimmtes Unternehmen, über das Ridolfi, „sein intimer Freund“, mündlich weiteres berichten werde.

Norfolk, der seinen Kopf wagte, hatte Marias Briefen, Bitten und Beschwörungen nicht zu widerstehen vermocht. Die Braut, die ihm Gefängnismauern verbargen, die ihm schwur, ihre Schicksale seien unzertrennlich, ihr Herz

gehöre ihm bis zum Tode, für ihn, wenn er befehle, werde sie gefangen bleiben oder ihr Leben in die Schanze schlagen, denn sie sei und bleibe sein eigen, umgarnte seinen schwachen Willen, gewann sein Mitleid und erweckte etwas, das sich von Ehrgeiz zu Liebe wandeln konnte und lockend genug war, ihn zu verderben.

Ridolfi ging Ende April nach Brüssel und besprach sich mit Alba, der ihm seit Jahren mißtraute. Einen großen Schwätzer, parlanchin, nannte er ihn in einem Bericht an Philipp II. Alba war der Ansicht, ein offenes Eingreifen des Königs würde zu viele Leute in das Geheimnis des Unternehmens ziehen, das Leben Marias gefährden, die Religion zugrunde richten. Anders freilich verhielte es sich, „wenn Elisabeth eines natürlichen oder eines andern Todes stürbe oder in die Macht des Herzogs von Norfolk geriete". In einer dieser drei Eventualitäten würde er, Alba, nicht zögern, selbst ohne direkten Befehl, die begehrten 6000 Mann nach England zu entsenden. Ridolfi zog weiter, nach Rom, wo Alba gleichfalls gewarnt hatte, sich nicht hinreißen zu lassen oder das Unternehmen etwa für leicht zu halten.

Pius V. empfing Ridolfi. Er benachrichtigte Philipp II., daß der Florentiner ihm wichtige Mitteilungen zum Wohl der Republica christiana machen werde und unbedingtes Vertrauen verdiene. Der König möge die Sache zu Herzen nehmen und nach bestem Urteil, mit aller Vorsicht, die Mittel zur Ausführung derselben gewähren, da es sich um den Ruhm und die Ehre des Erlösers handle.

Mit diesem Schreiben traf des Papstes „geliebter Sohn" in Madrid ein und wurde am 7. Juli 1571 in Philipps Auftrag im Eskorial durch den Herzog von Feria vernommen; der Staatssekretär Zayas führte das Protokoll. Noch am selben Tage versammelte sich der Staatsrat zur Erwägung der Vorschläge Ridolfis. Es handelte sich um Ermordung oder Festnahme Elisabeths, „matar o prender la Reina", nicht zu London selbst, sondern während einer ihrer Reisen oder eines Aufenthaltes im Hause eines der Verschwörer, die nur auf Befehl Philipps vorgehen wollten. Der Herzog von Feria nahm zuerst das Wort, bezeichnete die Königin von Schottland als Englands „wahre Erbin" und verlangte unverzügliches Handeln.

Der Großprior von Castilien nannte den Marchese Ciapino Vitelli, einen Florentiner, der für Cosimo Medici, dann mit Alba siegreich sich geschlagen und für ihn in London verhandelte, als den rechten Mann, um unter Albas Leitung den Anschlag im September oder Oktober auszuführen. Der Großinquisitor, Kardinal von Sevilla, war gleicher Meinung; er erwähnte, daß Vitelli sich freiwillig erboten habe, die englische Königin durch ein Dutzend Leute auf einem ihrer Schlösser festzunehmen, verwies auf die Übereinstimmung der Bewegung mit der Bulle des Papstes und verlangte 200000 Dukaten für Albas tätige Mitwirkung. Nach der Meinung des Ruy Gomez de Silva, Fürsten von Eboli, sollte Alba für die Ausführung haftbar sein. Ein einziger Rat, Doktor Martin Velasco, fand die Sache sehr gefährlich und gab zu bedenken, daß auch unter Voraussetzung der Festnahme und des Todes Elisabeths nicht alles beendigt sein werde. Geldsendungen und Versprechungen künftiger Hilfe schienen ihm genügend. Der Großprior und Feria widersprachen dem Vorschlag des Groß-

inquisitors, im Namen des Papstes vorzugehen. Das Erbrecht Marias sei ein zureichender Grund, ohne den Häretikern Anlaß zu einem allgemeinen Bündnis zu geben, und überdies könne, wenn Pius V. sterbe, „ein andrer Papst mit Spanien Händel anfangen." Albas direkte Einmischung übersteige seine Kräfte. Der päpstliche Nuntius, Castagna, blieb der Ansicht, das Unternehmen sei „sehr leicht", vorausgesetzt, daß Philipp schnell und energisch einschreite, bevor die französischen Nachbarn hinderlich würden. Die Heirat mit Anjou war ein Beweggrund für die Haltung der Spanier: sie sollte um jeden Preis verhindert werden.

Am 13. Juli schrieb Philipp II. seinem Gesandten. Ridolfi, so sagte er, habe ihm die Briefe der Königin von Schottland, Norfolks und ein Breve Seiner Heiligkeit übergeben, die ihn aufforderten, sich der von Ridolfi vertretenen Sache anzunehmen. De Spes möge die katholische Partei im tiefsten Geheimnis wissen lassen, daß sein König nur den Dienst Gottes, der Religion, und das Glück Marias, aber keine weltlichen Interessen irgendwelcher Art verfolge und bald seinen Entschluß zu fassen hoffe. Maria, Norfolk und der Bischof von Roß würden durch Ridolfi selbst das Weitere vernehmen; Alba sei beauftragt, dem Gesandten Verhaltungsbefehle zu geben, damit die Katholiken in ihrem Racheдurst nicht vorzeitig losschlügen und mit der Königin von Schottland geopfert würden. Alba befahl. Er untersagte Guerau de Spes die Auslieferung von Ridolfis Briefen.

Seine Bedenken waren weit berechtigter, als er selbst es wußte.

Seit September 1570 war Cecil, nunmehr Lord Burleigh, neuen Verschwörungen, die zunächst auf Leslie verwiesen, vornehmlich dadurch auf die Spur gekommen, weil Ridolfis unvorsichtige Reden hinterbracht worden waren. Aber erst im April 1571 wurde Charles Bailey, der Sekretär des Bischofs von Roß, auf dem Rückweg von Flandern festgenommen. Er hatte chiffrierte Briefe Ridolfis zu überbringen. Bevor Cecil davon hörte, gelang es de Spes, mit Hilfe von Lord Cobham, der zu Dover kommandierte, die Briefe Ridolfis durch ein ebenfalls chiffriertes Paket harmloser Dokumente zu ersetzen, die keine festen Anhaltspunkte lieferten. Leslie wurde dennoch im Hause des Bischofs von Ely unter Aufsicht gestellt, aber de Spes glaubte an keine Gefahr. Cecil könne nichts beweisen; bevor ihm das gelinge, werde der Handstreich gegen Elisabeth erfolgt sein. Ein Zufall verschaffte statt dessen dem Späherauge Burleighs, was er suchte.

In Schottland war am 2. April 1571 die Seefeste Dumbarton, Marias letzter Rückhalt in Schottland, durch Verrat in Lennox' Hände gefallen, und der Erzbischof von St. Andrews, durch einen abtrünnigen Priester verraten, wurde ohne weitere Beweise gehenkt, angeblich als Mitschuldiger an Darnleys Mord. Kirkcaldy und Lethington hielten noch die Festung von Edinburgh und bedrohten ihren Gegner Morton in Stirling, als auch Lennox unter Mörderhand fiel. Das Ende des schwachen, rachsüchtigen alten Mannes, unter dem das Land in Anarchie verfallen war, erweckte kein Mitleid. Sein Nachfolger wurde der Earl of Mar, der Frieden wollte, aber im Oktober 1572 starb, ohne der Parteien Herr zu werden.

Maria hatte anfangs 1571 durch den Pariser Nuntius 140000 Kronen erhalten, die Beaton, der Bruder ihres dortigen Gesandten, des Erzbischofs von Glasgow, mit Briefen Ridolfis überbrachte. Auch Alba sandte Geld, und Leslie, von Cecil ausgeforscht, gestand zu, daß die Königin mit Philipp und Alba korrespondiert habe, aber nur um Hifle gegen die Rebellen in Schottland von ihnen zu erhalten. Im September erhielt auch der französische Gesandte von seiner Regierung, die Marias Sache keineswegs ganz aufgegeben hatte, die Summe von 600 Pfund für die getreuen Schotten. Norfolk sollte das Geld befördern, überließ die Angelegenheit seinem Sekretär und dieser übergab leichtsinnigerweise die 600 Pfund und einen chiffrierten Brief einem Bürgersmann aus Shrewsbury, der von London dahin zurückreiste. Der Mann übergab das Paket, von dessen Wichtigkeit er sich überzeugt hatte, an Lord Burleigh. Dieser ließ unverzüglich Norfolks Diener festnehmen, unterwarf sie der Tortur, erfuhr von einem derselben, Higford, daß er Marias und Leslies Briefe im April nicht zerstört, sondern versteckt habe, und dieser lieferte sie jetzt aus. Nun wurde Leslie unter Todesdrohungen zum Geständnis gebracht. Der Bischof, der kurz zuvor eine glühende Verteidigungsschrift gegen Buchanans verleumderische „Detectio“ gerichtet hatte, stand dennoch im Verdacht, in Privatgesprächen sehr schlimme Dinge über seine Königin zu äußern. Was er aus Angst vor der ihm angedrohten Folter jetzt über sie bekannte, veranlaßte den Staatssekretär Wilson, der ihn verhörte, zu dem Ausruf: „Herr, was sind das für Leute, was für eine Königin und was für ein Gesandter!“ Leslie verlor jedenfalls vollständig den Kopf. Seine Aussagen, die von Norfolks Sekretär Barker und eines dritten seiner Diener, Banister, machten dem Herzog eine stichhaltige Verteidigung unmöglich. In den Tower gebracht, leugnete er zunächst alles, dann brach er zusammen, bat die Königin um Gnade und fand erst in Westminster vor seinen Richtern männliche Würde und Ergebung in sein unabwendbares Schicksal wieder. Den Verrat an der Königin aber, die Verbindung mit einer fremden Macht zur Invasion Englands, den brieflichen Verkehr mit Ridolfi, „den er nur einmal gesehen habe,“ stellte er auch jetzt in Abrede. Die Schuld, die er eingestand, war der Wortbruch in bezug auf die Heirat mit Maria, die ihn zum Verräter gemacht habe. „Lieber hundertmal den Tod, als die Ehe mit ihr, die noch allen Unglück brachte, die mit ihr und für sie handelten.“

Zu Sheffield erschien am 8. September Lord Shrewsbury, um der nichts ahnenden Maria zu eröffnen, daß alles entdeckt sei. Binnen zwei Stunden wurden Franzosen und Schotten, die bei ihr waren, entlassen, ihr Haushalt auf sechzehn Personen vermindert, ihre Haft aufs strengste verschärft. Nur mit Lord Burleigh, mit dem französischen Gesandten und dem Erzbischof von Glasgow in Paris durfte sie noch schriftlich über ihre Privatangelegenheiten verkehren. Sie glaubte sich verloren, leugnete aber jede Schuld, jede verräterische Handlung. Ihren treuen Dienern schrieb sie einen rührenden Abschiedsbrief. Sie sterbe gern „für die Freiheit ihres Landes“. Ihr größter Schmerz sei der, die Hingebung der Ihrigen nicht belohnen zu können. Der junge Willy Douglas, ihr Befreier aus Lochleven, auch andre wurden dem französischen Hof namentlich

empfohlen. Elisabeth erhielt einen eigentümlichen Brief. Sie könne, wenn ihr Haß das Schlimmste beabsichtige, den Zuspruch eines Priesters nicht verweigern. Aber „wegen ihrer Verdienste“ um die englische Königin berief sich Maria auf das Zeugnis ihres Gewissens. Lord Burleigh fing Briefe an La Mothe Fénelon auf, worin Maria erklärte, man verlange von ihr den Bruch mit Frankreich, sie verweigere ihn. Norfolks Schicksal beklagte sie bitter und bat vergebens um Gnade für ihn.

An Leslie, der seiner Königin brieflich die Tragweite von Geständnissen, die nichts mehr verbargen, bekannt hatte, schrieb sie, wie Isaak, so sage auch sie: „es ist Esaus Hand und Jakobs Stimme“. Vor des Bischofs Befreiung verzichtet sie auf seine weiteren Mitteilungen: ein gutes Beispiel des Mutes werde sie ihm geben.

Elisabeths Parlament drängte seit 1571 zur offenen Verfolgung der Katholiken, erklärte es für Hochverrat, die Königin als ketzerisch oder schismatisch zu bezeichnen, ihr Anrecht auf den Thron zu leugnen, oder ein solches irgend jemanden zuzuschreiben. Der Suprematseid wurde für alle Stellen im Staat auferlegt, der Übertritt zum Katholizismus, die Verbreitung päpstlicher Erlasse als Staatsverbrechen bezeichnet. Nicht nur Norfolks Hinrichtung, auch die Anklage gegen Maria, die „auf Leben und Titel“ gehen müsse, wurden gefordert.

Da vertagte Elisabeth die Commons. Auf Geheiß des Parlaments durfte Maria nicht gerichtet werden. Schon aus politischen Gründen mußte die Königin der Intervention Frankreichs zu ihren Gunsten Gehör schenken. Aber die Strafgesetze gegen die Katholiken traten in Kraft, und es begann die Ära der religiösen Verfolgung, die England Generationen hindurch in ihrem Bann hielt. Norfolk, seit 16. Januar 1572 wegen Hochverrats verurteilt, wurde am 2. Juni enthauptet, bekannte sich auf dem Schafott als treuen Protestanten und sagte sich feierlich von seinen papistischen Freunden los, die im Gefängnis eines ähnlichen Schicksals gewärtig blieben. Der aufs schlimmste kompromittierte de Spes hatte bereits im Dezember den Befehl erhalten, England, wo er doch nur Albas Werkzeug sei, unverzüglich zu verlassen, und auf Jahre blieben die diplomatischen Beziehungen mit Spanien abgebrochen. Elisabeth hatte keine Ursache mehr, Philipp II. zu schonen. Wenige Monate später, am 1. April 1572, bemächtigten sich die durch des nunmehr abberufenen Albas Härte zu verzweifeltem Widerstand getriebenen „Wassergeusen“ der Hafenstädte Briell und Vließingen, und es begann der Aufstand, der wahre Aufstand in den Niederlanden, der nicht mehr von Edelleuten allein, sondern vom Volk ausging und mit der Befreiung der nördlichen Provinzen endigte. Am 29. April zu Blois kam, unter Colignys Einfluß, die Offensiv- und Defensivallianz zwischen Frankreich und England zustande. Die Sache Marias war damit von Karl IX. preisgegeben, Elisabeth gegen eine katholische Invasion geschützt. Um den Preis solcher Entschädigungen ließ sie, die keine französische Herrschaft in den Niederlanden dulden durfte, es dennoch zu, daß französische Hugenotten den niederländischen Rebellen zu Hilfe kamen. Obwohl sie geschlagen und von Karl IX. desavouiert wurden, drohte zwischen ihm und

Philipp II. der offene Krieg. Die Heirat des Königs von Navarra mit der Tochter Katharinas ohne Dispens des Papstes, der seit Mai 1572 Gregor XIII. hieß, Colignys Machtstellung, alles deutete auf eine protestantische Reaktion mit Frankreich an der Spitze. Auch in Schottland wurde die Lage dahin verstanden und der zu Lochleven noch immer gefangen gehaltene Earl von Northumberland enthauptet.

In zwei Zimmern zu Sheffield überwacht, infolge mangelnder Bewegung erkrankt und von der Außenwelt getrennt, verbrachte Maria Stuart ihr Dasein in Tränen, um Norfolk, der sterbend ihren Namen verwünscht hatte, um ihr Schicksal und das verlorene Schottland. Sie hörte nur noch, was Elisabeth sie wissen zu lassen für gut fand, Buchanans „Detectio", die sie ihr zusandte, Vorwürfe der Königin, deren Inhalt Marias Antworten verraten. Elisabeth hatte ihre guten Dienste aufgezählt, um Marias schreienden Undank gegen sie zu brandmarken. Sie habe die schottische Königin gegen ihre Untertanen beschützt und die ihr angebotene schottische Krone ausgeschlagen. Das sei so falsch, entgegnete Maria, daß vielmehr Elisabeths Ermutigung der Rebellen allein genügen würde, sie aller ferneren Dankbarkeit für Elisabeth zu entheben. Nicht einmal, sondern wiederholt habe diese versucht, sie ihren Todfeinden Moray und Lennox auszuliefern. Sie werfe ihr die Kosten eines Unterhaltes vor, den sie zum großen Teil selbst bestreite, obwohl sie nicht haftbar für Ausgaben sei, die ihre Gefangenschaft verursache. Für drei Dinge aber wolle sie ihr gern verpflichtet bleiben: für ihre einstige Vermittlung zugunsten ihrer Onkel, der Guisen, für den ihr übersandten Ring, mit dem Versprechen ihr jederzeit zu helfen, für Elisabeths Aufrechthaltung von Marias Successionsrecht in England gegen die Angriffe ihres eignen Parlamentes! Wortgefechte zwischen den beiden Königinnen pflegten nie zu Elisabeths Vorteil zu endigen. Marias letzte Waffe war die Ironie. Erbarmungslos verstand sie unter den verbindlichsten Worten diese Geißel zu schwingen. Noch bedrohte sie Elisabeth mit Untersuchungen, als in Paris der furchtbare Schlag fiel, durch den Katharina von Medici sich mit der Ermordung Colignys und der Hugenotten, deren Opfer in ganz Frankreich auf zwischen 6000 und 8000 geschätzt werden, von der selbständigen Einmischung ihres jetzt reumütigen Sohnes Karl IX. in ihre Politik befreite. Die Nachricht vom Blutbad der Bartholomäusnacht vom 24. August 1572 erreichte London am 28. August und rief in England und Schottland unbeschreibliches Entsetzen hervor. Es wurde noch gesteigert, als man erfuhr, daß Gregor XIII. seine Glückwünsche gesendet und Philipp II. wenigstens einmal in seinem Leben aus Freude gelacht hatte. Aber auch die katholischen Mächte irrten, indem sie an einen Frontwechsel Katharinas in Religionssachen glaubten. Sie nahm die ganze Verantwortung für Colignys Tod auf sich: er war notwendig, um die protestantische Opposition zu brechen. Nach Erreichung dieses Zieles verhandelte sie aber wie vorher mit protestantischen und katholischen Mächten; die Entschuldigung des Fanatismus besaßen weder sie noch Karl IX. Um Elisabeth das Geschehene annehmbar zu machen, sprach der König von einer Verschwörung der Hugenotten, die niedergeworfen werden mußte. Katharina ging weiter und

versicherte der englischen Königin, sie werde nichts dagegen einwenden, wenn auch sie die Katholiken so behandle, wie in der Bartholomäusnacht die Protestanten behandelt worden seien. Burleigh und Leicester, andre mit ihnen, waren jetzt der Meinung, die Sicherheit des Staates sei mit Marias Leben nicht mehr verträglich. Elisabeth schlug einen eigentümlichen Mittelweg ein. Sie brach nicht mit Frankreich, sie nahm selbst Patenstelle bei Karls IX. kleiner Tochter an. Aber am 7. September schickte sie einen Gesandten, Killigrew, Burleighs Schwager, an den Earl of Morton und dessen Onkel, den Regenten Mar. Ihnen wollte sie Maria ausliefern, wenn sie sich ihrerseits verpflichteten, die Königin innerhalb der ersten vier Stunden nach ihrer Ankunft zu töten und vorher schottische Geißeln zur Versicherung dafür stellten. Knox, der gleichfalls befragt wurde, erhob keine Bedenken. Morton wünschte einen geheimen Prozeß irgendwelcher Art, militärische Hilfe, vielleicht Berufung eines Parlamentes. Wie vor Darnleys Ermordung, wollte er sicher gehen und es nicht riskieren, von Elisabeth nach geschehener Tat verleugnet zu werden. Er und Mar verlangten Geld, eine Defensiv-Allianz mit England und Anerkennung Jakobs VI. Die Verhandlungen schwebten noch, als Mar am 28. Oktober unter Verdacht der Vergiftung starb. Obwohl Morton an seiner Stelle Regent wurde, fiel der Plan endgültig im November 1572. Elisabeth wollte den Mord, aber ihre Mitwissenschaft an demselben sollte nie offenkundig werden.

Die beiden Königinnen waren quitt. Der Mission Ridolfis entsprach die Mission Killigrews. Zu Sheffield wie zu Madrid, zu Rom, zu Paris, in London wie in Schottland würfelte man um Menschenleben, warb Meuchelmörder und sprach sich im Gewissen frei.

(Schlußartikel im nächsten Hefte.)

Das salomonische Urteil.

Von
Hugo Greßmann in Kiel.

Viele Völker, namentlich des Orients, fabeln von klugen Männern, deren Weisheit besonders gern durch glänzende und scharfsinnige Richtersprüche illustriert wird. So galt im alten Indien Buddha als das Muster aller Weisheit, während im modernen Indien Mariadiramen so gefeiert ward. In Japan pries man den Ooka Yechi-zen-no Kami, in Ägypten den Bokchoris und den Mykerinos, in Israel den Salomo, in Arabien den Harûn ar-Rašchîd und in Abessinien den Abrami. Nur ganz vereinzelt tritt ein kluges Mädchen an ihre Stelle, so in Tibet die Viçâkhâ. Um die Weisheit dieser Männer gebührend zu verherrlichen, begnügte man sich meist nicht, ein einzelnes Beispiel zu erzählen, sondern sammelte gleich einen ganzen Kreis von Gerichtsanekdoten. Wer aus irgendeinem Grunde für weise gehalten wurde, dessen Haupt schmückte die Phantasie mit einem im Laufe der Zeit immer voller und reicher werdenden Kranze, und dessen Gestalt umrankte bald ein dichtes Gewinde von Sagen. Für uns ist es oft ganz unmöglich, durch diese Hülle zu dem historischen Kern hindurchzudringen und das Berechtigte des Ruhmes von dem Unberechtigten zu scheiden, da wir von einigen der Genannten nicht einmal wissen, ob sie gelebt haben oder nicht. Und wo wir an ihrer Existenz nicht zweifeln dürfen, da ist nicht einmal immer der Satz zutreffend, daß sie wenigstens im allgemeinen weise gewesen sein müssen, damit sich die einzelnen Weisheitssprüche an sie hängen konnten. So urteilen die Kenner, daß der Mann, über den wir die genaueste geschichtliche Kunde haben, zu unrecht gepriesen werde: „Nur weil Harûns Zeit einen Glanz nach innen und außen entfaltet, der um des jähen Gegensatzes der folgenden Periode willen dem Gedächtnisse der Orientalen selbst sich unauslöschlich eingeprägt und, von dem Schleier der Dichtung halb geheimnisvoll umwoben, mit den Märchen der Tausend und Einen Nacht sich bis in das fernste Abendland verbreitet hat, genießt der für einen Abbassiden nicht allzu bösartige, vielfach liebenswürdige, als Regent aber durchaus mittelmäßige Chalife der

Ehre, für die große Welt den eigentlichen Vertreter orientalischer Herrscherpracht, den morgenländischen Karl den Großen, den wirklichen, echten Chalifen von Bagdad vorzustellen"[1]). In ähnlicher Weise mag auch Salomo, dessen Regierung den glanzvollen Höhepunkt der israelitischen Königszeit bedeutet, zu unverdientem Ruhme als weiser Richter gelangt sein. Jedenfalls begegnet uns der Urteilsspruch, der uns von ihm überliefert und unter seinem Namen vor allem bekannt ist, bei verschiedenen Völkern der Welt bald in dieser, bald in jener Fassung.

I.

Eine besondere Rezension treffen wir das erste Mal in der indisch-buddhistischen Literatur der „Dschatakas". Hier wird ein Weiser verherrlicht, der mit einer früheren Geburt des Buddha identisch ist. Die Erzählung „bildet ein Glied in einer langen Reihe von ungefähr zwanzig ähnlichen Geschichten, in denen einmal nach dem andern der weise Mann mit immer demselben Scharfsinn einen unentscheidbaren Streit entscheidet, ein unlösbares Rätsel löst oder irgend etwas Unmögliches möglich macht und so jedesmal von neuem alles Volk in immer dasselbe höchste Erstaunen versetzt"[2]). Es heißt dort[3]):

1. Eine Frau nahm einmal ihren Sohn und ging, um ihr Antlitz zu waschen, zum Teich des Weisen. Da badete sie ihren Sohn, setzte ihn auf ihrem Gewand nieder, wusch sich das Antlitz und stieg hinab, um zu baden. In diesem Augenblick sah ein Koboldsweib den Knaben und wollte ihn gern fressen. Sie nahm die Gestalt einer Frau an und sprach: „Meine Gute! Das ist ja ein hübscher Knabe. Ist das dein Sohn?" Jene antwortete: „Ja, meine Liebe." Da sprach sie: „Ich will ihm zu trinken geben." Die Mutter antwortete: „Gib ihm zu trinken." Da nahm sie ihn, ließ ihn ein Weilchen spielen und lief darauf mit ihm fort. Als die andre das sah, lief sie ihr nach: „Wo bringst du meinen Sohn hin?" und faßte ihn. Das Koboldsweib sagte: „Wo hast du das Kind her? Das ist mein Sohn!" So gingen sie lärmend an der Saaltür (des Weisen) vorbei. Der Weise, wie er den Lärm hörte, rief sie und fragte, was es wäre. Wie er von ihrem Streit hörte, erkannte er an ihren nicht zwinkernden, roten Augen, daß es ein Koboldsweib war. Er sprach: „Werdet ihr meine Entscheidung gelten lassen?" Sie antworteten: „Ja, das werden wir." Da zog er eine Linie und legte das Kind genau auf deren Mitte. Dann ließ er das Koboldsweib an den Händen, die Mutter an den Füßen anfassen und sprach: „Zieht jetzt beide, und welche das Kind auf ihre Seite ziehen kann, der soll es gehören." Da zogen sie beide. Das Kind aber, dem das Ziehen weh tat, fing zu schreien an. Das zerriß der Mutter das Herz; sie ließ den Sohn los und stand weinend da. Da fragte der Weise die Leute: „Wessen Herz ist wohl weich gegen das Kind, das Herz der wahren oder das der falschen Mutter?" — „Der wahren Mutter Herz, o Weiser." — „Ist also die, welche das Kind festhält, oder die, welche es losgelassen hat, die Mutter?" — „Die es losgelassen hat, o Weiser." —

[1]) A. Müller, Der Islam. Bd. I, S. 483. (Oncken, Allgemeine Geschichte II 4.)

[2]) Hermann Oldenberg, Die Literatur des Alten Indien. Stuttgart und Berlin 1903. S. 129.

[3]) Vgl. ebenda S. 114, wo ein Stück dieser Erzählung übersetzt ist. Die ganze Übersetzung verdanke ich der Liebenswürdigkeit des Herrn Professors Oldenberg. Der Urtext findet sich: Jâtaka ed. Fansböll. Bd. VI, S. 336 f., und die singhalesische Version Ummagga Jâtaka, translated by T. B. Yatawara. London 1898. S. 19 f.

„Kennt ihr diese Kindesräuberin?“ — „Nein, o Weiser.“ — „Sie ist ein Koboldsweib, die das Kind gefaßt hat, um es zu fressen.“ — „Woran erkennst du das, o Weiser?“ — „Daran, daß ihre Augen nicht zwinkern und rot sind und daß sie keinen Schatten wirft und an ihrer Frechheit und Grausamkeit.“ Da fragte er sie: „Wer bist du?“ — „Ich bin ein Koboldsweib, Herr.“ — „Weshalb hast du diesen Knaben geraubt?“ — „Um ihn zu fressen, Herr!“ — „Du blinde Törin! Weil du früher Übles getan hast, bist du als Koboldsweib geboren. Und jetzt tust du weiter Übles. Wehe, du bist eine blinde Törin!“ So ermahnte er sie, ließ sie die fünf Gelübde [1]) auf sich nehmen und ließ sie gehen. Die Mutter des Knaben aber pries den Weisen und sprach: „Lebe lange, Herr!“ Darauf nahm sie den Knaben und ging von dannen.

In einer tibetanisch-buddhistischen Sammlung von Legenden, dem „Dsanglun“, finden wir dieselbe Erzählung, beinahe übereinstimmend, nur kürzer, wieder [2]):

2. Es waren aber außerdem noch zwei Weiber da, welche sich um einen Knaben stritten, deren Recht der König (Dseipa) [3]) in scharfsinniger Weise erkannte, indem er den beiden Weibern befahl: „Jede von euch beiden fasse das Kind an einer Hand und ziehe es an sich! Welche es bemeistert, die soll es (als ihr eigenes) mitnehmen.“ Demgemäß zerrte diejenige, welche nicht Mutter des Kindes war, dasselbe ohne Mitleid und ohne Besorgnis, ihm Schaden zuzufügen, mit aller Gewalt an sich, wogegen die wahre Mutter, obgleich sie stärker war, aus Liebe zum Kinde und um ihm nicht zu schaden, nur schwach zog. Der König erkannte alsbald (die Wahrheit) und sprach zu der Frau, die heftig gezogen hatte: „Es ist nicht dein, sondern das Kind der andern Frau; gestehe es ehrlich!“ worauf das Weib, welches sachte gezogen hatte, das Kind als ihren Sohn mitnahm.

Unmittelbar daran schließt sich ein andrer Rechtsfall, in dem dasselbe Motiv, daß die Mutter ihr Kind, der Besitzer sein Eigentum schont, auf eine Sache übertragen ist [4]);

Darnach traten zwei Männer, welche sich um ein Stück Baumwollenzeug stritten, vor den König, welcher, nachdem er die Sache untersucht hatte, den Handel ganz nach der vorigen Weise entschied.

Aufs engste verwandt damit sind zwei andre Parallelen des tibetanisch-buddhistischen Kandjur [5]):

Als ein Mann seine Stiefel am Ufer gelassen hatte und sich badete, kam ein andrer Mann, wickelte sich diese Stiefel um seinen Kopf und fing ebendaselbst an, sich zu baden. Als nun der erstere sich gebadet hatte und aus dem Wasser stieg, vermißte er seine Stiefel. Der andre fragte: „He, Mann, was suchest du?“ — „Meine Stiefel.“ — „Wo sind deine Stiefel? Wenn du Stiefel hast, so mußt du sie dir so wie ich die meinigen um den Kopf wickeln, wenn du ins Wasser steigst.“ Der erstere sagte: „Das sind ja grade meine Stiefel.“ Als nun beide darüber in Streit gerieten, wem die Stiefel gehörten, begaben sich beide zum König. Der König be-

[1]) D. h. nicht zu töten, nicht zu stehlen, Keuschheit, Wahrhaftigkeit und Vermeiden geistiger Getränke.

[2]) Dsanglun oder der Weise und der Thor. Übersetzt von J. J. Schmidt. Petersburg 1843. S. 344 f.

[3]) Eine Verkörperung Buddhas.

[4]) Dsanglun S. 345.

[5]) A. Schiefner, Indische Erzählungen (Mélanges Asiatiques. Tome VIII. St. Pétersbourg 1881). S. 525 = Ralston, Tibetan Tales (Trübners Oriental Series. London 1882). S. 119 f.

fahl den Ministern, die Sache gut zu untersuchen und die Stiefel dem Eigentümer zu geben. Als diese die Sache zu untersuchen anfingen, fragten sie den einen und den andren. Jeder von ihnen behauptete, daß er der Eigentümer sei. Da nun bei diesen Behauptungen der Tag zu Ende ging, kehrten die Minister am Abend ermüdet nach Hause zurück, ohne die Sache in Ordnung gebracht zu haben. Als Viçâkhâ[1]) den Mrgadhara[2]) fragte und dieser ihr alles erzählt hatte, sagte sie: „O Herr, was ist da noch zu untersuchen? Saget dem einen: ‚Nimm du den einen Stiefel,‘ dem andern: ‚Nimm du den andern.‘ Der Eigentümer wird dann sagen: ‚Weshalb sollen meine beiden Stiefel getrennt werden?‘ der andre aber, dem sie nicht gehören, wird sagen: ‚Was habe ich für einen Vorteil davon, wenn ich nur einen Stiefel bekommen soll!‘ So ist die Prüfung vorzunehmen.“

Wir kehren nun zu der Geschichte zurück, in der das Streitobjekt nicht eine Sache, sondern ein Kind bildet[3]):

3. Es gab in einem Gebirgsdorf einen Hausbesitzer, der, als er aus gleichem Geschlecht geheiratet hatte, ohne Sohn und Tochter blieb. Da er sich nun sehr nach einem Kinde sehnte, nahm er sich eine Nebengattin. Da wandte die Hauptgattin, die von Natur mißgünstig war, einen Zauber an, um deren Leib unfruchtbar zu machen; allein da deren Leib überaus rein war, wurde sie dennoch schwanger und gebar nach Ablauf von neun Monaten einen Sohn. Da dachte sie: Da von den Feindschaften die Feindschaft zwischen Haupt- und Nebengattin die schlimmste ist und die Stiefmutter ohne allen Zweifel durch irgendein Mittel das Kind zu töten suchen wird, was soll da mein Mann und was soll ich tun? Da ich es doch nicht am Leben erhalten kann, will ich es ihr lieber schenken. Als sie sich darauf mit dem Manne beraten hatte und dieser damit einverstanden war, sagte sie zur Hauptgattin: „O Schwester, ich schenke dir einen Sohn, nimm ihn!“ Jene dachte: Da nur diejenige, welche einen Sohn hat, als Herrin des Hauses gilt, so will ich ihn erziehen. Als sie den Knaben erzogen hatte, starb der Vater. Als nun beide Frauen wegen des Hauses in Streit gerieten, behauptete eine jede von ihnen, daß der Sohn ihr gehöre. Sie begaben sich zum Könige. Dieser befahl den Ministern, hinzugehen und zu untersuchen, wem der Sohn gehöre. Als diese die Sache untersuchten und, obwohl der Tag zu Ende ging, nicht in Ordnung kamen, begaben sie sich am Abende nach Hause. Wiederum fragte Viçâkhâ Mrgadhara, der ihr alles erzählte. Viçâkhâ sagte: „Was ist da noch zu untersuchen? Sprechet zu den beiden Frauen also: ‚Da wir nicht wissen, wem der Sohn gehört, so soll diejenige von euch beiden, die größere Kraft hat, sich den Knaben nehmen‘. Wenn sie nun jede eine Hand packen und der Knabe aus Schmerz zu weinen anfängt, so wird die Mutter voll Mitleid in der Annahme, daß, wenn ihr Kind am Leben bleibt, sie es doch wenigstens noch einmal sehen werde, loslassen; wenn die andre aber, da sie kein Mitleid hat, nicht losläßt, dann schlaget sie mit einer Gerte, und dann wird sie den wahren Sachverhalt gestehen. Dies ist die Prüfung.“ Mrgadhara sagte dies den Ministern, welche die Prüfung nach dieser Anweisung anstellten und nach Tagesanbruch dem Könige meldeten: „O König, dies ist die wahre Mutter, dies die falsche.“ Der König fragte, wie sie das wüßten. „O König, es verhält sich so und so.“ — „Weshalb habt ihr dies gestern nicht gewußt?“ — „O König, wie konnten wir das wissen! Viçâkhâ hat uns die Anweisung gegeben.“ Der König sagte: „Das Tschampâ-Mädchen ist gescheit.“

4. Mit dieser tibetanischen Fassung stimmt die Gerichtsszene überein, die uns in dem chinesischen Schauspiel „Hoei-lan-ki“ oder „der Kreidekreis“

[1]) Die Schwiegertochter des Mrgadhara.

[2]) Den ersten Minister des Königs.

[3]) Schiefner, S. 526 f. = Ralston, S. 120 f.

begegnet[1]). Im Mittelpunkt dieses Dramas, das um die Wende des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts verfaßt worden ist, steht (Tschang-)Hai-tang, die zweite Frau des Ma, die mit einem Kinde gesegnet ist. Die legitime Gemahlin des Herrn Ma, die hinter dem Rücken ihres Mannes eine Liebschaft unterhält, schafft ihren Gatten durch Gift aus der Welt und beansprucht das Kind Hai-tangs als ihr Eigentum:

„Ich — ich bin die wahre, die wirkliche Mutter des Kindes, ich, einzig und allein, und das Kind ist mein, mein wahres und wirkliches Kind."

Vor Gericht wird Hai-tang durch die Folter gezwungen, ein falsches Geständnis abzulegen. Die Sache kommt dann zur zweiten Verhandlung vor den Statthalter Pao-tsching, der durch seine strenge Rechtlichkeit im ganzen Lande bekannt ist. Ein abermaliges Verhör ergibt dasselbe Resultat wie das erste. Da befiehlt

Pao: Offiziant, holt mir einmal ein Stück Kreide und zieht damit einen Kreis, in den Ihr das Kind stellt, und dann laßt es die beiden Frauen, jede nach einer Seite hinziehen. Wenn die rechte Mutter ihn erfaßt hat, so wird es ihr ein Leichtes sein, den Knaben aus dem Kreise zu schaffen, während die vorgebliche Mutter es nicht imstande sein wird.

Offiziant: Zu Befehl. (Er zieht einen Kreis mit Kreide und läßt das Kind sich in die Mitte desselben stellen.)

Frau Ma (faßt das Kind und zieht es aus dem Kreise. Hai-tang vermag dies nicht).

Pao: Es liegt am Tage, daß diese Frau nicht die Mutter ist, denn es ist ihr nicht gelungen, es aus dem Kreise zu ziehen. Offiziant! nehmt die Tschang-hai-tang und schlagt sie hier vor den Schranken. (Es geschieht.) Jetzt laßt die beiden Frauen abermals versuchen, das Kind aus dem Kreise zu ziehen.

Frau Ma (zieht das Kind zu sich. Hai-tang vermag es wiederum nicht).

Pao: Nun denn, ich habe die Probe mehrmals anstellen lassen und habe bemerkt, daß Ihr auch nicht den mindesten Versuch gemacht habt, das Kind aus dem Kreise herauszuziehen. Offiziant, nehmt dickere Ruten und streicht sie gehörig damit.

Hai-tang: Ach, gnädiger Herr, legen Sie diesen Zorn ab, der mich wie ein Donnerschlag erschreckt, und diese drohende Miene, die für mich so fürchterlich ist wie der Anblick eines Wolfes oder Tigers. Als ich mit Herrn Ma verheiratet war, bekam ich dieses Kind da. Ich trug es bis zum zehnten Monat unter meinem Herzen; drei Jahre säugte ich es auf; alle Bitterkeiten genoß ich, alles Süße gab ich von mir. Wenn es fror, wärmte ich seine zarten Gliederchen. Welcher Mühen und Sorgen bedurfte es, um das Kind bis zum fünften Jahre groß zu ziehen! Es ist so schwächlich und zart gebaut, daß es unmöglich ist, von zwei Seiten an ihm zu zerren, ohne es schwer zu verletzen. Herr, wenn ich mein Kind nur dadurch wiederbekommen kann, daß ich ihm seine kleinen Arme aus den Gelenken reiße oder gar breche, dann will ich mich lieber zu Tode schlagen lassen, ehe ich mich auch nur im mindesten anstrenge, es aus dem Kreise dort zu ziehen. O, gnädiger Herr, ich denke, Sie werden sich meiner erbarmen.

Jetzt endlich ist auch Pao von ihrer Unschuld überzeugt und gibt ihr das Kind zurück.

Halten wir hier einen Augenblick inne, ehe wir weiter gehen! Die indisch-tibetanisch-chinesischen Versionen des Gerichtsurteils (Nr. 1—4) sind,

[1]) Übersetzt von Wollheim da Fonseca (Reclam Nr. 768), S. 73 ff. — Vgl. Wilhelm Grube, Geschichte der chinesischen Literatur (Literaturen des Ostens, Bd. VIII). Leipzig 1902. S. 379 ff.

wie man schwerlich bezweifeln wird, aufs engste miteinander verwandt. Überall wird den Streitenden dieselbe Probe auferlegt, das Kind mit Gewalt an sich zu ziehen. Überall wird die wahre Mutter an derselben zarten und schonenden Behandlung erkannt, die sie ihrem Sohne zuteil werden läßt; sie verzichtet lieber auf den Knaben, als daß sie ihm die Glieder ausreißt. Die Differenz, die sich in diesen Erzählungen beobachten läßt, beruht im letzten Grunde nur auf der verschiedenartigen Persönlichkeit der falschen Mutter und auf dem daher wechselnden Motiv, um dessen willen sie das Kind beansprucht. In Indien (Nr. 1) ist sie als Koboldsweib gedacht, welches den Knaben gern fressen möchte. Im Dsanglun (Nr. 2) sind es einfach zwei Frauen, die nicht näher bezeichnet werden. Das Motiv, aus dem die falsche Mutter handelt, ist hier verloren gegangen. Man hat statt dessen ein neues erfunden (Nr. 3. 4.): die falsche Mutter ist die kinderlose Hauptfrau, die auf den Besitz des Sohnes deshalb Gewicht legt, weil mit ihm das Eigentumsrecht an den Nachlaß des verstorbenen Gatten verknüpft ist. Wir dürfen daher trotz dieser Abweichungen Nr. 1—4 für identisch halten und annehmen, daß eine und dieselbe Geschichte von Indien über Tibet nach China gewandert ist und sich auf dem Wege dorthin etwas gewandelt hat. Die Rolle des Vermittlers spielten die Träger der buddhistischen Religion, deren Einfluß sich in Tibet allgemein durchgesetzt hat, und deren Anschauungen sich auch „in späterer Zeit besonders im Roman und im Drama“ [1]) Chinas bemerkbar machen.

II.

Den bisher zitierten Geschichten, die wir als eine Rezension bezeichnen dürfen, steht eine zweite Gruppe gegenüber, zu der auch die israelitische Erzählung gehört [2]):

5. Damals kamen zwei Dirnen zum Könige und traten vor ihn hin. Und das eine Weib sprach: „Mit Verlaub, gnädiger Herr, ich und dies Weib wohnen in demselben Hause, und ich gebar in ihrer Gegenwart. Da geschah es am dritten Tage nach meiner Entbindung, daß auch dies Weib gebar. Wir waren allein, niemand anders war bei uns im Hause. Da starb der Sohn dieser Frau, den sie in der Nacht im Schlafe erdrückt hatte, und sie stand mitten in der Nacht auf, nahm meinen Sohn von meiner Seite und bettete ihn an ihre Brust, während sie ihr totes Kind an meinen Busen legte. Als ich mich nun erhob, meinen Sohn zu säugen, siehe, da war er tot! Aber als ich ihn am Morgen besah, siehe, da war es gar nicht mein Sohn!“ Das andre Weib aber rief: „Nein, mein Sohn ist der lebendige, und deiner ist tot.“ So stritten sie vor dem Könige. Der aber befahl, ihm ein Schwert zu bringen, und als man es ihm gebracht hatte, sprach er: „Schneidet den lebendigen Knaben entzwei und gebt dieser die eine Hälfte und jener die andre!“ Da sprach die Frau, der das lebendige Kind gehörte — denn ihre Liebe regte sich —: „Mit Verlaub, gnädiger Herr, gebt ihr das Kind, nur tötet es nicht!“

[1]) Grube a. a. O., S. 232.

[2]) I Kön. 3₁₆—₂₈. Diese Geschichte ist, wie so manche andre in den Königsbüchern, durch ermüdende Wiederholungen und erklärende Zusätze aufgefüllt und verunstaltet worden. Ich habe diese Auffüllungen ausgeschieden und mich bemüht, die Erzählung möglichst in ihrer ursprünglichen Form wiederzugeben. Sachliche Differenzen zwischen dieser Übersetzung und dem Urtext sind nicht vorhanden.

Die andre aber rief: „Weder mir noch dir soll es gehören! Schneidet zu!" Da entschied der König: „Die da sagte: ‚Gebt ihr das Kind, nur tötet es nicht', das ist die Mutter." Als ganz Israel von dem Urteil hörte, das er gefällt hatte, da fürchtete man sich vor dem Könige; denn man sah, daß er göttliche Weisheit besaß, um Gerechtigkeit zu üben.

Es fragt sich, ob wir dies Urteil mit der ersten Rezension (I) identifizieren dürfen. Die Pointe, auf die sich das Urteil gründet, ist dieselbe: Die rechtmäßige Mutter liebt das Kind mehr als die falsche, die es zu Unrecht fordert, und jene Liebe bewährt sich auch hier in der Selbstlosigkeit: die Mutter will lieber auf das Kind verzichten, als ihm irgendwelchen Schaden zufügen lassen. Sehen wir nun von der Persönlichkeit der falschen Mutter ab und von den Motiven, die sie bewegen, so ist noch die Art der Probe abweichend: nach den buddhistischen Erzählungen sollen dem Kinde eventuell die Glieder ausgerissen, nach der israelitischen aber soll es durchs Schwert geteilt werden. Diese Differenz ist so geringfügig und kann sich bei der mündlichen Fortpflanzung der Geschichte so leicht entwickelt haben, daß sie nicht schwer ins Gewicht fällt. Ein gemeinsamer Ursprungsort und eine Überlieferung desselben Stoffes von einem Volk zum andern ist daher sehr wahrscheinlich. Wie eine Reihe von Märchen, Fabeln, Rätseln und Witzen, so wird auch dieser Richterspruch in uralter Zeit irgendwo zuerst entstanden, dann weiter gewandert und jedem, dessen Weisheit man verherrlichen wollte, bald diesem Weisen, bald jenem Könige beigelegt worden sein. War aber einmal ein einziges Exemplar dieser Gattung vorhanden, dann konnten leicht andre nach demselben Muster geschaffen werden, ohne daß man mehr von ein und derselben Anekdote reden kann. Die Heimat werden wir da suchen dürfen, wo wir die meisten Exemplare dieses Genres antreffen, in Indien. Dort wurde es seit alten Zeiten gepflegt, dort haben wir eine Menge solcher und ähnlicher klugen Urteile, dort wird vermutlich auch das Urmuster des „salomonischen" Richterspruches erfunden sein. Für die Priorität Indiens aber spricht der Umstand, daß es in den meisten indischen Erzählungen und ihren Tochterrezensionen zwei Weiber desselben Mannes sind, die auf einander eifersüchtig sind und um das Kind und damit zugleich um ihre Stellung als Herrin des Hauses (vgl. Nr. 3) streiten (Nr. 3, 4, 6, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16) während die israelitische Rezension, die vom Streit zweier Dirnen um ein Kind handelt, weniger gut motiviert ist. Schwierigkeit macht freilich die Annahme einer Wanderung dieses Urteils von Indien nach Palästina in so alter Zeit. Immerhin ist sie nicht unmöglich, wenn das Land Ophir, wohin Salomos Schiffe fuhren, wirklich mit Indien identisch ist, und wenn es wirklich, wie die Tradition berichtet, in seinem Tiergarten Pfauen gegeben hat. Jedenfalls aber sind Indien und daneben China die klassischen Länder solcher Richtersprüche; und dort hören wir aus moderner Zeit manche Parallelen, die genau mit dem „salomonischen" Urteil übereinstimmen. So heißt es in dem jungindischen „Vikramodaya"[1]:

[1] Nr. 14. Sergius v. Oldenburg, Buddhistische Legenden (russisch!). Erster Teil. Petersburg 1894 = Theodor Zachariae, Indische Märchen aus den „Lettres édifiantes et curieuses" (in der „Zeitschrift des Vereins für Volkskunde". Sechzehnter Jahrgang). 1906. S. 136.

6. Während sich (König) Vikramāditya in Papageiengestalt am Hofe des Königs Gopicandra aufhielt, geschah folgendes: Ein Mann hatte zwei Frauen, die gleichzeitig zwei einander ähnliche Knaben gebaren. Der Mann begab sich mit seinen Frauen fort zu einem Fest; unterwegs legten sie sich vor Müdigkeit in einem Walde zur Ruhe. Als sie alle schliefen, trug ein Wolf das Kind der jüngeren Frau weg. Sie erwachte früher als die andern, suchte im Walde nach ihrem Kinde und fand nur seine Reste. Sie vergrub sie und nahm sich selbst das Kind der schlafenden älteren Frau. Als diese erwachte, bemerkte sie den Verlust ihres Kindes und fing an, es zu suchen; da sie es nicht fand, sah sie den Knaben an, den die jüngere Frau auf dem Arme trug, erkannte in ihm ihr eigenes Kind und machte sich daran, es fortzunehmen. Von dem Lärm der Streitenden erwachte der Mann; auch er konnte den Streit nicht entscheiden. Da zogen die Frauen von Stadt zu Stadt, um sich richten zu lassen, aber ohne Erfolg. Endlich kamen sie zum König Gopicandra, und hier entschied der Papagei die Sache, wie folgt: er befahl, das Kind zu gleichen Teilen zu zerhauen und beiden Frauen je eine Hälfte zu geben. Die ältere Frau verzichtete sogleich und bat nur, man möge dem Kinde das Leben lassen. Der Papagei erkannte sofort in ihr die wahre Mutter des Kindes und zwang die jüngere Frau, alles einzugestehen. Die Weisheit des Papageien wurde allgemein gepriesen.

Fast genau dieselbe Geschichte wird im Arabischen unter den „Worten Mohammeds" erzählt[1]):

7. Einst wohnten zwei Frauen beisammen, von denen jede ein Kind hatte. Da kam der Wolf und raubte eines der beiden Kinder. Da nun jede behauptete, es sei nicht ihr Kind, sondern das der andern gewesen, so gingen sie zu David, damit er darüber entscheide. David sprach der älteren Frau das lebende Kind zu. Darauf traten beide vor Salomo, um sein Urteil zu vernehmen. Salomo sprach: „Bringt mir ein Messer, damit ich das Kind unter sie teile." Da rief die Jüngere: „Tu das nicht, um Gotteswillen! Es ist ihr Kind." Darauf sprach Salomo der Jüngeren das Kind zu.

Doch kehren wir nach Indien zurück, wo wir dem „salomonischen" Urteil auch in dem tamulischen „Kathāmañjari" begegnen[2]):

8. Ein Mann hatte zwei Frauen geheiratet. Als er starb, hatte jede der beiden Frauen ein Kind, aber hinterher starb das eine Kind. Die beiden Frauen gaben dem andern Kinde die Milch und zogen es ohne Unterschied[3]) groß. Mittlerweile entzweiten sich die beiden Frauen und gerieten über das Kind in Streit, da beide behaupteten: „Es ist mein Kind!" „Es ist mein Kind!" Dann gingen sie zum Richter. Da keine Zeugen da waren, zu beweisen, wer die Mutter sei, ersann der Beamte folgenden Ausweg: Sie ansehend, sprach er: „Ich will das Kind in zwei Teile teilen und es euch beiden geben." Darauf stimmte die eine zu und sprach: „Nun gut!" Die andre Frau aber erwiderte weinend und zitternd: „Herr! Zerschneide das Kind nicht! Ich begehre es nicht. Mag sie es nehmen!" Der Beamte entschied mit den Worten: „Sie ist die Besitzerin des Kindes" und bestrafte die Lügnerin.

---

[1]) Bohârî ed. Krehl II, S. 364, und Arnold, Arabische Chrestomathie. S. 23, Nr. 110. Nach der Analyse Grünbaums, Neue Beiträge zur semitischen Sagenkunde. Leiden 1893. S. 190.

[2]) The Kathā Mañjari or Bouquet of Stones. In Tamil and English ed. by J. Sugden. Bangalore (1850) 1852. Nr. 75. Ich verdanke diesen Text der Liebenswürdigkeit des Herrn Professor Zachariae.

[3]) D. h. als wenn es ihr eigenes wäre.



Von den mancherlei einander sehr ähnlichen Varianten dieser Rezension[1]), die gerade in Indien weit verbreitet und oft erzählt zu sein scheint, mag noch folgende angeführt sein[2]):

9. Im Dakhan lebte ein Brahmane, der zwei Frauen hatte. Der älteren dieser beiden wurde ein Sohn geboren. Als der Sohn ungefähr zehn Monate alt war, begab sich der alte Brahmane mit seiner Familie auf eine Wallfahrt nach Banâras, aber zum Unglück starb er auf dieser Reise. Die beiden Frauen gingen daraufhin zu einem nahe gelegenen Agrâharam[3]) und blieben dort, indem sie den Knaben mit großer Liebe aufzogen, mit so großer Liebe, daß das Kind nicht wußte, welche von den beiden seine wahre Mutter sei. Aber eines Tages geriet die jüngere Frau mit der älteren in Streit, erklärte, daß sie nicht länger bei ihr bleiben wolle, nahm das Kind und rüstete sich zum Heimweg. Die ältere beanspruchte daraufhin das Kind und fragte die andre, warum sie es wegnehme. Die jüngere erwiderte, da sie das Kind geboren hätte, so würde sie mit ihm fortgehen. Während die beiden so noch stritten, kamen sie zu dem Richter und erzählten ihre Geschichte. Er überlegte eine Weile, rief dann seine Diener und befahl ihnen, das Kind zu zerteilen und jeder Frau die Hälfte zu geben. Die jüngere schwieg still, aber die ältere, die wahre Mutter, war der Meinung, es sei genug, wenn das Kind nur am Leben bliebe, und erklärte daher dem Richter, indem sie sich seinem Vorhaben widersetzte, das Kind gehöre nicht ihr, und bat ihn zugleich, er möchte es der andern Frau geben. Als der Richter diese Worte hörte, entschied er, daß die ältere Frau des Kindes Mutter sei, und sprach ihr den Knaben zu.

III.

Wieder anders als in den bisher betrachteten zwei Rezensionen wird das Urteil gewonnen in einem zur volkstümlichen Literatur der Chinesen gehörenden Werke, dessen Titel so viel wie „Lampe des finsteren Hauses" bedeutet, und in dem moralische Sentenzen mit unterhaltenden Anekdoten wechseln. In dem Kapitel „Spiegel richterlicher Beamter" heißt es[4]):

10. In der Stadt Sjüpu (Provinz Hunan) lebte ein wohlhabender Mann, namens Kung seng, der eine rechtmäßige Gattin und ein Kebsweib besaß. Beide Frauen wurden fast gleichzeitig — es lag nur ein Tag dazwischen — entbunden, und zwar die Gattin von einem Knaben, das Kebsweib von einem Mägdlein. Die letztere, neidisch und arglistig, nahm ihrer Herrin, während diese schlief, das Söhnchen weg und legte ihr eigenes (weibliches) Kind an dessen Stelle. Am andern Tage merkte Frau Kung seng den Betrug und stellte das Kebsweib deshalb zur Rede; diese aber leugnete hartnäckig und zankte sich mit ihr. Der Mann kam dazu, konnte jedoch nicht darüber entscheiden, welche von ihnen Recht hatte. Über einen

---

[1]) Vgl. Vetâlapañcavimsati, Nr. 24, in der Rezension des Vallabhadâsa (mitgeteilt in The Catalogue of the Sanskrit MSS. in the Library of the India Office, S. 1564 f.). Herr Professor Zachariae hatte die Freundlichkeit, mir eine Übersetzung anzufertigen, die sich aber zur Wiedergabe in dieser Zeitschrift nicht eignet, weil der Text zu verderbt ist. — Vgl. ferner North Indian Notes and Queries, Bd. III, S. 175. — Pleyte, Bataksche Vertellingen. 1894. S. 289.

[2]) Aus dem Folklore der Telnguß nach: The Indian Antiquary. Bd. XXVI. Bombay 1897. S. 111, Nr. 18.

[3]) Das Brahmanenquartier in einer Stadt oder auf einem Dorfe.

[4]) Schott im „Magazin für die Literatur des Auslandes". Jahrgang 29. Nr. 36, S. 430. — Sachlich damit identisch ist die namenlose Erzählung in „Academy", April 16. 1887. Nr. 780 (Bd. XXXI, S. 275) = „Christliche Welt". 1887. Bd. I, S. 272.

Monat lang dauerte der Unfriede, bis Frau Kung sengs älterer Bruder dem Untersuchungsrichter der Stadt, dessen Name Je Kung war, die Sache anzeigte. Er zitierte beide Frauen vor sein Tribunal; da erneuerte sich ihr Gezänke, und der Richter blieb im unklaren. Endlich ersann er eine List; er ließ das streitige Knäblein zu sich bringen und sagte dem Vater desselben: „In meiner Amtswohnung ist eine Amme; ihr will ich das Kind (aus besonderen Gründen) eine Nacht hindurch zur Pflege übergeben und morgen mein Verhör fortsetzen." Dann ließ er durch seinen Diener einen großen lebendigen Fisch kaufen und in ein Gefäß mit frischem Wasser legen; der Amme aber gab er einige notwendige Weisungen. Am andern Tage beschied Je Kung die beiden Frauen zur Fortsetzung der Untersuchung auf ein Fahrzeug im Flusse. Als sie nun wieder einander auszuschelten anfingen, rief er: „Man bringe das Knäblein her!" Die Amme hatte dieses unterdes entkleidet, sein Kleidchen dem Fisch angelegt und kam nun, den Fisch wie einen Säugling auf dem Arme tragend. Jetzt sprach der Richter mit zornigem Ausdruck: „Ihr beide verdient gar nicht, einen Sohn zu haben; du, Amme, wirf das Kind in den Fluß!" Die Amme tat, wie ihr geboten, und der Fisch zappelte im Wasser. Die rechtmäßige Gattin und rechte Mutter, wähnend, es sei wirklich ihr Söhnchen, sprang zu seiner Rettung über Bord, aber das Kebsweib blieb ruhig stehen. Der Richter befahl einem seiner Leute, ihr nachzuspringen; er holte die Frau und das Bündel wieder aufs Schiff, und jetzt erst merkte sie, daß es einen Fisch enthielt. Je Kung gab nun den ferneren Befehl, das wirkliche Kind vom Tribunale zu holen, und sprach voll Zorn zu dem Kebsweibe: „Wenn es dein Sohn ist, warum hast du nicht dein Leben gewagt, um ihn zu retten?" Die Schuldige war vor Bestürzung lange sprachlos; endlich bekannte sie ihre ganze Schuld.

In dem modernen China begegnet uns noch eine andre abweichende Variante[1]):

11. Zwei Frauen hatten je einen Sohn. Da der eine infolge eines Unglücksfalles starb, so beanspruchte die beraubte Mutter das überlebende Kind. Der Beamte, vor dem sie erschienen, sann keine so grausame Maßregel aus wie die, das Kind zu teilen, sondern befahl einfach, es einem Diener seines Palastes zu übergeben, damit er es für die Beamtenlaufbahn erziehe. Er vermutete mit Recht, daß die wahre Mutter gern ein so gutes Los für ihren Sprößling annehmen, daß hingegen die falsche Mutter Einwendungen machen würde, weil sie das Kind nur wünschte, um frei darüber verfügen zu können. Demgemäß wurde das Urteil zugunsten derjenigen gefällt, die dem Vorschlag unter Tränen zustimmte. Die Erzählung, die historisch sein soll, wird weit und breit für wahr gehalten.

Auch in die arabischen „Märchen aus Tausend und Einer Nacht" ist das Urteil Salomos gedrungen, jetzt mit einem andern, ursprünglich wohl selbständigen Gerichtsurteil verbunden. Eine kurze Inhaltsangabe mag genügen[2]):

12. Zwei Frauen desselben Gatten empfangen zu gleicher Zeit ein Kind, die eine einen Knaben, die andre ein Mädchen. Jede beansprucht den Knaben, und die verwirrten Richter nehmen ihre Zuflucht zum Vezier. Dieser läßt die Milch der beiden Frauen wiegen und entscheidet, die schwerere Milch der einen beweise, daß

[1]) N. B. Dennys, The Folklore of China. London 1876. S. 139.

[2]) Nach Chauvin, Bibliographie des ouvrages arabs. Bd. VI, S. 63. Der arabische Text (ungedruckt) findet sich nur in einer Handschrift; Übersetzungen bei Scott, Bd. VI, S. 152 und Burton, Bd. XI, S. 51. — Durch Vermittlung der Araber ist das israelitische Urteil auch zu den Persern gekommen. Vgl. Francis Gladwin, The Persian Moonshee[2]. London 1840. Bd. I, S. 132 (story 1).



sie die Mutter des Knaben sei. Da die andre Berufung einlegt, so will er das Kind in zwei Teile schneiden lassen. Die falsche Mutter nimmt den Vorschlag an und — man hängt sie auf.

In den zuletzt angeführten Geschichten haben wir noch genaue Parallelen zu dem „salomonischen" Urteil. Dazu kommen nun noch einige andre, mehr entlegene, die sich nur in der Kunst, den Schuldigen ausfindig zu machen, mit ihm berühren. Am 2. Oktober 1714 berichtet der Jesuitenpater Bouchet in einem aus Pondichery datierten Briefe über eine modern-indische Version[1]):

13. Ein reicher Mann hatte zwei Frauen geheiratet. Die erste, die ohne Anmut war, hatte doch einen großen Vorzug vor der zweiten; denn sie hatte ein Kind von ihrem Gatten gehabt, während die andre keines besaß. Aber zum Ersatz dafür war diese von einer Schönheit, die ihr ganz und gar das Herz ihres Gatten gewonnen hatte. Die erste Frau, die es nicht ertragen konnte, sich verachtet zu sehen, während ihre Nebenbuhlerin geliebt und geschätzt war, faßte den Entschluß, sich zu rächen, und nahm ihre Zuflucht zu einer so grausamen List, wie sie bei den Indern außergewöhnlich ist. Bevor sie ihren Plan ausführte, stellte sie sich öffentlich so, als ob sie zwar unendlich empfindlich sei für die Verachtung ihres Gatten, der nur Augen für ihre Nebenbuhlerin habe, daß sie aber einen Sohn habe, und daß dieser Sohn ihr alles ersetze. Dann gab sie ihrem Kinde, das noch erst an der Brust lag, allerlei Beweise der Zärtlichkeit. „So," sagte sie, „räche ich mich an meiner Nebenbuhlerin; ich brauche ihr nur dies Kind zu zeigen, so habe ich das Vergnügen, auf ihrem Gesicht den Schmerz gemalt zu sehen, daß sie nicht ebenfalls ein Kind hat."

Nachdem sie so alle Welt von der unendlichen Zärtlichkeit überzeugt hatte, die sie für ihren Sohn hegte, beschloß sie, was den Indern unglaublich scheint, das Kind zu töten; und in der Tat, sie drehte ihm eines Nachts den Hals um, während ihr Gatte in einem entfernten Marktflecken war, und trug es zu der zweiten Frau, die schlief. Am Morgen eilte sie, scheinbar ihren Sohn suchend, in das Zimmer ihrer Nebenbuhlerin und warf sich, als sie ihn dort tot gefunden hatte, auf die Erde; sie raufte sich die Haare und stieß schreckliche Schreie aus, die von der ganzen Bevölkerung gehört wurden. „Die Grausame!" schrie sie, „da sieht man, wohin die Wut sie getrieben hat, darüber daß ich einen Sohn habe, während sie keinen besitzt." Die ganze Bevölkerung versammelte sich auf ihr Geschrei; die Indizien sprachen gegen die andre Frau; „denn schließlich", sagte man, „ist es nicht möglich, daß eine Mutter ihren eigenen Sohn tötet; und wenn eine Mutter so entartet sein sollte, um so weit zu kommen, so könnte doch diese nicht einmal der Verdacht eines solchen Verbrechens treffen, da sie ihren Sohn liebte und als ihren einzigen Trost ansah." Die zweite Frau sagte zu ihrer Verteidigung, daß es keine grausamere und heftigere Leidenschaft gebe als die Eifersucht, und daß sie zu den unseligsten Ausschreitungen fähig mache. Aber sie hatte keinen Zeugen, und man wußte nicht, wie man die Wahrheit entdecken sollte. Nachdem mehrere vergebens versucht hatten, eine so dunkle Sache zu entscheiden, wurde sie vor Mariadiramen gebracht.

Man bestimmte einen Tag, an welchem jede der beiden Frauen ihre Verteidigung führen sollte. Sie taten es mit jener natürlichen Beredsamkeit, welche die Leidenschaft einzuflößen pflegt. Als Mariadiramen die eine wie die andre angehört hatte, sprach er so: „Diejenige, die unschuldig ist und die behauptet, daß ihre Nebenbuhlerin des fraglichen Verbrechens schuldig sei, soll einmal die Runde durch die Versammlung machen in der Haltung, die ich ihr vorschreibe." Diese Haltung, die er ihr vorschrieb, war indezent und einer schamhaften Frau unwürdig. Darauf nahm die Mutter des Kindes das Wort: „Um euch zu zeigen," sprach sie frech, „daß meine Nebenbuhlerin sicher schuldig ist, willige ich ein, nicht nur eine

[1]) Lettres édifiantes et curieuses. Paris 1720. Bd. XIV, S. 339 ff.

Runde in dieser Versammlung zu machen, auf die Art, die man mir vorschreibt, sondern ich werde hundert machen, wenn es nötig ist." — „Und ich," sagte die zweite Frau, „selbst wenn ich, ganz unschuldig, wie ich bin, des Verbrechens, dessen man mich fälschlich anklagt, für schuldig erklärt und dann zum grausamsten Tode verurteilt werden sollte, ich werde niemals tun, was man von mir fordert; ich will lieber tausendmal das Leben verlieren, als mir Handlungen erlauben, die so unanständig sind für eine Frau, die auch nur etwas Ehrgefühl hat."

Die erste Frau wollte erwidern, aber der Richter legte ihr Schweigen auf und erklärte mit erhobener Stimme, daß die zweite Frau unschuldig und die erste schuldig sei; „denn," fügte er hinzu, „eine Frau, die so bescheiden ist, daß sie sich nicht einmal einem sicheren Tode entziehen will durch irgendeine, sei es auch nur etwas indezente Handlungsweise, würde niemals sich haben entschließen können, ein so großes Verbrechen zu begehen. Umgekehrt, diejenige, die ohne Zögern, nachdem sie alle Blödigkeit und Scham verloren hat, jede Art von Unanständigkeit begeht, zeigt sich nur zu sehr der schwärzesten Verbrechen fähig." Die erste Frau, verwirrt, sich so entlarvt zu sehen, wurde gezwungen, ihr Verbrechen öffentlich einzugestehen. Die ganze Versammlung klatschte diesem Urteil Beifall, und der Ruf Mariadiramens flog bald durch ganz Indien.

Diese Erzählung ist besonders raffiniert. Während sonst die wahre Mutter ihr Kind liebt und jeden Versuch, es zu töten oder ihm auch nur zu schaden, abwehrt, mordet sie hier ihr eigenes Kind. Ihre Entlarvung kann darum nicht in derselben Weise vor sich gehen wie in den übrigen Geschichten. Die Verbrecherin wird hier an ihrer Schamlosigkeit erkannt. Das Motiv der Frechheit, durch die sich auch in manchen andern Erzählungen die Schuldige hervortut, ist hier stärker hervorgehoben und zum Unterscheidungsmerkmal gemacht worden. Zu dieser Geschichte finden sich zwei indische Varianten. Bei der einen ist die Einleitung, bei der andern der Schluß abweichend. So lautet die Exposition in dem tamulischen „Kathäcintāmaṇi"[1]:

14. Mariadiramens Vater übernachtet in der Veranda eines Hauses, dessen Besitzer abwesend ist. Um Mitternacht hört er, wie die jüngere der beiden Frauen des Besitzers ihren Liebhaber empfängt. Da sie durch das Schreien ihres Kindes gestört wird, so erdrosselt sie es und legt es neben ihre schlafende Mitgemahlin. Am Morgen entläßt sie ihren Liebhaber und klagt die andre des Mordes ihres Kindes an. Mariadiramens Vater begibt sich verkleidet zum Gerichtshof, um zu hören, wie sein Sohn den Fall entscheiden wird. Mariadiramen befiehlt den beiden Frauen, da keine Zeugen vorhanden seien, sich zu entkleiden, in diesem Zustande dreimal den Gerichtshof zu umwandeln und dann ihre Unschuld zu beschwören. (Die Fortsetzung wie Nr. 13.)

Nach dem jung-indischen „Vikramodaya" begnügt man sich nicht mit der so gewonnenen Erkenntnis, sondern der Richter, ein Papagei, rät folgendes, um die Sache endgültig aufzuklären[2]:

15. In der Stadt befände sich das Bild einer Gottheit, über dem zwei Früchte hingen. Hinter dem Bilde solle sich ein Mann verstecken, und die beiden Frauen sollten getrennt hingehen und vor der Gottheit bekennen, was sie getan hätten. Den Frauen sagte man, die Gottheit werde der, die die Wahrheit gesprochen habe, eine Frucht geben, die sie dem Könige bringen müsse. Die Frauen gingen und bekannten beide, die ältere, daß sie das Kind nicht getötet, die jüngere aber, daß sie

[1] 1, 2 nach Zachariae, S. 135 (s. o. Anm. zu Nr. 6).
[2] Nr. 15 nach Zachariae, S. 137 (s. o. Anm. zu Nr. 6).

ihre Tochter aus Neid gegen die ältere Frau umgebracht habe. Als die Frauen zurückgekehrt waren, schickte man nach dem Manne, der hinter dem Bilde verborgen war, und er erzählte alles, was er gehört hatte. Da bestrafte der König die jüngere Frau, die ältere aber erstattete er ihrem Manne mit Achtung zurück.

Dieselbe Geschichte wird uns etwas abweichend auch aus dem modernen Syrien erzählt[1]):

16. Ein arabischer Richter war bei Ausübung seines Berufs reich geworden. Sein Sohn bat ihn, aus Furcht, der Vater könnte einmal ein Versehen machen und so sein ganzes Vermögen wieder verlieren, um Niederlegung seines Amtes. Doch jener entgegnete: „Ich habe mein Amt von Vater und Großvater ererbt und werde es behalten, solange ich lebe." Es entstand ein so heftiger Streit zwischen ihnen, daß der Sohn das Haus verließ. Er ging zu einer Araberhorde in die Wüste. Hungrig und durstig kam er an ein Zelt, wo er zwei einem und demselben Manne angehörige Frauen, die eine alt, die andre jung, antraf. Die ältere hatte einen kleinen Sohn. Sie gaben dem Fremdling Nahrung und hießen ihn im Zelt sich ausruhen. Am Abend kamen die Herden ins Lager zurück. Als alle beim Melken beschäftigt waren, trat die jüngere Frau, in der Annahme, daß sie unbeobachtet sei, auf das in der Nähe des Zeltes auf der Erde liegende Kind der Alten und tötete es. Von seinem Versteck im Zelt aus hatte der junge Mann es aber bemerkt und dachte: „Jetzt kann die Weisheit meines Vaters ihre Probe bestehen." Der Ehemann kam nach Hause und fand sein Kind tot; auf seine Frage leugneten beide Frauen die Tat ab. Da schlug er sie und schleppte beide vor den Richter. Der junge Mann folgte in einiger Entfernung. Eine große Menschenmenge drängte sich neugierig heran, um das Urteil zu hören. Als der Richter den Tatbestand gehört hatte, ging er ein wenig abseits, rief das jüngere Weib zu sich und sagte zu ihr: „Siehst du jenen Hügel? Gehe dort hinauf, wirf dein Gewand über dein Haupt, so daß wir dich nackt sehen. Wenn du dann zu uns kommst, werden wir sehen, daß du unschuldig bist." Dann winkte er die andre heran und sprach: „Deine Nebenbuhlerin ist zu jenem Hügel gegangen. Folge ihr! Wer von euch mit über den Kopf geworfenem Gewande zu uns kommt, ist unschuldig, und die andre eine Mörderin." Beide kamen miteinander vom Hügel zurück. Die jüngere tat, wie befohlen, indem sie ausrief: „Ich bin unschuldig! Ich bin unschuldig!" Die andre kam gesenkten Hauptes, weigerte sich aber, sich zu entblößen. Da sprach der Richter sofort: „Die Schamlose versucht, ihr Verbrechen zu verhüllen! Sie ist es!" und rief dem Manne zu: „Nimm sie hin und töte sie!" Da trat der Sohn heran und sagte: „Das Urteil ist gerecht; denn ich war Zeuge der Tat!"

Eine eigenartige Variante, die wegen der Unwahrscheinlichkeit der ganzen Handlung eine Nachahmung des „salomonischen" oder eines ähnlichen Gerichtsurteils sein muß, treffen wir ebenfalls im Gebiete des Islams. Die Geschichte ist dem bisher unveröffentlichten Reisetagebuch des Arztes Vitaliano Donati aus Padua (1759) entnommen, dessen Manuskript in der königlichen Bibliothek zu Turin aufbewahrt wird[2]):

17. In Kairo lebte eine Frau, die zwei Männer hatte, ohne daß der eine jemals von der Existenz des andern erfuhr, weil der eine die ganze Nacht dem Dienst seines Herrn verpflichtet war, während der andre den ganzen Tag seinem Berufe

[1]) S. J. Curtiß, Ursemitische Religion. Leipzig 1903. S. 52 f. — Auch ins Persische ist die Geschichte gedrungen; vgl. Francis Gladwin, The Persian Moonshee². London 1840. S. 138.

[2]) Giacomo Lumbroso, Sul dipinto Pompeiano il giudizio di Salomone (Archivio per le tradizioni popolari. Palermo 1883. Bd. II, S. 574.

nachging. Die Frau wurde schwanger und gebar ein Kind. Derjenige, der die Nacht bei der Frau zubrachte, glaubte, er sei der Vater, und der andre, der sie nur am Tage besuchen konnte, meinte dasselbe. Da nahm einmal der Tagesgatte das Kind und trug es aus dem Hause. Als nun der andre Gatte das Kind sah, erkannte er es als sein eigenes und fragte jenen, mit welchem Recht er seinen Sohn trage. Jener versicherte überrascht, es gehöre ihm. Da fing der andre an zu schreien und behandelte ihn auf der Straße wie den Räuber seines Sohnes. Nach vielen Scheltworten bot der eine dem andern an, er wolle ihn in das eigene Haus führen und ihm die Mutter zeigen. Als das geschah, wurde der Betrug entdeckt. Die beiden Gatten gingen nun gemeinsam zum Richter von Kairo, und da dieser nicht wußte, welches Urteil er fällen sollte, um zu entscheiden, wer der wahre Vater sei, so verwies er die Sache vor den arabischen Richter. Nachdem dieser den Streit angehört hatte, ließ er die beiden angeblichen Väter mitsamt dem Sohne an einem Orte einsperren, wo sie drei Tage ohne irgendwelche Speise blieben. Am dritten Tage ließ er einen großen Topf mit Milch bereit stellen, gab den drei Personen die Freiheit wieder und ließ die erwähnte Milch herbeibringen. Das Kind eilte hinzu und tauchte fast den ganzen Kopf in die Milch selbst, so daß es ein gut Teil davon vergoß in der Begierde, sich zu sättigen. Da schrie der eine der beiden vermeintlichen Väter und begann, das Kind zu schlagen. Der andre aber verteidigte es und hatte Mitleid mit ihm, indem er Schmerz darüber empfand, es so übel behandelt zu sehen, nachdem es so großen Hunger erduldet hatte. Darauf entschied der Richter, daß der wahre Vater gewiß nicht derjenige sei, der das Kind geschlagen habe, sondern sicher derjenige, der Mitleid mit ihm gehabt und seine Verteidigung ergriffen habe, als er es hatte schlagen sehen.

IV.

Daß Parallelerzählungen zum „salomonischen" Urteil auch auf griechisch-römischem Boden umliefen, erkennen wir mit Sicherheit nicht aus der literarischen Überlieferung, sondern aus den uns erhaltenen bildlichen Darstellungen. Man hat zwar neuerdings[1]) eine Stelle in dem Roman des Petronius als Anspielung auf ein derartiges Urteil verstehen wollen, aber ob mit Recht, ist sehr fraglich. Da wird erzählt[2]), wie Encolpius mit seinem bisherigen Reisegenossen Ascyltos in Streit gerät wegen seines Lieblingsknaben Giton. Er will sich von ihm trennen, um fortan seine eigene Straße zu ziehen, will aber vorher Hab und Gut geteilt wissen.

Jener widerstrebte nicht, aber nachdem wir in gutem Glauben den Besitz geteilt hatten, sagte er: „Wohlan, jetzt wollen wir auch den Knaben teilen." Ich glaubte, der Fortgehende scherze. Aber jener zückte sein Schwert mit mörderischer Hand und rief: „Du sollst die Beute nicht genießen, die du allein beanspruchst. Es ist schon nötig, daß ich, so verächtlich behandelt, mir meinen Teil mit diesem Schwerte abschneide."

Aber es kommt nicht so weit; man einigt sich, dem Knaben Giton selbst die Entscheidung zu überlassen. Er wählt den Ascyltos und folgt ihm nach. Das Motiv der Zerstückelung, das hier nur flüchtig angeschlagen, aber nicht

[1]) Hans Lucas, Ein Märchen bei Petron (Beiträge zur Alten Geschichte. Festschrift für Otto Hirschfeld. Berlin 1903). S. 257 ff.

[2]) Petronius, c. 80.

ausgenutzt wird, ist sicher entlehnt. Da es uns auch sonst, namentlich in dem Märchen von dem dankbaren Toten[1]), begegnet, so können wir nicht sagen, woher es stammt. Die Möglichkeit, daß es seinen letzten Ursprung in den Geschichten vom „salomonischen" Urteil hat, ist zuzugeben. Jedenfalls waren solche auch den Römern bekannt, wie wir aus bildlichen Darstellungen erschließen können.

Am 21. Juni 1882 wurde in Pompeji ein Wandgemälde wiedergefunden, das folgendermaßen beschrieben wird[2]).

18. Rechts auf einem Tribunal der rechtsprechende König mit zwei Beisitzern; hinter ihm und neben dem Tribunal einige Soldaten. Einer derselben ist im Begriffe, ein Kind mit einem großen Hackmesser zu zerteilen. Von den zwei Frauen steht eine neben dem Hackblock, bereit, ihre Hälfte zu nehmen, die andre kniet bittend vor dem Tribunal.

Man hat dies Bild direkt auf Salomo beziehen wollen und auf Spuren des Judentums in dem 79 n. Chr. zerstörten Pompeji hingewiesen. Allerdings liest man in Sklavenlisten die Namen „Maria" und „Martha" und auf Tongefäßen Inschriften, die lehren, daß in Pompeji jüdische Fischsaucen bereitet und vielleicht nach auswärts versandt wurden. Aber es ist wenig wahrscheinlich, daß ein pompejanischer Hausbesitzer sein Zimmer mit den Motiven jüdischer Sage geschmückt habe. Da die Köpfe der dargestellten Personen im Verhältnis zum übrigen Körper viel zu groß sind, so hat man das Ganze als ein „Pygmäenbild" aufgefaßt und ebendeshalb für alexandrinischen Ursprungs erklärt; denn die Pygmäen kämpfen häufig gegen Nilpferde, sind also spezifisch ägyptisch. Diese Ansicht wird dadurch unterstützt, daß es in Pompeji eine große Anzahl Alexandriner gab. Dann könnte der König des Bildes mit dem ägyptischen Bokchoris identisch sein, der als Muster aller Klugheit galt und von dem in hellenistischer Zeit eine ganze Sammlung weiser Richtersprüche existierte; leider ist uns von dem Buch des Arkadiers Pankrates nur der Titel „Bokchoreis" überliefert, und unter den drei Erzählungen, die uns zufällig bei andern Schriftstellern erhalten sind, findet sich keine, die an das salomonische Urteil erinnerte. Trotzdem eine solche auch unter seinem Namen existiert haben mag, ist doch die Beziehung des pompejanischen Bildes grade auf Bokchoris sehr zweifelhaft, da die pygmäenhaft aussehenden Köpfe auch als Schauspielermasken erklärt werden können. Dann aber ist es erlaubt, hier direkt eine römische Parallele zum „salomonischen" Urteil zu sehen. Das ist ja auch an sich das Nächstliegende und wird durch die Fülle der ähnlichen Bilder bestätigt, für die man schwerlich mit Recht alexandrinischen Ursprung behaupten kann.

Im Februar 1838 entdeckte man in der Villa Pamfili, die an der alten Via Aurelia vor dem Tor San Pancrazio zu Rom liegt, ein Colum-

[1]) J. B. Djanglun, S. 94. Ferner im singhalesischen Kusa Jatakaya (vgl. Reinhold Köhler, Kleinere Schriften. 1898. Bd. I, S. 523). Endlich V. Imbriani, XII Conti Pomiglianesi. Napoli 1877. S. 139.

[2]) August Mau, Pompeji in Leben und Kunst. Leipzig 1900.

barium (eine unterirdische Grabkammer), das mit interessanten Wandgemälden geschmückt war. Man fand neben andern folgendes[1]):

19. Auf dem kleinen Tisch liegt ein nacktes Kind mit ausgestreckten Armen und Beinen; ein jugendlicher Mann, mit Chiton und Clamys bekleidet, eilt auf dasselbe zu, indem er in der Rechten ein großes Opfermesser zum tödlichen Streiche schwingt. Auf der andern Seite hat sich eine vollständig bekleidete Frau auf die Kniee geworfen und streckt flehend beide Hände aus. Ob jener Mann im Begriff sei, ein Opfer zu vollziehen oder einen Mord begehen wolle, kann ich nicht entscheiden; daß die Frau, wahrscheinlich die Mutter, das Leben des Kindes zu retten suche, ist augenscheinlich.

Petersen[2]) hat dann zuerst die jetzt allgemein anerkannte Vermutung ausgesprochen, daß es sich hier um eine sehr verkürzte Darstellung des „salomonischen" Urteils handle. Es fehlen die zweite Frau und der Richter.

Ferner kommt eine Gemme aus dem Nachlaß des M. Cuzzis Cahen zu Bukarest in Betracht, die teils für orientalischen, teils für gnostischen Ursprungs erklärt wird[3]):

20. Das Objekt, um das es sich handelt, ist ein brauner Achat von 15 mm Länge, auf dem sechs Figuren abgebildet sind, die folgende Szene darstellen: Eine Gestalt von überragender Statur, mit einer langen Tunika bekleidet, sitzt auf einem Klappstuhl und hält in der rechten Hand ein nacktes Kind mit dem Kopf nach unten. Hinter dem Stuhl eine Gestalt von geringerer Statur mit einem Fliegenwedel. Vor dem sitzenden Manne zwei Frauen, die eine knieend, die andre die Arme ausbreitend; hinter dieser letzteren ein behelmter Soldat, mit einem Schild bewaffnet, der ein Schwert schwingt. Die hochragende Gestalt, deren Haupt ein Diadem gürtet, ist ein König, und dieser Fürst ist Salomo, der Sohn Davids. Trotz der Ungenauigkeit der Zeichnung ... kann man schwerlich hier die Szene des berühmten Urteils verkennen, welches die Geschichte der Könige von Juda als ein Zeichen seiner Weisheit beschreibt.

Ähnlich ist ein Gemälde der Casa Tiberina (bei der Casa Farnesina), deren Wände mit mehrfiguren Szenen auf schmalem Fries geschmückt waren. Die Überreste, die man als eine Sammlung von Gerichtsurteilen erkannt hat, werden jetzt im römischen Museo delle Terme aufbewahrt. Das eine Bild enthält folgende Darstellung[4]):

21. Vor dem Könige, der seine Hand befehlend ausstreckt, steht ein Becken, über das ein Mann ein Kind, den Kopf nach unten, hält, anscheinend, um es hineinzutauchen. Eine Frau beugt sich über das Becken, mit der vorgestreckten Hand darauf hinweisend, eine zweite blickt das Kind an, indem sie erstaunt oder bestürzt einen Schritt zurückweicht.

Obwohl der Soldat mit dem Schwerte fehlt, darf doch nach der Analogie der Bukarester Gemme das Bild mit großer Wahrscheinlichkeit als eine Darstellung irgendeines „salomonischen" Urteils gedeutet werden.

---

[1]) Otto Jahn, Die Wandgemälde des Columbariums in der Villa Pamfili (Abhandlung der königlich bayrischen Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-philologische Klasse. München 1858. Bd. VIII), S. 249.

[2]) Mitteilungen des Archäologischen Instituts. Römische Abteilung. 1890. Bd. V, S. 160.

[3]) Longpérier, Académie des Inscriptions et Belles-Lettres. Comptes-rendus des séances de l'année 1880. S. 275.

[4]) Samter, Arch. Anz. 1898. S. 50.

Endlich hat man neuerdings auch ein Bild, das in dem **Grabmal der Nasonier** gefunden ist, in diesen Kreis hineingezogen[1]). Aber die Erklärung geht von der Annahme aus, daß die uns bekannte Zeichnung **Bartoldis** „an einer Reihe von Ungenauigkeiten krankt". Unter dieser Voraussetzung, deren Berechtigung ich nicht nachprüfen kann, würde das Bild, das bis dahin nicht verstanden werden konnte, allerdings einen guten Sinn erhalten:

22. Auf einem Tribunal sitzt ein Richter, vor ihm steht ein junger Mann, sein Liktor. Ein andrer, mit einem Beil[2]) in der Hand, ist im Begriff, den auf einem Block liegenden Körper eines Kindes[3]) zu zerteilen. Auf beiden Seiten eine Frau; die wahre Mutter, die mit der ausgestreckten Hand Einhalt gebietet, und die falsche, die der Zerstückelung ruhig beiwohnt.

So haben vermutlich auch die Griechen und Römer Parallelen zum „salomonischen" Urteil gekannt. Von welchem Richter oder König sie diesen Spruch erzählt haben, wissen wir nicht. Auch der Zusammenhang mit den orientalischen Versionen ist in undurchdringliches Dunkel gehüllt. So wird durch die vergleichende Forschung[4]) zwar manches Problem erhellt, daneben aber bleibt manches Rätsel ungelöst.

---

[1]) R. **Engelmann**, Ein neues Urteil Salomonis (**Hermes**, Bd. XXXIX), 1904. S. 148 f.

[2]) Nach dem Bilde **Bartoldis** ist es ein Stab.

[3]) Nach dem Bilde ein Krug.

[4]) Außer den bereits Genannten haben sich durch das Sammeln des zerstreuten Materials besonders verdient gemacht **Theodor Benfey**, Kleine Schriften. Bd. II, S. 170 f. — **Henri Gaidoz**, Le jugement de Salomon (**Mélusine**, Bd. IV, vgl. Register). — **Reinhold Köhler**, Kleinere Schriften. Bd. I, S. 531 ff.

Aus den Jugendjahren des Dresdner Musikdirektors August Röckel.

Von

Dr. **Hubert Ermisch**, Oberregierungsrat in Dresden.

Es ist eine allbekannte Erscheinung, daß der Verkehr mit großen Männern auch solchen Personen ein Andenken weit über ihr Lebensende hinaus sichert, deren eigene Bedeutung und Leistungen sie kaum vor dem Lose der Vergessenheit bewahrt haben würden. So wäre auch August Röckel, dessen Name einst in vieler Munde war, heute wohl ein Vergessener, wenn ihn nicht jahrelange innige Freundschaft mit Richard Wagner verbunden hätte; die Biographen, die sich mit dem Leben des Meisters so liebevoll beschäftigen, haben auch seines Genossen in schwerer Zeit öfter gedacht. Was uns veranlaßt hat, seine Jugendschicksale eingehender zu verfolgen, als dies bisher geschehen ist, war ein archivalischer Zufall, der uns eine Anzahl Privatbriefe und sonstige Papiere Röckels in die Hände spielte. Das Lebensbild, das sie bieten, schien uns nach verschiedenen Seiten interessant genug, um den Versuch einer kurzen Darstellung zu rechtfertigen, wenn auch ihr Held weder als Musiker noch — trotz seiner einst vielgelesenen Schrift „Sachsens Erhebung und das Zuchthaus zu Waldheim" — als Politiker eine hervorragende Rolle gespielt hat[1].

Karl August Röckel war nach den Angaben, die er selbst in mehreren im Konzept uns vorliegenden Bewerbungsschreiben, vor dem Untersuchungsrichter und in dem oben angeführten Buche machte, am 1. Dezember 1814 in Graz als ältester Sohn des Tenoristen Joseph August Röckel geboren. Sein Vater, geboren am 28. August 1783 zu Neuenburg vor dem Wald in der Oberpfalz[2]),

---

[1]) Unsre Hauptquelle bilden eben jene Papiere, die sich im Hauptstaatsarchiv zu Dresden bei den Untersuchungsakten Röckels fanden. Manche Ergänzung boten die Akten des Königl. Hoftheaterarchivs, deren Benutzung uns freundlichst gestattet wurde.

[2]) Vgl. Grove, Dictionary of Music. Bd. III, S. 143 f. — Ferner über Josef Röckel „Signale für die musikalische Welt". 1870. Bd. XXVIII, S. 759. — „Die Musik". 1905/06. Bd. XXVII, S. 303 f. (mit Porträt) und anderwärts.

hatte in München die Rechte studiert und war als Privatsekretär in den Dienst des bayrischen Gesandten zu Salzburg getreten, um sich für die diplomatische Laufbahn vorzubereiten; begabt mit einer schönen Stimme, hatte er sich im Herbst 1805, als die Zukunft Bayerns und damit seine eigene sehr ungewiß erschien, durch einen Agenten des Wiener Hoftheaterintendanten Baron Braun bestimmen lassen, zur Bühne überzugehen. Er wurde als erster Tenor für das Theater an der Wien engagiert. Hier sang er am 29. März und 10. April 1806 bei der Wiederholung des zuerst im November des vorhergehenden Jahres unter sehr ungünstigen Umständen mit geringem Erfolg aufgeführten „Fidelio" die Rolle des Florestan[1]). Er gefiel; zu Beethoven selbst trat er in ein nahes freundschaftliches Verhältnis[2]). Später führte Joseph Röckel ein künstlerisches Wanderleben. So kam es, daß August, kaum ein Jahr alt, seine Geburtsstadt verließ und den Vater auf seinen Künstlerfahrten nach Mannheim, Trier, Bremen, Prag, Wien, Agram, Aachen begleitete; Anfang 1830 zog die Familie Röckel nach Paris, 1832 nach London; über zwanzig Jahre ist dann der Vater in England geblieben. Es läßt sich denken, daß unter diesen Umständen von einer geregelten Schulbildung der Kinder keine Rede war; nur zwei Jahre lang (1827—1828) besuchte August die Tertia und Sekunda des Gymnasiums zu Aachen, wo der Vater damals Direktor der Oper war. Wenn er sich trotzdem eine vielseitige allgemeine Bildung angeeignet hat, so verdankt er dies wohl vor allem seinem Vater, der noch in höherem Alter seine jüngeren Kinder selbst unterrichtete; daß August die französische und englische Sprache völlig beherrschte, war die natürliche Folge der Kunstreisen des Vaters, der seine Lebensaufgabe darin sah, der deutschen Oper im Auslande, namentlich in Frankreich und England, Boden zu gewinnen und in der Tat als Sänger wie als Leiter von Theaterunternehmungen Bedeutendes geleistet hat, freilich — das Los so manches Künstlers — ohne dabei die gehofften Schätze zu sammeln.

In einer Familie wie der Joseph Röckels verstand es sich fast von selbst, daß die Kinder in die Fußstapfen des Vaters traten. Schon in Wien hatte August den Unterricht Joh. Christoph Keßlers genossen; in Paris studierte er bei Joh. Peter Pixis und Hieron. Payer. So erlangte er früh eine gründliche praktische und theoretische musikalische Ausbildung; schon seit 1830, also im Alter von kaum 16 Jahren, unterstützte er seinen Vater in Paris als Korrepetitor, dann als Leiter der Chöre und der Klavierproben. Dieselbe Stellung bekleidete er eine Saison hindurch unter Rossini bei der italienischen Oper in Paris und später in London bei der französischen Oper unter Meyerbeer. Daneben setzte er seine Studien fort; er genoß in Weimar den Unterricht des mit einer Schwester seines Vaters verheirateten berühmten Komponisten und Pianisten Johann Nepomuk Hummel in Komposition und Klavierspiel. Daneben hören wir, daß er in Paris fünf Monate lang medizinischen Studien oblag, diese aber abbrach, weil sein Vater ihn in

[1]) Vgl. Thayer, Beethoven. Deutsche Ausgabe. Bd. II, S. 293 ff.
[2]) Vgl. ebenda, S. 351.

London brauchte, wohin er eine deutsche Operngesellschaft geführt hatte. Alles dies fällt in die Jahre 1832—1836. Im Jahre 1834 treffen wir ihn — wohl auf der Durchreise nach Weimar — in Mainz; ein von hier aus am 23. September 1834 geschriebener Brief des damals berühmten Flötenvirtuosen Raphael Dreßler an seinen Vater, mit dem er durch langjährigen Aufenthalt in England befreundet geworden war, läßt den neunzehnjährigen Künstler nicht gerade im günstigsten Lichte erscheinen. Er hat durch gleichgültige und grobe Behandlung den einflußreichen Darmstädter Hofkapellmeister Mangold zurückgestoßen und dadurch vielleicht die Veranlassung gegeben, daß man seinen Vater in Darmstadt nicht haben will; er spricht sich auch in Mainz, wo er im teuersten Hotel wohnt und schließlich fortgeht, ohne seine Rechnung zu bezahlen, in pietätloser Weise über seinen Vater aus: er sei ein bornierter Kopf, der alle Augenblicke neue Pläne mache und keine ausführe. Er ist das Bild eines übermütigen jungen Künstlers, dessen häusliche Erziehung viel zu wünschen übrig ließ — das Los des Sohnes einer wandernden Schauspielerfamilie. Viel mag dazu der Umstand beigetragen haben, daß er seine Mutter schon als zehnjähriger Knabe verloren hatte. Ein jüngerer Bruder Eduard, der sich dann als Komponist, vorzüglicher Klavierspieler und Musiklehrer einen Namen machte, stand ihm sein Leben lang sehr nahe; außerdem hatte er noch zwei Schwestern. Sein Vater heiratete später noch einmal eine Sängerin, die ihn in seiner unterrichtlichen Tätigkeit wacker unterstützte; wenn ein dritter Bruder, Heinrich Macco, ebenfalls Künstler und Musiklehrer, uns oft begegnet, so mag dies ein Stiefbruder gewesen sein, den seine zweite Mutter, eine geborene Uhez, in die Ehe mitbrachte. Ihrer Ehe mit Röckel entsproßte ein Sohn Joseph, geb. 1838, der ebenfalls als Musiklehrer und Liederkomponist bekannt geworden ist, und zwei Töchter, deren eine, Jettchen, zur Bühne ging und sich jung mit dem Regisseur des Stuttgarter Theaters Moritz verheiratete; seit 1868 verwitwet, ist sie erst im Jahre 1903 gestorben.

Die stete Geldverlegenheit, in der sich Vater Röckel befand, und die Schulden, die auch den Sohn drückten, mögen der Anlaß gewesen sein, daß dieser am 2. Juli 1836 London verließ und sich über Paris nach Melun (sö. von Paris) begab, wo er ein Jahr lang als Klavierlehrer lebte. Mit dem Lehren verband er auch hier das Lernen. Vor allem fühlte er das Bedürfnis, sich in der Kompositionstechnik zu vervollkommnen; er korrespondierte darüber mit seinem alten Onkel und wohlwollenden Freunde Hummel, der ihm Empfehlungen an Cherubini und Meyerbeer gab. Es liegen aus dieser Zeit ein paar recht interessante Briefe Hummels an August vor; der eine (vom 24. Febr. 1837) enthält folgende charakteristischen Sätze:

Überdieß bedarf man zur dramatischen Composition gerade nicht so sehr des strengen Contrapunkts heut zu Tage, sondern mehr gute und heitere Gedanken und Melodien, die jedem leicht ins Ohr fahren, à l'italienne oder à la française, wornach man allenfalls auch tanzen kann. Dieses mit einem artigen Poëme und günstiger Gelegenheit verbunden, dabei ziemlich instrumentirt, ist alles, was gefordert wird; und dazu hilft meist: Anhören solcher Geschmacks-Musiken und etwas Leichtigkeit mit Praktik verbunden. Von Tiefe darf Dir dabei nicht viel in den Kopf kommen, sonst wirst Du zu schwerfällig.

Der gutmütige alte Herr, dem die Zukunft seiner Neffen warm am Herzen lag, hatte sich bereits erboten, dem jungen Bruder Eduard ein halbes Jahr Unterricht zu geben, und erklärte sich nun bereit, auch August im Frühjahr 1838 noch ein halbes Jahr in der Kompositionslehre zu unterweisen. Er solle nur fleißig studieren, komponieren und Stunden geben, um sich so viel zu erübrigen, wie er zu einer Reise nach Weimar brauche.

Gerade diese Hummelschen Pläne waren es, die Röckel nötigten, schon im Sommer 1837 Melun wieder zu verlassen und nach London heimzukehren. Denn Eduard, der Anfang Juli nach Weimar gehen sollte, war in London ein recht gesuchter Klavierlehrer geworden, der täglich sechs bis sieben Stunden gab und wöchentlich 9—10 Pfund verdiente; seinen Unterricht sollte während seiner Abwesenheit August übernehmen. Der Vater hatte wohl auch andre Gründe, den Sohn wieder in seine Nähe zu wünschen; er war mit seiner Aufführung in Melun gar nicht zufrieden. August scheint anfänglich nicht recht Neigung zur Heimkehr empfunden zu haben; ja er dachte trotz seiner bescheidenen Einkünfte und seiner Schulden einmal daran, seine älteste Schwester Mina, die als Lehrerin tätig war, zu sich zu nehmen — ein recht bezeichnender Zug, ebenso wie der, daß er, als sein Freund, der alte Pianist Joseph Heigel, im Mai 1837 stirbt, Gelder leiht, um dessen Witwe unterstützen zu können. Der Vater, dessen Gesangstunden eben damals durch die allgemein herrschende Influenza stark beeinträchtigt wurden, schrieb ihm darüber sehr ungehalten: er könne seiner alten 80jährigen Mutter nichts schicken, und der Sohn borge Geld, um der Witwe eines Freundes beizuspringen! „Es ist traurig, wenn man einem Menschen von 22 Jahren, der etwas gelernt hat, jedes Jahr erst aus seinen Schulden heraushelfen muß, bevor er sich vom Platze bewegt." Aber der Bruder Eduard mag recht haben, wenn er dazu bemerkt: „Obschon der Vater darüber brummt, so hätte er's an Deiner Stelle auch getan."

Die Weimarer Pläne ließen sich leider nicht ausführen. Onkel Hummel erkrankte Anfang Juli 1837 schwer in Kissingen; dann schien er sich zwar wieder zu erholen, aber am 17. Oktober starb er. Die Brüder Röckel verloren viel an ihm.

Inzwischen war August längst nach London zurückgekehrt, gab hier Unterricht und komponierte für englische Theater kleine Operetten. Lange litt's ihn aber nicht im elterlichen Hause. Ende 1838 nahm er einen Ruf als Musikdirektor des Theaters in Bamberg an. Das dortige Orchester war berüchtigt wegen seiner Kabalen; schon 1809 hatten diese den genialen E. Th. A. Hoffmann, den Verfasser des „Kater Murr", der Serapionsbrüder, der „Elixiere des Teufels" usw., aus seiner dortigen Stellung als Musikdirektor verdrängt und seitdem jedem seiner Nachfolger das gleiche Schicksal bereitet. Röckel rühmt sich, es sei ihm gelungen, das sehr mittelmäßige Orchester im Zaum zu halten und auf einen ziemlich anständigen Fuß zu bringen; aber länger als acht Monate hielt auch er nicht aus. Von Bamberg begab er sich nach Weimar, brachte den Winter 1839—1840 in Wien zu, durchaus musikalischen Studien hingegeben, und ging im März 1840 noch einmal nach London, diesmal als Geschäftsführer der unter August Schumanns

Leitung dort auftretenden deutschen Operngesellschaft, bei der auch sein Vater als Chordirigent mitwirkte. Schon nach drei Monaten aber kehrte er nach Weimar zurück und lebte hier bis zum Jahre 1843; neben Gesang- und Klavierunterricht beschäftigte ihn vor allem die Komposition einer großen Oper „Farinelli“.

Noch war damals kein Jahrzehnt seit Goethes Tode verflossen; noch trug Weimar, und namentlich sein Theater, den Stempel der großen Zeit. Es ist selbstverständlich, daß der junge Komponist, der durch seine Verwandtschaft mit Hummel schon in mancherlei Beziehungen zu Weimar stand und durch dessen Witwe gut eingeführt wurde, alsbald mit dem Theater Fühlung bekam. Noch so mancher der hier wirkenden Künstler reichte mit seinen Erinnerungen bis tief in die Goethezeit hinein. So der damals zweiundsechzigjährige und schon seit fast einem Jahrzehnt nicht mehr auftretende Friedrich Lortzing, ein Oheim des bekannten Komponisten [1]). Der Sohn eines Berliner Kaufmanns, war er im Jahre 1805 zu Goethe nach Lauchstädt gekommen und hatte diesem, der ebendamals sich mit der Gründung einer würdigen Bühne beschäftigte, sehr gut gefallen, zumal er ihn auch als talentvollen Porträtzeichner schätzen lernte. Er ist dann dauernd, trotz mancher Berufungen, in Weimar geblieben. Am 22. Oktober [2]) 1809 vermählte er sich mit der lieblichen Schauspielerin Beate Elstermann oder Elsermann, wie sie Goethe umgetauft hatte. Ihre Tochter Caroline (geb. 1809), die Lortzing später adoptierte [3]), ward ebenfalls Schauspielerin und trat zuerst 1825 auf der Weimarer Bühne auf; bei der ersten Faustaufführung am 29. August 1829 gab sie die Rolle des Gretchen. Die allgemein beliebte und schöne Schauspielerin gewann, obwohl fünf Jahre älter, Röckels Herz. Am 1. Dezember 1840, an seinem sechsundzwanzigsten Geburtstage, führte er sie als Gattin heim.

Wohl war dies ein gewagter Schritt des jungen Musikers, dessen Zukunft vollkommen unsicher war. Berücksichtigt man indes, daß Caroline mit einem Gehalt von 800 Talern auf Lebenszeit in Weimar angestellt war, so ist er doch begreiflich, zumal Röckel mit der Zuversicht der Jugend und des Künstlers darauf hoffte, ebenfalls in Weimar eine Anstellung zu finden. Nach Riemann [4]) hätte er auch eine Zeitlang die Stelle eines Theaterkapellmeisters bekleidet; doch kann dies nur vorübergehend gewesen sein. Jedenfalls gab er sich jetzt ernstlich Mühe, zu einer Lebensstellung zu gelangen. So bewarb er sich vergebens im Herbst 1841 um die Stelle des als Begründers der Musikfeste bekannten Hildesheimer Musikdirektors Friedrich Bischof (gest. 7. Sept 1841). Eine andre Aussicht öffnete sich ihm bald darauf in Dresden. Hier waren im Herbst 1842 durch den fast gleichzeitigen Tod des Kapellmeisters Morlacchi und des Musikdirektors Rastrelli zwei Stellen an der altberühmten kgl. musikalischen Kapelle freigeworden. Die Stelle eines Kapellmeisters wurde

[1]) Vgl. Kruse, Goethe und die Lortzing, im „Goethe-Jahrbuch“, Bd. XXIII, S. 131 ff.

[2]) Das Datum nach dem Kirchenbuch der Hofkirche zu St. Jakob in Weimar.

[3]) Als Adoptivtochter Lortzings wird sie in demselben Kirchenbuch gelegentlich ihrer Vermählung bezeichnet.

[4]) Riemann, Musik-Lexikon. Fünfte Auflage. S. 952.



bekanntlich am 1. Februar 1843 Richard Wagner übertragen, dessen Opern „Rienzi“ und „der Fliegende Holländer“ kurz vorher in Dresden erstmalig aufgeführt worden waren und gewaltigen Erfolg gehabt hatten. Wagner trat als Kapellmeister neben Reißiger, der diese Stelle bereits seit fünfzehn Jahren bekleidete. Um die zweite Stelle bewarb sich, aufgefordert durch einen Brief des ihm persönlich bekannten Konzertmeisters Karl Lipinski, des vorzüglichen Violinisten, vom 22. September 1842, unser Röckel; und diesmal hatte er Erfolg. Nach einer persönlichen Vorstellung in Dresden, wobei Reißiger seine Fähigkeit geprüft hatte, beantragte der Generaldirektor des Hoftheaters, Adolf von Lüttichau, in einem Vortrage vom 20. Februar 1843 die Anstellung Röckels als Korrepetitor mit dem Titel eines Musikdirektors und einem Gehalt von 600 Talern, jedoch zunächst nur probeweise auf ein Jahr. Was ihn besonders zu der Stelle empfehle, bemerkte Lüttichau, sei sein katholisches Bekenntnis. „Seitens des Bischofs Mauermann ist mir nämlich der lebhafte Wunsch ausgesprochen worden, daß doch auch ferner, wie es unter allen Verhältnissen bisher der Fall gewesen, wenigstens einer der Kapellmeister oder Musikdirektoren der katholischen Religion angehören möge, da ein solcher in die kirchlichen Funktionen dieses Gottesdienstes vollkommen eingeweiht und ein näheres Verhältnis mit dem katholischen Ritus, namentlich wegen des Ceremonialgesangs, von Wichtigkeit sei.“ — Diesen Anträgen, die übrigens durchaus den mündlich und schriftlich geäußerten Bitten Röckels entsprachen, wurde stattgegeben; durch Allerh. Reskript vom 2. März 1843 wurde Röckel zum Musikdirektor bei der Kgl. musikal. Kapelle mit der Verbindlichkeit zu Dienstleistungen eines Korrepetitors für ein Jahr, nach dessen Ablauf die Entschließung wegen lebenslänglicher Anstellung einzuholen sei, ernannt. Seine Instruktion lautete folgendermaßen:

Dem mit der Dienstleistung des Correpetitors beauftragten Musikdirektor liegt

1) das Einstudieren aller kleinen Singspiele, Vaudevilles, Possen, sowie der in Schauspielen vorkommenden Musik und Gesänge ob.

2) Er leitet das Studium derselben von der ersten Probe an bis zur Vorstellung und dirigiert dieselbe dann im Orchester.

3) Repetitionsproben, wenn solche vom Kapellmeister ihm übertragen werden, hat er zu übernehmen und zu halten, so wie überhaupt Alles sorgfältig zu erfüllen, was ihm von diesem aufgetragen wird.

4) Als Correpetitor bereitet er die unmusikalischen Sänger soweit zu den Soloproben vor, daß sie mit Nutzen dieselben besuchen können.

5) Bey dem Nachstudieren einzelner Parthieen geht er den Sängern hülfreich an die Hand.

6) Die Extramusik auf der Bühne steht in Opern und Schauspiel, bey Proben wie Aufführungen, unter seiner speciellen Leitung.

7) Er besorgt in Opern wie Schauspielen das Orgelspiel hinter der Scene, so wie die Pianofortebegleitung darinn, soweit solche nöthig wird.

8) Als Musikdirektor tritt er hinsichtlich des Kirchendienstes mit den beiden Kapellmeistern in gleiche Reihe, wechselt mit diesen wochenweise, und kommt ihm sonach dieser Dienst, welcher Sonnabends mit der Vesper anfängt, in der Regel alle drey Wochen zu.

9) Auch sollen ihm als solchem nach Bestimmung der Generaldirektion ein Theil der Repertoir-Opern zum Dirigiren übertragen werden, damit er sich ebenfalls

für diesen Dienst ausbilden und nöthigenfalls für die Kapellmeister überall eintreten kann.

10) Überhaupt ist er verpflichtet, bey Krankheits- oder sonstigen Behinderungs-Fällen der Kapellmeister den Dienst jedesmal für diese zu übernehmen.

11) Wenn von der Generaldirektion ihm die Leitung eines Hofconcerts übertragen oder seine Assistenz auf dem Pianoforte dabey verlangt wird, so hat der Musikdirektor solches unweigerlich zu übernehmen.

12) Compositionen zu Schauspielen und dergleichen hat er auf Anordnung der Generaldirektion unentgeltlich anzufertigen.

13) Die Generaldirektion behält sich vor, dieser Instruktion noch alles dasjenige hinzuzufügen, was sie der Beförderung des kgl. Dienstes für angemessen erachten wird.

So war es eine reiche Fülle von Pflichten, die Röckel für bescheidenen Lohn zu übernehmen hatte. Und doch mußte es der neunundzwanzigjährige Musiker als ein großes Glück ansehen, daß er in diese Stellung berufen wurde, und das besonders deswegen, weil der Mann, der kurz vor ihm nach Dresden kam, Richard Wagner, alsbald aus einem Vorgesetzten sein nächster Freund wurde.

Wie Röckel, so war auch Wagner in eine ihm völlig neue Welt eingetreten und hatte mit allen Schwierigkeiten zu ringen, die einem schaffensfreudigen Reformator entgegentreten, wenn er rücksichtslos in den durch althergebrachte Gewohnheit geheiligten bequemen Schlendrian eingreift. Schon am 12. Mai 1843 schreibt ein Weimarer Freund Röckels, der Hofschauspieler August Durand, an diesen: „An Genast[1]) sind von Dresden ausführliche Mitteilungen über das Zerwürfnis zwischen Wagner und dem Gros der dortigen Kapelle gekommen, die er uns mitteilte und welche auf einen möglichen Bruch der Verhältnisse hindeuten. Ihre Stellung ist nun schon fest begründet, und Ihre Delikatesse in der sozialen Welt werden Ihnen Wagner gegenüber bedeutenden Vorschub geleistet haben und für die Folge Sie noch mehr fördern." Röckel war freilich von vornherein weit davon entfernt, die Hemmnisse, auf die Wagner stieß, zu seinem Vorteil auszunutzen. Vielmehr war er bald in dem kleinen Kreise derer, die Wagners Genie erkannten und sein Streben zu würdigen wußten, wie der Tenorist Tichatschek, der Chordirektor Wilhelm Fischer, der Hofschauspieler und Kostümier Ferdinand Heine, derjenige, der ihm am nächsten stand, und Wagner selbst hat dies in der wärmsten Weise anerkannt; Röckel ist es, den er meint, wenn er später in der „Mitteilung an meine Freunde" schreibt[2]): „Ich zog mich (1847) in immer größere Einsamkeit zurück und lebte in innigem Umgang fast nur noch mit einem Freunde, der in der vollen Sympathie für meine künstlerische Entwicklung so weit ging, den Trieb und die Neigung zur Geltendmachung seiner eigenen künstlerischen Fähigkeiten — wie er mir selbst erklärte — fallen zu lassen." Auch sonst fehlt es nicht an Beweisen für dieses innige Verhältnis, so daß wir davon absehen können, die Zeugnisse zu benutzen, die Ferdinand Praeger in seinem Buche „Wagner, wie ich ihn kannte" (S. 122 ff.) aus an ihn gerichteten Briefen Röckels anführt und die wegen der tendenziösen und willkürlichen Weise, mit

[1]) Eduard Genast, Hofschauspieler in Weimar, gest. 3. August 1866.

[2]) R. Wagner Gesammelte Schriften und Dichtungen. Bd. IV, S. 369 f.

der Praeger seine Quellen umgestaltet, von zweifelhaftem Werte sind[1]). Übrigens beweisen mehrere uns vorliegende Briefe Praegers, der in London als Musiklehrer und Komponist in bescheidenen Verhältnissen lebte, daß er in der Tat zu den ältesten Jugendfreunden Röckels und seines Bruders Eduard zählte. „Ihr beiden waret (Du und Eduard) meine Sonnen- und Frühlingstage, und mit nassen Augen denke ich stets Deiner treuen Liebe zu mir, als ich noch so kränklich und melancholisch war, o wie krieg ich jetzt, selbst jetzt noch einen Teil von Eurem leichten und fröhlichen Sinn — freilich auch mit Schlacken des Leichtsinns mannichfaltig verbrämt!?" so schreibt er einmal (10. Sept. 1844). Wenn er Röckel freilich (S. 134 seines angeführten Buchs) einen „ausgezeichneten Korrespondenten" nennt, so widerspricht dem, daß die Klagen über unverantwortliche Brieffaulheit sich in fast allen an Röckel gerichteten Briefen wiederholen.

Als Wagner im Jahre 1844 daran dachte, in England einen Verleger für den „Rienzi" und den „Fliegenden Holländer" zu suchen, führten Praeger und Augusts Bruder Eduard die Verhandlungen mit dem Londoner Verleger Beale. Praeger schreibt darüber an Röckel (12. März 1844), Wagner solle zwölf gedruckte Exemplare des „Fliegenden Holländer" vor dem Erscheinen der Oper in Deutschland mit der bestimmten Angabe des Tages, an welchem sie dort publiziert werden würde, nach London schicken; auf dem Titel müsse Cramer & Co., 201 Regent Street, London, stehen (nicht C. Addisson & Beale). Diese Exemplare sollten dann durch Beale in Stationary Hall eingesandt und für England, Irland und Schottland versichert werden. Beale — der übrigens Wagners Namen noch nicht kannte und erst durch Praeger auf seine Bedeutung und das Aufsehen, das seine Oper erregt habe, hingewiesen worden sei — wolle zur Genugtuung Wagners einen Revers unterzeichnen, daß er kein Recht auf die Oper habe, und wünsche zu wissen, was Wagner für das Eigentumsrecht zu haben wünsche; Röckel möge ihm darüber eine Mitteilung machen, aber „doucement", da man in London wie auf einer wüsten Insel lebe und von „Rienzi" noch nichts wisse.

Vier Monate später war die Angelegenheit noch keinen Schritt weiter vorgerückt. Am 24. Juli schreibt Eduard Röckel an seinen Bruder, er habe trotz aller Bemühungen noch keinen Kontrakt von Beale bekommen können; Beale habe sich in so viel tolle Entreprisen gestürzt, daß man nicht drei Worte ruhig mit ihm reden könne. Auch sei er jetzt mit Chappel assoziiert und könne ohne dessen Zustimmung keinen Vertrag abschließen; da fehle denn bald der eine, bald der andre. Übrigens riskiere Wagner durch die Verzögerung nichts, da Beale zum Abschlusse des besagten Kontrakts bereit sei.

Die Hoffnung, die sich in den letzten Worten ausspricht, sollte nicht in Erfüllung gehen. Vater Röckel, der gegen den enthusiastischen Anschluß seines Sohnes an Wagner einige Bedenken hatte, urteilte in der Sache kühler und richtiger (Brief vom 4. Aug. 1844):

[1]) Vgl. die vernichtende Kritik von Houston Stewart Chamberlain, Richard Wagner. Echte Briefe an Ferdinand Praeger. Bayreuth (1894). Besonders S. 31 ff. — Auch Glasenapp, Das Leben Richard Wagners. Bd. II, 1 (Dritte Auflage), S. 61.

Es ist fatal, daß Wagner seine Opern hierherschickt, da die Verhandlungen mit Beale zu keinem Resultat führen, wie Dir Eduard nächstens anzeigen wird. Die hiesigen Musikhändler haben nichts, ihre ganze Habe besteht in den Musikplatten — die aber kein Geld sind — ein Peter oder Härtel in Leipzig kauft die ganze hiesige Zunft aus. Ihr blamirt Euch nur, wenn Ihr Euch mit solchen Leuten einlaßt. Du bist mehr mit den Angelegenheiten Wagners als mit Deinen eigenen beschäftigt. In der Bewunderung seines Talents vernachlässigst Du Dein eignes. Ein junger Mann von Talent und Fähigkeiten soll sich nie zum Schatten und Satelliten eines Andern herabwürdigen. Solch eine Rolle macht Dir keine Ehre. Dein Wahlspruch soll seyn: Anch' io son pittore. Man braucht deshalb das Talent eines Andern nicht zu verkennen.

Sein Sohn antwortete darauf (in einem Brief, der nicht abgesandt wurde):

Ich hoffe, wenn Sie die Opern von Wagner studiert haben werden (Beale muß sie bereits erhalten haben), werden Sie mir Recht geben. Ich liebe ihn herzlichst als Menschen, verehre ihn als rechtlichen hochgebildeten Mann und bewundre sein Genie, ich glaube, durch diese Empfindungen mich nicht zu entehren, auch haben mich nur die fortdauernden Arbeiten beim Theater und die auf meine Stimmung so nachtheilig wirkende Trennung von meiner Familie daran verhindert zu komponieren und ihm nachzustreben, nicht nachzubeten.

Um dieselbe Zeit, am 12. August, teilte Eduard mit, daß der Plan mit Wagners Oper sich nicht ausführen lasse, weil ihm gesetzliche Schwierigkeiten im Wege stünden. Eine Eintragung in Stationary Hall, die Schutz gegen Nachdruck gewähre, sei nur möglich, wenn die Werke in England gedruckt seien; auf eine falsche Eintragung stehe eine Strafe von 300 Pfund Sterling, was Chappel, der Associé Beales, vor einigen Jahren empfunden habe. Beale habe davon kein Wort gewußt bis zum Moment, als er den Kontrakt ausfertigen wollte. Da habe Chappel erklärt, daß sich das Eigentum besagter Oper auf keine andre Weise sichern ließe, als indem sie in England gestochen würde; auf eine solche Ausgabe werde sich aber niemand aufs ungewisse einlassen, da niemand garantieren könne, ob oder wann die Oper in London zur Aufführung komme. Beale sei „wie aus den Wolken gefallen" und lasse Wagner sehr um Entschuldigung bitten, da es ihm nicht an gutem Willen gebreche, und er die größte Verehrung für Wagners Genie hege. Eduard wisse, daß dem wirklich so sei, obwohl Beale von allen Seiten Flöhe in die Ohren gesetzt würden; denn so ziemlich alle dortigen Musiker schimpften auf Wagners Opern, obwohl keiner eine Note davon kenne.

Bald darauf trafen die Exemplare des „Fliegenden Holländer" in London ein. Eduard ließ sich von Beale ein Exemplar geben und spielte ihm einige Sachen daraus vor. Beale war, wie Eduard am 10. September dem Bruder schreibt, ganz entzückt davon; Chappel jedoch hielt ihn zurück, etwas dafür zu tun. Sowohl Praeger wie Eduard versetzte das Werk in die höchste Begeisterung. Der erstere schreibt an demselben Tage an August Röckel, er habe zwar sehr viel gegen die Ouverture zu „Rienzi" einzuwenden gehabt, jetzt sei er aber entzückt, wie er es lange nicht mehr gewesen. Die Solopiecen seien rührend gemütlich und edel, poetisch und philosophisch, wahr und natürlich und wohltuend wie ein Frühlingsmorgen. Er posaune Wagners Lob auf

jedem Weg und Steg aus und werde sehen, etwas Gutes in die englischen Zeitungen zu bekommen. Eduard hatte die Absicht, durch passende Arrangements der schönsten Nummern Stimmung für die Oper zu machen, gab es aber auf, als er sie näher kennen lernte: er könne sich nicht entschließen, so schreibt er dem Bruder am 23. Oktober, wie Hünten und Burgmüller damit zu verfahren, und etwas Dramatisches über diesen Stoff fürs Klavier komme ihm erbärmlich vor. In der Oper sei alles so zart gebunden, daß nur ein gefühlloses Monstrum die Hand anlegen könne, um die einzelnen Teile zu mißhandeln. Auch sei er überzeugt, daß Wagner, und wenn es ihm auch noch so gut gelänge, doch einen stillen Haß auf ihn werfen müsse — und da sei ihm seine Freundschaft denn doch lieber, und er lasse seine ungewaschenen Hände davon.

Wir konnten es uns nicht versagen, diese Briefauszüge mitzuteilen, weil sie ein wenn auch bescheidener Beitrag zu Wagners Biographie und für die englischen Musikverhältnisse jener Zeit, für die überhaupt die uns vorliegenden Schreiben recht interessante Einzelheiten enthalten, sehr bezeichnend sind, kehren aber jetzt wieder zu Röckel zurück.

Seine künstlerischen Anfänge in Dresden waren nicht sehr glücklich. Zur Probeaufführung hatte Generaldirektor von Lüttichau Lortzings „Wildschütz" bestimmt. Aber zunächst sah sich Röckel genötigt, völlig unbekannt in Dresden, wie er war, ja von manchen, deren Hoffnungen seine Anstellung zerstört hatte, mit Mißtrauen aufgenommen, mit einem ihm fremden Orchester und fremden Sängern ohne Probe die ihm völlig unbekannte Oper „Zar und Zimmermann" zu dirigieren, und darauf folgten noch siebzehn bereits einstudierte Opern und Possen, die keine Repertoirvorstellungen, sondern immer nur schnell eingeworfen waren, so daß er zum Studium der Partituren und zu Proben keine Zeit fand. „Es war dies durch dreiviertel Jahre die mißlichste Lage, in die ein Dirigent kommen kann, und die natürliche Folge davon war, daß, als endlich meine eigentliche Probeoper, der ‚Wildschütz', dran kam, ich weder das Vertrauen der Sänger und der Kapelle, noch mein eigenes besaß. Erst durch das Einstudieren mehrerer neuer Opern gelang es mir, die nötige Zuversicht wiederzugewinnen, und konnte ich versuchen, mir das Vertrauen des Instituts zu erwerben, was nach dem Vorhergegangenen allerdings schwieriger war, als es von vornherein gewesen wäre." So schrieb er selbst im Dezember 1845 in einem Vortrage an Lüttichau. Die Kritik, die damals in der Hauptsache von einem der entschiedensten Gegner Wagners, Julius Schladebach, beherrscht wurde, verhielt sich Röckel gegenüber von vornherein feindselig. „Wie man diesen beiden Männern (Reißiger und Wagner) den Musikdirektor Röckel als Kollegen hat zuordnen können, der schon bei seiner Ankunft als unfähig für diese Stellung erkannt werden mußte und während seines längst abgelaufenen Probejahres keinen Beweis von ernstem Weiterstreben gegeben hat, der noch heute — wie bei Beginn seiner hiesigen Karriere — von den Sängern und der Kapelle sich dirigieren läßt, dem Übersicht und Ruhe, Energie und Feuer, ja selbst die mechanische Fertigkeit des Dirigierens (sagen wir lieber: Taktierens) abgeht, begreifen wir ebensowenig als der sachverständige

Teil des Publikums," — so äußert sich unter dem 5. August 1844 die „Neue Zeitschrift für Musik" (Bd. XXI, S. 43). Noch viel giftiger spricht sich über Röckel die im Jahre 1846 in Leipzig erschienene anonyme Schrift „Dresden und die Dresdener oder Spiegelreflexe aus Dresdens Gegenwart, Freskogemälde und Federzeichnungen in niederländischer Manier" aus (S. 316 ff.), deren Verfasser vielleicht eben jener Julius Schladebach ist; sie führt seine Anstellung lediglich darauf zurück, daß er Katholik ist. „Hr. Röckel ist ein braver Klavierspieler und wissenschaftlich gebildeter Mann, darum aber noch kein tüchtiger Dirigent. Ob er eine Partitur zu lesen im Stande, wollen Musikverständige bezweifeln. Daß er nicht dirigieren, nicht einmal taktieren kann, und auch letzteres in drei Jahren nicht gelernt hat (also gewiß ohne Talent für dieses Fach ist), davon hat sich Intendanz, Kapelle und Publikum oftmals schon zu überzeugen sattsam Gelegenheit gehabt — denn sein Verdienst ist's wahrhaftig nicht, wenn Opern und Messen unter seiner Leitung nur auf der Kippe gestanden haben und noch immer vor dem gänzlichen Umwerfen glücklich gerettet worden sind — er leitet nicht, er führt irre . . . Die künstlerische Achtung der Kapelle hat er nie besessen, wird sie auch nicht erwerben." Es erstand damals Röckel zwar in „Freimuth dem Sachsen" (?) ein Verteidiger; aber wenn dieser auch in der Schrift „Der Lügner und sein Sohn oder Treumund Wanderer und sein Buch Dresden und die Dresdener" (Dresden 1846) die Angaben als Verleumdungen bezeichnet, so weiß er doch Belege für die Leistungen Röckels als Dirigent nicht anzuführen.

Niemand empfand diesen Mangel an Befähigung zum Dirigieren tiefer als Röckel selbst. Aber er gab sich redlich Mühe, durch treuen Fleiß seine Tätigkeit noch zu einer dem Institut nützlichen zu gestalten. „Meine Stellung hier erfordert hauptsächlich Fleiß und Tätigkeit, und wenn ich auch zugebe, daß Euer Exzellenz wohl einen Musikdirektor finden können, der in Bezug auf das Dirigieren Ihren Ansprüchen mehr genügt, so weiß ich doch, daß er nicht mit mehr Eifer und Fleiß seine ganze Zeit dem Institute widmen wird. Für den Glanz ist hinlänglich durch die zwei Kapellmeisterstellen gesorgt, die meine erfordert vor allem einen fleißigen Arbeiter." So schreibt er 1845 in jenem Vortrag an Lüttichau. Und sein Fleiß wurde stark in Anspruch genommen; denn sowohl der alternde Reißiger als auch Wagner wälzten so viel als möglich auf seine Schultern ab. „Ich habe im Laufe des Jahres 1844 77 mal im Theater, 126 [mal] in der Kirche dirigiert und außer den Privatübungen mit den Sängern 170 Proben gehalten, dabei drei neue Opern und acht neue Possen zur Aufführung gebracht."

Das war ein reiches Maß von Arbeit, und es ist kein Wunder, daß ihm — zumal seine Verhältnisse ihn auch zum Stundengeben nötigten — nicht viel Zeit und Kraft zu schöpferischer musikalischer Tätigkeit blieb, zumal auch seine Bewunderung von Wagners Genie und das Bewußtsein, ihm doch nie entfernt gleichkommen zu können, auf seine Schaffensfreudigkeit einen lähmenden Einfluß ausübten. Seine Oper „Farinelli", die er fertig aus Weimar mitbrachte, versuchte er nach Wagnerschem Vorbild umzuarbeiten[1]).

[1]) Praeger a. a. O., S. 124.

Praeger und sein Bruder Eduard redeten ihm dringend zu, sie zur Aufführung zu bringen. Der erstere schreibt am 10. September 1844:

Deine Oper habe ich durchgeknabbelt, und es ist eine Schande, daß Du sie nicht auf die Bühne bringst. Ist es kein Sujet, was zieht, und ist auch die Musik noch nicht das, was Du als von Dir wohl möglich glaubst, so hat es sehr viel schöne und populäre Melodien und die Arbeit und Klarheit der Ensemblestücke ist für eine erste Oper gar nicht genug zu loben. Hätte sie auch keine Sturmepoche gemacht, so müßte sie Dir doch von Laien und Künstlern Achtung und Würdigung gebracht haben.

Der Gedanke einer Aufführung beschäftigte ihn in der Tat lebhafter, als man nach der oben angeführten Äußerung Wagners annehmen sollte. Ende 1844 schreibt er an seinen Vater, er fange Neujahr mit den Proben zu seiner Oper an.

Wenn sie nicht durchfällt, will ich sie weiter schicken und hatte dabei an Carlsruh gedacht, doch das findet sich. Das Buch nur macht mir täglich mehr Angst. Denn obwohl wir in Deutschland nicht verwöhnt sind in dieser Beziehung, so machen wir doch nicht weniger Ansprüche, ich habe gekürzt, verändert, was ich noch konnte, geht es doch nicht gut, so habe ich wenigstens gethan, was möglich war. Meine nächste Oper soll im Ganzen was Andres werden. Unterdessen habe ich jetzt eine Messe begonnen, worin ich auch manche von den hier gebräuchlichen verschiedene Ansichten über Kirchenmusik darlegen werde.

Aber immer wieder verschob sich die Aufführung, und schließlich ist gar nichts daraus geworden; die Orchesterstimmen liegen noch heute im Archiv des Hoftheaters, während Röckel die Partitur sich zurückgeben ließ und anderwärts vergebliche Versuche machte, die Oper zur Aufführung zu bringen.

Daneben beschäftigten ihn andre Stoffe. Wagner hatte ihm den Entwurf zu einer Oper, „Die Bergwerke von Falun", gegeben[1]); ob er den Versuch gemacht hat, die Musik dazu zu schreiben, wissen wir nicht. Den Plan einer Oper „Mazeppa" hielt sein Bruder Eduard für nicht glücklich; er schreibt darüber am 5. September 1845: „Dieser Stoff entbehrt auch alles Interesses der Neuheit; man will es selbst in Reiterbuden nicht mehr genießen, und da gehört es doch eigentlich hin. Es fällt mir aber ein andrer Stoff ein, der alles bietet, was eine Oper nur wünschen kann und dabei zeitgemäß ist. Der König von Zion von Spindler ist eine herrliche Aufgabe für einen Komponisten. Du hast da alle Elemente: Johann von Leiden mit seinem fratzenhaften, schauerlichen Hofstaat, die unterdrückte Bürgerschaft, das schöne Liebesverhältnis, die Geistlichkeit, die Ritterschaft, Karikaturen aller Art und ein prachtvolles malerisches Kostüm. Natürlich müßte die Handlung allein in Münster vor sich gehen. Wenn Du es nicht bearbeitest, so leg ich mir's bei." Wenige Jahre später (1849) hat bekanntlich Meyerbeer diesen Stoff im „Propheten" verwandt. Um dieselbe Zeit dachte Röckel an eine Komposition von „Mari Max und Michel" (?). Der Hofschauspieler und Regisseur Joh. Max Seidel in Weimar, an den er sich deshalb wandte, empfahl ihm statt dessen das Goethesche Liederspiel „Jeri und Baeteli".

[1]) Vgl. H. Ermisch, Ein ungedruckter Entwurf Richard Wagners zu einer Operndichtung, nebst Briefen. „Deutsche Rundschau", 1905, Bd. CXXIII, S. 1—14.

Man sieht, es fehlte nicht an Plänen — ohne daß sie jedoch zur Ausführung gelangten. Nicht eine im Druck veröffentlichte Komposition A. Röckels ist uns bekannt geworden. Auch im Drama hat sich Röckel versucht; im Jahre 1847 reichte er ein Schauspiel unter dem Titel „Capitän Paul“ beim Dresdner Hoftheater ein, doch wurde es nicht angenommen, was zu Mißhelligkeiten mit dem damaligen Dramaturgen Gutzkow führte.

Es war ein fortgesetztes fruchtloses Mühen, was Röckels Dresdner Jahre ausfüllte, und das mußte notwendig auf seine dienstliche Stellung einwirken. Als das Probejahr dem Ende nahte, berichtete Lüttichau:

Anfangs schien es allerdings nicht, als ob Röckel seiner Stellung würde Genüge leisten können. Eine gewisse Ängstlichkeit und Schüchternheit hinderte seine Wirksamkeit. Im Fortgange der Zeit jedoch gewann er mehr Vertrauen in sich, wurde mit seiner Aufgabe vertrauter, und namentlich haben die Aufführungen des Don Quixote, des Wildschütz und der Regimentstochter, welche er von den ersten Proben an einstudiert und dirigiert hat, bewiesen, daß er für das Theater nützlich und brauchbar werden könne. Derselbe Fall ist es bei der Kirchenmusik gewesen und auch in einigen Hofkonzerten hat er sich wohl ebenfalls Allerhöchster Zufriedenheit zu erfreuen gehabt.

Obwohl Lüttichau deshalb gegen eine lebenslängliche Anstellung Bedenken trug, schlug er doch vor, ihn noch ein Jahr in seiner Stellung zu lassen; und dies wurde durch Allerhöchstes Reskript vom 28. März 1844 genehmigt. Auch im nächsten Jahre konnte Lüttichau, obwohl „Röckel sich während des abgewichenen Jahres in mehreren Fällen brauchbar gezeigt, sich auch immer mehr die Achtung der Kapelle erworben, es auch weder an Fleiß noch Dienstbeflissenheit fehlen lassen“, keinen andern Vorschlag machen, und auch Röckel war damit einverstanden, behielt sich nur für den Fall einer günstigen Aufnahme seiner Oper „Farinelli“ die Bitte um Verlängerung seines Kontrakts auf drei Jahre vor. Durch Reskript vom 10. April 1845 wurde darauf seine Anstellung bis zum 1. April 1846 genehmigt.

Obwohl es dann nicht zur Aufführung der Oper kam, bat Röckel doch in einem langen, undatierten Schreiben an Lüttichau um einen fünfjährigen Kontrakt und die Erhöhung seines Gehalts von 600 auf 800 Taler. Die Art, wie er dies Gesuch begründet, ist für ihn sehr bezeichnend, und es sei deshalb gestattet, den betreffenden Abschnitt des Briefes vollständig hier wiederzugeben:

Nicht so gleichgültig jedoch kann mir die Art meiner Anstellung in Bezug auf die mir Untergebenen sein. Die Stellung der Dirigenten bei einem Institut wie das hiesige ist nicht so leicht, als sie erscheinen mag. Wir sollen in unserm Kreis unumschränkt herrschen, jedoch über Menschen, die eigentlich von uns ganz unabhängig sind; wir sollen durch unser Wissen imponiren, und doch wird stets jeder Einzelne von seiner besonderen Sache mehr verstehen als der Dirigent. Dieser befaßt sich nun zwar weniger mit dem Speziellen, als mit dem Totaleffekt, aber selbst hier hat er vieles zu bekämpfen. Die von ihm geleiteten Künstler haben auch ihre Ansichten, die weniger Selbständigen treten ihm wenigstens mit der Tradition entgegen, nur der Erfolg kann seiner Ansicht den Sieg erringen. Dieser ist aber nur möglich, wenn alle Einzelnen, wie verschieden auch ihre Meinungen sein mögen, ihm unbedingt folgen. Es wird selbst dann dem Dirigenten nie gelingen Alle zu seiner Ansicht zu bekehren, und wenn Euer Exzellenz nach irgend einer Vorstellung die Meinungen

aller Orchestermitglieder vernehmen könnten, so würden Sie über die Macht erstaunen, die alle diese Künstler gegen ihre verschiedenen Meinungen zu einer Wirkung vereinigt. Diese Macht liegt nun freilich im Stabe des Dirigenten; daß sie aber respectirt wird, verdankt er blos der Stellung, die ihm die Direction dem Orchester gegenüber gibt. Das Vertrauen der ihm Untergebenen ist stets ein schwankendes, je nachdem seine Ansichten mit den ihren zusammentreffen, denn jeder hält die seine für die richtige, nur der Umstand, daß die Direction seinen Ansichten volles Vertrauen, wenigstens den ihm Untergebenen gegenüber, schenkt, zwingt sie zur nöthigen Unterwerfung und Folgsamkeit. Fehlt ihm dies Vertrauen der Direction, so ist er machtlos und kann nichts wirken, um so machtloser und schwächer aber steht er da, wenn seine Stellung, wie es die meine ist, schon an und für [sich] eine beschränktere ist und er die Künstler zu einem Dienste anführen muß, wie der der meisten komischen Opern und sämmtlicher Possen ist, ein Dienst, aus dem ihnen keine Ehre blüht, der sie als Künstler nicht anregen kann, den sie erfüllen, weil sie müssen, aber ohne Freude daran zu haben. Um bei einem solchen Dienst den Mangel an Lust und Interesse zu ersetzen, der die Künstler bei großen Werken begeistert und so leicht zum Richtigen führt, ist es nötig, daß der Dirigent um so kräftiger einschreite und nöthigen Falls erzwinge, was freiwillig nicht geleistet wird. Dies wird mir nicht gelingen, so lange ich der Kapelle gegenüber diese schiefe Stellung habe, und je länger diese dauert, um so weniger werde ich bei aller Mühe und Anstrengung wirken können.

Auch dieses Gesuch fand bei Lüttichau freundliche Aufnahme. Auf seinen Antrag wurde Röckel durch Reskript vom 16. Oktober 1845 auf weitere drei Jahre — bis Ende März 1849 — angestellt und erhielt eine Zulage von 200 Talern. Mit Recht schreibt Vater Röckel am 9. November 1845: „Das Benehmen Deines Intendanten ist sehr ehrenvoll und ermunternd für Dich.“

Das fast väterliche Wohlwollen des neuerdings vielfach so ungünstig beurteilten Generaldirektors ist um so höher anzuschlagen, als die Privatverhältnisse Röckels sich nicht ohne seine eigene Schuld immer ungünstiger gestalteten. Er gehörte zu den Naturen, die sich wohl dem Genie, nicht aber den Verhältnissen unterzuordnen wissen. Es war das vielleicht ein Familienfehler; nicht ganz mit Unrecht schreibt Praeger einmal (10. September 1849): ... „Ebenso unerreichbar würde die Erfüllung dieses Wunsches sein als etwa zum Beispiel: der Röckelschen Familie die unnennbaren sanguinischen Ideen und das Schuldenmachen abzugewöhnen.“ Wohl war der Gehalt, mit dem er nach Dresden berufen wurde, ein recht geringer, zumal in Weimar noch alte Schulden abzuzahlen waren; immerhin hätte er, solange seine Frau in Weimar eine gesicherte und leidlich bezahlte Stellung hatte, auskommen können. Man wird es ihm sicher nicht verdenken, wenn er die Trennung von Weib und Kindern aufs schmerzlichste empfand; wenn Dinger einmal bemerkt, daß sein Privat- und Familienleben durchaus nicht als musterhaft bezeichnet werden könne, so ist dieser Vorwurf mit Recht zurückgewiesen worden[1]); die uns vorliegenden Briefe bestätigen ihn in keiner Weise. Ein Unfall, der seine Frau im Herbst 1843 betraf — sie wurde von einem Wagen umgerissen —, vermehrte seine Sehnsucht, wieder dauernd mit ihr vereint zu sein. Dazu verfolgten ihn Gerüchte, daß man sich in Weimar

[1]) Glasenapp, Bd. II, 1 (Dritte Auflage), S. 261.

bemühe, seiner Frau Mißtrauen gegen ihn einzuflößen; als Beispiel dafür führt er in einem Schreiben an Lüttichau (vom 21. September 1846) an: vom Konsistorium sei seine Frau vor ihm gewarnt worden, weil er gegen eine Belohnung von 300 Talern sich anheischig gemacht haben sollte, sie, die Protestantin war, und seine Kinder zum Katholizismus zu bringen. So bemühte er sich schon im Frühjahr 1844, seiner Frau ein Engagement in Dresden zu erwirken, und erreichte wenigstens, daß ihr ein Gastspiel zugestanden wurde. Im Juli begab sie sich auf seinen Wunsch nach Dresden mit der festen Absicht, nicht mehr nach Weimar zurückzukehren; sie bat um ihre Entlassung aus dem Verbande des Weimarischen Hoftheaters, und überschritt, als sich ihr Debut in Dresden verzögerte, eigenmächtig den ihr gewährten Urlaub. Vergeblich waren die dringenden Warnungen ihrer Weimarer Freunde und des alten Vaters in London. Nur zu bald stellte sich heraus, wie gerechtfertigt deren Befürchtungen waren. Als endlich am 19. Oktober Caroline als Eugenie in E. Raupachs „Geschwistern" auftrat, erfuhr sie einen völligen Mißerfolg; körperliches Unwohlsein und die seelische Erregung, in der sie sich befand, mochten die Ursache sein [1]). Die Folge war, daß aus einer Anstellung in Dresden nichts wurde. In Weimar aber zürnte man mit vollem Recht über ihr und ihres Gemahls rücksichtsloses Verfahren. Man erklärte ihren Kontrakt für gebrochen und sie ihrer Pension für verlustig; von einer Wiederanstellung wollte man, obwohl Caroline der erklärte Liebling des Weimarer Publikums gewesen und schwer zu ersetzen war, nichts mehr wissen; man verlangte die Rückzahlung der ihr gewährten Vorschüsse und drohte mit gerichtlicher Klage.

Das unbesonnene Aufgeben von Carolinens Weimarer Stellung wurde der Wendepunkt im Geschick der Familie Röckel; alsbald klopfte die bittere Not an, zumal auf die am 30. Oktober 1841 geborne älteste Tochter Elisabethe Louise (Louisabetha) schnell ein Kind nach dem andern gefolgt war: am 22. März 1843 ein Sohn Eduard, am 18. März 1844 eine Tochter Wilhelmine [2]); in Dresden wurden dann noch geboren eine Tochter Johanna und ein Sohn Richard. Wohl plagte sich die arme Caroline weidlich im Haushalt; „Linchen arbeitet wie ein Pferd", schreibt Röckel Ende 1844 dem Vater. Wohl suchte er selbst, soweit es seine Überlastung mit Dienstgeschäften möglich machte, durch Stundengeben einen Nebenverdienst. Aber was wollte das alles in seiner Lage bedeuten. Zu den Weimarer Schulden kamen durch die Neueinrichtung in Dresden neue. Freund Wagner, der selbst nichts hatte, lieh ihm 1000 Taler; er verbürgte sich gegen Lazarus Lehmann für einen Wechsel Röckels über 200 Taler (5. Juli 1844) — noch im Jahre 1848 wurde Wagner unliebsam an diese Bürgschaft erinnert. Vater Röckel, der im Herbst 1844 nach Weimar und von da auch auf einige Tage nach Dresden kam, schickte ihm von London aus 200 Thaler, die er selbst erst borgen mußte;

[1]) Eine überaus gehässige Kritik findet sich in der „Dresdner Abendzeitung", Beiblatt zu den Korrespondenz-Nachrichten 1844, Nr. 43 (vom 24. Oktober 1844).

[2]) Die Daten nach dem Kirchenbuch der Pfarr-, Haupt- und Stadtkirche von St. Peter und Paul in Weimar. Zu den Paten der Wilhelmine gehörte auch Richard Wagner.

die gleiche Summe schickte er gleichzeitig dem alten Friedrich Lortzing, Augusts Schwiegervater, der in Weimar ein sorgenloses Schuldenleben führte, um ihn davon abzuhalten, seine Lebensversicherung zu verkaufen. „Der herrliche Alte würde mit Freude Tag und Nacht arbeiten, könnte er dadurch das Unglück abwenden, welches er gegen Euch im Anzuge sieht," so schreibt Eduard Röckel über den Vater am 12. August 1844. Dabei hatte der Zweiundsechzigjährige selbst noch für kleine Kinder zu sorgen; er sah sich genötigt, im August des nächsten Jahres aus London nach York überzusiedeln und dort den Musikunterricht in einer Schule zu übernehmen, wo er gegen ein Einkommen von 240 Pfund wöchentlich 33 Stunden zu geben hatte! Viel konnte er nach alledem nicht für August tun, und in derselben Lage war sein Sohn Eduard; obwohl dieser Ende 1846 die Tochter eines polnischen Großgrundbesitzers, des Grafen von Mierzejewski in Néplé unweit Warschau, heiratete, sah er sich doch nach wie vor im wesentlichen auf den Ertrag seines Musikunterrichts angewiesen. Wiederholt erbat Röckel Vorschüsse aus dem Hofzahlamt und erhielt sie meist auch, dank dem nachsichtigen Wohlwollen Lüttichaus; aber was war das alles mehr als ein Tropfen auf den heißen Stein.

Es macht schon den Eindruck eines Verzweiflungsschrittes, wenn sich Röckel im Juli 1845 an seinen Vetter, den Maler Karl Hummel in Weimar, mit der Bitte um ein Darlehn von 2000 Talern wendet. „Seit meiner Verheiratung, wo ich in Weimar nichts verdiente . . ., hatte sich nach und nach durch den Ankauf des Flügels, die Kinder zc. eine Schuldenmasse angehäuft, die ich von meinem hiesigen Gehalt nicht decken konnte. Ich sowohl wie meine Frau wurden aber fortwährend gedrängt und so mußte ich denn hier Geld aufnehmen, um meine dortigen Schulden zu zahlen. Da ich nun trotz aller Mühe bei meinem jetzigen Gehalte nicht mehr als 100 Taler des Jahres abtragen kann, die Gläubiger aber nicht warteten, so mußte ich denn immer rechts borgen, um links zu zahlen. Es wäre dies freilich nur ein kleines Übel, wenn man nicht dabei den Juden in die Hände fallen müßte, die 50, ja 100 p. C. entnehmen, so daß ich, ohne etwas für mich gebraucht zu haben . . ., doch mehr schulde als vorher . . . All mein Glück geht zu Grunde, meine Frau zehrt sich ab, ich kann nicht komponieren, mein Talent nicht geltend machen, meine ganze Zukunft wird zerstört." Er will das Darlehn durch seine Lebensversicherung sicher stellen und bittet dringend, b a l d zu helfen, sonst „ist es zu spät, und Gott weiß, was aus mir werden wird". Röckels Onkel, der Hofkonditorei-Rechnungsführer Alexander Röckel in Weimar, an den sich August auch gewandt hatte, obwohl er dessen bescheidene Verhältnisse kennen mußte, antwortet darauf zugleich im Namen von Karl Hummel ziemlich schroff ablehnend.

Ein Jahr später war die Lage nicht besser, sondern eher schlimmer geworden. Am 21. September 1846 richtete Röckel ein langes Schreiben an Lüttichau, in dem er seine verzweifelten Verhältnisse schildert und um radikale Hilfe bittet. „Was mir nötig ist, was mir allein helfen kann, ist ein Vorschuß, der alle meine Schulden tilgt, und eine Gehaltserhöhung, die mir es

möglich macht zu leben, ohne neue Schulden einzugehen. Eine möglichste Erhöhung meines Gehalts würde selbst nicht hinreichen, denn die Abzahlung des Vorschusses würde mein Einkommen wieder unzureichend machen.“ Schon im Frühjahr habe er daran gedacht, um eine Anstellung seiner Frau zu bitten. „Es handelt sich jetzt nicht für sie darum, unter den früheren Voraussetzungen und Ansprüchen in ein bestimmtes erstes Fach einzutreten, sondern bloß, durch eine dem Institute nützliche Mitwirkung eine Verbesserung meiner Verhältnisse möglich zu machen. Die Anstellung einer geübten Schauspielerin stellt sich bei Besetzung so vieler Stücke, wo teils Frl. Bayer, teils Madame Mitterwurzer und Meier Rollen übernehmen müssen, die nicht eigentlich für sie passen, als vollkommen gerechtfertigt hin, und meine Frau, in einer so guten Schule aufgewachsen, in allen Fächern bewandert, würde bald sich als eine nützliche Acquisition erweisen.“ Aber er sah sich gezwungen, von diesem Gesuch abzusehen, weil seine Frau sich in gesegneten Umständen befand. Seine Hoffnung, sich durch äußerste Sparsamkeit bis zu ihrer Entbindung durchzuschlagen, erwies sich als trügerisch. „Alle Quellen sind erschöpft, was ich an Wert besaß, ist verpfändet, meine Gehaltsquittungen bis Neujahr mußte ich zur Beruhigung einiger Gläubiger weggeben, während ich von andern mit gerichtlicher Verfolgung bedroht werde. So besitze ich denn im vollen Sinne jetzt gar nichts und sehe mich in wenig Tagen mit Schande und Ruin bedroht ... Fehlt mir der Beistand Eurer Exzellenz, so kann ich das Ende dieses Monats nicht mehr abwarten, mit Aufgebung meines ehrbaren Namens muß ich, meine Mobilien zu Gelde machend, um meiner Familie einige Unterstützung zu hinterlassen, nach England flüchten, um Schutz vor der augenblicklichen Verfolgung meiner Gläubiger zu finden und mir eine Zukunft zu gründen.“ Der Brief scheint unbeantwortet geblieben zu sein.

Im Juni 1847 bat er nochmals um ein Engagement seiner Frau. Sein Gesuch wurde jedoch abgelehnt, und wenn Lüttichau die Sache nicht aus den Augen zu verlieren versprach, so war das ein schlechter Trost. Auch die Gewährung eines nochmaligen Vorschusses von 200 Talern unter nachsichtigen Rückzahlungsbedingungen, die Lüttichau wohlwollend befürwortete, „da Röckel allerdings bei einem Gehalt von 800 Talern sich mit seiner Familie nur bei großer Einschränkung erhalten kann, dabei aber durch Fleiß und Brauchbarkeit dem Institute nützlich zu machen sich bestrebt,“ nützte ihm nicht viel. Ein Schreiben aus Bremen vom 6. Juli d. J. beweist, daß er ernstlich an eine Auswanderung nach Amerika dachte.

So war Röckel in der Lage eines Menschen, der den Boden unter seinen Füßen wanken sieht, als das Jahr 1848 herannahte, und diese verzweifelte Lage hat ohne Frage viel dazu beigetragen, wenn er sich mit leidenschaftlichem Ungestüm in das revolutionäre Treiben stürzte. Wohl mag er stets politische Interessen gehabt haben. Wenn man seinen eigenen späteren Mitteilungen Glauben schenken darf, so hat er als fünfzehnjähriger Knabe, als er gerade noch rechtzeitig nach Paris kam, um die Stürme der Julirevolution an sich vorüberbrausen zu sehen, ihre Bedeutung begriffen; er kam damals mit Lafayette, Lafitte, Marrast und andern Volksmännern in Berührung, und

später führte ihn der Zufall in die Kreise spanischer und portugiesischer Flüchtlinge, deren Erzählungen vom Treiben des Don Carlos und des Thronräubers Don Miguel sein Herz mit Bitterkeit erfüllten. Auch der Aufenthalt in England hat sein politisches Denken beeinflußt[1]). Sein Oheim Hummel warnt ihn einmal (3. September 1836): „Mische Dich und sprich durchaus nichts über Politik; denn das ist verlorne Zeit und bringt Dir kein Geld ein, sondern raubt Dir die beste Zeit für Dein Studium; sage nur immer, Du verstehst Dich auf dergleichen Dinge nicht, so bekommst Du Ruhe." Aber das ist auch die einzige Stelle in den uns vorliegenden Briefen bis zum Jahre 1848, die auf Beschäftigung mit Politik deutet. Erst als die revolutionäre Bewegung um sich griff und Röckel selbst das Bewußtsein hatte, nicht mehr viel verlieren zu können, fing er an, tätigen Anteil an den Vorgängen zu nehmen, und zwar sofort in ultraradikalem Sinne. Ebenso wie Wagner, der sich seinem eigenen Zeugnis nach auch bis dahin eigentlich nie mit Politik beschäftigt hatte[2]), trat Röckel dem entschieden demokratischen Vaterlandsverein bei; das Manifest desselben vom 9. Juli 1848 trägt auch seine Unterschrift. Besonders beschäftigte ihn die Frage einer Organisation der Volksbewaffnung; angeregt durch einen Freund — der wohl kein andrer als Wagner war — schrieb er, wohl schon im Mai 1848, eine kleine Broschüre „Die deutsche Volksbewaffnung"[3]), der bald darauf eine ausführlichere Schrift über denselben Gegenstand folgte[4]).

Niemand sah mit bangerer Sorge diesem Treiben zu als Vater Röckel in York, der stets mit Interesse die politischen Vorgänge verfolgt hatte, aber mit der Ruhe des Alters der Bewegung sehr skeptisch gegenüberstand. Schon am 5. Juni schrieb er seinem Sohne: „Ich möchte Dir als politischem Schriftsteller empfehlen, Dich zu hüten, daß es Dir nicht wie dem irländischen Agitator Mitchell ergeht, der letzte Woche zu vierzehnjähriger Transportierung abgeführt wurde. Deutschland kann nur einen Föderativstaat bilden, auf etwas andres werden seine größeren Teile, als Österreich, Preußen, Bayern, Württemberg, sich nie einlassen — sie werden eher ihre Deputierten von Frankfurt zurückberufen — was wollen dann die Demagogen in Baden und Sachsen ausrichten? Die Hauptschreier setzen sich — wenn's noch glimpflich abläuft — der Verbannung aus und machen sich und ihre Familien unglücklich. Bedenke dies und überlasse das Agitieren denen, die nichts zu verlieren haben. Ich dächte,

[1]) Vgl. Röckel, Sachsens Erhebung und das Zuchthaus zu Waldheim. S. 16 f.

[2]) Daß Röckel der „Mephistopheles war, der Wagner-Faust in die politische Hexenküche führte und ihm im Spiegel demokratischer und sozialistischer Ideen ein ideales Zukunftsbild" zeigte, daß „sein Einfluß auf Wagner fast dämonisch war" (Dinger, Richard Wagners geistige Entwicklung, S. 96), beruht wohl auf einer gründlichen Verkennung des beiderseitigen Verhältnisses.

[3]) „Die deutsche Volksbewaffnung". Von A. R. Dresden, in Commission bei Adler & Dietze. 1848.

[4]) „Die Organisation der Volksbewaffnung in Deutschland mit besonderem Bezuge auf Sachsen". Eine Denkschrift an die deutsche Nationalversammlung zu Frankfurt und an alle deutschen Regierungen. Auf Grund der Berathungen einer vom deutschen Vaterlandsvereine zu Dresden berufenen Commission bearbeitet von A. Röckel. Dresden, Adler & Dietze. 1848.

für Frau und Kinder hättest Du ganz genug zu sorgen." Gleich verständige Warnungen enthalten Briefe aus den folgenden Monaten — aber der Stein war im Rollen und nicht mehr aufzuhalten.

Niemand kann es dem Generaldirektor v. Lüttichau verdenken, daß er einen Beamten, der entschieden feindselig der Monarchie gegenübertrat, nicht länger halten mochte, zumal er seine dienstlichen Pflichten mehr und mehr vernachlässigte. Ihn schützte nicht, wie Wagner, eine lebenslängliche Anstellung. So wurde ihm denn auf einen Vortrag Lüttichaus vom 2. August, in dem die Befürchtung ausgesprochen wird, „daß die Richtung seiner Tätigkeit, welche er eingeschlagen zu haben scheine, ihn nur immer mehr von der Hingebung an die Beschäftigungen entfernen werde, deren ganzer Umfang seine volle Kraft und Liebe in Anspruch nehmen sollte", durch Allerhöchstes Reskript vom 10. August 1848 seine Stellung für den 1. April 1849 gekündigt.

Kurz darauf begann Röckel eine politische Wochenschrift unter dem Titel „Volksblätter" herauszugeben, die einen extremen Standpunkt vertrat und ziemlich weite Verbreitung fand. Um sich seiner neuen Tätigkeit ganz widmen zu können, bat er in einer Eingabe vom 8. September 1848 Lüttichau um die Gewährung eines mehrmonatlichen Urlaubs; er bezog sich darauf, daß er seit seiner Anstellung im Jahre 1843 „bei einer fortdauernd größeren Beschäftigung als die beiden Herren Kapellmeister zusammen" nur vierzehn Tage Urlaub gehabt habe. Selbst jetzt noch bewährte sich Lüttichaus Wohlwollen. Zwar wurde das Urlaubsgesuch durch Reskript vom 21. September abgelehnt, aber Röckel zugleich seine Entlassung zum 1. Oktober und die Gewährung seines Gehalts bis zum 1. Januar 1849 angeboten; und als Röckel darauf nicht einging, sondern sein Gehalt bis zum Ablauf des Kontrakts beanspruchte, befürwortete Lüttichau auch dieses Gesuch. Aber eben in diesem Augenblick machte das Stadtgericht eine Untersuchung wegen Preßvergehen gegen Röckel anhängig, und die natürliche Folge war, daß am 5. Oktober statt der Entlassung seine Suspension vom Dienste verfügt wurde, die dann nicht mehr rückgängig gemacht worden ist.

Röckels weitere Anteilnahme an den Bewegungen der Jahre 1848 und 1849 ist bekannt. Nachdem er im November wegen eines unter den preußischen Truppen verbreiteten offenen Briefes festgenommen, aber nach dreitägiger Haft gegen eine von einem ihm unbekannten Gönner gestellte Kaution von 10000 Talern entlassen war, wurde er als Vertreter von Limbach bei Chemnitz in die zweite Kammer des Landtages — des sogenannten Unverstandslandtages — gewählt; um etwaige Zweifel an seiner Staatsangehörigkeit zu beseitigen, hatte die genannte Gemeinde eine kleine Besitzung in Kreischa erworben und ihm geschenkt: er hat dies sein Besitztum nie gesehen! Die „Volksblätter" zogen ihm in den nächsten Monaten wiederholt Untersuchungen zu, die jedoch zu keiner Verurteilung führten. Unmittelbar nach Auflösung des Landtages (30. April 1849) begab er sich auf den Rat seiner Freunde mit einem auf den Namen des Dr. med. Florenz Schulze lautenden falschen Passe und einem Empfehlungsschreiben des bekannten russischen Demagogen Michael Bakunin, der vorübergehend bei ihm gewohnt hatte,

nach Prag, kehrte aber, veranlaßt durch einen vielbesprochenen Brief Richard Wagners vom 2. Mai 1849[1]), nach nur dreitägigem Aufenthalt nach Dresden zurück. Als er am Nachmittage des 6. Mai dort anlangte, tobte in den Straßen der Kampf; Röckel stellte sich sofort der provisorischen Regierung zur Verfügung. Aber schon in der Nacht vom 7. zum 8. Mai ereilte ihn sein Schicksal; im Begriff, einen Zuzug aus der Gegend von Plauen nach Dresden zu führen, wurde er von einer Reiterpatrouille festgenommen — weniger glücklich als Wagner, dem es bekanntlich in der folgenden Nacht gelang, zu entfliehen.

Über die Vorgänge dieser stürmischen Tage, die lange Untersuchung, die ihnen folgte und mit der Verurteilung Röckels zum Tode endete (Januar 1850), über seine Begnadigung zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe und über die zwölf qualvollen Jahre, die er dann im Waldheimer Zuchthause zugebracht, hat er selbst in der eingangs dieses Aufsatzes erwähnten Schrift, dem „furchtbaren" Buche, wie es Richard Wagner einmal nennt, ausführlich berichtet[2]). Es ist selbstverständlich, daß dieser Bericht durchaus einseitig ist und allenthalben der Kritik bedarf. Doch müssen wir vorläufig davon absehen, näher darauf einzugehen; eine unbefangene Darstellung der Vorgänge kann nur im Zusammenhange mit der gesamten Zeitgeschichte gegeben werden und würde die Durcharbeitung eines umfassenden und zum Teil noch nicht zugänglichen Aktenmaterials voraussetzen. Wenn Röckel länger als irgendeiner seiner Leidensgenossen seine Strafe zu verbüßen hatte, so liegt dies daran, daß er hartnäckig sich weigerte, ein Begnadigungsgesuch einzureichen; als er sich schließlich, halb gezwungen, doch dazu entschloß, fiel es so aus, daß seine Gewährung kaum möglich erschien. Wiederholt hatte seine Frau, die in Weimar hauptsächlich durch die edelmütige Unterstützung ihres Schwagers Eduard lebte, Begnadigungsgesuche eingereicht; die Tochter Louisabetha, seit 1856 Mitglied der Weimarer Bühne, begab sich im Herbst 1861 selbst nach Dresden, um den König um Begnadigung des Vaters zu bitten[3]). Sie hatten schließlich doch Erfolg. Am 9. Januar 1862 wurde Röckel angekündigt, daß der König seine Entlassung aus dem Zuchthause angeordnet habe unter der Bedingung, daß er binnen 24 Stunden das Königreich Sachsen zu verlassen habe und nie wieder dahin zurückkehren dürfe.

Röckel war ein Mann von körperlicher Kraft und geistiger Elastizität; so hat er denn trotz der langen Leidenszeit das Zuchthaus ungebrochen verlassen. Seinem eigentlichen Berufe war er freilich verloren; er wandte sich

[1]) Jetzt wortgetreu abgedruckt bei H. St. Chamberlain, Richard Wagner. S. 123. Vgl. „Deutsche Rundschau," 1905, Bd. CXXIII, S. 4, Anm. 4.

[2]) „Dein Buch ist furchtbar! Mit dieser Bescheidenheit, Ruhe, unerschütterlichen Menschenliebe, dies Alles dargestellt, ist diese Lectüre geradeweges mordbrennerisch aufregend! Du bist doch einer der merkwürdigsten Menschen, und Gott weiß wozu Du noch gemacht bist. Mit Deinem Glauben mußt Du Berge versetzen können . . . Ich habe Dein Buch geradeweges gefressen." Wagner an Röckel, 7. März 1865. — Briefe an A. Röckel von Richard Wagner. Herausgegeben von La Mara. S. 82 f.

[3]) Vgl. die rührende Selbstbiographie der jugendlichen Künstlerin in M. Perels Deutscher Schaubühne. 1866. Bd. VII, Heft 5, S. 75 ff., besonders S. 79.

der journalistischen und literarischen Tätigkeit zu. Seit 1863 redigierte er die „Reform" in Frankfurt a. M.; 1866 siedelte er dann nach München über, wo eben damals Richard Wagner sich der höchsten Gunst des Königs Ludwig II. erfreute, und von dort bald darauf nach Wien, wo ihm die Redaktion der „Kleinen Presse" übertragen wurde. In München war er auch mit Franz Liszt in persönliche Beziehung getreten; dieser schreibt über ihn am 16. Oktober 1867 an seinen Oheim Eduard in Wien: „Nächstens besucht Dich August Röckel. Unter diesem Namen stellst Du Dir wahrscheinlich einen ultrarevolutionären Wühler vor. Anstatt dessen findest Du einen milden, gebildeten, humanen, vortrefflichen Menschen. Ich wünsche, daß Du mit ihm freundschaftlichen Verkehr pflegst und empfehle ihn Dir bestens. Seine Tochter (am Burgtheater) ist Dir wohl bekannt, und Du weißt von seiner alten Freundschaft mit Wagner und Bülow. Persönlich habe ich Röckel erst hier kennen und schätzen gelernt" [1]). Den gleichen gewinnenden Eindruck machte Röckel auch auf andre. A. Jensen, der ihn 1865 in München bei der ersten Tristanaufführung traf, nennt ihn einen Menschen von tiefem Gemüt und eminenten Kenntnissen [2]).

Während seines Wiener Aufenthalts war Röckel noch manches Leid beschieden. Am 19. September 1870 starb in Köthen sein hochbetagter Vater, der bereits seit 1853 wieder in Deutschland lebte. Noch schmerzlicher traf ihn der Tod seiner treuen Lebensgefährtin Caroline; sie starb am 5. Juni 1871. Doch konnte er sich auch der großen künstlerischen Erfolge seiner ältesten Tochter Louisabetha freuen, die 1866—1871 (und dann wieder 1879—1896) zu den Zierden des Wiener Burgtheaters gehörte.

Im Jahre 1875 traf Röckel ein Schlaganfall, von dem er sich nicht wieder ganz erholte. Am 18. Juni 1876 starb er in Budapest, wo er sich vorübergehend bei seinem jüngsten Sohne Richard aufhielt.

---

[1]) Fr. Liszts Briefe. Herausgegeben von La Mara. Bd. II, S. 106. Über Röckels Beziehungen zu v. Bülow vgl. H. v. Bülow, Briefe und Schriften. 1900. Bd. V, S. 67 f., 71.

[2]) Glasenapp, Bd. III, 1, S. 80 f. Vgl. auch die Schilderung von Lubojatzky aus dem Jahre 1849 (bei Oesterlein, Katalog einer Richard Wagner-Bibliothek, Bd. IV, S. 120): „Sein wohlbeleibtes Aeußere wies nichts von dem Grimme seiner Schreibweise. Das volle runde Gesicht mit den blauen Augen sah höchst gemütlich aus, das lichte Haar, auf eine Seite gescheitelt, fiel in den Nacken lang herab und kündete in Harmonie mit der Brille, die er für jetzt über die Augen hinaus auf die Stirn geschoben, den Mann des Volkes und der Feder."

Blätter aus meinem amerikanischen Tagebuche.

Von

Msgr. Grafen Vay von Vaya und zu Luskod.

VI. Arbeit.

Arbeit als solche ist das, was jeden bei seiner Ankunft in den Vereinigten Staaten am meisten in Staunen setzt — Arbeit in all ihrer Stärke, Arbeit in all ihrem Umfange, Arbeit in all ihrer Wichtigkeit — Arbeit, die das tägliche Brot verschafft und Reichen und Armen zu tun gibt — Arbeit, die das Ganze der Existenz in sich begreift — Arbeit, die mit dem Gedanken des irdischen Lebens identifiziert worden — Arbeit, die der vornehmste Gegenstand des Daseins und sein höchstes Ideal ist.

Tätigkeit in den Vereinigten Staaten bedeutet etwas ganz andres als bei uns: sie ist alles und alles wird Tätigkeit. Anstrengung und Erholung, Stunden im Kontor oder zu Hause — nur da ist Vergnügen, wo es etwas zu tun gibt. Die alte Idee des dolce far niente ist hier unverstanden und unverständlich. Ich hatte bereits in meinen ersten Eindrücken von Amerika zu erwähnen Gelegenheit, daß, sich abzuarbeiten, sei es nun zur Beschaffung von Subsistenzmitteln oder als Zerstreuung oder als Gewohnheit, eine Notwendigkeit des Lebens wird.

Man muß sich im Gange halten; Rast ist unbekannt und wird, wenn immer möglich, vermieden; es sei denn, daß sie durch allgemeinen Zusammenbruch erzwungen wäre. Bewegung und Energie sind die Antriebe, die jeden Amerikaner beherrschen, so sehr, daß, wenn er sich setzt, sein Stuhl ein Schaukelstuhl sein muß, damit er, selbst wenn er ausruht, eine Tätigkeit irgendwelcher Art fortsetzen kann.

Der Tag beginnt früh, ungefähr zwei Stunden früher als in England, und nach einer eiligen Toilette und einem hastigen Frühstück beginnt das Stürzen nach den Fabriken und Geschäftsräumen. Dort wird unter gesteigertem Druck gearbeitet. Natürlich bleibt keine Zeit, um für das Mittagsmahl nach Hause zu gehen, ja nicht einmal, um überhaupt geeignete Nahrung zu sich zu nehmen. In der Tat, die Restaurants und „Luncheonbars" würden sich umsonst bemühen, wenn sie eine gute Küche und wohlbesetzte Tafel ankündigen wollten; um die Vorübergehenden anzuziehen, hängen sie vielmehr Anzeigen aus

mit Inschriften wie: „Quick Lunch“, „Hasty meals“, „Chops to the minute“. So sehen wir oft, wenn wir um Mittag an eine Bureautür kommen, eine Karte mit den Worten: „Away for lunch; back in five minutes“ — „Aus zum Lunch, zurück in fünf Minuten.“

Der Rest des Tages, der Woche, des Jahres wird in derselben Weise verbracht. Die Beschäftigung mag verschieden sein, aber sie ist immer da, massenhaft und aufgehäuft. Diese Belastung des Daseins, die gleich stark für den Arbeiter wie für den Kapitalisten ist, gibt dem amerikanischen Leben seinen Hochdruck.

Mag man bei der Ankunft inmitten dieses unzusammenhängenden und wirbelnden Getöses auch noch so verwirrt sein, man wird dadurch doch mechanisch wie durch eine größere Gewalt mit fortgerissen und wider Willen ein Atom in dem allgemeinen Aufruhr. Man gewöhnt sich daran, denn es wird eine Notwendigkeit, und man paßt sich dem neuen Leben an.

Wir sehen Leute aus allen Teilen der Welt kommen: schlaue und steifnackige Teutonen, lässige Sprößlinge der lateinischen Rassen, Orientalen von unbestimmbarer Eigenschaft — sie verschmelzen zu einem Potpourri wie in einem siedenden Kessel. Alles kocht und ist in Wallung; alles um uns her steht in Glut. Wenn ich in den Seiten meiner Notizbücher blättere, ist es schwer, sich vorzustellen, daß es möglich sei, in dem Zeitraum von vierundzwanzig Stunden alles zusammenzubringen, was in der Geschichte eines Tages verzeichnet ist.

Der Morgen begann gewöhnlich in einer der Vorstadtkirchen; hierauf besuchte ich eine der Gemeindeschulen; der größere Teil des Vormittags ward den Erziehungs- und Wohltätigkeitsanstalten gewidmet. Oft hatte ich in den Bibliotheken zu tun und häufig ward ich in die Druckerei gerufen. Am frühen Nachmittag begegnete ich solchen, mit denen ich Geschäfte zu erledigen oder Verkehr hatte, und es war zu dieser Stunde, daß mir der Vorzug zuteil ward, in den verschiedenen Städten, in denen ich weilte, mit kirchlichen und bürgerlichen Würdenträgern in Berührung zu kommen. Später am Tage erwiderte ich Besuche oder genoß die Gastfreundschaft zahlreicher Bekannten.

Aber zu jeder Zeit und in jeder Sphäre war es die Anspannung der Arbeit, die mich zumeist in Staunen setzte. Diese Arbeit unterschied sich so sehr von dem, was ich mit dem Worte zu verbinden gewohnt war. Hier bedeutet sie nicht nur das Vollbringen, sondern umfaßt alle Funktionen des Lebens. Sie bringt in alle Erscheinungsformen und bildet die Grundlage alles Tuns und alles Interesses.

Es verlohnt sich zu beobachten, wie die Arbeit zwischen den mannigfachen großen und kleinen Faktoren verteilt und vervielfältigt ist. In der Tat ist sie eine riesige, unsichtbare Maschine, in der jeder einzelne, hoch oder niedrig, die Rolle eines der Räder spielt; jedes dreht sich, jedes wirbelt; jedes ist in unaufhörlicher Tätigkeit.

So geschah es, daß ich selbst gezwungen war, mehr und mehr ein winziger Teil dieser Maschinerie zu werden; aber diese Tatsache erhöhte beträchtlich den Wert meines Aufenthaltes und gab mir Gelegenheit, in diesem Lande wie

ein Bürger der Staaten zu leben. Außer meiner Missionsarbeit hatte ich mehrere Artikel zu schreiben und ward aufgefordert, an den verschiedenen Orten, an denen ich weilte, Vorträge zu halten.

Die Zuhörerschaft und die Vorträge wechselten je nach der Art der Städte, in denen ich sprach; aber ich war immer geschäftig, immer „im Gang", und kam zu dem angenehmen Schluß, daß die Arbeit in der Neuen Welt, wenn zuweilen übermäßig, doch statt einer Last vielmehr ein Genuß ist.

Was die Zuhörer betrifft, denen ich begegnete, so hätte niemand sich sympathischere wünschen können. Um damit zu beginnen, so haben sie für den gewählten Gegenstand ein aufrichtiges Interesse, sie würden sonst einfach nicht kommen; einmal da, wollen sie auch etwas mit sich nehmen. Ich darf dies ganz allgemein sagen; aber die bezeichnendste Erfahrung, die mir ward, machte ich in New York selbst gelegentlich einer Vorlesung in dem großen Katholischen Klub, wobei Seine Gnaden der Erzbischof Farley zu präsidieren freundlich genug war. Er ist ein regelrechter Amerikaner in dieser Hinsicht, daß er immer Zeit findet, jeden Versuch für das Wohl der Armen oder das Interesse der Kirche zu ermuntern und durch seine Gegenwart zu fördern. Natürlich ward von allen Anwesenden Teilnahme für die gemeinsame Sache gezeigt. Ein andres Mal sprach ich in der großen Gildenhalle von Waldorf Astoria vor einer Versammlung aller Konfessionen. Die Zuhörer repräsentierten zumeist die höchsten Kreise der Metropole, und wenn es schon schwer ist, vor einem fremden Publikum zu sprechen, dann ist es besonders so vor einer Zuhörerschaft aus der Sphäre des Reichtums und der Mode. In den alten Ländern ist sie natürlich die zurückhaltendste und kälteste. Hier ward mir eine angenehme Überraschung: alle, die gekommen, waren höchst enthusiastisch und — es muß zu ihrem Lobe gesagt werden — alle besaßen die in unsern höheren Kreisen so oft fehlenden Kenntnisse, die erforderlich sind, um dem Gedankengang des Redners zu folgen.

Ein andrer großer Vorzug, den die Arbeit in diesem Teile der Welt hat, ist die Leichtigkeit, ich möchte sagen Einfachheit, mit der alles getan wird. Mag es sich um des Geistes oder der Hände Werk handeln, um leichtes oder schwieriges, kleines oder großes, von geringer oder hoher Wichtigkeit: man wird es immer in der gleichen Weise angreifen. Vom bescheidenen Schreiber, dessen einziger Apparat eine Füllfeder ist, bis zum Beamten, der ein Portfolio unter dem Arme trägt, ist das Werkzeug auf ein Minimum reduziert. Dies Prinzip ist in Werkstätten und Geschäftsräumen wahrnehmbar. Alles was überflüssig ist, wird beseitigt. Für das Unnütze ist kein Raum.

Wenn wir die Untersuchung weiter treiben, werden wir finden, daß die nämliche Tendenz auf allen Gebieten der Arbeit und in jeder Art des geschäftlichen Verkehrs sich offenbart. Einfachheit herrscht als Höchstes. Wir sehen sie auch in den Fabriken, wo jede unnötige Ermüdung auf das sorgfältigste vermieden wird; ebenso bei den Unternehmungen der größeren Gesellschaften, wo zwei oder drei Direktoren freundschaftlich zusammentreffen, um in wenigen Minuten die Plazierung von Millionen zu beschließen. Die Formalitäten und Zeremonien der alten Welt erläßt man sich.

Wenn schon, wo es sich um Millionen handelt, keine Zeit zu verlieren, so ist dies noch weniger der Fall unter denen, die Werkzeuge handhaben. Ich möchte sagen, der vornehmste Zug amerikanischer Arbeit sei, daß es in ihr keine Verschwendung gibt, weder von Zeit noch von Mühe. Die Art, in der der Arbeiter sich den Bedingungen der Zeit und des Ortes anpaßt, gibt der amerikanischen Arbeit ihren Charakter. Er braucht weniger Zeit als in andern Ländern und bringt mehr fertig. Wir dürfen nicht außer acht lassen, daß es sein Vorteil ist, so viel wie möglich zu schaffen. Er arbeitet gewöhnlich auf Stücklohn; er wird deshalb nicht nach der Stunde bezahlt, sondern für das, was er zu stande gebracht hat. Es ist natürlich, daß er alle Fähigkeiten, die er besitzt, anzuwenden sucht, um mehr zu verdienen. Wenn er nach Zeit arbeitet, steht er unter strenger Aufsicht, und der Hochdruck in den Fabriken ist ein solcher, daß er, wenn er der Arbeit nicht gewachsen ist, sofort entlassen wird.

Wenn man eine Fabrik besucht, während sie in Tätigkeit ist, wird man ganz verwirrt von dem scheinbaren Durcheinander von Maschinen und Menschen.

Alles bewegt sich, dreht sich, hämmert oder wirbelt. Sieht man näher zu, dann beginnt man zu merken, daß, was ein Chaos und ein mißtöniger Lärm von Klang und Bewegung zu sein schien, harten und festen Regeln folgt. Wie jede Umdrehung eines Rades angeordnet ist und jeder Hammer auf Befehl schlägt, so bewegt sich auch jedes menschliche Glied nur in Übereinstimmung damit; und wie jedes Rad oder jeder Hebel der gewaltigen Maschinerie nur eine gewisse Funktion ausübt und nur einen Teil eines Artikels hervorbringt, so ist auch jede menschliche Hand nur mit einem Einzelding beschäftigt, verrichtet und wiederverrichtet immer nur die gleiche Arbeit, verfertigt immer nur das gleiche Werk.

Ob es für den einzelnen ein Vorteil, so zu verfahren, ist eine andre Frage. Man darf bezweifeln, daß es für einen Menschen wünschenswert sei, ein Stück Maschine zu werden. Doch das liegt außerhalb unsres Gegenstandes. Hier will ich nur von der Teilung der Arbeit sprechen, die geradezu wunderbar und so verwickelt ist, daß sie für den Nichteingeweihten fast unverständlich bleibt. Dennoch ist sie, wie alles in diesem Lande, das Ergebnis einer organischen und natürlichen Entwicklung, die wir in jeder Phase des sozialen Lebens bemerkt haben. Die Geschichte eines der großen kommerziellen Unternehmen zu hören, klingt fast wie ein Feenmärchen, obwohl sie nicht von verzauberten Wäldern und schlafenden Schönen erzählt: es ist eine neue Ausgabe im Einklang mit diesem Zeitalter des Rauchs und der Erfindung. Wir vernehmen kaum glaubhafte Beschreibungen der Zeit, in der diese fürchterlichen Städte, die uns umgeben, Wildnisse und Prärien waren, mit nur ganz wenigen hölzernen Hütten, von Abenteurern bewohnt, die gekommen waren, einen Lebensunterhalt zu suchen. Um ihnen, was sie täglich brauchten, zu bringen, kamen von Zeit zu Zeit Hausierer und errichteten gelegentlich Buden. Das war der Anfang jener Riesenunternehmen, die wir heute bewundern.

Nur auf diese natürliche Weise, indem das Angebot im Verhältnis zur Nachfrage wuchs, können wir das Wachstum dieser Gründungen und ihr verwickeltes Organisationssystem erklären. Das Personal paßte sich den Be-

dingungen an und ward vermehrt, bis es seinen gegenwärtigen Umfang erreicht hatte. Wenn man die Runde macht durch die Werkstätten und Abteilungen eines Etablissements, wie Marshal, Field & Co., des Stolzes von Chicago, das begründet ward, als diese Stadt, die sechste in der Welt, kaum begonnen war, dann werden wir mit Staunen erfahren, daß es als ein kleiner Laden von den gegenwärtigen Eigentümern eröffnet ward.

Sind also in den Fabriken das Verhältnis von Zeit und Mühe, der intensive Fleiß und die bis ins kleinste gehende Teilung der Arbeit die hervorstechendsten Züge, so ist es die Organisation, die in den Warenhäusern den größten Eindruck macht. Wenn wir diese riesenhaften Gebäude sehen, die mit ihren unzählbaren Stockwerken beinahe die Wolken berühren und in denen Dutzende von Fahrstühlen beständig auf- und niederschießen, Hunderte von Angestellten geschäftig sind und Tausende von Kunden Einkäufe machen; wenn wir diese ungeheuren Menschenmengen sich hierhin und dorthin durch das Gedränge ihren Weg mit dem Ellbogen bahnen sehen: dann fragt man sich wohl, wie es möglich ist, all dies zu organisieren und in Ordnung zu halten.

Es würde allerdings unmöglich sein, solch ein Etablissement mit einem Schlage zu schaffen. Es konnte zu seinem gegenwärtigen Umfang nur naturgemäß wachsen und sich entwickeln; und dieses organische Wachstum ermöglicht es den größten Handelsunternehmungen, die Einheitlichkeit und innere Kraft zu bewahren, die sie hatten, als sie durch das Genie eines einzelnen ins Leben gerufen und geleitet wurden. So kommt es, daß der Direktor, der oft der Eigentümer oder meistbeteiligte Aktionär ist, die Fäden jedes Departements in seinen eigenen Händen hält, den kleinsten Details seine Aufmerksamkeit schenkt und seinen Angestellten die weiteste Gelegenheit gibt, zu zeigen, was sie wert sind.

So sind die gewaltigsten Magnaten der Arbeit emporgestiegen. Zuweilen sind sie vom ersten Anfang an, als sie Streichhölzer auf den Straßen verkauften, ihre eigenen Herren gewesen; zuweilen sind sie als Laufburschen und dergleichen von andern beschäftigt worden. Der Kreis ihrer Tätigkeit erweiterte sich mit ihrem Alter und gemäß ihrer Befähigung. Der ganze Vorgang ist höchst lehrreich, und wir sehen dieselbe natürliche, man möchte sagen organische Beziehung zwischen der Entwicklung des Individuums und seinem Geschäft. Der Mann und sein Unternehmen haben sich, durch die Kontinuität unaufhörlicher Arbeit, zusammen entwickelt: das Geschäft erreichte seine mannigfaltige Ausdehnung, und die Geschäftstüchtigkeit des Eigentümers wuchs. Nur so läßt sich der Typus des großen amerikanischen Geschäftsmannes erklären, der jeden Zweig seines Etablissements unter eigner Aufsicht hat, grade so wie in den alten Tagen, als sein ganzer Warenvorrat in eine Schachtel ging.

Um eine Vorstellung von der Ausdehnung zu geben, zu der ein Unternehmen gebracht werden kann, brauchen wir nur auf solche Firmen wie Carnegies Stahlwerke, Rockefellers Petroleumausbeutung, Pullmans Wagenfabrik und so manche andre Betriebe hinzuweisen, die sich meist meilenweit erstrecken und zahllose Hilfszweige umfassen. Zur Leitung solch einer Riesen-

anstalt, in der Tausende von Seelen tätig sind und Millionen von Dollars stecken, bedurfte es eines besondern Geschlechts der Menschheit.

Die Männer an der Spitze dieser Etablissements, mit Einkommen, größer als die der Botschafter in andern Ländern, sind ihrerseits in der Atmosphäre unablässiger Arbeit aufgewachsen. Aber was immer auch der Umfang einiger dieser Betriebe, in deren statistische Einzelheiten wir nicht eingehen, so ist nicht eines, und mögen zehntausend Hände darin tätig, groß und klein ganzer Bevölkerungen daran beteiligt sein, das uns nicht mehr noch als durch seine Größe dadurch imponiert, daß es Respekt vor der Arbeit lehrt. Dieser Respekt ist einer der wesentlichen Züge, die uns amerikanisches Leben verständlich machen. Wenn in diesem Lande jedermann arbeitet, so wird er sich auch zugleich bemühen, seine Arbeit so einträglich wie möglich zu gestalten. Arbeit, die nicht gut bezahlt wird, würde nicht begriffen werden. Arme und Reiche sehen in gleicher Weise auf den Lohn.

Je reicher und unabhängiger der Mann ist, um so höher werden seine Preise oder seine Ansprüche auf Lohn sein. Um größere Einnahmen zu haben, muß man zunächst vermögend sein. Anders als in den alten Ländern ist der Gedanke, daß Leute mit bequemem Einkommen kein Geld verdienen sollten, hier ebenso unfaßbar wie der, daß selbst die Reichsten, wenn sie arbeiten, dies umsonst tun oder wenigstens den Schein davon wahren müßten.

Die falsche Scham vor der Arbeit, eine der Kehrseiten unsres sozialen Lebens, ist in Amerika unbekannt. Freilich würde niemand zu arbeiten anfangen, ohne vorher seinen Preis zu bestimmen. Mag seine Arbeit einfach der Hände Werk oder geistiger Natur sein, im einen oder andern Falle hat sie ihren höheren oder niedreren Lohn; aber ein Geheimnis oder einen Irrtum darüber gibt es nicht. Man spricht so offen davon, wie von Wertpapieren und Hypotheken, und je höher der einzelne mit seinem Preise geht, desto ehrlicher wird er ihn bekannt geben. Der individuelle Wert hat seine Hausse und Baisse ebensogut, wie die Aktien sie haben, und die Klienten und Patienten setzen einen Stolz darein, wissen zu lassen, daß ihre Mittel es ihnen erlauben, den und den Rechtsanwalt, den und den Arzt zu haben.

Deswegen ist Amerika das Paradies aller Künstler, Vorleser und Schriftsteller, mit einem Wort aller geistig Arbeitenden geworden. Denn geistige Arbeit hat hier ein nicht minder ausgedehntes Feld, ist nicht geringer geschätzt und wird sicherlich nicht weniger freigebig bezahlt als jede andre Art von Arbeit. Die fabelhaften Honorare berühmter Sänger und Schauspieler sind sprichwörtlich, und eine sogenannte „Amerikanische Tournee" wird von allen aufsteigenden „Stars" als ein Eldorado betrachtet.

Und ein Eldorado ist sie für die Künstler in der Tat; denn während sie die Dollars einstreichen, genießen sie zugleich jeden gesellschaftlichen Vorteil, werden überall herzlich empfangen, werden in den exklusivsten Kreisen gefeiert und gelten, solange sie dort verweilen, als die Zierden der Salons. Wir müssen uns daran erinnern, daß Amerika das demokratische Land par excellence ist.

Demokratie, mit all ihren Tendenzen, offenbart sich überall und immer: nicht nur der Staat beruht auf demokratischen Grundsätzen, auch seine Bürger

sind durch und durch Demokraten. So ist auch die Auffassung von Arbeit und Arbeitern wesentlich demokratisch.

Wenn wir in dem Buch der amerikanischen Geschichte blättern, finden wir, daß, von den ersten Pionieren an, diejenigen, die das Land geschaffen haben, für ihren Lebensunterhalt arbeiten mußten, und daß sie ihren Erfolg durch Arbeit erzielt haben. Von Anfang an hatte die Arbeit ihren Wert und ihren Preis. Im Verlaufe der Zeit hat ihre Natur sich verändert, da die Individuen sich je nach der Sphäre der Tätigkeit unterschieden. Aber immer hat man Arbeit als das eine und einzige Mittel zu Lohn und Erfolg betrachtet. Ob diese nur genügten, die täglichen Bedürfnisse zu decken oder, später, zur Befriedigung höheren Ehrgeizes dienten: in jedem Falle war Arbeit das Mittel, das eine wie das andre zu erreichen, empfing als solches seine eigentümliche Bedeutung und erhielt dadurch nicht nur einen praktischen, sondern auch einen moralischen Wert.

VII. Geld und dessen Wert.

Da ich anfänglich für meine Vorträge kein Honorar beansprucht und meine Dienste gern umsonst geleistet hatte, wurde ich nun gebeten, mich der herrschenden Sitte zu fügen. Es ward mir angedeutet, daß das verdiente Geld immerhin zu milden Zwecken verwandt werden und eine Neuerung dieser Art in zweifacher Hinsicht unliebsame Folgen haben könnte. Erstens dürfte es nicht für alle meine Nachfolger, auch wenn sie es noch so sehr wünschten, durchführbar sein, die Kosten aus ihren eigenen Taschen zu bestreiten. Zweitens ziehe das Publikum vor, Eintrittsgeld zu zahlen, oder mindestens etwas zu den Ausgaben beizusteuern. So fühle jeder sich mehr zu Haus und frei von Zwang, stehe unter keiner Verpflichtung und — dies vor allem — genüge seinem Wunsche, unabhängig zu bleiben. „Kurze Rechnungen machen lange Freundschaften;“ und wenn in diesem Lande niemand für nichts arbeiten will, kann es anderseits auch niemand ertragen, einem andern verpflichtet zu sein.

Der Grundsatz ist einfach, der Begriff klar. Arbeit stellt nicht nur Tätigkeit, sondern die Potenz des Lebens dar; man könnte sagen, daß beide Ausdrücke bis zu einem gewissen Grade synonym sind: daß Arbeit in den Vereinigten Staaten wirklich Leben bedeutet.

Solche, deren Arbeit und Unternehmungen am erfolgreichsten gewesen sind, haben mir mehr als einmal gesagt, daß ihr Reichtum zu teuer erkauft worden sei. Wie manche Multi-Millionärs sind Opfer der tiefsten Melancholie! Die Dollarkönige, die von den Massen ihrer Landsleute als die Beneidenswertesten und Glücklichsten der Menschheit angesehen werden, klagen über Unglück gerade so sehr wie die elendesten Armen.

Furchtbar traurige, aber sicherlich höchst charakteristische Statistiken zeigen, daß Selbstmorde, die leider jedes Jahr zunehmen, mehr Opfer unter den begüterten Klassen als unter den Armen fordern. Solange man gezwungen ist, für die bloßen und ersten Notwendigkeiten des Lebens zu arbeiten, hat

man keine Muße für allzu vieles Denken. Nur wenn die Mittel der Existenz gesichert sind, und besonders wenn der Luxus leicht erreichbar ist, wird innere Unzufriedenheit sich regen und empfunden werden.

Wie oft habe ich Leute, die als die Muster des Erfolges galten, sagen hören: „Wenn ich von neuem zu beginnen hätte, so würde ich ganz anders leben.“ Oder auch: „Als wir arm waren, dachten wir, daß Reichtum uns glücklich machen werde; deshalb arbeiteten wir mit aller Macht, um reich zu werden. Wir kannten nicht Rast noch Ruh; wir opferten unsre Jugend und machten unser Leben hart. Wie die Jahre dahingingen, vernachlässigten wir alles, was nicht zu unserm materiellen Gedeihen beitrug. Infolge davon verdarb unser inneres Selbst, und wir wurden unempfindlich, so daß wir jetzt nicht die Kraft haben, die Früchte unsrer Anstrengung zu genießen.“

Ich habe diese Bemerkungen verzeichnet als in aller Aufrichtigkeit geäußert; in ihrer Einfachheit sind diese „Schreie des Herzens“ wertvolle Zeugnisse. Die Bürger der Neuen Welt, die wir auf ihren verschiedenen Gebieten der Arbeit so sehr bewundert haben, finden augenscheinlich in deren Ergebnissen keine volle Befriedigung. Sie sind, ohne Frage, Meister des materiellen Lebens, sie können den Wert aller greifbaren und sichtbaren Dinge richtig schätzen, sie vermögen insbesondere durch ihre rastlose Tätigkeit und Stärke des Willens alles zu verwirklichen, was in ihren Bestrebungen erreichbar ist. Aber vom Anfang ihrer Laufbahn an scheinen sie die Tatsache zu übersehen, daß der kolossalste Reichtum nicht hinreicht, um moralische Befriedigung oder vollkommenes Glück zu kaufen.

Einer der am besten bekannten amerikanischen Soziologen hat diesen bezeichnenden Satz ausgesprochen: „Wir wissen zu arbeiten, aber wir wissen nicht zu leben.“ Könnte aber dieser selbe Ausspruch nicht, innerhalb gewisser Einschränkungen, auf das moderne Leben überall, in allen Teilen des Erdballs angewandt werden?

Mehr und mehr wird Geld allgemein als die einzige Vergütung und der alleinige Gegenstand menschlicher Bestrebung angesehen. In Amerika ist diese Tendenz augenfälliger, ist der Wettbewerb wilder, sind die Beispiele überraschender.

Ausdrücke des Bedauerns, wie wir sie eben angeführt haben, werden immer häufiger; jeden Tag hört man Klagen, daß dem Gelde zu viel geopfert werde, daß der Dollar alles andre verschlungen und ein wahres Schreckensregiment begonnen habe.

Beim Eintritt ins Leben beherrscht der Trieb des Gelderwerbs jeden andern. Wenn aber der Mann in Jahren vorschreitet, so gewinnt er auf der einen Seite, was er auf der andern verliert: indem er Tag für Tag Reichtümer aufhäuft, vermindert er seinen Vorrat an Illusionen.

Die Antwort eines der hervorragendsten Multi-Millionäre, als man ihn in einem Interview fragte, welche die glücklichste Periode seines Lebens gewesen sei, ist, glaube ich, wohl bekannt und sicherlich sehr wahr. Er sagte: „Als ich aus der Armut herauskam, war ich schon ein unabhängiger Angestellter, der gerade genug hatte, jeden Tag sein „chop“ zu bezahlen, am Sonntag einen

Ausflug an die See zu machen, und Jugend und Gesundheit gaben mir Freude am Leben. Ich habe alles hingegeben, um reich zu werden, und finde nun, daß Reichtum nicht imstande ist, eine meiner Sorgen oder Schmerzen zu mildern."

Auch hört man in Amerika oft, daß die Kaufkraft des Geldes sich geändert hat, und alles das Doppelte und Dreifache von dem kostet, was es wirklich wert ist. Man wirft den Amerikanern ebenfalls vor, daß sie die Preise verdorben haben. Europäische Kaufleute machen besondere Forderungen für ihre Kunden von jenseits der See; sie sagen, „wenn wir nicht einen hohen Preis verlangen, würde keiner kaufen; sie würden denken, die Ware sei minderwertig."

Der Betrag, der für irgend etwas gezahlt wird, bestimmt dessen tatsächlichen Wert. Deswegen hören wir, daß der und der so und so viel für ein Porträt oder eine Statue gegeben, oder daß der Bau von X oder Y ein Vermögen gekostet hat. In Wirklichkeit übertrifft das Resultat in keiner Weise das, was wir bereits in Europa haben, und die glänzendsten modernen Wohnungen können sich niemals mit den Palästen der italienischen Städte vergleichen.

Ich möchte dieselbe Bemerkung in bezug auf die verschwenderische Ausstattung der Häuser machen, über welche die „Society"-Spalten der Zeitungen sich so oft verbreiten. Gewiß gibt es in Amerika herrschaftliche Wohnsitze, die bewunderungswürdig eingerichtet und von überraschender Pracht sind; aber dennoch kann sich nichts von dem, was man dort sieht, mit den Interieurs der großen europäischen Häuser auch nur annähernd messen. Der Hauptunterschied liegt wahrscheinlich im Preise. In Amerika kostet alles zehnmal so viel wie in Italien, fünfmal so viel wie in Frankreich und doppelt so viel wie in London.

Wiewohl die bloßen Lebensbedürfnisse verhältnismäßig billig, sind schon Bequemlichkeiten ziemlich teuer, und der Luxus ist außerordentlich kostspielig. Das ist recht, und dagegen läßt sich nichts einwenden. Der Arbeiter, der, am niedrigsten gerechnet, einen Dollar verdient, kann Kost und Logis hier besser haben als irgendwo sonst. Wenn er sein eigenes Heim begründet und wenigstens einen Dienstboten hält, wächst der Aufwand schon beträchtlich. Aber wenn ein großer Haushalt in Frage kommt, sind die Ausgaben fabelhaft.

Darf man den Zeitungen Glauben schenken, die in derlei Beschreibungen schwelgen, so sind die Summen, die für ein neuerbautes Haus und dessen Einrichtung oder für ein Bankett ausgegeben werden, wahrhaft staunenerregend. Man möchte fast sagen, das Geld sei zum Fenster hinausgeworfen; denn die Amerikaner versuchen im allgemeinen das, was andre getan haben, zu übertrumpfen.

Die berühmte Millionär-Straße in Cleveland ist unzweifelhaft eine der schönsten Promenaden, die man sich vorstellen kann. Weit, schattig und von Gärten umgeben, ist der Gesamteindruck entzückend. Aber von den Häusern, die auf beiden Seiten stehen, wie hübsch sie auch aussehen und gut gehalten sie sein mögen, ist doch nicht eines imposant. Alle sind geräumig und behaglich ohne jeden Versuch, palastartig zu sein. Sogar das Gebäude, das man

mir als die Heimstatt des reichsten Bürgers nicht nur dieser Stadt, sondern wahrscheinlich ganz Amerikas zeigte, ist in keiner Weise bemerkenswert, trotz seines riesigen Umfangs. Es ist nur eine vergrößerte Villa, oder was man in England „a glorified cottage“ nennen würde.

Ein gleiches gilt von den Festen und jeder Art des sprichwörtlichen amerikanischen Pompes. Er erregt unser Staunen weniger durch das, was er bietet, als durch das, was er kostet. Das Bewußtsein, die fabelhaftesten Preise zahlen zu können, scheint in vielen Fällen weit größere Befriedigung zu gewähren als der erworbene Gegenstand.

Die Amerikaner selbst sind die ersten, diese seltsame Sinnesrichtung anzuerkennen. Viele haben mich versichert, daß ihre Arbeitskraft, ihre kommerzielle Geschicklichkeit und Fähigkeit, aus allem Gewinn zu ziehen — kurz, die Leichtigkeit, Reichtum zu erwerben, dazu beigetragen habe, dessen Wert zu verringern: „Wir sind Meister in der Kunst, Geld zu machen, aber Kinder darin, es auszugeben“. Wiewohl ich diesem Urteil nicht ohne Vorbehalt beistimme, kann ich doch nicht leugnen, daß es ein gut Teil Wahrheit enthält. Zum Geldausgeben ebenso wie zu dem seines Erwerbes bedarf es der Erfahrung und der Übung. Wenn es in der Kindheit, der Erziehung, dem ganzen sozialen Leben an beständiger praktischer Anweisung in Amerika nicht fehlt, muß doch zugegeben werden, daß die theoretische Bildung gar oft vernachlässigt wird. Die Amerikaner selbst wissen es, und die soziologischen Bücher, die in so erheblicher Zahl von ihren Schriftstellern veröffentlicht werden, stimmen in diesem Punkt überein.

Reichtum, nicht nur als eines der Mittel, sondern als Zweck der menschlichen Existenz angesehen, ist eine Gefahr, nicht nur für die allgemeine Wohlfahrt, sondern auch für die des einzelnen. Obendrein, wie wir gesehen haben, verliert das Geld viel von seinem Wert durch die Anhäufung des Reichtums. Im Verhältnis, wie die Zahl der großen Vermögen wächst, steigen die Preise und die Werte fallen.

Sonderbar ist, daß diese großen Vermögen schließlich so wenig vollbracht, einen so geringen Einfluß auf die Entwicklung des Landes gehabt haben. Die großartigsten Schenkungen, die freigebigsten Spenden haben die Nation in keiner Weise berührt. Es scheint, daß die besten Absichten, Gutes zu tun, örtlich beschränkt sind, und daß der berechtigte Ehrgeiz, Großes zu vollbringen, ein bescheidener Versuch geblieben ist.

Selbst die von einem reichen Mann dotierten Universitäten oder die von einem Wohltäter erbauten Bibliotheken haben einen beherrschenden Einfluß zu gewinnen nicht vermocht. Der Genius, der sich in der Arbeit zeigt, verfehlt den rechten Weg, wenn es sich darum handelt, ihren Erfolg zu nutzen. Die wahre Größe der Vereinigten Staaten wird offenbar werden an dem voraussichtlich nicht fernen Tage, an dem man dort den eigentlichen und angemessenen Wert der Dinge erkennt.

Es lohnt der Mühe, näher zu untersuchen, was die größten Vermögen für das öffentliche Wohl oder das des einzelnen zu tun imstande sind, und zu entscheiden, ob der Kampf, den der Erwerb solcher Reichtümer in sich

schließt, nicht eher zum Schlimmen als zum Guten ausschlägt. Im vergangenen Frühling drückte die öffentliche Meinung sich in einer höchst bemerkenswerten Weise in bezug auf diese wichtige Frage aus. Einer der industriellen Magnaten bot zu Wohltätigkeitszwecken mehrere Millionen an, die zurückgewiesen wurden, weil unmoralisch erworben. Versammlungen wurden abgehalten, um die Sache zu erörtern, Geistliche predigten darüber von der Kanzel herab, und finanzielle Artikel erklärten, daß keine milde Stiftung Geld annehmen sollte, das auf Kosten andrer gewonnen und das Elend Tausender verursacht habe.

Wenn sich ungemein schwer bestimmen läßt, bis zu welchem Punkte der Gewinn aus großen Unternehmungen als berechtigt angesehen werden darf, so ist doch von symptomatischer Bedeutung, daß die öffentliche Meinung sich mit dieser Angelegenheit beschäftigt hat, und daß Millionen so entschieden abgelehnt worden sind, wie man ein Almosen von wenigen Kupferstücken hätte zurückweisen können.

Ein andres Problem, und ein nicht weniger ernstes, ist: ob diese Vermögensanhäufung, auch wenn mit der größten Liberalität verteilt, zum allgemeinen Besten beizutragen vermag? Denn wenn der einzelne volle Befriedigung in der glänzendsten Laufbahn nicht finden kann und die größten Reichtümer für die gebrachten Opfer zu entschädigen nicht imstande sind, dann fragt es sich noch, ob die für die Werke der Nächstenliebe ausgegebenen Millionen das Übel zu heilen vermögen, das durch die Unternehmungen verursacht ward, in denen sie gewonnen wurden.

Man kann nicht umhin, für die Betriebsamkeit und den praktischen Sinn des Amerikaners die aufrichtigste Bewunderung zu fühlen; anderseits aber ist man versucht, zu fragen, ob seine Energie nicht fast zu weit getrieben ist, ob er die gewünschten Resultate jemals genießen oder in diesem Lande der Freiheit nicht das Opfer des falschen Ehrgeizes werden wird? Hier, wo alle gleich sind und keiner sich als der Diener eines andern betrachtet, würde es zu beklagen sein, ihn den Sklaven seiner eigenen Neigungen werden zu sehen.

„Ich hoffe, meine Kinder werden dasselbe Vergnügen haben, Geld auszugeben, als ich hatte, es zu sparen," schreibt der Vater seinem Sohn in der Korrespondenz eines Geschäftsmannes, die jüngst veröffentlicht worden ist und ein merkwürdiges Licht auf die Art zu denken des „neuen Reichen" wirft. Obgleich dies nur die übertriebene Karikatur einer Sittenstudie ist, können wir doch die wirkliche und ernste Note wahrnehmen, die ihr zugrunde liegt.

Indem wir inmitten dieses Lebens von angespannter Tätigkeit den unermüdlichen Fleiß der Amerikaner beobachten und ihren unausgesetzten Kampf studieren, fühlen wir nichts als Bedauern, wenn sie uns sagen, daß sie die Grenzen überschritten haben und zu weit gegangen sind; wenn sie auf einen Ausdruck der Bewunderung uns erwidern: „Ja, wir wissen zu arbeiten; aber wir müssen noch lernen zu leben!"

Aus der Provence.

Von

Theodor Birt.

I. Vorbereitendes. Dijon. Lyon.

Der August geht zu Ende. Wohin reisen wir? „Nach Süden," so ist jeder Deutsche zu antworten bereit, wenn der Herbst sich naht. Unter dem Süden aber verstehen wir die europäischen Küsten des Mittelmeers. Also Italien? Nein; ich habe schon zu viel Herz an Italien verloren; ich liebe es zu sehr. Suchen wir eine neue Freundin. Also die Provence! Auch die Provence liegt träumend an jenem blauenden Meergestade; auch sie verbirgt sich uns hinter dem Wall der Alpen und lockt eben durch ihre Verborgenheit; auch ihr Name hat Märchenklang, hat den echten Metallklang einer altklassischen Geschichte. Wir machen keine Vorstudien; wir reisen nicht als Forscher, sondern nur um unsern Begriff vom Menschentum, so gut es geht, zu erweitern. Denn der Kulturmensch ist mannigfaltig und stets ein andrer wie die Wolken am Himmel, die der Odem des Windes formt, und man lernt nie zu Ende.

In die Provence muß man im Frühling reisen, wenn man eben den Frühling sehen will, den blütenreichsten aller Frühlinge. Im Lenz, so sagt man, ist das Land hinreißend schön wie ein Götterkind. Wer im Spätsommer kommt, findet die Schönheit gereift und frauenhaft; der Ernst der Erinnerung steht deutlicher in ihrem Gesicht zu lesen. Aber ein siegreiches Lachen geht immer noch durch die Natur. Das Lachen und der Ernst zugleich, beides wird sich uns nicht verhehlen.

Denn wir suchen nicht eine bevorzugte Jahreszeit, sondern die Landschaft selbst, die zwar nie im Zentrum der Weltgeschichte stand (dazu war sie, wie Campanien, zu eng und zu schön!), aber von allen großen Schlägen des Völkerschicksals die Spuren in ihren wundervoll zertrümmerten Bauten trägt; es ist das Land, das — zeitweilig auch selbständig, doch meist in fremden Gewalten — einst Teil des deutschen Kaiserreichs, einst römisch unter den Cäsaren, das endlich einst auch griechisch war. Ja, auch griechisch; und es ist Griechenland, das wir in Südfrankreich suchen wollen.

Das Verlangen, die Griechen zu kennen, ist heute reger als je. Eine Expedition nach der andern zieht aus, um aus dem Schutt Kleinasiens Inschriften, Reliefs, Statuen und ganze Stadtpläne zu heben. Aber in die Provence gehen diese Griechenforscher nicht, wo doch die Griechen noch leben und wandeln. Eine Frau von Arles ist mehr als alle ausgegrabenen Säulen; denn sie ist Griechin und sie lebt, und das Leben ist mehr als der Schutt, und ein Blick aus ihren Augen redet mehr als alle Museen Europas. Freilich redet dieser Blick nur dem Liebhaber, nicht dem Fachgelehrten.

Greifen wir zur Karte. Die Provence ist nicht groß, das Königreich Sachsen hat etwa zwei Drittel ihres Umfanges. Der Expreß braucht von Norden nach Süden, von Vienne bis Arles etwa fünf Stunden; man kann das Terrain schon in fünf Wochen, wie ich hoffe, einigermaßen kennen lernen. Die stark strömende Rhone, die aus eisiger Gletscherwelt — ihre Quelle liegt 1800 Meter hoch — mit Hast ins warme Mittelmeer fällt, ist die wogende Grenze, der Befruchter, der energische Geist und der erfrischende Odem des Landes. Gleich jenseits des Stromes liegt Langue d'Oc. An das Ostufer der Rhone dagegen schmiegt sich von Norden nach Süden leise abfallend der breite, ebene Garten der Provence, durchrieselt von den Quellzuflüssen Durance und Sorgue.

Aus Langue d'Oc herüber grüßen die Ausläufer der Cevennen, sie begleiten das Rhonetal im Westen bis zum Meer; im Osten aber stehen ihnen die Alpen gegenüber. Die Provence, die kaum sich über das Meer erhebt, liegt am Fuß und unter dem Schutz der höchsten Hochalpen selbst; es sind die Hochalpen Savoyens mit ihren Fortsetzungen nach Süden bis zu den Seealpen, die dann aber zur Provence in kleineren Kalkgebirgen abfallen, sie mit tausend frischen Quellen berieseln und die Schutzwehr und gleichsam den Riesenzaun des Gartens der Provence bilden.

Zu diesen Vorbergen gehört der Mont Ventoux. Er hat von den Winden seinen Namen und steht als breit isolierte Wetterwarte im Norden der Landschaft. Denn für zwei Elementarmächte, Sonnenbrand und Sturm, liegt das Land offen. Kolossal, wie das nahe Hochgebirge selbst, ist hier die Macht der Stürme, besonders in Frühlingszeiten. Mistral heißt der regenlose Nord-Westwind, der jäh losfahrend das Land peitscht und Menschen und Bäume wehrlos zu Boden wirft, um ebenso plötzlich, wie er erwacht ist, wieder zu verrauschen. Für den Zweikampf von West- und Nordwind ist die Provence das offene Schlachtfeld; die Temperatur stürzt plötzlich stark, wenn er beginnt. Aber die Provence liegt doch immer dem Mittelmeer zugekehrt; die weiten Rhonemündungen sind gleichsam die offenen Arme, die sie atmend nach vorne streckt, dem Meere zu; und dies Meer ist das schönste der Meere. Man fühlt seine Nähe überall in der weich und voll durchwärmten Atmosphäre, die doch so leicht ist. Die Glutfülle Afrikas kommt temperiert über die lau anbrandende See, damit hier Wein und Öl und der Seidenwurm gedeihe, die Tuberose Duft verschwende und die Melone sich blähe in Süßigkeit.

Wer die Provence besuchen will, tut gut, vom Norden ins Land einzufahren und nicht von der Riviera aus. Vor dem prunkenden Glanz der

Riviera verblassen sonst die intimeren Reize von St. Rémy und Vaucluse. Auch in Italien wird man, um Umbrien, Arezzo, Assisi zu genießen, nicht vorher nach Neapel gehen, sondern umgekehrt. So erlebt man die wirksamsten Steigerungen. Wir nehmen Billetts nach Dijon. Der Zug hebt uns rasch über die Vogesen weg. Es ist heiß, aber die Nacht fällt ein; und Deutschland ist für uns verschwunden. Man ruft Altmünsterol! Da ist die Grenze.

Wie seltsam berührt es, auf einer Landesgrenze zu stehen, dieser unsichtbaren Linie, die so stark ist, Nationen zusammenzuhalten und abzusondern. In unsrer Zeit des großen internationalen Weltverkehrs, der die Fernsten zueinander führt, doch immer noch mit dem Wechsel der Sprachen das entschiedene Gefühl der Fremdheit, der fremde Blick, der Stolz des Andersseins! Und diese Fremdheit wächst statt abzunehmen.

Wir übernachteten in Dijon, einer französischen Mittelstadt von 70 000 Einwohnern. Es ist etwa, wie wenn wir Kassel besuchen; denn auch Dijon war einst, wie Kassel, Residenz; es war die Hauptstadt Burgunds und Karls des Kühnen. Aber Frankreich hat seine Provinzen viel früher und energischer absorbiert und nivelliert, als Preußen die seinigen. Der Mantel Frankreichs hat keine Nähte und ist sich überall gleich.

Dem Wirbel des modernen Lebens sind wir hier vollständig entrückt. Alles behaglicher Kleinbetrieb! Vor dem mächtigen Herzogsschloß, jetzt Rathaus, liegt die hübsche Place d'armes im fächerförmigen Halbrund, mit Arkaden umzogen; und so ist alles hübsch, stilvoll, still und nett.

Und die Denkmäler, die örtlichen Sehenswürdigkeiten? Obligat ist der Gang ins Musée des beaux Arts, aber er ist auch lohnend. Es war ein Gang wie durch die Galerie von Kassel und überraschend schön, was ich vorfand. Zunächst der Bildhauer François Rude, ein Sohn der Stadt, 1855 gestorben; er hat sein Vaterland und das Ausland Zeit seines Lebens mit zahlreichen öffentlichen Denkmälern versorgt, wovon die Riesenabgüsse, oft gewaltige Kompositionen, bisweilen aber auch nur Porträtköpfe, zu einer großen Sammlung hier vereinigt sind. Ein wirklicher, echter Schönheitssinn ist diesem Bildhauer nicht abzusprechen, und er überrascht oft durch Kunstgeschick und Geist. Durch alles aber fährt ein Zug des Hochpathetischen, des Erregten hindurch; das ist die Rhetorik in der Plastik. Und jeder Lokalton mangelt. Es ist großstädtisch Pariser Geist. Mehr liebte ich, seine Frau, Madame Rude, zu sehen, die oben in den Bildersälen im Selbstporträt hängt. Wer ein gutes Porträt sieht, macht eine persönliche Bekanntschaft, und gewisse Bekanntschaften vergißt man nicht.

Moderne französische Schule — einige ältere Italiener, Flamländer und Holländer — ein ganzes Zimmer köstlicher Handzeichnungen von Prud'hon, dem Michelangelo Frankreichs, und manches andre; ich nenne noch Quentin Latour . . .

Aber alles das könnte vielleicht in jeder Galerie hängen. Wir suchen nach Lokalton. Lokalton hat nur, was alt ist; und je älter, desto mehr. In Dijon muß man auf die Gotik acht geben. Burgundische Gotik; sie weist ins 14. Jahrhundert zurück, in die Zeit der Herzöge Philipp des Kühnen

und des Jean sans peur. Auch in die Provence ist damals diese Gotik eingedrungen; heimisch war sie jedoch im eigentlichen Frankreich und Burgund. In Dijon zeugen dafür das Schloß, die Kathedrale und die Kirche Notre Dame mit ihren reichgegliederten, hochgeschwungenen und stadttorartig weitausgebogenen Portalen. St. Michel zeigt dagegen in fesselnder Weise den Renaissancestil des 16. Jahrhunderts im Dienst des Kirchenbaus. Am schönsten aber sind die Altarschreine und die Mausoleen in der Kathedrale und im Musée des beaux Arts.

Wohl jeder hat irgendwo einmal solche hochaufgebahrte, steinerne Lagerstätten gesehen, auf denen der Tote erstarrt in der Tracht des Lebens ruht. Hier ist nun an die Grabtumba, den Unterbau des Lagers, aller Glanz und Reichtum gotischen Zierats verschwendet; und unter marmornen Spitzbogenarkaden sieht man da, in virtuosem Realismus, zwanzig, ja vierzig leidtragende Geistliche, auch Laien aufgestellt, die einen Trauerzug bilden und sich in Weinen und Klagen ergehen. Das sind Werke des großen Claux Sluter, der im Jahre 1411 hier in Dijon verstarb. Der Klerus muß jenen Herzögen Burgunds viel zu danken gehabt haben; denn die Heftigkeit des Schmerzes dieser Mönche ist erstaunlich: der vergräbt das Angesicht in die Kutte, der wischt sich die Augen, der weint in den Ärmel, der jammert offen gen Himmel. Die Kunst hat hier den höchsten Grad der Mannigfaltigkeit und der drastischen Wahrheit erreicht; ob aber die Mönche selbst auch wahr empfinden, das erweckt Zweifel. Unwillkürlich muß man die „Pleureuses", die leidtragenden Frauen an dem wundervollen griechischen Sarkophag aus Sidon vergleichen[1]). Die Anordnung ist ähnlich; aber wie maßvoll und wie wahr trauern die Griechinnen!

Dies die Gotik. Irrt man aber durch die engern Straßen, so stößt man in Dijon auch noch auf andre versteckte, jedoch wohl erhaltene Juwelen der Baukunst: Bürgerhäuser von nur zwei bis drei Stockwerken, zierlich und wohnlich im reichsten Stil der Spätrenaissance des 16. Jahrhunderts, mitten eingereiht in die Alltagshäuser der Gasse.

Dies Dijon war also einst die Residenzstadt eines burgundischen Herzogtums, dessen vier glänzende Vertreter, Philipp der Kühne, Johann der Unerschrockene, Philipp der Gütige und Karl der Kühne zwischen den Jahren 1363—1477 von Dijon aus ein Reich schufen, das im langen Streifen von der Rhone bis nach Brabant, Flandern und Holland hinaufreichte, die trefflichsten Handelshäfen gewann, die reichsten Provinzen in sich schloß und dabei einen sehr erwünschten Pufferstaat zwischen Deutschland und Frankreich bildete. Drei dieser Herzöge sind in Dijon selbst geboren. In ihnen floß zwar das Blut der Könige Frankreichs, aber ihr Machtgefühl und ihr Ehrgeiz trieben sie zum blutigen Hader gegen die Vettern auf dem französischen Thron, zur Anlehnung an den deutschen Kaiser und gar zum Bündnis mit England. Frankreich sollte in Englands Hände fallen, das Lehen Burgund ein Königreich werden; den Königstitel sollte der deutsche Kaiser ihnen verleihen: dahin ging

[1]) Siehe „Revue archéol.", 1905, Juli—August, Tafel XII.

das Ziel ihrer rastlosen politischen Arbeit. Wären die hochfahrenden und hastigen Unternehmungen Karls des Kühnen nicht gescheitert, hätte er männliche Succession hinterlassen und wäre sein Erbe somit nicht an die Habsburger gefallen, so hätte sich das Land noch lange als eine siegreiche Zwischenmacht behaupten können, und das Übergewicht des zentralisierten Frankreich hätte Europa vielleicht nie bedroht. Ja, „wäre"! Das ist billige Weisheit! Nun ergriff der französische König schon gleich im Jahre 1477 von Dijon Besitz. Kraftfülle und Reichtum verblendeten jenes prunkliebende Fürstengeschlecht bis zum besinnungslosen Übermut; aber Handel, Gewerbfleiß und Kunst gedieh gleichzeitig unter seiner Fürsorge und steigerte sich überall zu unerreichter Blüte. Damals gipfelte die Kultur Europas in Burgund; und es ist demnach nicht erstaunlich, daß uns noch heute die Pracht und die Vollendung des Könnens, die sich an den Mausoleen seiner Herzöge entfaltet, zur höchsten Bewunderung hinreißt. Schon Philipp der Kühne war es, der nach Dijon holländische Künstler berief. So wurde die Stadt der Sitz des genialen Sluter, der für einen van Eyck und alle folgenden die Bahn gebrochen hat. Aber die Herrlichkeit dauerte kaum hundert Jahre. Während die Künste des Friedens sich entfalteten, versagte die Kunst des Kriegs in der betäubenden Katastrophe bei Murten, und jenes Jahrhundert des burgundischen Glanzes ist wie ein abenteuerlicher Traum verrauscht und hat im Dasein unsrer Gegenwart keine Spuren hinterlassen.

Im Hotel de la Cloche in Dijon ist man gar prächtig aufgehoben; dies anzuerkennen wird wenigstens noch gestattet sein. Es war für uns die glänzende Première der französischen Küche. Voll Beifall stiegen wir in den Zug nach Lyon.

Lyon ist Großstadt und war es von jeher. Seine vortreffliche Lage begründet das. Aber es ist eine Großstadt der Arbeit, und für den Fremden sind seine Reize spärlich und seine Denkwürdigkeiten ohne monumentalen Effekt. Im Hotel Metropol, das in der gesuchtesten Gegend liegt, herrschte eine unfrohe, niedergeschlagene Stimmung: das ausgedehnte Haus war so leer! Acht Personen an der Table d'hote. Der italienische Kellner klagte: Es gibt nur Durchreisende hier; kein Fremder will sich bei uns aufhalten. Marseille, die Riviera sind zu nahe!

Hier in Lyon sehen wir die Rhone zuerst. Sie ist schmal, aber wild. Wo die Saone mit ihr zusammenfließt, da bauten schon die Gallier vor dem Eindringen der Römer die uralte Ortschaft Lugudunum. Die sanfte Saone zaudert lange, ehe sie sich in die Rhone ergießt, und so entsteht hier zwischen den beiden Flüssen eine längliche und flache Halbinsel; da liegt die Altstadt, Perrache genannt, die noch jetzt das Zentrum des Verkehrs ausmacht; am andern Rhoneufer aber erstrecken sich die jungen Stadtteile, vor allem die ausgedehnten Arbeiterquartiere. Sie sind alle flach gelegen; nur im Norden schwingt sich der Stadtteil La Croix rousse auf breiter Hügelwölbung hinan; ein schöner Anblick. Im Westen aber erhebt sich über dem Saoneufer und über Perrache isoliert die Felsenbalustrade Fourvière mit ihrer gloriosen Kirche. Fourvière ist das Kapitol Lyons. Es ist die Krönung des Stadtbildes.

Die Straßen gleichen sich so ziemlich alle; je moderner, desto monotoner; in einer kommunistischen Stadt darf sich nichts hervortun. Hübsch aber sind die beiden flutenden Ströme mit ihren zwanzig hohen Brücken, über die wieder die Ströme der Menschen fluten; allerliebst die kleinen raschen Dampfschiffe, Mouches genannt, die, immer überfüllt, auf der Saone hin und her flattern. In den Straßen ist der Verkehr enorm, berauschend, betäubend, besonders an den Festtagen. Die Trams und Autos tuten und lärmen und rasen. Die Passage stockt überall an den Kreuzungspunkten. Die Zeitungen melden täglich Unglücksfälle.

Theater und Konzerte fehlen ganz. Bei den Stiergefechten fand ich den Zulauf gering. Die Straße allein gibt Zerstreuung, die Straße Erholung. Wie warm sind hier die Nächte! Wie glühend ist der Tag! Hier sind wir im Süden! Man speist auf der Straße. Auf offener Straße brennen die Restaurateure morgens ihren Kaffee. In Körben prangen exotische Blumen, Tuberosenduft; köstliches Obst in Verschwendung. Melonen, Feigen und die schönsten Pfirsiche; dazu die brennendroten Pfefferschoten, die in Girlanden hängen.

Wer das Wesen der Großstadt erfassen will, muß ihre Wirbel um sich tosen lassen, wie wenn man sich in den Strom wirft, um die Stärke seines Sturzes zu fühlen. Die Heftigkeit der Rhone gärt in den Straßen Lyons. Der Lyonese gilt als ernsthaft und fleißig. Um so ernsthafter ist der Kommunismus, der hier die Arbeitermassen durchsetzt. Die Seide aber, der Luxusstoff der Besitzenden, ist es, den diese Nichtbesitzenden weben; 85000 Webstühle sind allein in der Stadt selbst beschäftigt. Davon lebt Lyon; und durch die Seide ist nun Lyon an die Provence geknüpft. Denn die Provence zieht den Seidenwurm und spinnt den Faden; Lyon verwebt ihn. Paris aber fertigt daraus die Kleider. Ich fand in Lyon, und zwar selbst im Quartier des Terraux, kein Modegeschäft mit Seidenroben, das zum Kauf sonderlich hätte verführen können.

Im Jahre 1793 hatte Lyon noch im Interesse des alten Regimes und der Besitzenden gegen die Jakobiner gefochten und sich fast verblutet. Die Jakobiner zerfleischten die Stadt, rissen in sinnloser Zerstörungswut Häuser und Paläste ein, und die Place des Terraux sah Tausende von Justizmorden und Hinrichtungen auf einmal. Seit 1802 dagegen, als das Arbeiten an den Webstühlen zuerst begann, hat hier die revolutionäre Propaganda, haben die Unruhen und Aufstände der Seidenweber nicht aufgehört. Blut genug ist auf diesen Straßen geflossen. Hier auch traf 1894 der Dolch den Präsidenten Carnot, von dem infolge der Untat die Place Carnot ihren Namen hat. Auf der Place aber steht das plumpe Denkmal der „Liberté, Égalité, Fraternité“! Eine grausame Ironie! Es war die „Fraternité“, die den Präsidenten erstach. Die soziale Leidenschaft ist in dieser Stadt wie die Lava des Vulkans: sie droht immer wieder jählings auszubrechen.

Ob es gelingt, aus diesem Chaos von Menschen irgend ein Individuum kennen zu lernen? In einer Brasserie war ein kleiner Chasseur (wir nennen es „Stift“) in brauner Tuchjacke mit silbernen Knöpfen, fünfzehnjährig, dessen intelligentes Gesicht mir auffiel; es war bleich, schmal, anmutig und doch

verkümmert, und ein Trotz gegen das Leben lag schon in diesen Zügen. Daß wir seine Bedienung belobten, erheiterte ihn flüchtig. Auf Anfrage erzählte er von Mutter und drei Schwestern, für die er schon sorgen müsse; aber er verdiente nur 15 Francs im Monat. Er war heute mit ihnen in der Messe gewesen. Er besuchte also die Kirche. „Und dein Vater?“ — „Ich habe keinen Vater!“ „Et votre père?“ — „Je n'en ai pas.“ Er sprach die Worte kurz ab und wegwerfend, als sei das etwas so Selbstverständliches; aber die Stimme vibrierte, und durch sein Gesicht ging ein herber Stolz, der Stolz des Unschuldigen, der Verachtung mit Verachtung zu erwidern bereit ist. Und wovon lebte die Mutter? und wer war der Vater der Geschwister? Ich fragte nicht weiter. Ein Geldgeschenk, das ihm groß erscheinen mußte, nahm der Knabe mit bescheidenem Lächeln und flüchtigem Dank hin, um für mich in das Chaos der Vielen zurückzusinken. Wer wird zugreifen, um ein so feines Menschengeschöpf vor dem Argen oder auch nur vor dem Ärgsten zu bewahren?

Das Chaos der Vielen! Das Chaos der Lebendigen! Hier, in einer solchen Großstadt hat man nicht Zeit, viel an Vergangenes zu denken. Auch drängen sich die Monumente in Lyon nicht auf, die den Hintergrund der Vergangenheit lüften. Man wirft einen bewundernden Blick auf die alten, großartigen Hospitäler (vor allem das Hotel Dieu), entdeckt neben der Kathedrale St. Jean die ehrwürdig alte Behausung der Kirchensänger (Manécanterie), einen arg verfallenen romanischen Bau des 11. Jahrhunderts, und tritt in St. Jean selber ein, in dessen herrlicher gotischer Halle die Seele von tiefer Stille und Weihe ergriffen und überflutet wird von dunklen Farbenträumen; die wundervollen Glasmalereien sind es, die diese Stimmung bewirken. Solche Kirchen predigen ohne Gottesdienst.

Im Häusergewirr von Perrache aber verbirgt sich die Kirche St. Martin d'Ainay. Sie ist nur klein; denn sie steht auf dem Grundriß eines antiken Tempels. Ungefüge Tonnengewölbe decken sie. Innen ist alles leer und kalt. Aber von den schweren Säulenstämmen sind etliche aus dem Heidentum selbst übernommen. Dieser römische Tempel war einst etliche Jahrzehnte vor Christi Geburt von Drusus, dem Bruder des Tiberius, gebaut, und er war seit des Augustus Zeit das religiös-politische Zentrum für das ganze romanisierte Gallien; damals Lugdunum die Hauptstadt des weiten Landes.

Römertum! Des Kaiser Augustus Name taucht auf. Er war der erste Organisator des Erdkreises, der erste, der die ganze um das Mittelmeer gelagerte Welt in einer straffen Staatsverwaltung zusammenfaßte. Das Römertum fängt an, mich zu ergreifen. Seine Spuren drängen sich in Lyon nicht auf, aber sie lassen sich nicht übersehen.

Im Palais des Arts, der auch die große Bibliothek Lyons enthält, stehen in ein paar Zimmern Bronzen, Marmorwerke, Terrakotten vereinigt. Die Sammlung dieser Antiken ist nicht groß, aber viele Stunden lang kann man in ihr seine Freude, sein Entzücken finden. Für mein Gefühl schlagen diese antiken Sachen, so unscheinbar sie oft sind, durch stillen Reiz, feinen Kunstgeschmack und oft auch durch Tüchtigkeit der Arbeit die moderne Kunst-

produktion immer noch bei weitem; und mir war es unmöglich, am selben Tage auch noch die französischen Malereien der Neuzeit anzusehen, die in den Hauptsälen hängen, mächtige Flächen voll grellbunter Farben und übertriebener Gebärden. Die moderne Kunst meint, ein Affekt werde nicht verstanden, wenn er nicht extrem zum Ausdruck kommt. Sie schreit zu oft, während die Antike nur spricht.

Und diese Sachen, die hier am Ort gefunden sind, veranschaulichen nun auf das schönste, daß eben hier, auf dem Straßenpflaster Lyons, einst Männer in der Toga wandelten, die fließend Lateinisch sprachen und die gallische Hose abgelegt hatten, wirkliche echte Römer mit ausrasiertem Gesicht und herrischem Profil, die ihre klassischen Götter mit Räucherwerk und Opfer ehrten, im übrigen aber lebten und starben wie wir. Doch das ist noch nicht alles. Im schönen, bepflanzten Gartenhof desselben Palais des Arts stehen unter den Kolonnaden kolossalische Steindenkmäler, Grabbauten, Weihungen, Postamente, Meilensteine in langen Reihen, die, mit Inschriften bedeckt, dem Kenner über alle Beziehungen des antiken Lebens Auskunft geben. Auch in Dijon stand ich in solcher Sammlung redender Steine, die am Ort gefunden sind. Dijon ist das alte Divio oder Castrum Divionense der Römer. Diese Steine bezeugen eben, daß die römische Kultur ganz Gallien in Händen hielt. Sie sind die Knochenreste der Riesenleiche des römischen Reiches.

In Lyon tagte der Landtag Gesamtgalliens. Hier stand das römische Militär, das das Land in Schach hielt. Hier wurde die Reichsmünze geprägt; Lyon war das Zentrum des Straßennetzes und des Postverkehrs; ein Hauptsitz römischer Bildung und des Schulwesens. Von hier ist das Römertum in die Adern Frankreichs geflossen. Nur die Provence war von diesem Gallien getrennt. Sie war schon viel früher und schon seit der Griechenzeit von römischen Bürgern besiedelt worden, war schon um Christi Geburt nicht weniger römisch als Süditalien. Und die Provence ist also, anders als das übrige Frankreich, nicht ein Erbe, sondern ein Mutterland griechisch-römischer Bildung gewesen.

Die eigentliche Sehenswürdigkeit Lyons aber bleibt noch übrig. Es ist die Auffahrt nach Fourvière, zum einstigen Kapitol der Stadt, das sich über der Saone strahlend erhebt.

Lyon läßt sich mit Prag vergleichen, und Fourvière wirkt wie der Hradschinberg, der über der Moldau steht. Hier wie dort findet sich leider auch das häßliche Institut des sog. Eiffelturms, ein eiserner Aussichtsturm mit Lift.

Es ist Sonntagvormittag. Die Zahnradbahn hebt uns in fünf Minuten die Bergsteile hinan. Die Kirche Notre Dame de Fourvière, erst 1896 vollendet, liegt dort oben, ein üppiger Prunkbau modernster Kunst, der mit einem goldgleißenden Kolossalheiligenbild auf dem Dach weithin ins Land strahlt. Der Stil nennt sich modern byzantinisch. Wände und Säulen — darunter Riesenmonolithe — bestehen aus kostbarem, blanken Granit und blauem Marmor. Dazu sind die Wände noch mit schillernden Mosaiken überdeckt und strotzen in Gold; das Ganze ein Orpheum oder Odeon der Weltlust in frommer Verkleidung.

Von dem bizarren Eindruck erholt man sich erst, wenn man hinaus auf die weite Plattform tritt. Lichtfülle überflutet uns. Tief zu unsern Füßen entrollt sich, strahlenübergossen, die großmächtige Stadt, ein Gewebe von Straßen, dahinter ansteigend das weite, denkwürdige Land, die Dauphiné um Grenoble, wo Julius Cäsar einst gegen die Allobroger focht, am Rand aber, fern und hoch, im langen Zuge die Alpen selbst, die Westalpen. Ihre Schneefirnen leuchten; wir erkennen den Montblanc und den Mont Cenis, die Häupter der Schweiz und Savoyens. Wahrlich, solcher Weitblick ist eines Trajan und Augustus, ist eines Weltbeherrschers würdig. Hier war kein vom Meer eingeengtes Italien; hier war weitester Kontinent! Gallien ist dasselbe für Rom gewesen, was Nordamerika für England war. Die römischen Kaiser wußten, weshalb sie sich hier oben anbauten.

Denn hier in Fourvière — und zwar dort, wo das große Hospice liegt — erhob sich dereinst der Kaiserpalast. Fourvière selbst hat vom antiken Forum, foro vetere, seinen Namen. Von hier aus wurde die Stadt, wurde zeitweilig die Welt regiert. Ja, mehr als ein römischer Kaiser ist hier oben geboren, nicht nur das Scheusal Caracalla, sondern auch Kaiser Claudius. Im Jahre 10 v. Chr. gebar ihn hier die Tochter des Marc Anton. Man hänselte ihn darum, daß er nur ein Gallier sei. Aber Claudius hielt seiner Heimat die Treue und verschenkte das städtische römische Bürgerrecht, den Adelstitel der damaligen Welt, verschwenderisch an Tausende seiner Landesgenossen.

Das Reiterbild Ludwigs XIV. steht großmächtig in Lyon, ich weiß nicht, mit welchem Recht. Warum fehlt aber das Kind der Stadt, Claudius? Ich suche sein Standbild vergebens. Er hinkte zwar, dieser Weltbeherrscher, und stotterte und war dumm, wie man sagt. Aber seine Verwaltung des Reiches und der Hauptstadt hatte dennoch glänzende praktische Verdienste, die zum Teil die des Augustus ganz würdig fortsetzten und im großen Stil dem Handel und Wandel und der Wohlfahrt des Volkes nützten. Der Roi Soleil dagegen war nicht dumm, aber er stürzte sein Land in Mißwirtschaft, Zerrüttung und Staatsbankerott. Und die Frauen? Messalina hat den Claudius betrogen, Agrippina hat ihn gemordet; er starb nach dem Abendessen an vergifteten Pilzen. Das trug ihm den Hohn der Welt ein, und es rührt nicht einmal unser Mitleid; aber diese Messalinen haben dem Volkswohl doch immer noch weniger geschadet als den Franzosen die Maintenons und das Maitressenregime eines Ludwig. Claudius war sogar Philologe, erfand drei neue Buchstaben, ja er erfand das beste Schreibpapier, das die Römer besaßen, die Charta Claudia, die der Aqua Claudia würdig zur Seite stand, und er konnte sogar Etruskisch. Er betrieb endlich das Hinrichten der Vornehmen in Rom zeitweilig höchst kaltblütig, ja, man kann sagen, mit Stumpfsinn; aber er hat doch keinem Gallier je weh getan. Wie anders jener Ludwig, der Camisarden und Hugenotten, die tüchtigsten Kinder Frankreichs, massakrierte oder aus dem Lande trieb!

Aber mir fällt ein: die Römer glaubten, Kaiser Claudius sei, weil er eben im Umgang mit Menschen nicht der Klügste war, nach seinem Tode in einen Kürbis verwandelt worden. Seneca bezeugt es. Von Kürbissen strotzen ja auch in Lyon die Gärten . . .

Im Ernst: wer würde nicht mit Zuversicht auf dieser klassisch-kaiserlichen Stätte, die sich Fourvière nennt, ragende Baureste des Römertums zu finden erwarten? Aber sie sind zerbrochen, verbaut, zerstoben, verschwunden und wie wegplaniert, und die Enttäuschung ist groß. Durch Gartenstraßen und Dorfstraßen irrte ich stundenlang an einsamen Klöstern vorüber, nach Trion und St. Irénée, unter den hochgelegenen Forts, die Lyon zu verteidigen bestimmt sind, um nach ihnen zu suchen. Da findet man wirklich noch die steilen Bögen felsenharter römischer Aquädukte laubüberwuchert, in die hohen Gartenumwallungen eingemauert; auf den dörflichen Straßen wirklich noch ein paar Grabbauten bester Zeit, mit Bäumen umpflanzt, ein Schmuck der Promenade. Aber das ist wenig, es ist fast nichts, und es lohnt nicht die Reise.

Die Mittagshitze stieg; die Sonnenglut fing sich zwischen den hohen Steinmauern und prallte schattenlos verzehnfacht von allen Wänden; senkrecht und stechend fiel sie herab, und ein ungeheuerliches Gefühl der Betäubung faßte mich in all dem Licht. Alle Wege menschenleer; niemand, nicht einmal ein spielendes Kind, wagte sich aus den Häusern. Was ich von der tödlichen Gewalt der Sonne des Südens gelesen, Mirèjo, die über die Crau irrt, tauchte in meiner Vorstellung auf. Ich glaubte, die Vernichtung selbst zu erleben — als ein wohliger Wirtsgarten am Berghang bei Notre Dame, den dichter Laubschatten zudeckte, mich aufnahm. Ein Gartenrestaurant in Südfrankreich: was könnte einladender sein? Wie geruhig, wie wohlgepflegt, lind labend und wie belebt dazu!

Der Bordeauxwein mundet herrlich, und wir beginnen endlich ein bißchen schwärmerisch zu empfinden und sehnsüchtig, froh dämmernd, in die Natur zu schauen, hinaus auf die Berghänge, die mit ihren wundervollen Laubbäumen vor uns steil und tief zur silbernen Saone abfallen. Drüben in frischesten Farben der gartenreiche Stadtberg Les Chartreux! Höher noch und in der Ferne zierliche Kirchtürmchen und weißschimmernde Dörfer, die über die begrünten, geschwungenen Höhen in vollkommner Anmut ausgestreut sind. Hier ist Friede und Wohlsein, Lichtfülle und Fruchtbarkeit. Werden in Avignon die Erinnerungen noch reicher, wird die Sonne da noch heißer, die Landschaft noch schöner sein?

II. Avignon. Vaucluse.

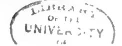
Es ist für den Nordländer immer etwas Festliches, es ist wie ein Wunder und eine Begnadung, sich nach langer Abwesenheit oder gar zum erstenmal dem „Süden" zu nahen. In solcher Feststimmung fahren wir in die Provence ein. Die Provence hat von der römischen Provincia ihren Namen, deren nördlichste Stadt Vienna war. Schon bei Vienne sind wir also in dem Land, das wir suchen. Gleich in Vienne ist der erste römische Tempel erhalten; er entspricht der Maison carrée in Nîmes. Gleich in Carpentras steht dann auch ein erster römischer Triumphbogen (im Hof des Palais de Justice). Wie lieblich rufen hier die Schaffner die Namen der Stationen aus: Vienne!

Valence! Orange! Es klingt wie Gesang, in bestimmten Tonhöhen und langgezogen. Ein herrliches Talbild, das Rhonetal, umgibt uns; da ragt schon der Mont Ventoux, da stehen die ersten dunklen Zypressenreihen, die ersten Oliven! Immer am Rhonestrom eilt der Zug dahin. Wir sind schneller als sein Wassersturz. Und um die weite prangende Ebene legen sich, rechts und links geordnet, die kahlen Gebirge wie eine Galerie.

Warum sollen wir nicht neidlos oder auch mit Neid eine Natur und ein Kulturland preisen, das unsrer Heimat an Schönheit und Gaben überlegen ist? Hier fehlt der graue Himmel, fehlen Regen und Dunst und Trübnis; es fehlen die auf Schneesturz berechneten steilen Dächer, die verhaßten Drahtzäune fehlen und zugleich die Grenzenlosigkeit der Äcker. Es fehlt trotz aller Baumfülle der Wald, der alles zudeckt. Ein befreiendes Gefühl! Statt dessen Licht und Zeichnung, Begrenzung, die schönste Verteilung von Hart und Weich, von Farbenbuntheit und strengem Grau. Der Rahmen des Bildes muß hart und farblos sein. So umringt hier das massive Kalksteingerüste der Gebirge das Land. Sie sind wie ein festes Gefäß, in dem Strom und Pflanzenwelt warm liegt und sich wärmen läßt. Sie sind wie phantastische Architektur. Die Felswände von Vaucluse, die Alpinen von St. Rémy wirken wie die Bühnenhintergründe der römischen Theater. Eine schöne Fassade aber deckt man nicht mit Rankenwerk zu: so fehlt auch den Bauformen des Gebirges der Wald.

Im nordischen Wald endlich beengen sich die Bäume; hier stehen sie dagegen frei im Feld und wachsen zu Individuen heran und leben sich aus ins Kolossale, jeder anders. Der Feldbau aber ist Gartenbau; alles ist Einteilung, alles ist Streifung; und Hecken und Baumreihen begrenzen die Äcker in anmutiger Mannigfaltigkeit. Man wandere zu Fuß durchs Land oder fahre mit dem Zweispänner einher, um Reichtum und üppige Kraft dieser Vegetation anzustaunen. Selbst die Dornenhecke möchte zum Baum aufwachsen, fällt aber unter ihrem eigenen Gewicht zusammen, wie eine Haarwelle über die Stirn fällt. Wie große weiße Tauben stehen die Weiber im Erntefeld; denn der Wein ist reif. Er wächst in niedrigen Stauden wie die Kartoffeln auf dem flachen Acker; aber seine Früchte sind nicht unterirdisch, nein überirdisch, im schönsten Sinne des Worts. Die Fruchtbäume sind schon voll von Obst. Darin sitzt die Pflückerin; man möchte sie grüßen. Unsre Buchen und Linden fehlen, ebenso auch die Orange des Südens. Wohl aber tragen Eichen, Pappeln und Ulmen ihre breiten Wipfel. An den feuchteren Plätzen wuchert rauschendes, haushohes Schilf. Der Maulbeerbaum steht großblättrig mitten dazwischen, über dessen altem Stamm sich eine immer junge Krone aus leichten, gertenartigen Zweigen wölbt; als Futter des Seidenwurmes wird sie alljährlich zweimal geplündert.

Aber nicht nur Reichtum, auch Stärke zeigt die Natur. Die Zypresse wird hier zum Kämpfer; in langen geschlossenen Riegen stellt sie sich überall hochgereckt vor das Feld, um es vor der Wut der Stürme zu schützen. Der Gigant des Landes aber ist die Platane. Sie ist der eigentliche Baum der Provence, in Alleen und als schattender Freund des Hauses. Der Mistral



aber erzieht sie zur Kraft. Wundervoll grünsilbern sind Stamm und Astwerk. So wachsen diese Platanen und dehnen sich zu Gebäuden auf. Ihre Wipfel sind Weltteile für sich, jeder Einzelast ein Riese, der auf den andern steigt; wer darunter liegt, dessen Auge verirrt sich in dem ungeheuren Labyrinth und vergeht in Andacht; denn ein unendliches Wachstum, voll Wucht und Grazie zugleich, ein Hochwald ist hier auf einen einzigen Stamm gestellt. Wer das Wunder nicht sieht, glaubt es nicht. Ich hörte bei Nacht vom Bett aus den Mistral in solchen Wipfel fahren. Es ist der Sturm, der Menschen und Wagen umwirft und Eisenbahnzüge zum Stehen bringt. Wie ächzende tosende Meeresbrandung schlug er ans Fenster. Am andern Morgen stand der Baum siegreich da in unverletzter Schöne. Der Wind zog seufzend ab. Er war der Besiegte.

Avignons Papstburg grüßt von ihrem Hügel schon von weitem. Eine Provinzialstadt von 45000 Einwohnern (darunter fast 15000 Seidenweber), was kann sie uns Großes bieten? Aber sie ist von einer Natur, wie ich sie geschildert, umgeben. Man sehe die Rhoneinsel Barthelasse bei Avignon; in ihrem Laubschatten möchte man Tage verträumen. Und Verkehr und Menschentum fesseln noch mehr. Denn wir sind hier nicht mehr im eigentlichen Frankreich; die Provence ist eine Nationalart ganz für sich, die, wie der provençalische Dialekt, der hier anfängt, in der Mitte zwischen Spanisch (Katalonisch) und Französisch oder auch zwischen Italienisch und Französisch steht. Und gar die Geschichte des Ortes! Die Geschichte redet in Avignon laut, wie nur in Rom selbst. Lyon war ein zweites Rom für die römischen Kaiser; Avignon war ein zweites Rom für die Päpste.

Die Stadt ist wohl fünfhundert Jahre in päpstlichem Besitz gewesen; über achtzig Jahre haben sie hier residiert (1305—1387). Erst die französische Revolution brachte die päpstliche Stadt an Frankreich. Wer in Avignon ist, ist im Mittelalter. Man sieht es gleich, wenn man vom Bahnhof kommt. Die Stadt steckt noch heute in den altmodischen Festungsmauern mit Zinnen und Türmen, die, für unsre moderne Artillerie ein Gespött, im 14. Jahrhundert von Innocenz VI. in einer Rundausdehnung von gegen 5000 Metern gegen Frankreich und jeden andern profanen Feind errichtet wurden. Die Stadt ist inzwischen nicht gewachsen; sie findet noch Platz darin. Auf sechzig Meter hohem Felsen aber steht das Riesenschloß der Nachfolger Petri selbst, ein Kastell, für jene Zeiten uneinnehmbar, wenn man es nicht aushungerte.

Wie kam Avignon in päpstliche Hände? Und warum blieb es nicht ein Teil der Provence?

Das römische Reich wurde im 5. Jahrhundert durch die Völkerwanderung zerschlagen, und die „Provincia“ geriet zunächst in die Hände der West- und der Ostgoten. Arles war ihr Herrschersitz. Die Ostgoten waren noch Träger der hochentwickelten römischen Kultur; die Provence blieb also noch ein lateinisches Land. Alsdann wurde sie fränkisch. Durch Karl Martell kam sogar fränkische Zuwanderung ins Land, und die Zersetzung und die Barbarisierung begann. Aber sie wurde rasch überwunden. Das Frankenreich Karls des Großen fiel schließlich auseinander; und Arelate, das Land

von Arles, kam in die Hand des burgundischen Königs Boso. Das Hoheitsrecht aber beanspruchten die deutschen Kaiser, die sich seit 1032 sogar Könige von Arelate nannten; im Jahre 1178 hat Friedrich Barbarossa sich in Arles selbst krönen lassen. Ihr Machteinfluß war freilich gering, da sie zumeist ferne weilten; aber die Selbständigkeit der Provence wurde eben hierdurch garantiert, und dadurch ist es gekommen, daß sie sich so lange von Frankreich unberührt erhielt. Die Provence entspricht den Niederlanden. Das Land der Rhonemündungen blieb ein kleines Reich für sich, wie späterhin das Land der Rheinmündungen, und in beiden Fällen ist dadurch eine reiche, frühreife und eigenartig lokal gefärbte Kultur erzeugt worden.

Freilich zunächst kam eine Zeit der Not. Die Mauren kamen aus Spanien, zerstörten die Städte und setzten sich zeitweilig als Herrscher fest. Diese Bedrängnis währte jahrhundertelang, zwischen den Jahren 700 auf 1000. In den Kämpfen gegen die sarazenischen Eindringlinge erwuchs aber das Rittertum. Es bildete sich ein kompliziertes Lehnswesen aus. Darin ging die Provence dem übrigen Europa voran. Die alten Städte wurden neu befestigt. Burgen (castra) erwuchsen auf den Berghöhen. Ein Grafengeschlecht, die Bosoniden, nahm damals die Provence als kaiserliches Lehen in erblichen Besitz. Die Provence war also jetzt Grafschaft. Allein die vielen Vasallen, Vicecomites und Vicarii, die ihnen unterstellt waren, wußten ihr Lehen gleichfalls zu einem erblichen zu machen, und die Zentralgewalt ist hier nie zu Kräften gekommen. So erhoben sich die alten Familien der Porcelets, der Herren von Les Baux u. a., ein Reichtum hochstrebender Geschlechter auf engem Raum: bis dann gar die Provence in mehrere Länder zerlegt wurde. Dies geschah im Jahre 1054. Durch Heirat waren die Grafen von Barcelona und gleichzeitig auch die Grafen von Toulouse in der Provence erbberechtigt geworden; und so entstand durch Erbteilung um Avignon eine Markgrafschaft Provence, um Orange eine Grafschaft Provence, um Aix ebensolche Grafschaft Provence, in welche Länder sich die Grafen von Barcelona und von Toulouse teilten. Dies ist nun das Grafentum des 12. und 13. Jahrhunderts, unter dem, nachdem Wohlstand, Handel und Feldwirtschaft sich endlich wieder gehoben, die freie ritterliche Kultur jener Zeit und so auch die provençalische Poesie erblühte, die, indem sie das Latein, das bisher die Nationalsprache erdrückte, endlich beiseite schob, den Völkern Europas das Beispiel und Vorbild einer neuen Dicht- und Sangeskunst gegeben hat. Die modernen Literaturen entstanden. Erst als dann die Grafenhäuser ausstarben — in den Jahren 1245 und 1246 —, vereinigte sich der größere Teil des Landes wieder in einer Hand, in der Hand der Anjous. Das aber war der Anfang des Endes; gegen Karl von Anjou richtete sich der Haß der Troubadours; denn damit war die Provence schon fast in den Händen des blutsverwandten französischen Königs. Der letzte Anjou, der in der Provence herrschte und sich zugleich König von Neapel nannte, war der „gute König" René; seine Residenz Tarascon. Er starb 1480. Seine Tochter lieferte das Land an Frankreich aus. Die Annektion geschah 1481. Nur Orange, das später an die nassauischen Oranier fiel, und Avignon waren davon ausgenommen. Als der Konflikt des Königs

von Frankreich, Philipps des Schönen, mit Papst Bonifatius VIII. begann (es handelte sich darum, die Macht Frankreichs in weltlichen Geschäften von den Zensuren Roms unabhängig zu machen), als Bonifaz nicht nachgab und der energische König einen ihm gefügigen französischen Bischof kurzerhand zum Gegenpapst erhob, überwies er diesem im Jahre 1305 Avignon als Sitz. Dies war der französische Papst Clemens V. Dann erwarb, 1348, Clemens VI. die Grafschaft Avignon von der Gräfin Johanna, die zugleich Königin von Neapel war, durch Kauf (für 80000 Goldflorins), und der Sitz wurde zum Besitz, die Grafschaft wurde zum Kirchenstaat. So haben hier denn acht Päpste in Avignon gethront[1]). Ein Schisma aber war unausbleiblich. Als das Konzil zu Kostnitz entschieden hatte und seit 1417 die Nachfolger Petri wieder den apostolischen Stuhl in Rom einnahmen, behielten sie doch bis 1791, mit kurzen Unterbrechungen, Avignon zu Eigen, im Herzen Frankreichs eine geistliche römische Enklave, die von päpstlichen Legaten verwaltet wurde.

Erinnert man sich dessen, so wird man in Avignon in allen Straßen Priesterröcke, Mönchskutten und Soutanen, Prälaten in altmodischen Kutschen zu sehen erwarten. Ich lese, daß noch um das Jahr 1760 hier jeder fünfzigste Einwohner ein Geistlicher war; zwanzig Mönchs- und fünfzehn Nonnenklöster befanden sich in der kleinen Stadt, und vor Glockenläuten konnte man sein Wort nicht verstehen. Aber diese Glocken sind heute verstummt, und unsre Erwartung hat sich getäuscht. Wer durch Avignons Gassen schlendert, sieht nur ungefähr, was man auch sonst in den Städten des echten Südens zu sehen gewohnt ist. Enge, verlorene, stille Gassen, die wie Irrgänge sich krümmen und biegen, als wollten sie sich verkriechen. Die Engheit ist nützlich; denn sie erzeugt Schatten und wehrt zugleich den stoßenden Winden, die hier keine Bahn finden. Alle Fenster haben große und hohe, vorstellbare Holzläden sowie ein niedriges Eisengitter, über das sich Frauen lehnen. Auch auf den Straßen tauchen die Frauen auf; man stutzt und staunt; oft vornehm und fein; oft auch sehr nachlässig gekleidet, aber immer prachtvoll frisiert. Auf engen Plätzen stehen kleine, feine Kirchen, wie St. Pierre; Palastfronten und vermauerte Gärten allerorts, schlicht, edel und alt, aber still und verträumt und wie ausgeleert und „verwitwet". Man meint, wenn es dunkelt, hier könnte ein Überfall geschehen, der Flüchtling über die Mauer sich retten, der Angreifer hinter der Ecke lauern.

Über die breiteren Gassen, in der Nähe der Markthallen, sind breite Segeltücher gespannt. Da ist großer Verschleiß, in offener Auslage auf der Straße: buntbedruckte Tücher, bunte Teller, Näpfe und Tassen, Strohhüte und Obstnetze; Kaninchen im Fell; Berge von Melonen; Schnecken, die zu Hunderten in den Körben krabbeln; Hühner, die verlost werden: die Leute stehen im Kreis, kaufen ein Los und gewinnen oder verlieren und ziehen davon. Gerupfte Singvögel sind auf Tischen, Kuchen auf Schiebkarren ausgelegt, und ein Weib

---

[1]) Einige freilich nur zeitweilig. Die Namen sind: Clemens V., Johann XXII., Benedikt XII., Clemens VI., Urban V., Gregor XI., Clemens VII., Benedikt XIII.

sitzt daneben und verscheucht die Fliegen mit einem Flederwisch aus bunten Tuchstreifen. Das alles sieht man in Arles, St. Rémy, Tarascon ebenso.

Aber die Geistlichen, die wir erwartet? Wo bleiben sie? Warum fehlen sie?

Wir biegen ein in die große Rue de la République. Wie modern schon der Name, der uns endlich an die Wirklichkeit erinnert. Die französische Republik herrscht jetzt in Avignon. Sie hat durch das Häusergewirr der päpstlichen Festung diese am Lineal gezogene breite Straße rücksichtslos quer durchgeschlagen, von Stadttor zu Stadttor: und mit Läden modernen Stils ist sie besetzt, die sich an Eleganz mit denen von Lyon ganz wohl messen können; hier müssen doch auch reiche Leute leben! Am Ende aber weitet die Straße sich zu einem städtischen Platze aus, der das Rendezvous der Müßigen ist. Und da steht nun sie selbst, die Statue der Republik, von Cafés und Brasserien umgeben, auf gewaltigem Sockel, nach dem üblichen unerfreulichen Schema: ein volles junges Weib, im weiten Rock, aber mit bloßen Brüsten, eine Jakobinermütze auf dem Kopf; eine herausfordernd dreiste Erscheinung, die in Kleidung und Pose allen Geschmack und Anstand der Französinnen vergessen hat. Sie ist es, die Republik, die, als sie sich im Jahre 1791 der Stadt bemächtigt hatte, mit der berühmten silbernen Glocke, die sonst nur bei einer neuen Papstwahl erklang, zum Aufruhr läutete, die andern Glocken Avignons aber aus den Türmen herunterholte um sie einzuschmelzen; sie ist es auch, die neuerdings in Frankreich alle Klöster aufgehoben, die Orden ausgewiesen und zur Bedienung der Kirchen nur noch den Weltgeistlichen im Lande gelassen hat. Das will die Bronzepuppe uns verkünden; sie hat das heilige Personal aus Avignon vertrieben. Sie ist die Lösung des Rätsels.

Aber grollend ragt da schon der P a p s t p a l a s t auf seinem Felsen, hart an der Stadtmauer, sich in der Rhone spiegelnd, das Land überherrschend, höher als die Kathedrale selbst, die noch älter ist als er und sich schüchtern an ihn lehnt. So bedeckt er eine Bodenfläche von über 15 000 Quadratmetern. Man nehme die halbe Rue de la République und stelle ihre Häuser auf- und nebeneinander, so wird man den Kubikinhalt der Papstburg etwa ausfüllen. Kein Palast, eine Festung in der Festung.

In Rom wird man des echten Papsttums des Mittelalters gar nicht gewahr. In Rom sieht man nur das Papsttum der Hochrenaissance und des Barock; denn der Petersdom Michelangelos hat die alte Petersbasilika verdrängt; und der vatikanische Palast fußt zwar gleichfalls auf einem Hügel und ragt in Riesendimensionen hoch empor, aber er hat trotz aller Größe nichts Majestätisches; er ist nichts als ein multipliziertes Wohnhaus; übrigens auch er ein Produkt der Renaissance. In Avignon dagegen sehen wir noch den kämpfenden Papst des Mittelalters in seiner Rüstung. Gotisch ist die Bauweise. Fensterlos starrt uns die Burg an, aus Hausteinen aufgetürmt und gebräunt, die Mauern vier Meter dick. Drei Päpste haben daran gebaut. Sechs oder sieben Türme flankieren ihn von allen Seiten. Schießscharten und Brüstungen umziehen ihn nicht nur oben am Dachrand, sondern schon in halber Höhe; ringsum Pechnasen oder Mâchicoulis: von da gossen die Verteidiger heißes Wasser, nassen Kalk, siedendes Öl, Pech und Terpentin

auf die Belagerer herab. Feuerkränze flogen. Hoch oben erst laufen die tragenden Wandpfeiler zu gotischen Blendbögen zusammen; da erst zeigen sich auch Fenster. Raben und Raubvögel nisten in den Zinnen und Dächern; Schwalben zu Tausenden. Wer den Bau umkreist, findet ihn dreiseitig verschlossen wie einen Felsenklotz Nur ein einziges Portal vorne gibt Zugang; wer hindurch in den Riesenhof ritt oder einging — der Dominikanermönch auf seinem Esel, der Ritter zu Roß mit dem Wappen auf dem Schild, der seinen Namen von weitem kündete, der Büßer, der sich geißelte, der Pilger mit Wanderstab und Muschelzier —, war von allen Seiten kontrollierbar; denn so wie Argus hundert Augen hatte, so der innere Burghof hundert Fenster, die ihn überschauen und belauschen.

Prunklosigkeit, finstere Entschlossenheit, Unbeugsamkeit und übermenschliche Größe, das redet aus diesem Bauwerk, das, im wesentlichen unverletzt, Stein auf Stein, so erhalten ist, wie es vor sechshundert Jahren hier hingestellt wurde. Es war die Zeit des Rittertums, als noch kein Schießpulver die Mauern sprengte und zerriß.

Wem fällt bei solchem Anblick nicht Ariosts Wehklage ein (Rasender Roland, XI 22 ff.), wo es heißt: Der böse Feind war es, der Feldschlange, Kartaune, Bombarde und Büchse erfand. Nächst Evas Apfel war das Pulver das größte Unheil für das Menschengeschlecht. Es zerschmettert Erz und Stein. Die schlimmen Deutschen aber sind die Erfinder:

Wie hast du Raum in Menschenbrust gefunden,
Erfindung voll des Frevels und der Wehn?
Durch dich ist Waffendienst der Ehr entbunden,
Durch dich muß Kriegesruhm zugrunde gehn.
Durch dich — so weit sind Kraft und Mut entschwunden —
Scheint Wackrem oft der Schlechte vorzugehn.

Durch dich erlag und wird hinfort erliegen
So edler Herrn und Ritter große Zahl.
Drum sag ich's euch, so wahr mein Spruch gediegen:
Von den verruchten Geistern allzumal
War keiner böser noch im Frevel dreister
Als dieser greulichen Erfindung Meister.

Und daß dafür ihn ew'ge Rache quäle,
Hat in die tiefste Hölle Gottes Hand —
Das glaub ich sicher — die verruchte Seele
Zu dem verruchten Judas hingebannt[1].

Dies der Todesseufzer des vernichteten Rittertums im 16. Jahrhundert. Die Papstburg aber hat einst ihren Zweck erfüllt. Sie war ein Zentrum der Angriffspolitik. Hier versammelten sich Könige (Johann von Frankreich mit Peter von Lusignan, dem König von Cypern), um Kreuzzüge zu planen; von hier schickte der Papst Söldnerscharen, die ohne Sold vagierten und die er in Dienst nahm, gegen Peter den Grausamen von Kastilien, weil er geistliche Einkünfte an sich gerissen. Von hier aus ergriff er Partei in dem Streit um das deutsche Kaisertum, der zwischen Friedrich von Österreich und Ludwig dem

[1]) Übersetzt von Gries.

Bayern entbrannt war, traf Ludwig mit dem Bann und nahm den römischen Gegenpapst Nikolaus V. gefangen. Von hier trug der Papst den Krieg auch nach Italien, indem er Ludwig von Anjou mit Neapel belehnte und einen andern Anjou zum König von Sizilien krönte. Man denke sich den Pomp jener in Trachten prunkenden Zeit in den gigantischen hochgereckten gotischen Säulen dieses Palastes. Aber auch gegen die umwohnende Bevölkerung selbst richtete sich das Machtgefühl der Päpste in argen Bedrückungen. Besonders Clemens VII. nährte die Habsucht seiner Kardinäle. Ihm tat es Johann XXII., ein Handwerkerssohn von Herkunft, gleich. Das Vermögen aller vornehmen Geistlichen wurde, wenn sie starben, von der päpstlichen Kammer eingezogen; drückende Pachtsummen wurden auferlegt, Geld erpreßt von Armen und Reichen. Mit Bann und Interdikt trieben die Kollektoren des Papstes die Gelder ein.

Da erhebt sich die Bevölkerung. Die Pariser Universität nahm die Führung. Ein Konzil wird gefordert, und Clemens stirbt in Zorn und Ingrimm. Der König von Frankreich sendet ein Schreiben nach Avignon an die Kardinäle mit dem Befehl, bevor des Königs Gesandte anlangen, die Neuwahl für den päpstlichen Stuhl aufzuschieben und zum Konklave nicht zusammenzutreten. Die trotzigen Kardinäle aber öffnen das Schreiben erst, nachdem die Wahl Benedikts XIII. von ihnen vollzogen ist. Da wendet sich König und Volk gegen Benedikt. Ein feindliches Heer rückt heran. Avignons Bevölkerung selbst öffnet diesem Heer die Tore, und der Papst wird in seiner eignen Stadt belagert. Acht Jahre hat aber die Papstburg uneinnehmbar allen Feinden getrotzt. Erst dann entweicht Benedikt in Verkleidung nach Chateaux Renard, wo er Hof hält, gewinnt mit aragonischen Söldnern seine Stadt und Burg zurück und schleudert die Bannbulle wider die Pariser Universität. Der Rektor der Universität wagte es, die Bulle des Papstes in Gegenwart des Königs zu zerreißen. Da erst entwich Benedikt, und der Weg zu einem Konzil war geebnet. Die Päpste von Avignon haben ihren Untergang selbst heraufbeschworen.

Alles das kann uns der stumme Riesenbau erzählen; er macht nicht den Eindruck des Heiligen, aber des großartig Ungewöhnlichen, einer Entschlossenheit, die nicht nur auf Gott baut, sondern auf Felsen mit Felsenmauern!

Welcher Kontrast aber, wenn man eintritt! Aus allen hundert Fenstern des Hauses nicken Rotkappen, muntere Soldaten, und singen und pfeifen und starren in die Tiefe. Der Papstpalast ist Infanteriekaserne geworden[1]). Er dient der Republik. Auf den Treppen gruppieren sich die Soldaten malerisch, stürzen zur Kantine, schlank und behende und weltfroh und die entschiedensten Gegner des Zölibats. Die ungeheuern gotischen Säle, von der Höhe eines Kirchenschiffs, sind in Schlafsäle verwandelt; in ihnen sind mehrere Fußböden übereinander hergestellt und so aus einem Saal drei gemacht. Die jungen Leute haben es gut. Sie können sich ausdehnen, und alles ist lustig und ziemlich sauber. Einer von ihnen spielte hübsch Geige und sang mir schließlich

[1]) Dieser Mißbrauch ist, wie ich höre, neuerdings (Ende 1906) aufgehoben.

sogar deutsche Lieder mit deutschem Text vor: „Wer will unter die Soldaten“, ja auch: „Ich bin ein Preuße!“ Das hatte er auf der Schule gelernt.

Einst war der Palast herrlich mit Fresken ausgemalt; der Sienese Simone Memmi und Giov. von Viterbo werden dafür als Künstler genannt. Derselbe Simone war es auch, den Petrarca in Avignon kennen lernte, und der ihm seine Laura malte. Jene Fresken aber sind zum Teil mit Stuck überstrichen und nur einige Bilder noch sichtbar oder wieder freigelegt, so in einem der Türme, ferner in der Imprimerie der Kaserne, einst der Kapelle des Konsistoriums, wo lustige Soldaten an der Setzmaschine tätig waren, hoch über ihnen aber an der Deckenwölbung zwölf Heilige oder mehr übereinanderstanden, mit Bücherrollen in den Händen (in der Manier von St. Paolo in Rom). Mittelalterliche Buchrolle und modernes Druckverfahren — welcher Gegensatz![1])

In dem Gefängnisturm (tour de Trouillas) war es, wo der Träumer Rienzi, der um 1340 eine Republik ohne Papst in Rom herzustellen versucht hatte, sechs Jahre auf seinen Tod harrte; wo aber auch außer ihm viele für immer aus dem Sonnenlicht entschwunden sind. Wer kennt die Details? Eine Lokalgeschichte Avignons aus der Zeit der Priesterkönige, die eine Statistik geben könnte, ist nicht vorhanden. Aber auch die Revolution hat hier ihre Scheußlichkeiten verübt und die Erschlagenen, die Opfer ihrer Wut, Männer, Frauen und Kinder, darunter lebende Verwundete, hinab in den eisigen Keller (la glacière) gestoßen. Ja, noch nach Napoleon I. und noch im 19. Jahrhundert hat das legitimistische Regime der Könige Frankreichs hier freidenkende Männer auf das bequemste stumm gemacht. Ist es doch Avignon, wo der fanatische Pöbel selbst unter Ludwig XVIII. den bonapartistischen Marschall Brune, lediglich weil er nicht in königliche Dienste übertrat, durch die Straßen hetzte und dann, da er sich gerettet glaubte, in seiner Stube niederschoß. Die Papstburg ein Kerker für religiöse und für politische Ketzer! Ist das alles wirklich vergangen? Wird dieser inquisitorische Geist nie wieder aufwachen?

Und Lambert, der Reformator Hessens? Welcher Deutsche müßte angesichts dieser Papstburg nicht schließlich auch seiner gedenken? Franz Lambert war Südfranzose, wurde hier in Avignon im Jahre 1486 geboren und lebte als Franziskanermönch, als ihn aus der Ferne des jungen Luthers Schriften erreichten und bekehrten. Da verließ er sein Kloster. Der alte Geist der Albingenser ergriff ihn, für die einst, ehe die Päpste hier Einzug hielten, ganz Avignon gekämpft hatte. Er eilte nach Wittenberg und trat mit glühender, südländischer Beredsamkeit auf der Synode von Homberg des Jahres 1526 für das neue Werk, die Einführung der Reformation in Hessen ein. Die Ohrenbeichte, die Seelenmessen und Vigilien, der Ablaß hörten auf; die Predigt begann und der Gemeindegesang in der Landessprache; die Klöster leerten sich. Damit war der Sieg des Luthertums in Norddeutschland entschieden. Ein

[1]) Die Zeitschrift „L'Art et les Artistes“ gibt im Februarheft 1906 Reproduktionen einiger dieser Fresken.

Mönch aus Avignon war hieran beteiligt. Auf der Bergeshöhe zu Marburg in Hessen, bei der Michaelskapelle, fand er sein Grab.

Die Sonne sank; das Abendlicht fing sich in dem kolossalen goldnen Marienbild auf dem Glockenturm der Kathedrale und sie fing an, zu glühen. Und der Palast selbst wuchs und reckte die Schultern im Dämmerlicht. Eine überweltliche, unheimliche Majestät umgab ihn. Die Nacht spannte ihre Arme weit, weit, um ihn zu umfangen. Der Bau erscheint größer und immer größer, je öfter man ihn sieht. In den Winkelstraßen der Stadt aber leuchten Lichter auf. In die offenen Parterres der Häuser kann man hineinsehen, wo schon Lämpchen brennen, und man sieht Betten und dürftigen Hausrat. Die Frauen tauchen aus den Türen auf und huschen über die Gasse, silberne Kämme im schwarzen, welligen Haar: weißer Teint, blendende Zähne, wenn sie lachen; und sie lachen gern. Schöne Katzen, schöne Frauen und schöne alte Paläste, die gibt es in Avignon.

In den Palästen von feinstem Renaissancegeschmack hausen jetzt zumeist nur noch kleine Leute, oder sie stehen ganz leer, und nur Friseure, Drechsler und andre Handwerker arbeiten in den Parterrestuben. In der üppigen Zeit des 16., 17. und 18. Jahrhunderts aber waren sie die Domizile der Herren, die sie erbauten, jener päpstlichen Legaten und Vizelegaten, päpstlicher Nepoten aus den Familien der Barberini, Farnese, Borghese und Chigi, der Kardinäle und sonstigen Geistlichen mit ihrer vielköpfigen Dienerschaft; lauter frauenlose Männer. Jene Periode Avignons berührt faul wie stehendes Wasser. Avignon war noch päpstlich, als Herr v. Thümmel seine leichtlebige Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich machte. Als Philipp der Schöne den Papst dereinst in Avignon ansiedelte, da setzte er die Männer der Kirche mitten in die Höhle der Versuchung. Lehrte doch die Kirche selbst, daß der Teufel als blendendes Weib umgeht. Und so geht er hier noch immer um, besucht fleißig die Messe und späht nach Beute.

In Avignon verrinnt eine Woche wie ein Tag. Wir fahren im Omnibus über Land; Frauen, Männer und Burschen eng zusammengepferchte, so geht es über die Rhone an hübschen Villen vorbei zum verfallenen schönen Karthäuserkloster droben in Villeneuve und zur befestigten Abtei St. André, die vom jenseitigen Ufer kühn auf die Papststadt hinabdräut. Die alte Rhonebrücke, der Pont St. Benezet steht zerbrochen im Fluß; sie soll noch aus der Römerzeit stammen. Es ist die Brücke, auf der nach dem Ringelreihen die Kinder zu tanzen pflegen: „Sur le pont d'Avignon tout le monde danse."

Schöner noch, mit der Lokalbahn nach Isle sur Sorgue zu fahren, einem Städtchen, das von der Sorgue durchflossen wird. Platanen überschatten den regen Fluß, indem sie ihre Äste von rechts und links über ihm zusammenflechten: so wird seine kühle Welle nie von der Sonne berührt, eine fließende Allee, so lang wie der Ort selbst. Karren voll Weintrauben: in langen Zügen kommen sie an. Überall stille Geschäftigkeit; Friede und Fleiß. Die „Sorgue" — welch schöner Doppelsinn! — fließt zwar hindurch, aber die „Sorge" rastet hier nicht. Im Zweispänner fahren wir weiter gen Sonnenaufgang ins Land hinaus, durch weite, ebene, gesegnete Fluren: Ölgärten im Silber-

grau; Traubenfülle im Laub. Überschwenglicher Reichtum der Pflanzungen; freies Sonnenlicht; lindeste Luft. Ein Gottesmorgen. Da weitet sich die Seele und atmet Reinheit; sie möchte jauchzen und aufsteigen wie die Lerche.

Die Sorgue läuft plätschernd uns entgegen, immer neben uns her in raschem Sturz, schilfumstandene Mühlräder treibend. Da naht sich schon ein Gebirge. Wie ein Wandschirm baut es sich steil auf, im Ost, gegen die Sonne und fängt das Licht. Die Straße steigt. Die zackigen, goldig schimmernden Kalkwände kommen nah und näher. Wir sind schon am Ziel. Wir sind in Vaucluse, denkwürdigen Namens. Ein Dörfchen voll stattlicher Steinhäuser, an Wassermühlen reich, so hat sich Vaucluse unmittelbar an der Quelle des Flüßchens selbst aufgebaut. Denn so mächtig ist diese Wunderquelle, daß sie kaum fünfzehn Minuten talab von ihrem Ursprung schon alle die Räder treibt und sich in Laufgräben zur Bewässerung der weiten Felder herbeiläßt, ohne die Einbuße zu verspüren.

Wir verlassen den Wagen und nähern uns, facht wandelnd, nicht ohne scheue Neugier dem Ort, wo der Fluß geheimnisvoll entspringt. Es ist ein tiefsinniges Naturwunder, solches Entstehen der Ströme aus verschlossenem Abgrund des Erdschoßes. Myrten und Lorbeer und Feigenbäume erklettern mit uns die Höhe. Kiefern, Zypressen und Pappeln wiegen ihren duftigen Schatten im Wind. Auf einmal ist die Sonne verschwunden; wir stehen unter einer kahlen Gebirgswand, die vorgeneigt überhängt und in ihrer Höhe abenteuerliche Zinnen trägt und logenartige Grotten bildet[1]); sie ist in der Mitte im stumpfen Winkel eingeknickt; indem sie ihre enormen Felsenflächen rechts und links weit vorschiebt wie ausgespannte Arme, umschließt sie kulissengleich im weiten Dreieck das abstürzende Tal und fängt von drei Seiten das Licht ab. Nie ist an diese Stelle ein Strahl der Sonne gedrungen. Daher der Name Vaucluse, val clusa „das geschlossene Tal“. Eine Sackgasse; die Welt ist hier zu Ende; der Fels unersteiglich. Dort hängt ein knorriger, verzwergter Feigenbaum in der Felsenritze; er ist zäh und will leben, aber er kann nie Früchte tragen, da die Frucht Licht braucht. Unter dem Feigenbaum aber, in der Tiefe des Winkels, steht, in einer Felsenstube, die an die Wassergrotten Capris erinnert, ein enger stiller See, dessen Tiefe noch nie ergründet worden: es ist der dunkelgrün dämmernde Wasserschacht, der, aus den Tiefen gespeist und immer bis zum Überströmen gefüllt, in das Flußbett hinaustritt und schäumend über Felsblöcke zu Tale springt. So springt Athene fertig gewappnet aus dem Haupt des Zeus.

Heute ist der Wasserstand noch niedrig; bei Gewitterregen und Schneeschmelze aber steigt er plötzlich und auf einmal um zehn Meter und füllt, strömend aus dem Schacht stürzend, in Stromesbreite die ganze Schlucht aus, in der wir jetzt trocknen Fußes stehen. Vaucluse muß man im Frühling sehen.

Aber auch jetzt ist es schön hier. Wir sitzen in einem wasserumrauschten Garten. Hunderte von Forellen umspielen uns; ich habe noch nie solche

[1]) „Antra“ bei Petrarca, Epist. famil. II p. 316 ed. Fracassetti; Petrarca kletterte zu ihnen hinauf.

Klarheit des Wassers gesehen. Die Sorgue scheint intensiv grün, aber sie ist farblos wie Glas. Man denke sich eine Masse von Glas, wie die geschliffenen Kristallscheiben der Ladenfenster, wie die Spiegel in den Cafés, aber von etlichen Fuß Dicke. Die Durchsichtigkeit ist vollkommen. Dies purste Glas ist durch ein Wunder flüssig geworden und schießt so strudelnd und glitzernd dahin; unter ihm aber, im Flußbett, wächst ein grüner Teppich, aus Millionen Blättern gewebt, eine wuchernde Fülle weich sich wiegender Kräuter und Gräser. Der Teppich schimmert durch den klaren Spiegel grünsmaragden zu uns auf. Und man starrt hinein, an das Gitter gelehnt, und atmet Morgenfrische und Wonnehauch.

Auch Petrarca war hier. Das ist historischer Boden. Auch Petrarca starrte hier einsam in die Wellen. Dort, wo jetzt die Papiermühle steht, war sein Haus; wo jetzt noch der Lorbeer und Buchs in Reihen wuchert, war sein Garten, den er selbst bepflanzte. Dort oben die verfallene gespenstische Burg erstieg er (ein solivagus, wie er sich nannte), wenn er das Gespräch eines Freundes brauchte; denn da hauste in schwindelnder Höhe ein älterer geistlicher Herr, Philippe de Cabassole. Ihm schickt er gelegentlich eine Forelle oder eine Ente hinauf, die er im Fluß gefangen[1]). Petrarca selbst war Geistlicher, Italiener von Geburt. Als Knabe in Carpentras erzogen, lebte er als junger Mensch am Papsthof in Avignon; 1337 aber kam er, von langen Reisen müde, als Eremit hierher nach Vaucluse, ein Eremit besonderer Art, von einer erlesenen Bibliothek umgeben und in Korrespondenz mit der ganzen gelehrten Welt und den vornehmsten Männern.

Er war Dichter. Das ist wenig. Hier in Vaucluse sind die unzähligen italienischen Laura Sonette, ist auch eine Fülle lateinischer Verse entstanden. Rom gab ihm zum Lohn dafür die Dichterkrone. Das Rauschen der Sorgue lehrte ihn den Wohllaut des Rhythmus und des Reimes[2]). Die Einsamkeit lehrte ihn zugleich, auf sein eignes Herz zu lauschen. Aber Laura, die er besang, war ein Phantom. Man sagt, sie war eine jungvermählte Frau in Avignon, die früh starb. Aber er hatte mit ihr kaum verkehrt. An einem Gedankenbilde rankte er seine Liebesverse empor, die Gefühle der Sehnsucht, der Entsagung und des Trostes im Gebet, in tausendfältigem Ausdruck. Den Gewinn davon hatte Italien; denn die italienische Sprache lernte durch Petrarca Herzenston und Reichtum des poetischen Ausdrucks. Für mein Ge-

[1]) S. Epist. fam. II, p. 349. Die Forelle heißt nach dem Gießbach torrentina, aber auch turtura; französisch truite.

[2]) Sein Epigramm auf Vaucluse teile ich hier mit; s. seine Epist. fam. II, p. 113; es ist da einem Briefe an Philipp von Cabassole, „Philippo episcopo Cavallicensi", beigegeben:

Valle locus Clausa toto mihi nullus in orbe
    Gratior aut studiis aptior ora meis.
Valle puer Clausa fueram iuvenemque reversum
    Fovit in aprico vallis amoena loco.
Valle vir in Clausa meliores dulciter annos
    Exegi et vitae candida fila meae.
Valle senex Clausa supremum ducere tempus
    Et Clausa cupio te duce Valle mori.

fühl indes sind das doch nur Exerzitien höhern oder auch höchsten Stils gewesen. Aber der Einsiedler von Vaucluse entdeckte hier noch mehr: den Natursinn nämlich, die Fähigkeit, den Eindruck der Natur als ein innerliches Ereignis zu erfassen, und dies auch zum bewegten, treffenden Ausdruck zu bringen. Petrarca ist — noch mitten im Mannesalter — ein moderner Mensch und dadurch ein erster Begründer der sogenannten Renaissance geworden. Man fragt ihn, was er in Vaucluse treibe? Er antwortet: ich lebe![1]) Wer heut seine Gedichte liest, der tut ein Werk der Geduld. Wer dagegen seine Briefe liest, auch nur die, die er „ad Fontem Sorgiae“ und „Avenione“ datiert, tritt in Verkehr mit einem Menschen voll wirklichen frischen Erlebens, fast so, als ob er jetzt eben die Feder führte, und fühlt sich noch heute gefesselt und belohnt. Denn auch das hat Petrarca aufs neue entdeckt, was schon Cicero wußte: daß man im Brief das Intimste sagen, daß Geist- und Herzensregung sich im Brief auf das freiste geben kann. Der Brief wird ein unwillkürliches lautes Denken. Das war eine Losbindung des Individuellen für immer. In diesen Briefen aber plaudert nun Petrarca auch von Vaucluse und vom Mont Ventoux, den er bestieg um der Aussicht willen: die erste Beschreibung einer Bergbesteigung stammt von ihm.

So hauste hier der originelle Mann, ein Patriot, Humanist, Weltweiser und Forscher, voll Freude am Einzelding und frei von aller Systemsucht, aber auch voll Verachtung seiner Widersacher, voll Ehrgeiz und naiver Liebe zum Ruhm, wie es dem Italiener zukommt. Seine Liebe selbst ist ihm zum Ruhm, seine „Laura“ zum „laurus“ geworden.

Alles dies ist von diesem Tal, ist von der Quelle der Sorgue ausgegangen. Denn in Vaucluse wird man nicht zum Träumer, der haltlos untätig sich selbst verliert. Dafür sorgt schon der Wassersturz in seiner hellen Kraftfülle. Agilität, ein pulsierendes Leben, Rausch des Daseins und Reinheit des Sinnes zugleich, das atmet man in dieser klassischen Einsamkeit.

---

[1]) A. a. O. S. 316: Vivo equidem.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Gottfried Keller-Briefe.

Mitgeteilt
von
Adolf Frey.

Oberhalb des im Kinzigtal bei Offenburg gelegenen Dorfes Ortenberg liegt ein anmutiges Landhaus, worin die Empfängerin dieser Briefe, Fräulein Maria Knopf, mit ihrer Freundin heute noch wohnt. Reich an literarischen Interessen und aufrechte Verehrerinnen besonders Gottfried Kellers, entschlossen sie sich vor bald einem Vierteljahrhundert zu einem merkbaren Zeichen ihrer Bewunderung. „Eine Verehrerin," schrieb Fräulein Knopf, „sendet Ihnen anbei vier Flaschen Kirschgeist. Weiter wäre eigentlich nichts zu sagen, denn sie ist sich vollkommen bewußt, Ihnen weder etwas Neues, noch etwas Altes in besonders schöner Form sagen zu können. Daß sie Ihnen gerade Kirschwasser schickt, hat auch keinen tieferen Grund, als daß auf unserer kleinen Villa im Schwarzwald viele Kirschen wachsen, aus denen ein kluger, alter Mann diesen von Kennern schon oft gerühmten Kirschgeist braut. Vielleicht hat er Ihren Beifall, und wir dürften die Sendung wiederholen? Im anderen Falle nehmen Sie ihn als eine Huldigung, die wenigstens die gute, vielleicht zu stolze Absicht hatte, dem geistreichsten Dichter unserer Zeit eine kleine Freude zu machen."

So spann sich der Briefverkehr an, der vielleicht mehr als irgend ein andrer des Dichters den Beweis erbringt, wie sehr ihm, um mit Goethe zu reden, die Höflichkeit des Herzens eigen war.

Zu einem Besuche Kellers in Ortenberg ist es nie gekommen. Die beiden Briefparteien haben sich nur einmal in Zürich im alten Zunfthaus zur Meise gesehen, wo sie einen Abend zur beiderseitigen Vergnüglichkeit verbrachten.

Es ist mir eine lebhafte Freude, Fräulein Knopf für die Druckerlaubnis hier herzlich zu danken — ich denke: nicht nur in meinem Namen.

I.

Zürich, 14. Aug. 1883.

Hochverehrte Frau!

Von ein paar Sommerfesten zurückkehrend wie ein Kirmesbauer, der an die Arbeit gehen will, finde ich Ihre sehr gütige Ueberraschung in Gestalt des Kirschwassers vor. Dasselbe ist allerdings viel zuverlässiger als die Lobestitel, welche Sie mir zukommen lassen, und auch hierzuland eine Rarität ersten Ranges, obgleich dies Jahr es wieder einmal Kirschen gegeben hat.

Die Art ihrer wohlwollenden Sendung, die lakonische Unterschrift des freundlichen Briefes und die obwaltende Dunkelheit der Provenienz zwingen mich, die Wohlthat über mich ergehen zu lassen und mich auf einen dürftigen Ausdruck meines herzlichen Dankes zu beschränken.

Ich bitte Sie aber, die gütigen Andeutungen von Wiederholungen nicht verwirklichen zu wollen, da ich dergleichen Dinge nicht zu vergeuden, vielmehr möglichst in Ehren zu halten pflege, so daß sie eine anständige Zeit vorhalten. Zudem muß ich noch hoffen, daß Sie nicht den würdigeren Urheber des Geistes zu meinen Gunsten etwa beraubt haben.

Erlauben Sie mir beizufügen, daß auch dies Lebenszeichen einer mir unbekannten beifälligen Seele mich natürlich sehr gefreut hat; denn ein Mensch ist man ja immer. Sollte ich durch etwaige literarische Uebelthaten Ihre Gunst aber verlieren, so lassen Sie weislich es mich nicht wissen, sondern verhalten sich bedeutsam stille, womit ich mich in dankbarer Ergebenheit empfehle

Ihr Gottfr. Keller.

II.

Zürich, Oct. 1883.

Verehrteste Frau!

Ich kann mir Ihr Schreibverbot doch nicht so ohne weiteres gefallen lassen, um mir nicht allzu starke Formen des Undankes anzugewöhnen. Auch ein alter Mensch ist dem Laster noch zugänglich, wenn er noch so nöthig hat, sich vor Thorschluß zu bessern. Ich habe daher, um sowol den Ungehorsam wie den Undank zu mäßigen und eine Mittelstraße einzuschlagen, eine Weile gewartet und komme nun doch hinterdrein, für Ihre neue Großmut in Gestalt einer Pomona mit dem Fruchtkorbe meinen demüthigen Dank zu Füßen zu legen. Sie haben gewiß den zierlichsten jungen Birnbaum geplündert oder gar mehr als einen, und nun sind die herrlichen Früchte die schönsten Vorbilder eines stillen beschaulichen Ausreifens, welche Kunst auch nicht jedem Menschenkinde geläufig ist. Mürbe wird man schon, aber nicht süß.

Ich wünschte nur zu wissen, was es für Geschichten sind, die mir Ihr Wohlwollen zugezogen haben; vielleicht träfe es sich, daß Sie noch nicht alles gesehen, und ich fände Gelegenheit, Ihnen das eine oder andere nachträglich als kleines äußeres Zeichen von Erkenntlichkeit zu senden.

Es ist mir unbekannt, ob Sie auch in der schlechteren Jahreszeit in dem Landhause wohnen; ich denke aber, der Brief werde Sie, hochverehrte Dame und Gönnerin, unter der Adresse Ortenberg wohl erreichen.

Ihr mit geziemendster Hochachtung ergebener
Gottfr. Keller.

III.

22. Jan. 1884.

Verehrtes Fräulein!

In Ihrem gütigen Briefe vom 16ten November haben Sie eine so liebenswürdige und anmuthige Schilderung von sich selbst gemacht, daß ich mich nicht sympathischer erweisen zu können glaubte, als wenn ich meiner Trägheit den Zügel schießen ließ, um die holde Bequemlichkeit, deren Sie sich so artig beschuldigen, zu überbieten. Das hatte ich zwar nicht einmal nöthig; denn von meiner Faulheit zeugt ja schon der kleine Katalog meiner Ihnen bekannten Werke, den Sie mir mittheilten und der trotz seiner Kürze so vollständig ist, daß ich Ihnen nicht ein noch ungelesenes Buch senden konnte, das aus meiner Fabrik hervorgegangen!

Ich habe zwar immer vor, mich noch recht fleißig zu erweisen, wobei ich auf die Langeweile, Geiz, Eigensinn und andere Uebel rechne, welche manchen alten Leuten anhaften und sie zur Thätigkeit anspornen; allein ich bin noch keineswegs sicher, ob die Thorheiten bei mir einen so günstigen Verlauf nehmen werden.

Nun danke ich Ihnen aber auch allerschönstens für die neuste Güte und den freundlichen blumigen Weihnachtsgruß! Sie sind ja eine stete reizende Wandelbarkeit in aller Ruhe, deren Sie sich erfreuen! Aus einer würdigen Matrone, die ich mir vorstellte, ist ein Fräulein, sogar eine Senatorstochter[1]) geworden, aus der Gärtnerin vom Schwarzwald eine Zuckerbäckin (wie man hier zu sagen pflegt); denn ich bin schon so vorwitzig, mir einzubilden, daß das süße Hausgebäck unter Ihrer eigenen Aufsicht entstanden sei.

Die Vorstellung solchen Fleißes hätte mich fast verleitet, an einem kleinen Roman, den ich jetzt schreibe, rascher zu arbeiten und das tägliche Pensum zu vergrößern; jedoch fürchtete ich bei reiflicher Ueberlegung, Ihnen durch ein so tobsüchtiges Gebaren zu mißfallen, was ich nicht wünschte.

Soeben fällt mir ein, daß im letzten Spätjahr gesammelte Gedichte[2]) von mir erschienen sind, die zwar kein Damenbuch genannt werden können und zum guten Theil Ihnen schon bekannt sind. Ich werde mir daher erlauben, Ihnen den unförmlichen und sehr problematischen Band gelegentlich doch zu senden und Sie zu bitten, die alten, noch kruden Wildlinge, die Sie haben, dafür zu verbrennen.

[1]) Fräulein Knopfs Vater, ein vielseitig gebildeter Jurist, war Senator der Stadt Frankfurt a. M.

[2]) Gesammelte Gedichte. Berlin 1883.

Da der Januar noch nicht vorbei ist, so schließe ich meine herzlichsten Wünsche für gegenwärtiges Schaltjahr an. Möge dasselbe Ihnen seine 366 Sonnen wenigstens in der Seele schön und gleichmäßig heiter aufgehen lassen und über Ihrem und des Kaisers Reich freundlich hinweggehen.

Ihr mit größter Hochachtung ergebener
Gottfr. Keller.

IV.

Zürich, 27. Mai 1884.

Verehrtestes Fräulein!

Also bin ich leider zu spät gekommen mit meinen Gedichten[1]), was mir sehr leid tut, besonders da ich Ihnen damit doch noch einen Brief abgepreßt habe, was mich hinwieder amüsirt.

Die Beschreibung Ihres Wohnsitzes im Sommer, sowie die gütevolle Anlockung, denselben zu sehen, sind sehr reizend, besonders auch der Punkt wegen der Handschuhe, und wenn ich einmal wieder, wie ich vorhabe, dazu komme, den deutschen Norden und was auf dem Wege liegt, zu besuchen, so werde ich gewiß trachten, den kleinen Seitensprung auszuführen. Dies Jahr werde ich es schwerlich thun können; ich lebe mit einer kränklichen Schwester zusammen, die ich nicht allein lassen kann, ehe sich ihre Gesundheit etwas mehr befestigt hat oder wenigstens in einen gewissen Beharrungszustand getreten ist, der keine plötzlichen Aenderungen befürchten läßt.

Sollten Sie aber mit Ihrem verehrten Herrn Papa, dem ich mich dankend höflichst empfehle, wirklich einmal hier „vorbei kommen", ehe ich dorthin gelange, so werde ich Ihnen mit Freuden meine Aufwartung machen, so herrlich ich es auf meinen kurzen Beinen vermag!

Mein Roman[2]), nach welchem zu fragen Sie so freundlich sind, wird wahrscheinlich im Herbst zunächst in der Deutschen Rundschau kommen, wor-

[1]) Er hatte folgende Widmung hineingeschrieben:

Für die holden Frühlingsblüthen,
Die der Ostermorgen brachte,
Folgt zurück ein Wintergärtchen
In Herbariumsgestalt,
Drin das Blumenheer von mehr als
Vierzig Sommern liegt gebettet,
Gänseblümlein, wilde Röschen,
Distelzeug und Sauerampfer;
Friedlich alles lang verblichen.
Denn da nun die trocknen Kräuter
Florens frische Kinder wittern,
Rauscht es in den dürren Blättern
Wie ein leiser Hauch von Lenzluft,
Und sie regen sich, zu danken
Für den milden Ostergruß.

Zürich, 16 April 1884. G. K.

[2]) Martin Salander.

auf ich dann etwas rascher weiter kutschiren werde, so lang es mit der Schreiberei noch gehen will.

Diese Zeilen adressire ich für alle Fälle noch nach Frankfurt in der Voraussetzung, daß sie Ihnen nachgesandt werden, und nun wünsche ich Ihnen recht frohe und sonnige Monate und die unverminderte Fähigkeit, dieselben zu genießen.

Ihr für die große Freundlichkeit dankbarer und aller Hochachtung voller
G. Keller.

V.

Hochverehrtes Fräulein!

Heute bin ich unbrauchbar, dagegen morgen zu jeder Stunde gewärtig und bereit, Ihnen zu dienen. Sollten Sie etwa morgen abreisen wollen, so würde ich um ein nochmaliges Zeichen bitten und Sie heute doch noch später im Hotel aufsuchen. Ihr ergebener G. Keller.

26. August 1884.

VI.

Zürich, 21. Nov. 1884.

Höchstgeehrtes Fräulein!

Da hier der erste Schnee gefallen ist und Sie wohl auch wieder in Ihre ehrwürdige Stadt[1]) gezogen sind, will ich ebenfalls meine Muthlosigkeit überwinden und endlich Ihren gütigen Herbstgruß vom 15. Sept. erwidern. Denn mit der Untugend obigen Namens haben Sie mich angesteckt, weil Sie mit Ihren Drohungen, mir nicht schreiben zu wollen, fortwährend unsere schöne dicke Freundschaft zu kündigen scheinen.

Wiederum hat mir Ihre schreckbare Demuth, der ich allerdings nicht recht traue, die Sorge geschaffen, ich sei bei Ihrem huldreichen Besuche am Ende unartig und schnöde gewesen, was just nicht unmöglich ist, wenn auch ohne Absicht und Willen. Die Nachlässigkeit freilich, mit der ich den jungen Berliner Herrn[2]) die Damen nach dem Hotel zurückbegleiten ließ, statt es selbst zu tun, habe ich nachher blutig bereut, als er erzählte, die Herrschaften seien in der dunkeln Regennacht weit herum geirrt! Noch jetzt kann mich kaum die Erinnerung an die angenehme kleine Gesellschaft am Fuße des hohen schlanken Ofens[3]) trösten, und ich sehe Sie noch vor dem zierlichen Gebäude sitzen, wie die Figur einer Muse am Piedestal eines Denkmales.

Sie müssen aber mit Fräulein B.... wiederkommen; hoffentlich werden wir dann bei schönem Wetter vorher eine Fahrt auf dem See oder auf einen Berg machen können.

[1]) Frankfurt a. M.

[2]) Otto Brahm.

[3]) An der „Meise“.

Meine Schwester dankt schönstens für Ihren freundlichen Gruß und erwidert denselben bestens.

Ich bin leider immer noch mit meinem Roman beschäftigt, welcher etwas ernsthaft werden sollte und fast nicht will, obgleich die Zeit, die ihn eingegeben, schlimm genug ist.

Lassen Sie sich nichts anfechten und leben Sie froh und klug nach Ihrer Art in diesen Winter hinein.

Ihr mit allen Grüßen ganz ergebenster Gottfried Keller.

VII.

Zürich, 7. Januar 1885.

Höchstverehrtes Fräulein!

Ehe wir völlig den 8. Tag dieses Jahres haben, will ich Ihnen doch noch meine besten Glückwünsche für dasselbe darbringen. Möge es Ihnen fortwährend gehen, wie Sie es verdienen, dann geht es Ihnen vermuthlich recht und gut!

Das gleiche wünsche ich Ihrer verehrlichen Freundin, Frl. B., an, bei deren Namensunterschrift es mir vorkommen will, als ob ein Dr. davor stände. Es könnte zwar auch ein abgekürztes Dorothea ꝛc. bedeuten, allein der Teufel ist ein Schelm, und so befürchte ich, daß ich letzten Sommer neben einer hochgelehrten Dame gesessen habe, ohne es zu ahnen. Ich besitze den Doctortitel zwar auch, habe ihn aber geschenkt bekommen, ohne etwas gearbeitet zu haben, und hätte nicht die kleinste These vertheidigen können. Gott sei Dank, daß die furchtbare Situation so glücklich ablief! Nun danke ich aber auch herzlichst für das fliegende Frühlingsgärtlein, das am Weihnachtmorgen gekommen ist; es war sehr lieblich! Da ich aber von Ihrer Freundlichkeit und Herzensgüte nun wohlthuend überzeugt bin, so bitte ich doch ernstlich, sich aus derselben keine dauernde Servitut schaffen zu wollen! Ich kann noch einige Jahre existiren und erschrecke ob dem Gedanken, daß ich selbst noch so viele Lasten tragen müßte. Und was dem Einen nicht recht ist, wäre dem Andern nicht billig! Ich habe nur zwei Pathenkinder zu bedenken, die man mir noch aufgesalzen hat, und gehe doch jedes Neujahr fast zu Grund über den kleinen Einkäufen und Anfertigung der Paketchen! Freilich bin ich auch ein fauler Kerl.

Nehmen Sie nun vorlieb mit meinen ergebensten Grüßen nebst Empfehlungen meiner Schwester, welche sich für die Blumen ebenfalls schönstens bedankt. Ihr Gottfr. Keller.

VIII.

Zürich, 15. Juni 1885.

Mein verehrtestes Fräulein und Gönnerin!

Jetzt hab' ich aber höchste Zeit, wenn ich für Ihre neue prächtige Blumengesandtschaft noch danken will, ehe die Mitglieder derselben aus-

einander gehen; denn noch stehen sie verschiedentlich herum, und auch auf meinem Schreibtisch hält ein Krügelchen mit einem detaschirten Sträußchen noch Wache. Das Reisewetter hatte der Gesellschaft trotz der ingeniosen Verpackung etwas warm gemacht, so daß einige bei der Ankunft die Köpfe ein wenig hängen ließen; sie wurden aber so geistreich untergebracht, daß sie zwischen den andern versteckt aufrecht standen und in geheimnißvoller Weise zum Gesammteffect mitwirken.

Mit meinem herzlichsten Dank verbindet auch meine Schwester, welche Sie schönstens wieder grüßt, den ihrigen. Leider ist sie noch immer schwächlich. Sie hat sich aber nun endlich von freien Stücken herbei gelassen, eine Hülfs- und Dienstperson in's Haus zu nehmen, statt nur für ein paar Stunden des Tags, für immer.

Wir müssen nun aber erst die rechte Persönlichkeit finden, ehe ich einmal weggehen kann, und da ich auch immer noch nicht fertig bin mit meiner stets problematischer werdenden Arbeit, so ist es zweifelhaft, ob ich diesen Sommer weggehen und auch Ihrer so gütigen Einladung folgen kann. Doch bleibt eine zwischen Rhein und Donau kreuzende Reisefahrt jedenfalls fest in Aussicht genommen, so daß ich irgend einmal wol vor Ihrem Zauberschlößchen erscheinen werde, um Einlaß zu erflehen als alter Sängergreis, der die Mäuse vertreibt und Maulwürfe fängt.

Inzwischen wünsche ich Ihnen recht schöne und fröhliche Sommertage als

Ihr dankbarlich getreuer G. Keller.

IX.

Verehrtestes Fräulein und Gönnerin!

Wenn auch spät, so danke ich Ihnen nur um so herzlicher für Ihr freundliches Gedenken meines Geburtstages, für Briefchen und Blumen! Wenn letztere auch als Heu angekommen sind (ein Zeichen, daß der Weg doch etwas zu weit für dergleichen Reisende ist), so haben sie mir als Symbole wohlthuender Gesinnung nichts destominder Freude gemacht, und sie wurden unter feierlichen Reden in meinen Ofen gelegt, wo sie im October oder November als das erste Feuer das Arbeitszimmer erwärmen sollen. Beinahe hätte ich ein Gedicht darüber gemacht; leider versperrt der vertrackte Roman, an dem ich immer noch langsam weiter herumwurzle, alle angenehmen Abschweifungen und lyrischen Ergötzungen.

Meine l. Schwester dankt sehr für Ihren Gruß und erwidert denselben. Ein Dienstmädchen hat sie zur Stunde noch nicht einzustellen beliebt, da sie noch immer hofft, durch einen glücklichen Zufall und auf dem Wege persönlicher Vermittlung guter Freunde und Bekannter eine zuverlässige Person erhalten zu können. Aber auch ohne dies Verhältniß glaube ich kaum, daß ich im Laufe des Sommers noch weg kann, und muß mich in diesem Falle mit kleinen ein- und halbtägigen Ausflügen entschädigen.

Aber ich langweile Sie immer mit der gleichen Geschichte; erscheine ich aber wirklich einmal in Ortenberg, so fürchte ich, ich werde noch langweiliger mich ausnehmen; denn ich bin für andere kein kurzweiliger Patron, weil es mir Egoisten genügt, wenn es mir selbst nicht langweilig ist, ein Mangel an gesellschaftlicher Erziehung.

Genießen Sie jetzt den herrlichen Sommer recht und empfehlen Sie mich wieder einmal dem Herrn Papa, wenn wohlderselbe auch dort ist.

Ihr verehrungsvoll ergebener G. Keller.

X.

Zürich, 25. Sept. 1885.

Höchstverehrtes Fräulein!

Sie haben sich wieder sehr generos und anmutig betragen! Ihre schönen Birnen und Pfirsiche sind eines Morgens frisch und gesund angekommen und lagen, als ich aus meinem Schlafgemach zum Vorschein kam, schon ausgepackt und ausgebreitet vor dem Bette meiner Schwester, das sie hüten muß, weil sie vor 10 Tagen einen Fall that und sich den Hüftknochen ausrenkte, als sie in ihrer Schwäche unserm Kater nachsetzen wollte, der ihr ein Stück rohe Leber unter den Händen weggemaust. Sie hatte die Leber zwar noch erwischt und ließ sie auch nicht fahren, als ich sie aufheben und zum Sopha transportiren mußte. Erst glaubte man, der Knochen sei gebrochen, und wir hatten sehr trübe Gedanken. Glücklicher Weise ist es nicht so weit und mit drei Wochen Stilliegen abgethan, auch keine Schmerzen oder Fieber mehr da.

Die Schwester erquickt sich bereits an den Früchten bei diesem warmen Wetter, und sie dankt Ihnen recht herzlich für Ihre Güte. Ich desgleichen und zwar nicht nur aus Bruderliebe, sondern auch weil ich bereits einen der Pfirsiche gestohlen habe, und auch die eine oder andere Birne dürfte mir verfallen sein, da ich dieselben in der Bücherkammer der Reihe nach vor Herders sämmtlichen Werken aufgestellt habe.

Das malheur meiner Schwester hat wenigstens zur beschleunigten Anstellung einer Dienstfrau geführt, welche wohl bleiben wird.

Empfehlen Sie mich auch der Fräulein B. bestens. Ich weiß nun nicht, ob die Herrschaften noch in Ortenberg sind; ein Brief wird aber von dort wol nachgeschickt werden, wenn Sie schon in Frankfurt hausen.

Ihre Idee, die Sie in einem der letzten Briefe geäußert, mir in meiner Romanschreiberei mit verrückten Einfällen aushelfen zu wollen, wenn sie mir ausgehen, ist sehr gut und auch spekulativ richtig. Wenn wir einmal zusammen wirken, so bezahle ich Ihnen für jedes „Motiv", das zu einem halben Druckbogen ausreicht, fünf Mark Reichswährung, und wenn Sie's auch gleich selbst schreiben, das halbe Honorar. Nun ist es aber Zeit, meine und der Schwester beste Grüße beizufügen. Ihr ergebener

G. Keller.

XI.

Zürich, 30. Dezember 1885.

Verehrtestes Fräulein Marie K.!

Ihre Weihnachtsgüte hat diesmal ein Stückchen Romantik veranlaßt. Ein guter Freund in Frankfurt, den ich letzten Sommer durch Paul Heyse kennen gelernt, ist von Ihrer Gebelaune ergriffen worden und hat mir am Weihnachtsabend ein Kistchen zukommen lassen, das durch einen am Vormittag eingetroffenen Brief angezeigt war. Der gleiche Postbote brachte Abends die Kiste mit Ihrem Orangenbäumchen, das ich natürlich ebenfalls dem Herrn zuschrieb. Als ich am Weihnachtstage früh auspackte, wurde ich durch das schöne Bäumchen, das bis auf das letzte Blatt wohl erhalten ist, und seine 17 Goldfrüchte so begeistert, daß ich dem Absender die schönsten Complimente über seinen seinen Geschmack schrieb und darüber vielleicht die schönen Dinge, die er selbst mir geschickt, vernachlässigte, so daß es ohne Zweifel eine Verwirrung absetzte, während das schalkhafte Bäumlein zierlich auf unserm Büffet steht. Einen Tag später kam dann die Schachtel mit Ihrem Brief und Gebäck an meine l. Schwester und setzte wiederum mich in Verwirrung. Wir danken Ihnen schönstens für Alles; die Schwester schreibt außer Waschzetteln und dergl. nichts mehr, da es ihr nicht mehr recht aus der Feder will, sonst würde sie Ihnen selbst geziemend ihre Gefühle mittheilen, und so muß ich gewohnter Weise auch hier wieder den Schreibknecht machen, was ich gern und von Herzen thue. Die Lebensregeln für das Bäumchen wollen wir so gut als möglich befolgen und hoffen, es so alt werden zu lassen, als wir selbst noch ausdauern, besonders, da es nur Wasser und keinen Wein trinkt. Wir wünschen nun Ihnen, dem Herrn Papa und Fräulein B. einen fröhlichen Jahreswechsel und Glück und Heil zum kommenden Jahr. Für den Fall, daß Sie die Deutsche Rundschau noch nicht zur Hand haben, schicke ich Ihnen einen Separatabdruck des Anfangs meines Romans, der mir aber mager vorkommt. Es sollte besser kommen wenn möglich.

Ihr dankbar ergebener G. Keller.

XII.

Verehrtestes Fräulein!

Ich bin längst wieder wohlauf, trotz des dummen grünen Zettels in der Deutschen Rundschau[1]). Schönsten Dank für die Nachfrage; schreiben werde ich später, denn ich muß jetzt alle lettres de bon plaisir verschieben.

Mit besten Grüßen Ihr ergebener G. K.

Zürich, 4. März 1886.

Der M. Salander kommt wieder am 1. April; gedruckt ist er, wenigstens die Correctur.

[1]) Auf diesem „grünen Zettel" war mitgeteilt worden, daß wegen Indisposition des Verfassers das Märzheft ohne die Fortsetzung des „Martin Salander" erscheinen mußte.

XIII.

Zürich, 21. Juli 1886.

Verehrtes Fräulein!

Bitte stellen Sie ihre schrecklichen Vorstellungen wegen meines Nichtschreibens ab und beruhigen sich bei der Nachricht, daß ich seit länger als einem halben Jahre ein völliges Brieffalliment erlitten und die Briefe der besten Freunde am wenigsten beantwortet habe. Im August werde ich alles nachholen und vorzüglich auch bei Ihnen. Ich würde Ihnen gern die Fortsetzungen des Romans geschickt haben, erhielt aber keine Separatabdrücke mehr. Für jetzt also nur meinen herzlichen Dank für den Geburtstagsbrief. Nach Heidelberg gehe ich nicht und hatte es nie vor; kann nun aber überhaupt während der guten Jahreszeit nicht mehr außer Landes gehen, da ich wegen auch im Sommer nicht mehr weichenden Alte-Esels-Rheumatismen endlich eine heiße Quelle aufsuchen muß, zum ersten Mal!

Lassen Sie also Gnade für Recht ergehen und leben Sie um so fröhlicher Ihr jetziges Sommerleben. Meine Schwester grüßt schönstens; es geht ihr jetzt ganz leidlich.

Ich adressire diese Noth-Epistel nach Frankfurt, wo Sie zu hausen scheinen, und bleibe bis auf Weiteres Ihr dankbarst ergebener

G. Keller.

XIV.

Zürich, Pfingsten 1889.

Verehrtestes Fräulein und Gönnerin!

Sie haben eigentlich Recht, daß Sie so unentwegt Ihre freundliche Gesinnung bewahren; denn was derselben nicht werth zu sein scheint, ist leider nur die Frucht einer Art förmlicher Lähmung im Briefschreiben, wie auch in anderen. Meine arme Schwester ist fast zwei Jahre lang allmälig gestorben, zuletzt auf schreckliche Weise an desorganisirtem Herzen. Ich hätte nie gedacht, daß der stillen Person solches geschehen könnte.

Jetzt lebe ich mit einer Person, die mir von milden Frauen oktroyirt worden ist und Köchin, Haushälterin, Ausläuferin und alles zusammen vorstellen soll, eine sogenannte bestandene Person, die aber wol nicht bei mir sterben wird, wenn ich mich nochmals erholen kann, was möglich sein sollte.

Das Staufer'sche Bild[1]) habe ich Ihnen als spaßhaftes Gegenstück zu dem kühnen Amazonenbild, daß Sie mir vor zwei Jahren in Ihrer Photographie geschenkt haben, übersandt. Staufer wollte meinen Kopf malen, um eine gründliche Radirung danach zu machen. Er malte ihn auch, kramte aber erst einen photographischen Apparat aus, um eine Reihe Aufnahmen von allen Seiten zu machen, um den Gegenstand sich von allen Seiten einzuprägen. Nun mußte er aber während einer scheinbaren Pause, als er mich ruhen hieß, mich in der Erschöpfung auf dem Armensünderstuhl abgestohlen haben, wovon

[1]) Die Radierung von Karl Stauffer.

ich nichts merkte; denn diese gestohlene Aufnahme radirte er und nicht den Kopf, den er einer hiesigen Familie[1]) schenkte. Er hat es freilich auf meinen Vorhalt bei wenig Abzügen bewenden lassen, wie er sagte, und die Platte abgeschliffen. Die Arbeit ist freilich an sich gut, aber das Bild seiner Entstehung nach dumm.

Nun aber muß ich meine Verwunderung aussprechen, daß die ganze verehrte Familie jetzt nach Ortenau[2]) übergesiedelt ist und Landwirthschaft treibt. Ich wünsche sehr Glück zu der Idylle, so lang es geht. Das Gute hat die Sache wenigstens, daß das Fräulein dem Herrn Papa den schönen Kirsch nicht mehr so leichtsinnig ausführen kann. Dies Jahr werden Sie mich schwerlich als gänsehütendes Alterchen in der Landwirthschaft verwenden. Ich muß dieser Tage mit meinen rheumatischen Gliedern in's Bad, und im Juli werde ich mich irgendwo im Gebirge verstecken, um dem schrecklichen 70. Geburtstag zu entgehen, mit dem man mich bedrohen möchte und den ich vermeiden muß.

Wenn Einer Vieles gethan und geleistet hat und noch Manches zu leisten im Stande ist, so mag ich ihm solche Späße gerne gönnen. Ich ziehe vor mich zu entziehen und bleibe Keinem was schuldig.

Letzthin war Hr. J. P. bei mir, mit dem ich über den Fall schwatzte. Jetzt hat er schon in der Frankfurter Zeitung ein Pourparler drucken lassen, damit 6 Wochen vor dem kritischen Tage schon die wohlthätige Stille gestört wird und man ja den Schlupfwinkel ausspüren kann.

Ich empfehle mich bestens dem Herrn Stadtrath[3]) und der Fräulein B. Ich hatte auch gedacht, zuweilen später einen Spätherbst oder Winter in Wiesbaden oder so wo zuzubringen und dann einen Sprung in Ortenau vorbei zu kommen. Allein wenn es so fortgeht mit dem Wohlgemuthhandel, mögen die Götter wissen, wie es mit uns Allen zu stehen kommt[4]).

Bis dahin und darüber hinaus behalten Sie mir mit der ganzen Herrschaft Ortenau eine freundliche Gesinnung als

Ihrem ergebenen Gottfr. Keller.

---

[1]) Welti-Escher.

[2]) Keller meint Ortenberg; Ortenau heißt die Landschaft.

[3]) Vater von Fräulein Knopf.

[4]) Bezieht sich darauf, daß um diese Zeit wegen Handhabung der Fremdenpolizei in der Schweiz zwischen dieser und dem Deutschen Reich ernste Verwicklungen entstanden waren, die schließlich jedoch durch Entgegenkommen von beiden Seiten gütlich beigelegt wurden.

Hinter dem Walle.

Von

Anselma Heine.

Ein heißer, blühender Maitag. Schwer liegt der Holunderduft über dem alten Harzstädtchen. Draußen, hinter dem Walle, sehen die Wiesen aus wie mit bunten Tüchern belegt; zwischen den jungen, goldgrünen Zweigen der Bäume zwitschern die Vögel; ein Fink singt seinem brütenden Weibchen vor. In allen Schattierungen von Braun bis Eisenrot ziehen sich die noch halmlosen Felder die Waldberge hinauf. Droben aber wachen dunkle Tannenwälder über die strahlende Buntheit, und vollends im Weichbilde der Stadt scheinen Übermut und Farbe leise abzublassen. Der Grasstreifen auf der Promenade ist nur mit frommem Weiß durchzogen, lauter Sternenblumen, deren flache Knospen rings mit schlanken, bleichen Nonnenfingern besetzt scheinen, die sich betend, streng und schamvoll über den Kelch schließen.

Streng scheu und klosterhaft auch sieht das Städtchen selber aus. Kirchen und Stifte umgeben die uralten, hochgiebligen Häuser, die, gebeugt, wie verängstigt an schwarzen Wasserläufen stehen, und dicke, runde Zipfelmützentürme halten selbstgefällig Ordnung. Schaut man freilich diese bejahrten Wächter näher an, so gewahrt man wohl ein heimliches Glitzern in den halbzerbrochenen, spinnwebblinden Dachluken.

„Wie große, halbgesenkte Frauenaugen sehen sie aus," findet Dine Baum, das sommerhelle Jungfräulein, das droben am Walle steht, den Hut am Arm und lauter Jubel im Herzen.

„Herrgott, wie ist das Leben schön!"

Heute, da sie den Büchern und dem Göttinger Klinikfaale einmal entwischt ist, spürt sie das doppelt stark. Die Kolleginnen freilich zetern über diesen Leichtsinn: „So kurz vor dem Examen!" Als ob man eine Lernmaschine wäre! Als ob es nur darauf ankäme, recht viele Aufnahmen zu machen, wie beim Phonographen! Gerade erst recht zum Examen braucht man erfrischte Augen, gelüftete Gedanken!

Mit Schritten, die zu groß sind für ihre zierliche Figur, stürmt sie weiter. Die goldbraunen Löckchen stehen ihr sonnig um das kinderrunde Gesicht mit den frischen Lippen, die von allen guten Dingen des Lebens wissen. Dabei ein paar Augen von seltsam herrischem Blau. Sie vergeistigen das Kindergesicht.

Wie Gischt und Feuer ist das ganze Persönchen, als es da bald über den Anger läuft, bald mit einem impulsiven Ruck stehen bleibt, den Mund ein wenig öffnet und einem Gedanken nachhängt.

Was mögen das für Existenzen gewesen sein hinter diesen hohen Befestigungsmauern, eingegrenzt zwischen Zwinger und Wassertor!

Das enge Mittelalter da unten tut ihr so schrecklich leid. In einer impulsiven Bewegung breitet sie beide Arme aus wie Flügel.

Wie herrlich gerade heute zu leben! Herrgott, wenn sie vor achthundert Jahren hier hätte vegetieren müssen!

Gerade vor ihr unten liegt das massive, graue Benediktinerkloster, jetzt Versorgungsanstalt für die Bürgertöchter der Stadt.

„Versorgt werden, grausiger Gedanke! Wie ein seelenloses Ding, das befriedigt ist, wenn man ihm Wohnung und Essen gibt! Diese Bürgertöchter da — ja, die gehören noch heute zum Mittelalter. Malerisch und eng. Brrrrrr!"

Da, auf ihrer kleinen Höhe, ihr Kleidchen vom Frühlingswinde bewegt, fühlt sie sich diesen Gesicherten gegenüber doppelt frei und glücklich. Ganz ausgelassen.

Man hat bei der blödsinnigen Büffelei in der letzten Zeit gar nichts mehr gewußt von der Natur, höchstens vom Wetter!

Alles macht ihr Spaß, was sie sieht, und sie hat hundert Erlebnisse. Sie sieht kleine Mädchen vor den Häusern Rundspiele spielen, hört naive Abzählverschen, begegnet einem verträumten Brautpaare, hinter denen gelangweilt die Schwester herzieht, und amüsiert sich über eine junge Ziege, die komisch neugierig und zimperlich von der Seite nach Dines hellem Hute sieht und dann gemächlich beginnt, den großen Blumenstrauß aufzufressen, den Dine im Arme hält. Kauend und mimmelnd macht sie es sich gemütlich. Dine muß lachen. Sie läßt ihr den Strauß. „Aber nimmst du mir, so nehm ich dir." Ihr Reisebecherchen zieht sie aus der Tasche, und die Ziege, wie in stillschweigender Anerkennung des Paktes, läßt sich friedlich von der resoluten Fremden melken. Ein paar Striche nur, dann ist Dines Durst gestillt.

„Ist das nun Diebstahl? Ach was, uns beide hat's gefreut, und die paar Tropfen vermißt keiner." Aber sie holt doch ihr Portemonnaie aus der Tasche, in dem ein paar blanke Silbermünzen glänzen, nestelt eine heraus, wickelt sie in ein Jasminblatt, das sie mit starken Gräsern umschnürt, und befestigt zuletzt das Ganze der Ziege am Halsband. „Nun lauf, und schönen Gruß."

Nun ist sie in das Städtchen hinuntergekommen, wandert eine Weile durch hügelige Gassenschlupfen und freut sich an den braunen Sparrenhäusern mit ihren Zierbildern und Schnitzwerk. Eins besonders gefällt ihr; „Zum

Brusttuch" lautet die Schildschrift; und in Form eines Brusttuches, unermeßlich hoch über dem bescheidenen Unterbau, erhebt sich der Giebel. Dine betrachtet die burlesken Balkenbilder: das Schwein mit dem Dudelsack, die Butterhanne, betrunkene Musikanten, Hexen auf Besen und Ziegenbock, und dazwischen die Allegorie vom Wechsel der Zeiten: Saturn, der seine Kinder frißt.

„Recht charakteristisch für hier," denkt Dine. „Überall sonst verzehrt das Neue das Alte."

Da das schöne Haus ein Wirtshaus war, nahm sie sich vor, einmal mit „der Bande" hierher zu kommen und zu toben. Es mußte sich gut sitzen da drinnen in den getäfelten Stübchen mit ihren krummgebogenen Balken und alten Schildereien. Heute war sie nicht hungrig, mochte auch ihre paar Freiheitsstunden nicht im Gasthaus versitzen. Ein schattiger Weg, zwischen blühenden Büschen am Wassergraben entlang, reizte sie. Er führte an gelben Farbentümpeln vorbei, Abflüsse des Bergwerks weiter oben im Walde, und hatte als Abschluß eine alte, graue Kirche — die, wie eine Tafel meldete, seit hundert Jahren von der herzoglichen Armenverwaltung zu einem Spittel für arme, alte Frauen verwandelt war. Eine kam eben herausgehumpelt, ein Paket in Zeitungspapier im Arme, einen Teller mit Brotkrumen in der Hand. Dine fragte, ob man Kirche und Anstalt besehen könne? Die Frau stand einen Augenblick ganz ratlos da, als habe man sie etwas völlig Überraschendes gefragt. „Schlechte Gehirnleitung" war Dines Diagnose. Endlich äußerte die Frau zögernd mit einer ganz jungen, schüchternen Stimme: Das könne man freilich, und sie gerade bewahre die Schlüssel; eben aber müsse sie zur Stadt, hundert Stück Soldatensocken abliefern.

Ob es lange dauere? fragte Dine.

„Nein, nur fünf Minuten."

Nun, da könne wohl Dine inzwischen die Kirche besehen, die ja eben geöffnet sei? Das schien die Ratlose völlig zu bestürzen. Offen halten dürfe sie die Kirche nicht, das sei verboten. Dabei stieg ein feines, herbstliches Rot in ihr noch ziemlich glattes und regelmäßiges Gesicht. Verlegen schwenkte sie den Teller ein wenig seitwärts, so daß ein paar Bröckchen zur Erde fielen, die sie erschrocken wieder auflas. Dabei war ein Lächeln in ihre großen, dunklen Augen gekommen. „Wir haben in unsrer Straße Rotkehlchen," sagte sie ganz kindlich. „Grade jetzt brüten sie, die Männchen holen ins Nest. Und das ist auch nur meine eigene Semmel von gestern," fügte sie hinzu, als sie Dines Blick auf sich fühlte. Verschüchtert senkte sie die Lider, die nun breit, mit ihren seitlich langgezogenen Winkeln fast wie Dreiecke, über den heimlich glitzernden Augen lagen. Dine wurde unwillkürlich an die Dachluken der Türme draußen erinnert.

„Wissen Sie was?" sagte sie lustig, „schließen Sie mich ein in die Kirche, ich besehe so lange Ihre Raritäten."

Das schien ein Ausweg. Aber ehe sie die Fremde einließ, gab die Frau noch gewissenhaft Anweisung: „Rechts sind unsre Kammern. Vierzehn. Wir sind immer vierzehn."

„Immer?" fragte Dine.

„Ja. Wenn ich heute sterbe, kommt morgen eine andre. Immer sind wir vierzehn."

„Wir!" Wie ergeben das klang.

„Links die Kapelle ist unsre Totenkammer, davor unser Gärtchen, dahinter unser Kirchhof."

„Unser," sagte Dine unwillkürlich laut.

Die Frau faßte diesen Ausruf als Zurechtweisung auf.

„Das ist alles für die Nonnen gebaut gewesen," sagte sie demütig entschuldigend. „Für uns natürlich hätte man es nicht extra eingerichtet."

Sie ließ Dine nun eintreten, blieb draußen und schloß hinter ihr ab. Das junge Mädchen hatte ein unbehagliches Gefühl beim Klirren und Knirschen der Schlüssel. Auch fand sie sich plötzlich wie in tiefer Dunkelheit und Kälte. Bald aber gewöhnte sie sich und begann ihre Lage, ihre Umgebung als etwas besonders Reizvolles, Romantisches zu empfinden. Schön freilich war es nicht, daß man die würdige Säulenreihe rechts durch eine dazwischen gezogene geweißte Wand verunziert hatte, in der braungestrichene, kleine, numerierte Türen saßen; schön auch nicht die Steinmauer links, von der Abputz fiel und die sich zu einer viereckigen Kapelle ausweitete; auch der graue, ausgetretene Steinboden war nicht schön; aber die Holzdecke mit ihrer halb abgeblätterten Malerei gab doch ein wenig warme Farbe, und in allen Ecken lehnten interessante Säulenreste, zerbrochene Kruzifixe, geborstene Grabsteine. Dines Augen, welche die Gabe hatten, in jedes Ding Leben hineinzublicken, wurden größer und strahlender, als sie nun im Dämmer der öden Kirchenhalle umherging, die alten Ornamente und Inschriften betrachtete und an alles ihre jungen Gedanken hing. Schaudernd besah sie dann einen abgegriffenen Wandteppich, auf dem das Leben irgendeiner entsagungsvollen Heiligen dargestellt war. Mühsame Nonnenstickerei. Zuletzt stieß sie die kleine, dunkle Kapellentür auf, stieg hinab in die unwirtliche Totenkammer und setzte sich auf das Podium des kleinen Holzaltars dort. So blickte sie gerade auf den Kirchhof. Der war vernachlässigt, braun von Winterlaub, das in unregelmäßigen Schichten den Boden bedeckte, an einer Seite war Platz geschafft für drei Reihen schmaler, schiefer Hügel, auf denen allerhand Grün und Bunt wucherte. Die Gräber der Spittelweibchen. „Unsre" Gräber würde die Alte draußen sagen.

Dine wandte sich nach der andern Seite. Da lehnte am sonnengefüllten Fensterchen ein schwarzes Gestell, die Totenbahre. Aufrecht, mit seitwärts gestreckten Beinen, bildete sie gleichsam den Rahmen für den Ausblick nach dem Anstaltsgärtchen, das ein wenig höher lag. Dine sah von ihrem Platz aus eine herrlich rote Geranienrabatte, die von der Sonne schräg durchleuchtet war, so daß sie förmlich loderte. Diese Blumen bildeten eine Art Flammenzaun, hinter dem die alten, gebrechlichen Weiblein saßen, die Wand des Nachbarhauses entlang gereiht, stumpf und verdrossen. Alle hielten ihre groben Strickzeuge in den Händen, keine blickte auf. Grau und schmutzig braun hoben sich ihre Armenkleider von der geweißten Fläche ab.

Dine schloß die Augen. Sie fühlte sich seltsam entrückt, fast zeitlos. Alle Phasen des Blühens und Vergehens waren hier an diesem Orte so wunderlich nahe aneinandergerückt. Ihre ganze warme Jugend erschien ihr auf einmal unwichtig, eine gleichgültige Zwischenstufe nur.

Sie stand auf, stieß das Fenster auf und sah nun über den Rasen hin, auf dem der Frühling blühte. Breite Hümpel von blaßroten, wilden Silenen im Rasen, aus knorrigen Büschen quoll wilder Flieder hervor. Über die Blüten hin aber wehte, wie Staubwind, ein knarriges, rostiges Geräusch, das Geschebbere der Alten. So armselig klang es, so ungut! Bis sich auf einmal von der Straße her ein freundlicher Ton hineinmischte, die Stimme einer Frau: „Putt putt, komm!" Ganz unwahrscheinlich jung klang es hier in der Nähe der verdrießlichen Alten. Die erhoben dann auch gleich ein verdoppeltes Gegacker. Dine verstand, daß sie sich über die Futterspenderin draußen erbosten.

„Sie sollte sich schämen, so die liebe Gottesgabe zu verschwenden. Aber die Sübtitzen natürlich, die Herzogin" — sie lachten. Eine Fette, Welke warf sich hintenüber, daß man nichts sah als ihren Leib und die schwarze, zahnlose, zitternde Mundhöhle. Danach hörte Dine eine Fromme noch von Jammertal und Sünde reden, machte das Fenster sachte wieder zu und gähnte. Die unpoetischen alten Dornenröschen da hinter ihrer schönen, roten Flammenhecke hatten sie verstimmt. Ernüchtert blickte sie noch einmal über Garten und Kirchhof hin.

„Blödsinn," sagte sie dabei, wie um ihre weiche Stimmung von vorhin zu widerrufen.

Zur rechten Zeit kam jetzt die Schließerin und öffnete. Dine ging zerstreut mit ihr durch graue, hallende Gänge, besah muffig riechende Wohnzellen, eine dunkle Küche mit alten Pfannen und Töpfen und das leere, kahle Nähzimmer, dessen vergitterte Fenster fest geschlossen waren. Ihr war, als läge etwas absichtlich Niederdrückendes über dem ganzen Hause. Die Einfachheit war hier nicht streng, sondern demütig, die Enge nicht traulich — sie erinnerte an ein Gefängnis. Im Krankensaale ärgerte sie ein Bibelspruch, der über der Tür hing: „HABT NICHT LIEB DIE WELT UND WAS IN DER WELT IST".

„Glauben Sie, daß dies einen Kranken trösten kann?" fragte sie.

Die Frau neben ihr sah sie groß und staunend an. Wie sie jetzt so mit vorgestrecktem Halse neben Dine herhumpelte, den seltsam glänzenden Blick unverwandt auf sie gerichtet, hatte sie etwas von dem Feinen, Törichten und Hilflosen eines verwunderten Waldtieres. Dine freilich sagte sich als Arzt, daß der übermäßige Glanz dieser Augen wahrscheinlich ein Symptom von Herzkrankheit sei. Auch hustete die Frau ein paarmal hohl auf.

Es reizte Dine, dieser stummen Erscheinung einmal eine Meinungsäußerung zu entreißen. „Habt nicht lieb die Welt," begann sie streitsüchtig von neuem, „warum denn nicht?"

„Die Erde ist nur ein Weg, den wir durchwandern müssen, um zur ewigen Seligkeit einzugehen," sagte die Frau leise mit gesenkten Augen. Da

aber wurde Dine böse. „Schön ist die Erde für uns. Zu allen Zeiten. Sind wir noch klein haben, wir ihre Blumen so entzückend nahe! wir können danach greifen, uns darin verstecken; wachsen wir höher, dann betrachten wir ihre Schönheit, genießen sie, pflücken von ihren Blumen, uns damit zu schmücken. Ist man tot — na, dann bietet man den Leuten, die auf dem Kirchhof spazieren gehen, einen hübschen Blumenhügel zur Augenweide; solange man aber noch nicht unter der Erde liegt, solange man noch selber auf ihr herumlaufen kann — —" sie machte eine Bewegung, als wolle sie tanzen.

Die Frau war ganz blaß geworden. Sie ging zu einem Tische, der im Korridor stand, klopfte dreimal nachdrücklich unter seine Platte und murmelte dreimal angstvoll und feierlich: „Unberufen, unbespuckt," wobei sie zugleich auf den Boden spie. „Vögel, die zu früh singen, holt abends die Katz," sagte sie und fügte sehr leise hinzu: „Ich habe das selber erfahren."

„Sie?" fragte Dine ungläubig. „Wieso denn?" Aber die Frau antwortete nicht. Dann fügte sie nach einer Weile scheinbar unvermittelt, hinzu: „Es sei doch eigentlich — Gott behüte und bewahre — schlecht eingerichtet: in der Jugend, wenn man das Leben gern hat, braucht man viel Schlaf, und nachher, im Alter, wenn man froh wäre, recht viele Stunden zu verschlafen, kann man nicht."

„Ja," sagte Dine betroffen. Aufmerksamer betrachtete sie die Redende. Also auch diese blasse, weltabgewandte Person wußte von jenen Zeiten, da man sich hütet, die Augen zu schließen, aus Furcht, irgend etwas Herrliches zu versäumen; jene Zeiten, ganz voll von Süße und Erleben!

Die Frau gefiel ihr immer besser. So etwas Liebes lag in ihrer Stimme. Zudem sah sie jünger aus, als sie anfangs schien, namentlich so oft sie die Augen aufschlug. Dine hatte den Eindruck, als hebe sich ihr ganzes Wesen wohltuend aus der Schar der übrigen heraus. Deshalb hatten sie sie wohl auch Herzogin geschimpft? Auch ihre Haartracht war sorgfältiger als die der andern. Sie trug nämlich das noch braune Haar in zwei spiegelblanken Stirngardinen geordnet, die hinter den Ohren in nadeldünnen Zöpfchen endeten; ein Dutzend Härchen hatte sie dann noch im Nacken sauber und ordentlich um eine Haarnadel herumgewickelt, so daß der Kopf zu beiden Seiten, pergamenten glänzend, kahl blieb. Diese Frisur in ihrer dürftigen und unbekümmerten Zierlichkeit hatte entschieden etwas Vornehmes.

Sie waren nun in einen langen, schmalen Raum gekommen, der zum Essen und Beten diente. Ein Kruzifix an der Wand, ein langer Tisch und Stühle, Stühle jeder Art. Jede habe sich den ihrigen mitzubringen bei der Aufnahme, erklärte die Frau.

Dine ging umher und las Lebensgeschichten ab von jedem einzelnen. Sie dachte sich aus, wie man hier eines Abends im Dunkeln sitzen könnte halb vorm Einschlafen, und dann würde man ein seltsames Knacken hören in den alten, vielerfahrenen Stühlen. Dieses Knacken aber war ihre Sprache, darin erzählten sie alles, was sie erlebt hatten, wie sie hierher gekommen waren.

Inzwischen tat das Dine an ihrer Stelle.

„Sehen Sie, die hellen, zusammengeleimten Stühle mit geflickten Rohrsitzen und geraden Beinen und plumpen, hohlen Lehnen, das sind Fabrikstühle. Von denen ist nicht viel zu sagen. Sie sind gekauft worden, um hier benutzt zu werden. Das ist alles. Hier rechts aber ist ein Mahagonistuhl, so aus den zwanziger Jahren vielleicht, der hat in einem ordentlichen Bürgerhause gestanden. Die Lehne ist mit geschnitzten Schneckenlinien abgeschlossen und hübsch geschweift, der hohle Raum durch Drechslerarbeit ausgefüllt. Wie solide er aussieht! Das ist bestellte Arbeit, und der ihn bestellt hat, ist wohlhabend gewesen, hat noch mindestens fünf andre solche Stühle gehabt, so daß das halbe Dutzend voll wurde. Die sind nun in alle Welt zerstreut, verteilt unter die Erben. Der eine steht vielleicht noch in seiner alten Umgebung, ein paar andre etwa zieren die Ladenstube eines Bäckers, Schneiders, Friseurs. Wer weiß es? Da drüben ist ein alter Ohrensessel. Er sieht aus, als hätten immer die Großmütter darin gesessen und gestrickt, während das jüngste Enkelchen auf der Fußbank davor kauerte und sich Geschichten erzählen ließ. Ja, nun hat er ausgedient. Niemand hat soviel Geld und Zeit übrig, die Großmutter zu pflegen und sie anzuhören; am besten ist schon, alle beide wandern ins Spital. Daneben, das ist ein Prunkstück, wahrscheinlich aus der guten Stube. Der ist gewiß beim Althändler erstanden. Er mag so aus den dreißiger Jahren stammen, sieht ein bißchen protzig aus mit seinen weißen Polsterknöpfen, rund um das Sitzkissen herum. Der Bezug ist rot gewesen, man sieht es noch an den Rändern; jetzt aber hat man ihn mit schwarzem Wolldamast bezogen, das ist praktischer und paßt auch besser hierher. Daneben stehen nun die armen Sessel, die mit Strohsitz, die aus Tannenholz; und hier haben wir ein paar Bauernstühle, selbstgeschnitzt. Wahrscheinlich sind ihre Besitzer einmal mit Sack und Pack in die Stadt gezogen, um ihr Heil in den Fabriken zu versuchen. Sack und Pack ist verkauft, nur der Stuhl ist noch da. Und ein Korbsessel ist hier, den hat gewiß eine treue, taubgewordene Magd von ihrer Herrschaft für die Übersiedlung nach hier geschenkt bekommen."

So phantasierte Dine. Die Frau hörte ihr mit offenem Munde zu. „An alles das habe ich noch gar nicht gedacht," sagte sie dann, „aber das sind ja auch nur Märchen. Sind Sie denn so eine? So eine, die Märchen schreibt?"

Dine lachte. „Schreiben? Nein, ich erlebe sie." Dann erzählte sie von ihrer Klinik.

„Also sind Sie ein Doktor? Der Menschen gesund macht?" Die Frau sah sie bewundernd an. Dine aber nickte nur. Sie hatte eben noch einen Sessel entdeckt, der ein wenig im Düstern und abgesondert von den andern stand. Dieser Stuhl entzückte sie. Er war weiß und golden, Empire mit Bronzebelägen und ganz rein in der Form. Als sie näher trat, bemerkte sie, daß an der Lehne unten ein Wappen eingelegt und unter dem Wappen der Name ELISE eingeritzt war. „Was ist das?" fragte sie erstaunt; „haben Sie hier eine Adlige?"

Die Frau war wieder in große Verlegenheit geraten. „Nein," sagte sie hastig. „Das ist ja das Wappen unsers Herzogtums. Der Stuhl gehört

mir. Ich habe ihn geschenkt bekommen, damals, als ich im Schlosse diente. Ich war siebzehn," setzte sie hinzu und nickte mit dem Kopfe.

„Sie haben gewiß sehr lange da gedient?"

„Zwei Jahre." Sie preßte die Lippen zusammen. Man sah, sie wollte nicht weiter gefragt sein.

„Das Bett habe ich auch dazu," fing sie dennoch wieder an, als sie mit Dine wieder in der Kirchenvorhalle stand. „Wollen Sie es sehen?"

Sie öffnete eine der kleinen, braunen Türen, und Dine stand nun in ihrer Kammer. Das schöne, helle Bett nahm fast den ganzen Raum ein; dann war noch ein Kruzifix da, eine Kiste mit Waschbecken und ein Regal, auf dem ein paar Bücher, Flaschen und Geräte standen. Über der Waschkiste, so hoch, daß es nicht bespritzt werden konnte, hing ein gedrucktes, gelb gewordenes Porträt, offenbar aus irgendeiner zerknitterten Zeitung ausgeschnitten und aufgeplättet, Das Bild war eingerahmt von einem kunstvoll gekneteten Kranze von Brotblumen, die hier und da bronziert waren. Dine hob sich auf den Zehen, sah ein hübsches, knabenhaftes Gesicht mit Schwärmeraugen und las die Unterschrift: Herzog Konrad. „Wer ist das? Den kenne ich nicht," sagte sie.

„Es kennt ihn niemand. Als er neunzehn Jahre alt war, haben sie ihn in eine Irrenanstalt gebracht. Sie sagten, er wäre geisteskrank. Ich habe es nie glauben können. So lustig wie er war und so schön."

„Sie haben ihn gut gekannt?"

Elise Sübtitz nickte nur. Sie hatte große Tropfen an den tiefgesenkten Augen. „Es war Sünde," sagte sie dann leise.

Dine wußte nicht, was sie erwidern sollte. Ein großes Verlangen überkam sie, die feine, unterdrückte Person in ihre beiden jungen Arme zu fassen und sie hinauszutragen in den Sonnenschein. Da sie das aber nicht konnte, stand sie da und tat das Ungeeignetste.

„Lassen Sie es sich nicht leid sein," sagte sie.

Elise Sübtitz hörte nur das heraus, was in ihr selber vorging, nicht die fremde, rebellische Meinung.

„Nein, es ist mir nicht leid, daß Sie es wissen, Fräulein, denn es ist ja gerade meine Strafe, daß alle Guten mich verachten müssen. So büße ich, was ich gesündigt habe."

Am liebsten wäre Dine mit einem ihrer burschikosen Entrüstungsrufe dazwischengefahren, aber das „Mumpitz" erstickte ihr auf den Lippen vor dem gellen, heiseren Geläute, das jetzt anhub.

„Betstunde," sagte Elise und nahm ihr Gesangbuch vom Regale.

Dine mußte gehen. Sie tat es zögernd. Ihr war, als müsse sie noch ein letztes Wort hören oder reden, aber die Sübtitz hatte es eilig, zuzuschließen hinter ihr. Als sie draußen an den Fenstern des Betsaales vorüberging, hörte sie leiern:

„Wir liegen vor Dir in dem Staube
Und unser Herz ist ganz zerknirscht".

Seufzend wandte sie sich ab und ging mit starken Schritten den Waldbergen zu, um dort aufzuatmen, dort in ihrer Weise anzubeten.

Weihnachten war es. Dine Baum hatte ihr Examen gemacht und ihren Doktorschmaus gegeben. Die eigentliche Feier aber sollte erst heute sein, heute, da „Die Bande" Ferien hatte. Und in Dines Harzstädtchen sollte sie sein. Zum Glück war auch noch Schnee gefallen.

So kamen sie denn — zwei Schlitten voll dunkler Kleider, Pelzwerk und frischer Gesichter, mit Glöckchenklingeln und Gesang durch die Nachmittagsdämmerung gefahren. Allen Kindern, denen sie begegneten, füllten sie die Hände mit Pfefferkuchen und Äpfeln. Ein blondes, frierendes, kleines Mädchen hatten sie in den Schlitten genommen und gewärmt, an jedem Dorfladen angehalten und gekauft: Buntes Zeug für den Weihnachtsbaum, Knallbonbonmützen mit Versen für sich selbst, einen ganzen Sack voll Kotillonschlangen und Konfetti, noch vom letzten Karneval her, der sich hierher verirrt hatte. Dine hatte einen Kranz von blauen Papierrosen erstanden, den sie sich auf die Locken drückte, so daß sie nun im hellen Schneelichte ganz unwahrscheinlich aussah.

„Nicht doch, Bäumchen, dein Haar wird ja ganz kupfern durch das Blau."

„Was schadet das? Ist es nicht schön?" Und sie beugte sich übermütig weit aus dem Schlitten, um sich an dem abergläubischen Entsetzen eines Ehepaares zu weiden, das, mit großen Paketen beladen, fürsorglich auf der Chaussee daherging. Als sie aber in Bubis Augen ernstliche Mißbilligung las, zog sie die Kapuze ihres Lodenmantels über den Kopf und saß nun da wie ein verheißungsvolles Wichtelmännchen. Ihre riesengroßen, blauen Augen leuchteten zärtlich in Bubis schönes, verträumtes Gesicht. Bubi sagte kein Wort, aber er sah sie dankbar an. Plötzlich, als habe er etwas zu verbergen, beugte er sich tief nieder. „Na, Eskim!" Er streichelte das Tier und redete Hundesprache mit ihm. Eskim rieb seinen dicken, pelzigen Kopf an Dines Arm und sah Bubi bärenhaft drollig an. Alle drei lachten. Bei Eskim war es ein Bellen. Anna von Ungleis griff, über Dine hinweg, in Eskims zottiges Fell, bekam aber ein unfreundliches Knurren zu hören.

„Vielleicht mag er den Lysolgeruch nicht," meinte sie; „ich rieche ein bißchen stark nach Lysol."

„Ja," antwortete Doktor Arnold. „Alle parfümieren sich in den beiden ersten Semestern mit Lysol!"

Füchschen lacht jungenhaft. „Man muß doch Fleiß markieren. Heute bin ich wieder erst früh um sechs nach Hause gekommen."

„Was habt ihr denn gemacht?"

„Alle Jungens aus der Klinik waren da. Erst habe ich Geige gespielt, dann haben wir getanzt, gesungen, na — und dann natürlich gebummelt. Zuletzt sind wir spazieren gegangen, alle miteinander. Das hättet ihr sehen sollen. Alles grün vor Mondschein, und im Walde Rauhreif."

Sie saß da wie auf Sprungfedern, unermüdlich redend, lachend, pfeifend, den Oberkörper weit über ihre langen Kniee gebeugt, so daß ihre Pelzmütze beständig Doktor Arnolds dunklen Spitzbart streifte.

„Arnold hat dann noch einen alten Mann aufgegabelt, der Steine hackte und schlimme Augen hatte. Er will ihm eine Stelle verschaffen in der Augenklinik. Nicht, Arnold?"

Doktor Arnold nickte. Seine schmalen, dunklen Augen glitten von Füchschen zu Bäumchen und zurück.

Alle sahen ihn erwartungsvoll an.

„Savonarola hat wieder einmal seinen stummen Tag,“ sagte Dine.

Arnold lächelte ernsthaft. „Es ist so angenehm, zuzusehen, wenn andre reden und leben.“

Bubi wandte den Kopf und seine Stimme klang ehrerbietig, als er erwiderte: „Arnold bewahrt alle seine Energie für die Wissenschaft.“

„Das ist wahr,“ sagte Anna, „in der Arbeit ist er unbesiegbar.“

„Still, Füchschen! Mehr Subordination deinem Chef gegenüber.“

„Und von einem Ehrgeiz!“ fuhr Anna fort.

Aber Dine hielt ihr den Mund zu. Sie hatte gesehen, daß Arnolds Gesichtsausdruck sich veränderte. Er wurde ganz weiß. Und nun begann er eine seiner flammenden sozialpolitischen Reden, mit denen er, der Schweigsame, seine Freunde manchmal plötzlich überbrauste. Er stellte im Anschluß an das Erlebnis von heute morgen sittliche Forderungen auf. Er höhnte, drohte, entwarf Pläne. Blitze und Funken sprühte er um sich herum, daß der Kutscher des Fahrens vergaß und man so, ganz verstummt und versenkt, im Schritte weiterfuhr.

Der zweite Schlitten war inzwischen vorangefahren.

„Wir wollen Quartier bestellen,“ sagte Fritz Baum, Dines Vetter.

Die hübsche Holländerin ihm gegenüber lachte. „Jetzt ist Gummibaum selig! Mit Wirten verhandeln, Zimmer in Stimmung bringen, hin- und herrasen, das ist sein Element!“

„Ist es auch. Seid froh, Kinder, daß ihr mich habt!“

„Warum heißt er Gummibaum?“ fragte Willy Rothe, der fremd in dem Kreise war — der einzige Nichtmediziner — und nur um der Holländerin willen mitfuhr.

„Weil ich eine so liebenswürdig elastische Gemütsart besitze,“ antwortete Fritz Baum selber. „Erstens manage ich alles, wie Sie schon begriffen haben werden, dann aber bin ich überhaupt die wichtigste Person unter uns, müssen Sie wissen.“

„Nanu?“

„Na ja, denn ich gebe das Publikum ab für alle diese Rede- und Vorlesewütigen. Ich bin der Sammler für alle die Verschwender. Darum bin ich auch so beliebt.“

Die Holländerin lachte eine hübsche Skala. „Eins ist sicher, er versteht jeden, Sozialdemokraten sowohl wie Leute von der ‚Kreuzzeitung‘. Er begeistert sich wahllos für alles, was wir vorbringen. Mit Savonarola ist er fanatischer Asket, mit mir aber“ — sie dehnte sich wie ein Kätzchen — „wir beide kommen auch ganz gut miteinander aus.“

Willy Rothe machte ein unzufriedenes Gesicht. Dann aber, wie in einer angenehmen Ideenverbindung rief er laut: „Ja, und tanzen wollen wir, tanzen die ganze Nacht durch.“ Er sah an seiner festen, guten Figur herab, die sich im Radlerkostüm und phantastisch rotem Wollhemde gut ausnahm.

„Natürlich. Morgen früh um sieben Uhr brechen wir auf nach dem Brocken, da wäre es Unsinn, noch vorher zu Bett zu gehen.“

Willy Rothe kam in einen Rausch. Er zog die Gitarre unter dem Schlittenleder hervor und begann in seiner heimischen Mundart:

Jetz wollt i grad nur wisse,
Wie's wohl tät,
Wann mer en altes Weibele
Küsse, küsse tät.

Das is grad wie wann mer
Schleihe schlotze tät
Un mitten in der Schleienhecke
Drinne hocke tät.

Jetz wollt i grad nur wisse,
Wie's wohl tät,
Wann mer e junges Weibele
Küsse, kusse tät.

Das is grad als wann mer
Rose breche tät
Un mitten in der Dornenhecke
Drinne hocke tät.

Jetz wollt i grad nur wisse,
Wie's wohl tät,
Wann mer a junges Maidele
Küsse, küsse tät.

Das is grad, als wann mer
Zucker schlotze tät
Un mitten in der Zuckerbüchs
Drinne hocke tät.

Alle sangen mit. Wenn seine Finger erstarrten, nahm die hübsche, warme Holländerin seine Hände und rollte sie so lange zwischen den ihren, bis beide glühten. Einmal küßten sie sich, so daß Fritz Baum „oho“ rief und auch einen Kuß bekam.

In Dines Schlitten war man nun voll Pläne und Entschließungen. Bubi, der Wohlhabende unter ihnen, gab Savonarola ein Goldstück, als ersten Fonds für die neuen Bestrebungen. Füchschen war wie wild, brachte aber nichts als ein aufdonnerndes, langhallendes Echo von Savonarolas Ideen vor, so daß Dine endlich bittend sagte: „Kinder, schreit mir die Freude nicht tot.“

Da fuhren sie in die Höhe, sahen sich um und genossen. Alles ringsum rein und weiß, die beschneiten Felder leuchteten ins Dunkle hinein, die Bäume standen still und schwer am Wege, die Wassergräben trugen weißen Glitzerbesatz an ihren Rändern, die Zwingertürme hatten weiße, tief herabgezogene Schlafmützen auf und träumten.

Jetzt fuhren sie durch die Gassen, in denen schon hier und da ein Fenster lichtgefüllt war.

„Laßt uns einen Umweg machen", schlug Dine vor, „ich muß euch das Spittel zeigen."

„Ach ja, das Spittel mit den redenden Stühlen und der Empire-Elise."

So fuhren sie hinauf. Dine packte sich die Hände voll süßer Dinge und stieg aus. Nun sah sie wirklich wie ein Weihnachtsmännchen aus unter ihrer Gnomenkappe. Die Pförtnerin erschrak, als sie öffnete. „Ist Elise nicht da?"

„Die Sübtitzen? Nee. Alle sind zur Weihnachtsbescherung beim Herrn Pfarrer. Ich gehe nachher auch, muß nur erst die Küche fertig machen; es ist heute mein Tag."

Dine war enttäuscht. „Grüßen Sie sie schön und geben Sie ihr das."

„Von wem?"

„Sagen Sie nur das Fräulein Doktor vom Frühling."

„Du liebes Fräulein Doktor vom Frühling," sagte Bubi draußen und blickte ihr in die blauen Sonnenaugen.

Im oberen, kleinen Saale des „Brusttuch" stand der Weihnachtsbaum, knisterte, duftete und schickte langsam seine Lichter schlafen. Man hatte sich beschenkt und bedichtet untereinander, hatte Weihnachtslieder gesungen, hatte gegessen, getrunken und saß nun auf Möbeln und Teppichen umher. Füchschen las vor, eine Novelle von Jacobsen. Der blaue Zigarettenrauch hing wie eine Wolke am geöffneten Fenster. Alle waren phantastisch geputzt. Die Frauen hatten sich ihre Festkleider mitgebracht, denn sie wollten hübsch sein. Dine trug ein feingefälteltes, hemdartiges Kleid von weißer, indischer Seide, das nur über der Brust durch einen schöngestickten, breiten Bund zusammengehalten wurde; dazu hatte sie sich wieder den blauen Rosenkranz auf den Kopf gesetzt. Die Holländerin war schwarz gekleidet, und ihr Spitzenfichu trug sie wie eine Mantilla um Kopf und Nacken geschlungen. Es machte sie doppelt rosig. Füchschen, die arm war, trug ihr gewöhnliches, blaues, kurzes Winterkleid und hatte sich ein paar Apfelsinen über die Ohren gehängt. Die Männer waren mit Lampenschirmen, Schals, Reisedecken und Pelzboas drapiert, dazu trugen sie Bärte aus grauem Tannenmoos. Nun wollten sie Theater spielen.

„Faßt einmal mit an," sagte Fritz Baum und hob bereits an seiner Ecke den mit Tellern, Gläsern und Flaschen besetzten Tisch, daß alles zusammenklirrte. „Wir müssen eine Doppelbühne haben!" „Ja, richtig, zwei Bühnen, eine tragische und eine lustige."

Und sie hoben den Tisch, so daß er über einen zweiten zu stehen kam, von dem ebenfalls ein paar Flaschen herunterfielen.

Und nun begann das Agieren. Tolles Zeug, bei dem jeder sprach und niemand hörte, auch Gummibaum nicht. Der hatte eines der Servierbretter ergriffen und entwarf „pointilistische Landschaftsbilder", die er mit Hilfe der bunten Konfetti wirklich genial fabrizierte. Von droben warfen sie ein überflüssiges Pfeffernäpfchen herab, daß der Pfeffer in der Luft stäubte und ein allgemeines Niesen begann.

Dine trat ans Fenster. „Du wirst dich erkälten," sagte Bubi und legte einen Zipfel seines Tischtuchgewandes um Dine.

„Nein, nein, sieh doch, wie schön!"

„Ja, wie ist das schön, dieses dunkle, feierliche Sausen vom Walde her! Und wie die großen Wolken ihre Vorhänge hin und her schieben über der glitzernden Erde. Und alle die frommen, durchleuchteten Häuser."

Dine jauchzte auf einmal laut auf und begann zu tanzen, tanzte, tanzte, wie eine weiße Flamme. Sie hob die herrlich geformten leuchtenden Arme empor und drehte sich wie ein Kind. Und auf einmal schwirrten lauter bunte, schnelle Pünktchen durch die Luft, setzten sich in Dines Haar, in den Ausschnitt ihres Kleides und bedeckten den Boden. Eine allgemeine Konfettischlacht begann, selbst Fritz opferte seine neugeschaffenen Meisterwerke.

Mitten im Tumult erschien der Kellner, es wäre eine Frau da. Fritz ging und kam nach einer Weile zurück. „Zu dir, Dine. Deine Elise, glaube ich, ist krank geworden. Sie haben nach dem Arzt geschickt, aber der ist nicht gekommen."

„Wie wußten Sie denn, daß wir hier sind?" fragte Füchschen.

„Na, Aufsehen genug haben wir doch gemacht in der Stadt!"

Dine aber, mitten aus dem Toben heraus, griff nach ihrem langen Kapuzenmantel, der am Riegel hing, und stürmte hinaus.

„Dine, Bäumchen, du bist viel zu heiß." Aber sie war schon über alle Berge. Da lief Bubi ihr nach.

Als Dine in das heiße, stickige Krankengelaß trat, fand sie es voll Weiber. Die gaben Rat und schwatzten.

„Wir sind auch nach dem Prediger gewesen, ihn zu bitten," sagte eine, „die Sübtitzen verlangt so nach ihm."

„Ja, aber er hat noch zwei Bescherungen."

Alle redeten durcheinander.

Dine ging zum Bett, sah die gelblich bleiche, langgestreckte Frau und fühlte ihren Puls, der am Erlöschen schien. Sie schickte alle hinaus, sie sollten heißes Wasser bringen, zu Einspritzungen. Mit Bubi beriet sie dann. Der schrieb ein Rezept auf und ging selbst zur Apotheke, es machen zu lassen.

Nun war es ganz still im Zimmer. Dine öffnete das Fenster ein wenig und kehrte zum Bett zurück. Elise Sübtitz hatte sich geregt. Jetzt schlug sie die Augen auf, sie schien Dine zu erkennen.

„Muß ich sterben?" Ihr blasses Gesicht zog sich zusammen. „Ich habe solche Angst, solche Angst!"

„Aber seien Sie doch ruhig. Wir wollen Sie ja gesund machen."

„Nein, nein, ich muß sterben, ich weiß es." — —

Während der Behandlung lag sie apathisch da, mit geschlossenen Augen.

„Ich habe solche Angst," flüsterte die sterbende Frau noch einmal.

„Wovor denn Angst?" fragte Bubi, der nicht sicher war, ob sie mit Bewußtsein sprach.

„All meine Sünde, o! Und meine Eitelkeit, mein Hochmut! O! Wenn Gott mich fragt, was ich auf der Erde getan habe, was soll ich dann antworten? Was soll, was soll ich dann antworten?"

Dine kniete nieder, nahm ihr, die mit geschlossenen Augen dalag, beide harte, lange Hände sachte an ihre glatte, warme Wange. „Was Sie antworten sollen? ‚Lieber Gott‘, sollen Sie sagen, ‚du weißt, wie schön du die Erde geschaffen hast, damit wir uns darauf freuen sollen; ich, lieber Gott, ich habe mich eine Weile gefreut, eine kurze Weile nur. Aber ich danke dir dafür.‘“

Ihre Stimme klang wie Märchengeflüster.

Bubi neigte sich zu ihr, wie sie da still und gütig kniete und vereinigte seine Hand mit der ihren.

„Ja, sagen Sie das dem lieben Gott, das wird ihn froh machen. Er hört das so selten.“

Da tat Elise Sübtitz groß und wach die Augen auf.

Dine erhob sich, ließ achtlos den Mantel sinken und stand nun da in ihrer hellen, frohen Lebendigkeit, Bubis Hand in der ihren. Und wie da aus der mönchischen Verhüllung der weiße, blühende Mädchenhals sich befreite, wie all das lichte Schimmern und Glänzen von Dines Gestalt sichtbar ward, da taucht vor dieser Erscheinung in Elises Augen eine große, gläubige Wonne auf. Ganz kindlich kommt es aus ihrem Munde, „Schön, ach schön!“

Dine neigt sich über das Bett. Da regnet aus ihrem Haar, aus ihrem Kleidausschnitt eine Schar bunter Papierflocken hernieder und streut sich über das Lager. Dine erschrickt und streicht sanft ordnend über die Decke. Die Kranke aber blickt mit einem seltsamen Lächeln in das bunte, törichte Gewirbel, das auf ihre blassen Hände niederfällt. Sie bewegt leise die Lippen, wie zu einem Abschiedsgruße. Und als sie die Hände müde schließt, hat sie einige der bunten Pünktchen mitgenommen, gleichsam als Fährgeld auf die dunkle Fahrt.

„Ihr ist wohl,“ haben sie drinnen gesagt, gewohnheitsmäßig erst, dann aber überzeugt vor dem frohen Ausdruck im Gesicht der Toten. „Ihr ist wohl!“

Denn nun das feige, sorgenvolle Blut sich zurückgezogen hatte, lag Elises blasses Antlitz da, klar und freundlich, so wie Gott es sich gedacht hatte, als er sie schuf.

Bubi und Dine gehen langsam durch die Straßen. Ihnen ist heilig zu Sinn. Sie halten sich an den Händen und sehen nichts von dem, was ihnen begegnet, oder dem sie vorbeiwandern. Nur als der Nachtwächter sein wunderlich verschnörkeltes Singen beginnt, bleiben sie stehen und hören zu:

„Bewahrt das Feuer und das Licht,
Daß hier im Ort kein Schade geschicht.“

„Nein, nein, laßt leuchten“, ruft da Dine jauchzend in die Nacht hinaus. „Laßt leuchten!“ Und sie küßt Bubi zum ersten Male.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Januar.

Friedlich, wie es begonnen, ist das Jahr 1906 zu Ende gegangen; nicht eine von den schlimmen Prophezeiungen, die uns verkündigt worden waren, weder der wirtschaftliche Zusammenbruch noch der Weltkrieg über Marokko und die soziale Revolution in Rußland haben sich erfüllt. In Europa und in den Vereinigten Staaten dauert die Hochkonjunktur aller Geschäfte an, Industrie und Handel haben einen beispiellosen Aufschwung seit dem Jahre 1903 erlebt und alle Anzeichen sprechen dafür, daß auch noch das neue Jahr zu den fetten Kühen Pharaos gehören wird. Infolge des Krieges und bei der Hungersnot auf den nördlichen Inseln hatte man allgemein eine wirtschaftliche Krisis in Japan befürchtet; aber auch hier hört man nur von einer Ausdehnung der Fabriktätigkeit, einer Vermehrung der Handelsflotte und der Schiffahrt zwischen Japan und China. Die marokkanische Angelegenheit, die so lange als Schreckgespenst im Hintergrunde aller weltpolitischen Betrachtungen stand, ist durch die Unterzeichnung der Konferenzakte von Algesiras von seiten aller Mächte im Ausgang des Jahres 1906 zur friedlichen Erledigung gekommen. Nichts steht diplomatisch mehr der Einrichtung der französisch-spanischen Polizei in den acht Hafenstädten am Mittelmeer und am Atlantischen Meer hindernd im Wege. Das europäische Mandat, das die Konferenz den beiden Nachbarstaaten Marokkos damit erteilt hat, ist von dem Sultan gebilligt und bestätigt worden, und wie wenig an einen ernstlichen Widerstand der Bevölkerung zu denken ist, hat der Ausgang Raisulis gezeigt. Die Franzosen hatten es so eilig, mit ihren Schlachtschiffen vor Tanger zu erscheinen und sich der Beihilfe Spaniens zu versichern, als ob Gefahr im Verzug wäre, Eigentum und Leben der Fremden in der Stadt auf dem Spiel ständen und der heilige Krieg in den Moscheen gepredigt würde. Nun sind sie bis zu dem heutigen Tage nicht dazu gekommen, Truppen zur Einschüchterung der aufständischen Marokkaner an das Land zu setzen. Das Eintreffen eines kleinen Armeekorps, zwischen drei- bis viertausend Mann, unter dem Kriegsminister des Sultans Si Mohamed Gebbas am 25. Dezember auf den Höhen vor der Stadt genügte schon, die Anhänger Raisulis — er selbst hatte sich in die Feste Zinat zurückgezogen — zur Flucht aus Tanger zu zwingen. Gebbas traf seine Maßregeln so geschickt, daß er ohne Schwertstreich den großen Marktplatz einnahm und die Stadt von dem Schreckensregiment befreite, das der Vertreter Raisulis, Mansur, eine kurze Weile darin ausgeübt hatte. Freilich auch mehr durch Drohungen als durch Taten. Denn außer der Plünderung einer und der andern Villa ist den Europäern nichts geschehen. Mit der Hauptstärke seiner Mannschaften ist Gebbas alsdann gegen Zinat und Arzila aufgebrochen, um sich dieser beiden Burgen und womöglich der Person Raisulis zu versichern. Am 5. Januar wurde Zinat angegriffen, durch zwei geschickte Schüsse, die der französische Artillerieoffizier aus Algier, Ben Sadira, abgab, in Brand gesteckt und darauf mit geringem Verlust erobert und geplündert. Raisuli

ist in die Berge geflüchtet, wohin, weiß niemand genau zu sagen, eine Nachricht widerspricht der andern. Zuletzt hieß es, der Stamm der Beni Msuar, bei dem sich Raisuli befinde, verhandle seinetwegen mit der Regierung. Der Boden für die militärische Aktion Frankreichs und Spaniens ist genügend vorbereitet, und die Einrichtung der internationalen Polizei, zunächst in Tanger, kann demnächst vor sich gehen. Inzwischen hat auch die spanische Regierung dem Bundesrat der Schweiz die Akten der Konferenz nach Bern gesandt und erwartet dessen Entscheidung zur Krönung des Werkes. Bekanntlich hat die Konferenz der Schweiz die Ernennung des Generalinspektors der marokkanischen Polizei, der die Oberaufsicht über die acht Polizeibezirke führen und die Vermittelung zwischen dem diplomatischen Korps und der Polizei ausüben soll, und die Einsetzung des schweizerischen Bundesgerichts zum höchsten Gerichtshofe in allen Klagen gegen die marokkanische Bank übertragen. Bis zum 15. Januar hatte der schweizerische Bundesrat den Generalinspektor noch nicht ernannt.

Die friedliche Lösung der marokkanischen Verwickelung, soweit sie die europäischen Mächte berührte, läßt der französischen Regierung und dem französischen Volke volle Freiheit, der schwierigen Lage entgegenzutreten, die ihnen durch den unerwarteten Widerstand des Vatikans aus dem Trennungsgesetz zwischen Staat und Kirche erwachsen ist. Nach den Wahlen zur Deputiertenkammer im April und Mai 1906 schien diese Frage endgültig zugunsten des Staates entschieden zu sein. Die liberalen Bestimmungen des Gesetzes, das nur die Bildung von Kultusvereinigungen forderte, um die Kirchen, die kirchlichen Lehranstalten und das Vermögen der Kirchenfabriken nach wie vor der Verfügung der Geistlichkeit zu überlassen, hatten die Zustimmung der Mehrheit der Bischöfe gefunden: man durfte hoffen, daß die große Wandlung, die aus einer vom Staat erhaltenen eine freie Kirche machen soll, sich in einer Reihe von Jahren stufenweise, wie es der Gesetzgeber vorgesehen, ohne Erschütterung vollziehen würde. Das Verbot des Papstes, Kultusvereinigungen zu bilden und der Anzeigepflicht gegenüber dem Staat zu genügen, hat diese friedlichen Aussichten zerstört. Wider ihren Willen ist die französische Geistlichkeit in den Krieg gegen die Republik gedrängt worden und muß nun das Martyrium leiden. In den letzten Tagen 1906 haben alle Erzbischöfe und Bischöfe ihre Paläste, die dem Staat und den Gemeinden gehören, räumen müssen, die Priesterseminare sind mit Beschlag belegt und die Insassen, Lehrer und Schüler, entfernt worden; um den Gottesdienst in den Kirchen nicht zu unterbrechen, haben Laien aus den verschiedenen Parochien die Anzeige bei den Behörden erstattet. Wenn der Vatikan auf die Nachgiebigkeit der Regierung oder auf die offene Empörung der Gläubigen gerechnet hatte, ist ihm die Enttäuschung nicht erspart geblieben. Der Auszug der Bischöfe und der Seminaristen aus ihren Häusern hat nirgends einen Tumult erregt, und die Regierung hat als Antwort auf das päpstliche Vorgehen alle Papiere der Nuntiatur dem Untersuchungsrichter übergeben und den Vertrauensmann des Papstes bei den Bischöfen, den Monsignore Montagnini, einen ultramontanen Hetzer schlimmster Art, kurzer Hand über die Grenze bringen lassen. Die spanische Regierung, welche die Kurie um ihre Intervention in dieser Angelegenheit bat, um wenigstens die Briefschaften vor der Beschlagnahme zu retten, hat jede Beihilfe abgelehnt, und die Proteste des Vatikans gegen die französische Regierung würdigt diese nicht einmal einer diplomatischen Entgegnung. Nicht den Staat, nur die Kirche in Frankreich hat die Hartnäckigkeit des Papstes in Verwirrung gestürzt. Der Bischof von Moutiers in Savoyen, Lacroix, hatte mit einigen opferwilligen Laien einen Sigismunds-Verein zur Unterstützung der Bischöfe und Pfarrer gebildet, die ihre Wohnungen und staatlichen Pensionen eingebüßt; der Papst hat ihm seine Genehmigung versagt. Diese unduldsame Maßregel verschärft die Notlage des französischen Klerus in der empfindlichsten Weise und zeigt nur allzu deutlich, wie der Vatikan in diesem Streite einzig auf die Wahrung seiner hierarchischen Interessen, selbst auf Kosten der religiösen, bedacht ist. Zu seiner Entschuldigung dient, daß ihn das Trennungsgesetz vor eine schwere Wahl gestellt hat. Seine Nachgiebigkeit würde wahrscheinlich auch in Spanien, wo eine dumpfe

Gärung gegen die Kirche immer stärker in den Massen anschwillt, ähnlichen Tendenzen zum Durchbrechen verhelfen, und die Furcht vor dem gallikanischen Zuge, vor den jansenistischen Traditionen gerade unter den Frommen in Frankreich, welche die Kurie beunruhigt, ist doch auch nicht als grundlos abzuweisen. Die Erhaltung des Gottesdienstes, der Bau neuer Kirchen, Pfarrhäuser und Seminare, wenn er von den Gläubigen fortan allein bestritten werden muß, macht im Lauf der Zeit in allen Gemeinden die Laienschaft zu einem gleichberechtigten Faktor gegenüber der Geistlichkeit, das monarchische Prinzip der Kirche wird zum Schaden des Papsttums durch das demokratische zersetzt. Der französische Kulturkampf gewinnt darum eine allgemeine Bedeutung; setzt sich die Trennung zwischen Staat und Kirche durch, so endet damit die Herrschaft des Papsttums auf seinen bisherigen europäischen Grundlagen. Durch den Verlust des Kirchenstaates haben sie die erste Erschütterung erfahren, die Durchführung der Gemeindeverfassung in der französischen Kirche würde das zweite Erdbeben heraufbeschwören. Der Papst hat denn auch in einer an die französischen Bischöfe und das französische Volk gerichteten Enzyklika noch einmal die Gläubigen in beweglichen Worten ermahnt, der Kirche treu zu bleiben und das Trennungsgesetz nicht anzunehmen. Auf diesen Brief vom 8. Januar sind die Bischöfe zu einer neuen Versammlung am 15. Januar in Paris zusammengetreten, um in dieser außerordentlichen Notlage Maßregeln zur Sicherung des Gottesdienstes und zur Erhebung eines Kultuspfennigs zu treffen.

In Deutschland hat unmittelbar nach der Auflösung des Reichstages am 13. Dezember 1906 der Wahlkampf mit großer Lebhaftigkeit eingesetzt. Freitag den 25. Januar sollen die Hauptwahlen, am Dienstag, den 5. Februar die Stichwahlen stattfinden. Der Plan, Konservative und Antisemiten, Nationalliberale und Freisinnige aller Schattierungen zu einem festen Block gegen das Zentrum, die Polen und die Sozialdemokraten zu vereinigen, war die Schwärmerei des ersten Augenblicks. Nur zu bald erhoben sich Parteirücksichten, alte Freundschaften und Feindschaften, um einen solchen Zusammenschluß unmöglich zu machen. Manche Konservative und Landbündler fühlten sich in der Gesellschaft der Liberalen unbehaglich und entdeckten die Gemeinsamkeit ihrer kirchlich orthodoxen und agrarischen Tendenzen mit dem Zentrum. Nur in einzelnen Wahlkreisen werden darum die nationalen Parteien gleich im ersten Wahlgang zusammen für einen Kandidaten eintreten. Der Reichskanzler Fürst Bülow hat mit einer eindrucksvollen Kundgebung in den Wahlkampf eingegriffen. In einem offenen Briefe vom 31. Dezember 1906 an den Vorstand des Reichsverbandes gegen die Sozialdemokratie zu Händen des Generalleutnants von Liebert erklärt er am Schluß: „Mögen die Verhältnisse in den einzelnen Wahlkreisen noch so große Verschiedenheiten aufweisen, die Parteien, die am 13. Dezember an der Seite der Regierung standen, werden von vornherein im Auge zu behalten haben, was sie damals einigte: den Kampf für Ehr und Gut der Nation gegen Sozialdemokratie, Polen, Welfen und Zentrum." In Südwestafrika, um dessen Verteidigung und Festhaltung sich der Streit im Reichstag drehte, ist inzwischen eine Wendung zum Besseren, aus dem Krieg zum Frieden eingetreten. Der Stamm der Bondelzwarts-Hottentotten, von deren Empörung unter der Führung Morengos, im Herbst 1903, die aufständische Bewegung der Eingeborenen in unserm Schutzgebiet ihren Ursprung nahm, hat sich am 24. Dezember unterworfen. Ihr Kapitän Johannes Christians mit seiner nächsten Gefolgschaft, hat sich dem Oberstleutnant Estorff in Heirachabis gestellt und hundertfünf Gewehre ausgeliefert. Die Unterworfenen sollen bei Keetmannshoop und Kalkfontein Lokationen erhalten, unter militärischer Aufsicht. Die noch im Felde stehenden Banden der Hottentotten haben durch diese Waffenstreckung eine schwere Einbuße ihrer Kriegstüchtigkeit erlitten und sind zu Pferdedieben und Räubern herabgesunken. Der Wiederaufbau der Kolonie, die Besiedlung mit deutschen Farmern kann jetzt auf gesicherter Grundlage geschehen. Die Vollendung der Otavi-Eisenbahn zu den Kupferminen ist ein weiterer Fortschritt in der wirtschaftlichen Entwicklung und Sicherung der Kolonie. Nach

der langen Dauer der Verstimmung und des Mißmuts beleben diese Erfolge wieder den Glauben an die gedeihliche Zukunft unsrer Kolonien.

Am Dienstag, den 8. Januar ist der preußische Landtag durch eine kurze, durchaus geschäftlich gehaltene Thronrede des Fürsten Bülow eröffnet worden. Die Hauptaufgabe des Landtages wird die Beratung des Staatshaushaltes sein, den der Finanzminister Rheinbaben an demselben Tage dem Abgeordnetenhause in einer längeren Rede vorlegte. Der Minister entwarf ein glänzendes Bild von dem Aufschwung der gewerblichen Tätigkeit in Preußen während des vergangenen Jahres. Der endgültige Abschluß des Jahres 1905 hat einen Überschuß von fünfundvierzig Millionen Mark ergeben, und für das Jahr 1907 werden zweihundert Millionen Mark zur Erweiterung der preußischen Eisenbahnen und der Vermehrung ihrer Betriebsmittel bereitgestellt.

Noch immer wiederholen sich in Rußland die Verhaftungen, Prozesse und Hinrichtungen auf der einen, die Verschwörungen, Raubanfälle und Meuchelmorde auf der andern Seite. Es sind die nationalen Kampfweisen der Regierung und der Revolution, der russischen Leute und der Sozialdemokraten, durch die Zeit und die Tradition geheiligt und dem Volkscharakter entsprungen. Noch viele Jahre der politischen Erziehung wird es kosten, ehe sie von der Herrschaft des Gesetzes, von dem parlamentarischen Kampfe abgelöst werden. Dennoch ist eine gewisse Besserung der Zustände am Ende des Jahres 1906 unverkennbar. Das Wahngebild einer russischen Republik ist aus den Zukunftsmöglichkeiten völlig ausgeschaltet. Das Zarentum und die orthodoxe Kirche, das Heer und die Beamtenhierarchie haben eine so zähe Lebenskraft bewiesen, daß alle verständigen Politiker mit ihnen rechnen müssen. Die neue Duma, aus welchen Elementen sie auch bestehen mag, kann nicht wie die erste daran denken, ein Neu-Rußland aus sich heraus zu gebären; eine friedliche Entwicklung ist nur möglich, wenn sie sich mit den Zugeständnissen der Autokratie begnügt und zunächst nichts andres als die Sicherheit und Fortdauer ihres Daseins verlangt. Die russischen Leute möchten um jeden Preis den Zusammentritt der neuen Duma hindern und würden im Fall radikaler Wahlen leichtes Spiel haben, ihre Pläne zu verwirklichen. Das Ministerium Stolypin, dem der Zar am russischen Neujahrstage, dem 13. Januar, in einem offenen Briefe seine Anerkennung, seinen Dank und sein Vertrauen ausgesprochen hat, beruht mit seinem liberalen Anhauch und seinen konstitutionellen Versprechungen auf der über Erwarten günstigen Entwicklung des Handels und der Industrie und auf der Hoffnung eines Erfolges der Regierung bei den Wahlen, die für den Februar ausgeschrieben sind. Daß Rußland mit der Pariser Anleihe vom April 1906 ausgekommen ist und die ausländischen Börsen noch nicht wieder in Anspruch genommen hat, ist überall mit einer Steigerung des Kurses der russischen Staatspapiere begrüßt worden. Zwar werden eine ganze Reihe von Gouvernements im Südosten des europäischen Rußlands, Saratow, Samara, Simbirsk, Kasan und Pensa, von dem drohenden Schrecken der Hungersnot heimgesucht, und die staatliche wie die private Hilfe hat sich bis jetzt nicht ausreichend erwiesen: es sind drei Millionen Menschen zu unterstützen und zum Teil ganz zu erhalten, da in manchen Gegenden die Ernte nicht einmal die Aussaat eingebracht hat. Aber trotz dieser Not und des Hilferufes, der auch an die englische Mildtätigkeit ergangen ist, steht Rußland im Mittelpunkt der englischen politischen und wirtschaftlichen Spekulation. Die Regierung hofft mit ihm über die mittelasiatischen Verhältnisse jetzt, wo Rußland infolge seiner Niederlage und seiner Geldbedürftigkeit seine Ansprüche bedeutend herabgestimmt hat und die Bedrohung Indiens wieder einmal in die nebelhafte Ferne gerückt ist, zu einem freundschaftlichen Ausgleich zu kommen, und die Finanzleute bieten ihr Kapital zur Hebung der Bodenschätze Rußlands, zu Kanalbauten und Industriezwecken an. Selbstverständlich spielen die Zukunftsmusik und die phantastische Reklame in diesen Plänen und Projekten eine Hauptrolle: immer bleibt die Tatsache bestehen, daß Europa wieder Vertrauen in die friedliche und aufwärtsgehende Entwicklung Rußlands setzt. Mit

seiner unglücklichen jüngsten Vergangenheit bemüht sich Rußland abzuschließen: in dem Prozeß gegen den Admiral Nebogatow, dessen Schiffe sich in der Schlacht in der Tsuschimastraße den Japanern ergaben, wurde am 24. Dezember abends das Urteil gefällt. Nebogatow und die Kapitäne von drei Panzerschiffen wurden zum Tode verurteilt. In Rücksicht auf mildernde Umstände und auf die langjährige tadellose Dienstleistung der Angeklagten beschloß das Gericht jedoch, den Zaren zu ersuchen, die Todesstrafe aller vier Verurteilten in zehnjährige Festungshaft umzuwandeln. Wie die Franzosen in Bazaine und in Napoleon III. die Sündenböcke ihrer Niederlagen suchten und fanden, so die Russen jetzt in den besiegten Admiralen und Heerführern. Sie müssen für die Schuld derer büßen, die den Krieg leichtsinnig und übermütig heraufbeschworen hatten.

Die asiatischen Dinge und Verwicklungen haben in den letzten Wochen die Aufmerksamkeit in erhöhtem Maße auf sich gezogen. Besonders auf Persien richten sich die Blicke seit der Eröffnung seines ersten Parlaments am 7. Oktober 1906 in Teheran. Unter der Präsidentschaft eines klugen, durch Lebenserfahrung und Sachkenntnis ausgezeichneten Mannes ohne Furcht und Tadel, Sani-ed-Dauleh, hat es sich durch sein maßvolles Auftreten und seine von Erfolg gekrönten Maßregeln gegen den Brotwucher eine entscheidende Stellung zu erringen gewußt. Der ganze Getreidehandel Persiens wird von einer Anzahl von Großgrundbesitzern beherrscht, die, vom Hofe begünstigt, ihre Stellung in der gewissenlosesten Weise ausbeuteten und die Preise nach Willkür in die Höhe trieben. Ein Syndikat der Kammer ist jetzt mit dem Ankauf von Getreide betraut worden, um den Preis für drei Kilo Brot auf 38 bis 48 Pfennige (je nach dem Kurse) festzusetzen, und hat seinen Zweck, zunächst in der Hauptstadt, erreicht. Das Ansehen des Parlaments hat dadurch im Volke eine solche Steigerung erfahren, daß die erschreckte Hofpartei den Widerstand aufgab. Nun will das Parlament auch die Fleischversorgung in die Hand nehmen. Aus den Eingängen für die von ihm beschlossene persische Nationalbank hat es der Regierung eine größere Summe zur Bezahlung des rückständigen Soldes der Armee bewilligt und sich so beide, Heer wie Regierung, zu Dank verpflichtet. Die schwere Erkrankung des Schahs Muzaffer-ed-din, der zwischen Leben und Sterben lange hinsiechte, kam dem parlamentarischen Prestige zugute: der Thronfolger, Mohamed Ali Mirza, der als Stellvertreter seines Vaters die Regierung führte, durfte es nicht wagen, sich mit dem Parlament zu überwerfen. So haben denn Vater und Sohn am 30. Dezember 1906 die persische Verfassung unterzeichnet. Sie sieht die Errichtung eines Senates, der zum Teil aus gewählten Mitgliedern bestehen soll, und die Kontrolle des Staatshaushaltes durch das Unterhaus vor. Der Kronprinz hat daneben noch ein zweites Dokument unterzeichnet, in dem er verspricht, das gegenwärtige Parlament nicht vor zwei Jahren aufzulösen. In einer Rede an eine Abordnung des Parlaments, die ihm eine Dankadresse für sein Verhalten zu der Staatsreform überreichte, nannte er das Parlament das Bindeglied zwischen der Regierung und dem Volke: ganz wie ein europäischer konstitutioneller Fürst. Wenige Tage nach der Unterzeichnung der Verfassung, um Mitternacht am 9. Januar starb Muzaffer-ed-din, ein schwacher, von Günstlingen beherrschter, aber wohlgesinnter Mann. Von dem Volke, dem Heere und der Geistlichkeit und den fremden Gesandten wurde Mohamed Ali Mirza als Schah anerkannt und begrüßt. Am 21. Juni 1872 geboren, steht er noch in jüngeren Jahren und gilt für einen Fürsten, der eine sorgfältige Erziehung und einen Anflug europäischer Bildung erhalten hat: er spricht russisch und französisch und wird als Kenner der altpersischen Literatur gerühmt. Ihm fällt eine große, aber rühmliche Aufgabe zu, den ersten Versuch einer parlamentarischen Regierung in einem mohammedanischen Volke durchzuführen und zu entwickeln. Die Bedeutsamkeit dieser Vorgänge ist doppelter Art: einmal künden sie die Wiedergeburt Persiens an, von dem wir alle glaubten, daß es zur Aufteilung zwischen Rußland und England in kurzer Frist bestimmt sei, und dann werden sie anregend und anspornend auf die mohammedanische Welt wirken, vor allem auf die Mohammedaner

Indiens, die schon lange von den Engländern eine Beteiligung an der Verwaltung des Landes fordern.

Der Orient ist eben in Bewegung geraten. Habib-Ullah Khan, der Emir von Afghanistan, hat sich auf Reisen begeben und ist mit einem zahlreichen, mehr als tausendköpfigem Gefolge, in dem sich hervorragende Männer des Landes befinden, am 2. Januar nachmittags auf englischem Gebiete in Landikotal eingetroffen. Der König Eduard VII. sandte ihm ein Begrüßungstelegramm, in dem es heißt: „Die Kunde von dem Besuche Eurer Majestät bei meinem Vizekönig erfüllt mich mit hoher Befriedigung, da ich in demselben einen Beweis für die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Eurer Majestät und meiner Regierung erblicke." Auch diese Reise ist eine Fernwirkung des russisch-japanischen Krieges. Der Emir wie vor ihm der Minister des Dalai-Lamas von Tibet beeilen sich, dem Vizekönig von Indien ihre Reverenz zu bezeugen. Sie haben durch die japanischen Siege mit der Furcht vor Rußland auch das Vertrauen zu seinem Willen und seiner Macht, sie gegen England im Notfall zu schützen, verloren und wollen fortan mit dem britischen Nachbar gute Freundschaft pflegen. Die Begegnung zwischen dem Emir und dem Lord Minto hat in Agra mit festlichem Pomp und gegenseitigen Freundschaftsversicherungen stattgefunden.

In Tokio wurde am 31. Dezember 1906 das Parlament von dem Mikado mit einer Thronrede eröffnet, in der er auf die zunehmend herzlichen Beziehungen zu den Großmächten und zugleich auf die Notwendigkeit der Weiterentwicklung der Landesverteidigung hinwies. Denn wie hingegeben seiner wirtschaftlichen Aufrichtung, seiner Festsetzung in Korea und in der Mandschurei Japan auch zurzeit erscheint, es behält die Zukunft und ihre etwaigen Gefahren fest im Auge. Es hat das dunkle Vorgefühl eines Zusammenstoßes mit den Amerikanern. Die sanfte Gewalt, mit denen es von ihnen zu dem Frieden mit Rußland genötigt wurde, hat es nicht vergessen, und unter dem Rassenhaß der Weißen haben seine Söhne in San Francisco fast ebenso sehr zu leiden wie die Chinesen. Sie suchen sich darum im voraus gegen alle wirtschaftlichen und politischen Überraschungen zu schützen, die nach der Vollendung des Panamakanals eintreten könnten. Wie Japan empfindet auch China die Notwendigkeit der Rüstung. Die Berichte der europäischen Offiziere über die letzten Herbstmanöver in Tschili stellen den Truppen des Vizekönigs Yuanschikai ein sehr gutes Zeugnis aus. Das chinesische Heer gewinnt allmählich ein kriegerisches Aussehen. Auch im Zivildienst ist die Reformbewegung im Gange. Die aus Europa heimgekehrte Studienkommission höherer Beamten macht eifrige Propaganda für die Umgestaltung der Verwaltung und die moderne Erziehung der Beamten. Die geistige chinesische Mauer, die das Leben, Denken und Empfinden des Volkes noch ungleich strenger und fester gegen den Einfluß der europäischen Kultur abgeschlossen hielt als die zerfallende steinerne, turm- und zinnenbewehrte, beginnt unaufhaltsam zusammenzubrechen. Die uralten Heimsuchungen des Reiches, Hungersnöte, Aufstände und Überschwemmungen, bald in dieser, bald in jener Provinz, sind auch im vergangenen Jahre nicht ausgeblieben und dauern fort, aber es dämmert doch über dieser Welt, die im Absterben lag, langsam das Licht eines neuen Tages auf.

Literarische Rundschau.

Ave Maria.

Jesse und Maria. Ein Roman aus dem Donaulande. Von E. v. Handel-Mazzetti. Zwei Bände. Billige Ausgabe in einem Band. Kempten und München, Kösel. 1906.

Dem deutschen Roman ist eine große neue Kraft erwachsen, und dem bewundernden Willkomm, den mit vielen katholischen, evangelischen, profanen Stimmen die Doyenne nicht bloß der Dichtung Österreichs ihrer Kunstgenossin und Landsmännin geboten hat, schließen wir uns aus vollem, frohem Herzen an. Wie Enrika v. Handel-Mazzetti Rang und Wesen einer wahren Freifrau verkörpert, so gilt das vorangestellte Wort „Kraft" im eigentlichen Sinn. Seit manchen Jahren ist kein poetisches Werk erschienen, worin Zustände und Menschen, Gegensätze und Ereignisse einer fernen Zeit mit solcher Gewalt aufgefaßt und mit solcher seelischen Durchdringung eines Stücks Kulturgeschichte vergegenwärtigt wären als hier, vielleicht auf Grund eines dürren Archivbündels, Herzenskämpfe von 1658, da den Nachgärungen des dreißigjährigen Krieges die niederösterreichische Gegenreformation entsprang. Ohne viel Beschreibung, denn ein heftiger dramatischer Zug geht durch das Ganze, werden wir in Pechlarn, Krems, St. Pölten heimisch und lernen das Volk samt Klerus und Ritterschaft in mannigfachen Spielarten kennen. Eine wuchtige Fülle von individuell umrissenen Figuren und aufregenden Begebenheiten prägt sich ein, und die Komposition, ohne gerade Linie zwar und epische Bändigung, zerrinnt nicht, sondern sammelt sich allgemach immer fester auf zwei Hauptgestalten: den protestantischen Junker von Volderndorff, dessen Vorname im Titel zunächst leicht irreführt, und die Katholikin Maria, die allerdings symbolisch benannt ist. Beide jedoch, gleich aller Umgebung, sind keineswegs wandelnde Abstraktionen oder Typen, sondern leibhafte leidenschaftliche Menschen. Der Roman ist unkonfessionell, mindestens undogmatisch, ein Liebesevangelium auf blutigem Hintergrund. Fehlt seinen Protestanten, außer dem bis zum letzten „Zeuch aus!" herzergreifenden getreuen Lansperger, der lutherische Zug standhaften Beharrens, sind sie schwach oder diplomatisch oder wild, so wird ihnen nirgend von der Künstlerin tendenziös begegnet. Und wiederum weiß ihre reiche Charakteristik dem zeternden Dorfpfaffen, der doch in seinen Herzensfalten mitleidig ist, wie dem von mystischer Glut ausgezehrten Dominikaner, im Ketzergericht dem gelasseneren wie dem blutdürstigen Abt gleich gerecht zu werden. Sie zeigt, ihren Humor verabschiedend, ein anfangs nur scheinbar eingeschläfertes Volk endlich als Bestie, die nur einer noch bewältigt, der Priester.

Alles, vom Hochzeitsfest bis zur Enthauptung, ist so kostümgerecht behandelt, daß winzige Unebenheiten, die Verehrung des noch lange nicht heilig gesprochenen Nepomuk z. B., nur einen Splitterrichter stören könnten. Durchaus kein Parteigänger der vorherrschenden Mundart in modernster deutscher Poesie, dramatischer oder erzählender, bewundre ich — und darf mir als Schulmeister wie als Halbösterreicher wohl ein Urteil zutrauen — die allen Reden verliehene derbe Kraft und

saftige Fülle des Dialekts, in dessen Grobheit, ja Unflätigkeit auch, die mit jedem Archaismus, mit lateinischen und welschen Einschlägen der Epoche vertraute Feder tunkt. Nicht alle Ausdrücke sind dem Fremden gleich verständlich; doch unsre Mitteldeutschen hegen ja eine große, beinahe sentimentale Vorliebe für oberdeutsche Laute und werden sich deshalb gern einlesen. Ernsten Alexandrinern antworten ein paar kecke Schamperliedel; und so wie hier hat damals wirklich ein Ludimagister sein Josephdrama, so ein Mechanikus sein Paradeisspiel zum besten gegeben. Pfarrer Wolf predigt als Vorläufer Abrahams a Sancta Clara, Pater Raimund im hohen Stil seraphinischer Andachtsglut.

Nicht recht zwingend erscheint uns in diesem reichen, landschaftlich begrenzten Bilde das verhängnisvolle Motiv, daß Junker Jesse, der von der Mutter her mit einer krankhaften Idiosynkrasie behaftet sein soll, aber renaissancemäßigen Schönheitskult nimmermehr in Wittenberg eingesogen hat, ein wundertätiges Marientaferl wegen seiner Häßlichkeit durchaus zerstören will. Dazu dingt er, Rettung aus arger Geldnot verheißend, einen doch durch eben dieses Bildwerk einst mit Genesung begnadeten, von ihm schon zur Lutherbibel gewiesenen Förster; aber das schwache, verliebte Siemandl wird nun in den Hintergrund geschoben. Sein schönes, strenggläubiges Weib Maria ergreift die Zügel der Handlung, als Werkzeug des Himmels, wie sie wähnt und man sie preist, nachdem durch ihren Schritt bei den Kremser Jesuiten eine kaiserliche Kommission gegen Jesse herbeigerufen worden ist. Hier nun setzt die Kraft unsrer Dichterin, die sich vielleicht nicht von vornherein über Ziel und Weg völlig klar war, verdoppelt ein, sowohl Jesses durch Gewalttätigkeit vor Gericht und Gattensorge gesteigerte Katastrophe vorzubereiten, als namentlich in Marias wirre Seele hineinzuleuchten. Sie war einst der Kirche verlobt, ihr Bruder ist als Kapuziner allem Irdischen erstorben. Jetzt beginnen Zweifel, ob sie recht getan, an ihrem Herzen zu nagen; die Beichte wird ohnmächtig; Raimunds heiße Predigt befiehlt ihr innerlich, des Eingekerkerten Seele zu retten; vor Gericht ist sie gar nicht die mulier fortis, für die man sie hält; dann fällt das Todesurteil; es reißt sie hin nach St. Pölten, sie dringt als Schwester der Fronleichnamsbruderschaft ins Gefängnis ... Diese Szene zwischen den beiden steht nicht auf der Höhe; doch, abgesehen vom Fernhalten jeder etwa in weltliche Minne hineinspielenden Trivialität, wirkt ein Bedürfnis der Steigerung. Dem ersten Zusammentreffen, das nach einer religiösen Disputation so mißtönig schloß, folgt das zweite: Maria hat inzwischen Jesses Gattin, sein zartes, kindisches Mäuslein Amey, aufgesucht und ihr verschmachtendes Söhnchen gesäugt; von dieser reinen Liebestat, da Kindesaugen sie bittend angeschaut, kehrt sie zu ihrem Opfer zurück und sagt ihm kein feindseliges Wort mehr, auch nicht wie jüngst eine Jammerkunde, daß sein treuer Lansperger für ihn gestorben sei, sondern: dir ist ein Bübel geboren, schön wie das Christkindel. Und der Henker steht vor der Türe! Darum darf unser Roman ja nicht ins Rührselige geraten, vielmehr braucht er für Jesses Hinrichtung die schonungslosesten Töne und läßt gern ihn selbst reuig seiner „Denunziantin" den letzten Frieden zusagen, sie aber im halben Wahnwitz sich des Mordes, der Sünde zeihen. Nochmals: eine tapfere, unbefangene, religiöse Frau hat das schmerzliche Geflecht dieser Menschenschicksale künstlerisch verschlungen und entfaltet. Wer den englischen Gruß in frommer Übung spricht, oder wer das Ewig-Weibliche mit Goethe verehrt, gleichviel, jeder muß tief gerührt Maria der Schutzpatronin ihr eigenes zerbrochenes Herz widmen sehen. Endlich schaut die Dolorosa und Gloriosa nieder auf eine nur in Schmerzen zu erlösende Welt.

Werde jeder bessre Sinn
Dir zum Dienst erbötig;
Jungfrau, Mutter, Königin,
Göttin, bleibe gnädig!

Erich Schmidt.

Wilhelm und Caroline v. Humboldt.

Wilhelm und Caroline v. Humboldt in ihren Briefen. Herausgegeben von Anna v. Sydow. Zweiter Band: Von der Vermählung bis zu Humboldts Scheiden aus Rom 1791—1808. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1907.

Für ein Brautpaar interessiert sich jedermann; dennoch hat der Ausspruch recht, daß der eigentliche Roman erst nach der Vermählung beginnt. Nun erst gewinnt das Problem volle Bedeutung, wie zwei Naturen sich einander anpassen, in ihrer Verbindung sich ergänzen — oder aber auch sich zu immer größerer Gegensätzlichkeit aneinander ausbilden.

Wer von Wilhelm und Caroline v. Humboldt nur die Briefe aus der Brautzeit kennt, für den mußte diese Frage besonders spannend sein. Mit so hochgetragenen Erwartungen treten beide in die Ehe ein, wie nur selten zwei Menschen; denn sie haben sich nicht nur Glück und Treue versprochen, sondern auch alle menschliche Vervollkommnung!

Man sieht bewundernd, daß keinerlei Enttäuschung den Himmel dieser Gemeinschaft trübt. Gewiß kommen auch hier günstige Umstände zu Hilfe. Günstig in diesem Sinne muß man selbst die Unglücksfälle nennen, von denen Humboldts betroffen werden: der Tod dreier Kinder, unter denen der des kleinen Wilhelm vor allem nie verschmerzt wurde. Ist doch der große Sprachforscher und größere Bildungspolitiker zugleich der zärtlichste Vater, der Spielzeug besorgt und reizend von den süßen Torheiten der Kleinen zu plaudern weiß; wie denn überhaupt seine feuilletonistische Begabung, die dem etwas pedantischen Gelehrten niemand zugetraut hätte, etwa in der Schilderung von dem Feldzug gegen italienisches Ungeziefer hervortritt. Aber Carolinens Briefe sind hierin den seinen gewachsen; und wenn der große Volkserzieher sich gern in tiefen pädagogischen Betrachtungen ergeht, denen nur die Reifsten gewachsen sind (zuweilen, wie in dem Brief vom 16. Mai 1797, fast im Ton der „Briefe an eine Freundin"!), so zeigt sie sich als die rechte Lehrmeisterin der Kleinen: „Das Warten lernen die Kinder gar schwer." Das ist einer der Aussprüche, die man sich herausschreiben muß, so gut wie Wilhelms Sentenz: „Das Leben leicht tragen und tief genießen ist ja doch die Summe aller Weisheit." Warten lernen — das ist den Kindern von heute (und meine Generation muß ich schon mit rechnen!) verloren gegangen; und doch gibt es keinen besseren Schutz vor Nervosität und Abspannung.

Ein Ehepaar, das die Erziehung der Kinder in diesem hohen, ich möchte sagen Nietzscheschen Sinn auffaßte (und durch die Tochter Gabriele bewährt fand!), ein solches Elternpaar mußte durch jeden Verlust wieder neu verbunden werden, wie durch jedes Glück, durch jedes geistige vor allem: gemeinschaftlich genießen sie, was ihm oder ihr an Begegnungen mit Goethe (der der „Li" unsympathisch zu bleiben scheint) oder Schiller, mit Madame de Staël oder Rahel zuteil wird. Aber auch die längere Abwesenheit des Gatten, so schwer sie auch ertragen wurde, muß in diesem Sinne als günstig angesehen werden: nicht nur, weil sie bei beiden Teilen die Empfindung des Wertes steigerte, sondern weil sie auch Wilhelm wie Carolinen Gelegenheit gab, was sie genießen, mit doppelter Intensität zu genießen, um den andern teilhaben zu lassen. Dies gibt besonders Wilhelms Reiseschilderungen eine besondere Anmut, wie er denn nie versäumt, durch Hinweis auf Carolinen bekannte Dinge, z. B. die spanischen Stühle, eine intimere Gemeinschaft der Erinnerung hervorzuzaubern.

So bleiben sie durchaus verbündet, wenn auch die böse Welt von Hader und Trennungsgedanken flüstert. Auch ihre gewaffnete Stellung allem Fremden gegenüber bleibt, wozu vom Standpunkt ihres Bundes auch die nächsten Verwandten

gehören. Es ist heiter zu beobachten, wie der aus der Neuen Welt heimkehrende Alexander diplomatisch beobachtet und behandelt wird und das Ehepaar ihn dann mit einer Mischung von erzieherischem Wohlwollen und vorsichtiger Kühle anfaßt. Wilhelm, der des Bruders „innere, tiefere Regsamkeit" nicht verkennt, seine „große Weisheit" nicht eigentlich billigt, sieht in dem Hochbegabten doch vor allem die ungeformte Individualität; im Gegensatz zu der eigenen Natur, die er so kunstvoll gerundet und geschmiedet hat, erblickt er in Alexander „so unleugbar große Eigenschaften so locker und lose zusammenhängen".

Interessante Charakteristiken fehlen natürlich auch sonst nicht, zumal von Personen; Kunstwerke treten zurück, auch Bücher. Doch gerät Wilhelm zufällig an „Miß Sara Sampson" und findet die ersten Akte „fürchterlich", wogegen der „Don Quijote" den in einer öden Schenke Vereinsamten tröstet, ja beglückt.

Nicht am wenigsten sind es die Selbstcharakteristiken, die dem Briefwechsel einen eigenen Wert verleihen. „Oft habe ich schon bemerkt," schreibt Humboldt, „daß man mich fast für durchaus kalt, unfähig wärmerer und tieferer Empfindungen, auch der edlern Schwärmerei unversöhnlich feind glaubt. Ich fühle das Gegenteil lebendig in mir, ich fühle, daß ich die Welt, die ich in mir trage, noch ebenso glühend als sonst umfasse, ich weiß an dem Glück des Genusses, an dem Kummer, der Sorge, wie ich Dich liebe, und noch jetzt wäre ich jeden Moment bereit, der Höhe und Stärke der Empfindung die bloße ruhige Heiterkeit hinzugeben. Aber je länger diese Gefühle gerade dauern, je unumschränkter sie die Seele beherrschen, desto mehr scheuen sie sich anders zu zeigen, als dem Blick, der sie ganz versteht." „Menschheit und Natur lassen sich nicht begreifen, wie man es nennt; man kann sich ihnen nur lebendig und durch Aneignung nähern . . . Man lernt dadurch auf den Punkt kommen, von dem aus alles Streitende in den einzelnen Gestalten verschwindet und ihre ganze individuelle Kraft doch rein erhalten ist. Nur auf dieser Ansicht ist es möglich, im eigentlichsten Sinne des Werks über dem wirklichen Leben zu schweben und es doch ganz auszufüllen . . ." „Der Mensch muß nie nach etwas anderm als nach der Notwendigkeit des Augenblicks handeln; der Erfolg muß ihn unbekümmert lassen; wenn den alsdann das Geschick zu einem großen Glück oder einem großen Unglück lenkt, dann führt ihn Schmerz oder Genuß in eine unbekannte Region ein, dann erkennt er eine ihm unerreichbare und doch verwandte Macht, entdeckt Kräfte in sich, die ihm wirklich bis dahin fremd waren . . . So bildet sich das, worauf alle innere Größe und alles innere Glück beruht: der unwiderstehliche Hang, sein eigentliches Dasein nur da zu suchen, wo sich die recht tief empfundene Wirklichkeit in Unendlichkeit auflöst; und im handelnden Leben die Ruhe und Besonnenheit, die sich in jeder Lage nur nach demjenigen bestimmt, was der Moment und die Vernunft geliehen."

Man verkündet uns heut so viel fremde Erzieher: Emerson und Carlyle, Ruskin und Multatuli, ja Strindberg und Wilde sollen den Deutschen reif machen. Ich bin der letzte, der einen Schutzzoll gegen Kultur errichten möchte; aber stehen Arndt und Fichte, Schleiermacher und Humboldt uns nicht näher? Haben wir wirklich an ihnen schon ausgelernt?

Wilhelm v. Humboldt war bedeutend als Gelehrter, als Schriftsteller, als Diplomat; seine historische Größe aber ruht darin, daß er — und er fast allein seit den Tagen Karls des Großen! — die Aufgabe des Bildungswesens in großem Sinne auffaßte, wie die der äußeren Politik oft, die der inneren Verwaltung wiederholt aufgefaßt wurden. Von Alexander v. Humboldt hat man gesagt — und er zitiert es hier selbst in dem Brief an den Bruder —, er sei allein eine Akademie; der Briefwechsel erinnert uns von neuem daran, wie Wilhelm v. Humboldt allein ein „Ministerium des deutschen Geistes" gewesen ist.

Richard M. Meyer.

β. **Aphorismen.** Von Marie v. Ebner-Eschenbach. Sechste Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1906.

Diese Gedanken loben sich selbst. Sie sind zugleich das schönste Zeugnis für die Seele derjenigen, die sie widerspiegeln, eine liebevolle, nachsichtige, edle Seele. Daß alles Gescheite schon gedacht worden ist, weiß Frau v. Ebner-Eschenbach am besten. Die Kunst, es noch einmal zu denken, hat sie meisterhaft verstanden. Ihr Ausspruch, „ein Gedanke könne nicht erwachen, ohne andere zu wecken", bewährt sich bei der Lektüre dieser Aphorismen. Auch seltene Anlässe zu Bedenken sind eine Form der Huldigung für diesen feinen, scharfen Geist. „Wenn du sicher wählen willst im Konflikt zweier Pflichten," sagt sie, „wähle die, die zu erfüllen dir schwerer fällt." Ich habe eines Tages denselben Gedanken einem der besten und klügsten meiner Freunde gegenüber geäußert: er lächelte und antwortete, das sei ein Trugschluß. Ich glaube, er hatte recht. Daß Dilettanten nicht einmal in einer sekundären Kunst etwas Bleibendes geleistet, sich aber verdient gemacht um die höchste aller Wissenschaften, die Philosophie, ist doch nur mit Einschränkungen richtig. Der zum Beispiel herangezogene Montaigne war kein Dilettant, und eine Dilettantin, die Marquise von Sevigné, schuf das Meisterwerk ihrer Briefe, deren gefällig spielende, oft scherzende Form nicht über die Tiefe des Inhalts hinwegtäuschen darf. Dies nur nebenbei. Kritik ist angesichts des gut geprägten Goldes dieser liebenswürdigen Weisheit nicht am Platz: Pensées, nicht Repensées, wie einst ein Spottvogel von andern Aphorismen scherzte, sind hier zu finden.

ϱ. **Ausgewählte Volkserzählungen.** Von Gustav Nieritz. Mit einer Einleitung herausgegeben von Adolf Stern. Mit des Dichters Bildnis. Leipzig, Max Hesses Verlag. O. J.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ist von der deutschen Jugend kaum ein anderer Schriftsteller so gern gelesen worden, wie Gustav Nieritz; die Bändchen wie sie der unerschöpflich fruchtbare Dresdener Schulmann einander in langer Reihe folgen ließ, bildeten einen viel begehrten Bestandteil jeder Schülerbibliothek. Dann war es sein „Volkskalender", der — mit Ludwig Richter's unvergleichlichen Illustrationen — bis gegen Ende der siebziger Jahre seinen Namen in weiteren Kreisen lebendig erhielt: mit seinem Tode schien der mehr als Achtzigjährige auch aus der Literaturgeschichte verschwinden zu sollen. Wir begrüßen es daher mit aufrichtiger Freude, daß sein Landsmann Adolf Stern den mit Unrecht so gut wie Vergessenen in unsre Erinnerung zurückruft. Mit unverkennbarer Liebe zeichnet er in der Einleitung das Bild des anspruchslos bescheidenen Mannes, würdigt — fein abwägend — sein Verdienst als Volksschriftsteller und bietet uns in einem von der Verlagshandlung hübsch ausgestatteten Bande zwölf Erzählungen, die aus den 116 von Nieritz geschriebenen, mit Bedacht ausgewählt worden sind, obwohl sie, wie Stern sagt, leicht hätten verdoppelt und verdreifacht werden können. Wir erachten es als einen Akt der Gerechtigkeit und Pietät, den alten Nieritz in diesem neuen Gewande nachdrücklich und warm zu empfehlen.

γ. **Der Dichter Gottfried August Bürger** als Justizamtmann des v. Uslarschen Patrimonialgerichts Altengleichen (1772—1784). Von Eduard Freiherr v. Uslar-Gleichen. Hannover, Carl Meyer (G. Prior). 1906.

Daß Bürger als Justizamtmann in dem armseligen und weltentlegenen Dorf Altengleichen nicht an seinem Platze war, daß er seiner Aufgabe, die Rechtspflege hier in Ordnung zu halten, nicht genügt hat, weiß man schon längst. Man hat ihm aber, der für ein solches Amt einfach zu genial veranlagt war, mildernde Umstände zugebilligt und seinen Patrimonialherrn, den Oberst Adam Henrich v. Uslar, als einen echten ungerechten Junker und Schikanierer angesehen. Gegen diese Auffassung wendet sich ein Nachkomme Adam Henrichs und führt auf Grund der Familienakten den Nachweis, daß Adam Henrich seiner Pflicht nachkam, wenn er zuerst Bürgers Ernennung entgegen war und dann sich bestrebte, ihn so schnell als möglich wieder wegzuschaffen. Die Schrift mag recht haben; aber die Ansicht, daß der Dichter der „Lenore" in Altengleichen an Prometheusketten lag, wird sie nicht erschüttern. Er war ein schlechter Amtmann und gab den Bauern durch Unregelmäßigkeit des Wandels, Spiel- und Trunksucht ein schlechtes Beispiel; aber man darf fragen, ob er unter weniger trostlosen Verhältnissen sich ebenso geführt hätte. Tout comprendre, c'est tout pardonner.

γ. **Carlyle und Goethe.** Von Otto Baumgarten. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1906.

Diese Schrift gehört zu einer Reihe von Untersuchungen, welche Professor Heinrich Weinel in Jena unter dem Titel „Lebensfragen" erscheinen läßt, und von der bis jetzt 13 Nummern vorliegen. Professor Otto Baumgarten in Kiel, gleich Weinel ein Vertreter der modernen Theologie, ist zur Abfassung seiner Schrift vor allem durch den Wunsch bewogen worden, der fortschreitenden Spannung zwischen den beiden durch Abstammung, Religion und Kultur so nahe verwandten Nationen, der englischen und deutschen, entgegenzuwirken, indem ihnen das Viele und Große, was sie einander danken, zum Bewußtsein gebracht wird. „Geschieht das nicht," sagt er sehr treffend, „so nimmt unsre innere Kultur durch unsre Weltpolitik Schaden." Das Büchlein ist aus den Vorlesungen hervorgegangen, die Baumgarten vor einem Kreise von Kieler Frauen gehalten hat. Es will zeigen, daß Carlyle, der heute neben Dickens der in England gelesenste Schriftsteller ist, und dessen Volksausgabe in 37 Bänden in jeder anständigen Bücherei sich findet, seine Weltauffassung wesentlich an Goethe gebildet hat, daß er auch, von Fichte beeinflußt, über Goethe hinausgeht. Immer steht er auf dem Grunde seiner Zugehörigkeit zum Calvinismus, seiner lebendigen Gottesanschauung, und dadurch wird auch seine Sozialpolitik aufs bestimmteste

beeinflußt. Von Goethe übernimmt er vor allem das Persönlichkeitsideal; Kultur der Persönlichkeit ist am Ende beiden die wesentliche Aufgabe des Menschen, der seine Persönlichkeit zur Beherrscherin des Stoffes machen soll. Daß hierin Carlyle's „Hero-worship", seine Heldenverehrung wurzelt, braucht nicht erst betont zu werden.

γ. **Heinrich Heine.** Von Heinrich Keiter. Durchgesehen und ergänzt von Dr. Anton Lohr. Zweite Auflage. Köln, Bachem. 1906.

Die Schrift stammt aus katholischer Feder und gibt sich als der — hier erstmals unternommene — Versuch, ein vollständiges Charakterbild des Dichters vom christlichen Standpunkt aus zu geben: einzelne Seiten des Dichters sind auch sonst schon unter diese Beleuchtung gestellt worden. Keiter betrachtet als Grundzug Heines den harten Egoismus, der sich zur Geltung bringen und deshalb den Druck, der auf dem Judentum lastete, beseitigen wollte. Sein Witz, nach allen Seiten schillernd, war wesentlich negativ, zersetzend; von allen seinen Werken ist nur das „Buch der Lieder" völlig in sich abgerundet und tritt wie ein absichtsvoll zusammengefügtes Kunstwerk auf. Keiter eignet sich Elsters Ausspruch an, der in der „Deutschen Rundschau" Band 92 steht: „ich möchte den sehen, der sich Heine zu einem geistigen Freunde und Begleiter auf der Lebensfahrt erwählen wollte, so wie es wohl mancher mit Goethe tun mag." Der Ton der Schrift ist vornehm: das Urteil strebt, wenn man den Standpunkt des Verf. nicht außer acht läßt, nach Gerechtigkeit.

δ. **Biographische und kulturgeschichtliche Essays.** Von Karl Theodor v. Heigel. Berlin, Allg. Verein für Deutsche Literatur. 1906.

Durch Wort und Beispiel, als gewandter, oft hinreißender Redner, als Schriftsteller immer darauf bedacht, seiner Forscherarbeit die gefällige, korrekte und anregende Form zu geben, hat Th. v. Heigel an der Notwendigkeit festgehalten, das Interesse der Gebildeten für historische Fragen durch die Art und Weise zu gewinnen, wie gute, lebendige Prosa sie vermittelt. Die bloße Tatsache, daß die 9. Sammlung kleiner historischer Schriften vorliegt, beweist seinen Erfolg. Heigel ist vorwiegend, nicht ausschließlich, bayrischer Geschichtschreiber. In mancher Beziehung ist das eine Erschwerung der Aufgabe. Kleinstaaten haben periodenweise recht kleinliche Annalen; Ehrenrettungen sind vonnöten. Um diejenige Karls VII. hat sich Heigel mit Glück bemüht. Mehr für den unglücklichen Fürsten zu leisten, lag nicht in der Absicht und wäre nicht zu erreichen gewesen. Über andre Klippen hilft der warme Patriotismus des Bayern hinweg, der auch in der Übertreibung kaum Rüge, höchstens Einschränkungen herausfordert. So, wenn es von Lindau heißt, der alte sprichwörtliche Vergleich mit Venedig sei heutzutage nicht so schmeichelhaft wie es scheint, weil dem Stolz auf eine herrliche Vergangenheit die Zuversicht auf eine fröhliche Zukunft entschieden vorzuziehen sei, usw. Darüber werden die Meinungen geteilt bleiben und die „Perle des Bodensees" hätte allen Anlaß, den Schutz des Himmels gegen ihre Freunde anzurufen: „Qui dit trop, ne dit rien." Die Würdigung des Königs Ludwig II. dagegen ist ebenso schonend wie billig, weder optimistisch noch das Gegenteil.

ε. **Gesammelte Aufsätze zur Philosophie und Lebensanschauung.** Von Rudolf Eucken. Leipzig, Verlag der Dürrschen Buchhandlung. 1903.

Nicht so sehr um Weiterbildung philosophischer Erkenntnis ist es dem Verfasser zu tun in dieser Zusammenordnung von Reden und Aufsätzen, die er aus der Zerstreuung gesammelt hat, sondern mehr um die Beleuchtung einzelner Probleme und Persönlichkeiten aus einem bestimmten Anlaß heraus. Dabei besteht die Voraussetzung, daß alle diese Ausführungen aus einer Grundanschauung erwachsen; sie ist gerade bei Rudolf Eucken scharf ausgeprägt und liegt in seinen größeren Werken in schöner Deutlichkeit vor. Die zwanzig Aufsätze, von denen unsere Leser einzelne bereits kennen, bringen in der größeren Hälfte Beiträge zur Moral und Lebensanschauung unter so reizvollen Titeln wie: „Die Bedeutung der kleineren Nationen", „Die innere Bewegung des modernen Lebens", „Fichte und die Aufgaben unserer Zeit", „Aristoteles und die Menschen". Von besonderer Feinheit erscheint die Charakteristik des großen finnischen Dichters Runeberg und das innige Wort zum Gedächtnis an den Baseler Philosophen Karl Steffensen, dem Eucken geistig nahe steht. Die religiösen Fragen haben Eucken immer intensiv beschäftigt. Man kann sagen: der Eintracht zwischen Religion und Kultur ist im letzten Grunde seine ganze Lebensarbeit gewidmet. Er ist davon durchdrungen, daß nur auf dem Wege der vollen Freiheit hier ein ersprießliches Resultat zu erwarten steht. Hier ist Euckens ganzes Interesse wach; es klingt als Leitmotiv durch diesen Sammelband wie durch seine andern Schriften: die Gegenwart bedarf der Religion. Das moderne Leben will ein kräftiges Ergreifen des Augenblicks, ein Schaffen und Gestalten aus unmittelbarer Gegenwart; aber was ist der Augenblick, wenn er nicht ein Repräsentant der Ewigkeit ist? Wir wollen eine kräftige Entfaltung der Individualität; was aber ist die Individualität, und welchen Wert hat sie, wenn sie nicht in einer geistigen Welt gegründet ist und sich von ihr aus die Dinge zu eigen machen kann? Denkt darum, so möchte Eucken den Zeitgenossen zurufen, von eurer eigenen Aufgabe groß, und ihr werdet auch von der Religion anders denken als ihr zu denken pflegt. Weshalb sollten wir verzagen und nicht mit Fichte froh sein über den Anblick des weiten Feldes, das wir zu bearbeiten haben? In seiner gediegenen und vornehmen Art kämpft Professor Eucken in Jena sowohl in seinen Vorlesungen wie in seinen Schriften für die Hebung der philosophischen Bildung, deren berufener Interpret er ist. Auch die vorliegende Aufsatzreihe, die auf allen ihren Blättern zu eigenem Nachdenken einladet, sei deshalb warm begrüßt!

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Dezember zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Arnold. — Europäische Lyrik. Übersetzungen und Eigenes von Robert Franz Arnold. Zweite, vermehrte und völlig erneute Auflage. Leipzig und Wien, C. W. Stern. 1906.

Baudelaire. — Lettres de Charles Baudelaire. 1841—1866. Paris, Société du Mercure de France. 1906.

Berlin. — Katalog der Berliner Stadtbibliothek. Zweiter Band. Abteilung I: Geschichte. Zweite Hälfte. Berlin, Otto v. Holten, Kunst- u. Buchdruckerei. 1906.

Bischoff. — Teten der Loge. Ein Wort über den heutigen Beruf der Freimaurerlogen. Von Diedrich Bischoff. Leipzig, Max Hesse. 1907.

Bisland. — The life and letters of Lafcadio Hearn. By Elizabeth Bisland. With illustrations. In two volumes. London, Constable & Co. 1906.

Bonus. — Rätsel. Von Arthur Bonus. Erster Band: Die Sammlung. München, Georg D. W. Callwey. 1907.

Böttcher. — Germania - daheim. Neue ungemütliche Wahrheiten. (Fortsetzung von „Germania im Ausland“.) Von Karl Böttcher. Leipzig-Stötteritz, Max Zieger. O. J.

Briefe der Frau Jeannette Strauß-Wahl an Börne. Eingeleitet und erläutert von C. Menzel. Berlin, F. Fontane & Co. 1907.

Catellani. — Condizioni ed effetti giuridici dello stato di guerra. Di Enrico Catellani. Venezia, C. Ferrari. 1906.

Des Heilands Wiederkunft. — Leipzig, C. G. Naumann. O. J.

Duhn. — Pompeji, eine hellenistische Stadt in Italien. Von F. v. Duhn. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner. 1906.

Erdmann. — Wilhelm Jensen. Sein Leben und Dichten. Von Gustav Adolf Erdmann. Mit Abbildungen. Leipzig, B. Elischer Nachf. O. J.

Felner. — Bibel und Bühne. Ein Programm. Von Karl Felner. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn. 1907.

Fessel. — Sein und Schein. Ein Band Lyrik. Von Karl Fessel. Berlin, Lyrik-Verlag. O. J.

Fischer. — Buch des Widerspruchs. Gedichte. Von Hans W. Fischer. Leipzig, Fr. Rothbarth (G. m. b. H.). 1907.

Flugblätter für künstlerische Kultur. — Die bunte Menge. Von Wolfgang v. Oettingen. Stuttgart, Strecker & Schröder. 1906.

Forte-Randi. — Menzogne. Di Andrea Lo Forte-Randi. Palermo, Alberto Reber. 1907.

Fuchs. — Strafsburger Phantasie über deutsche Kultur. Von Richard Fuchs. Zu beziehen durch den Verfasser Olvenstedt-Magdeburg. (Gedruckt von der Piererschen Hofbuchdruckerei, Stephan Geibel & Co., Altenburg, S.-A.) 1906.

Führer zur Kunst. Herausgegeben von Herm. Popp. Fünftes Bändchen: Von alter und ältester Bauernkunst. Von R. Forrer. Mit einer Tafel und 32 Abbildungen im Text. — Sechstes Bändchen: Hochzeitsfeste der Renaissance in Italien. Von O. v. Gerstfeldt. Mit 2 Mezzotinto-Gravüren, 3 Einschlagblättern und 6 Abbildungen im Text. — Siebentes Bändchen: Die Ausbildung des Künstlers. Von Hans Schmidkunz. Eßlingen, Paul Neff. 1907.

Gemälde alter Meister im Besitze Sr. Majestät des Deutschen Kaisers. — Herausgegeben von Paul Seidel, in Verbindung mit Wilhelm Bode und Max J. Friedländer. Dreizehnte bis fünfzehnte Lieferung. Berlin, Richard Bong.

Glasenapp. — Das Leben Richard Wagners in sechs Büchern. Dargestellt von Carl Fr. Glasenapp. Dritte und vierte, gänzlich neu bearbeitete Ausgabe. Fünfter Band (1872—1877). Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1907.

Grothe. — Zur Landeskunde von Rumänien. Von Hugo Grothe. Mit 23 Abbildungen (davon 3 im Text), 4 Karten und einem Mehrfarbendruck. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke. 1907.

Gruber. — Wirtschaftliche Erdkunde. Von Ch. Gruber. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1905.

Hase. — Emil Strauß, ein deutscher Buchhändler am Rheine. Gedenkbuch eines Freundes. Von Oskar von Hase. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1907.

Heraklit-Kohn. — Also sprach Herakleitos. Heraklits Schrift: Über das All. Deutsch von Maximilian Kohn. Hamburg, Verlag Eigen (Dr. Kohn). 1907.

Hirst. — Commerce property in naval warefare. A letter of the Lord Chancelor. Edited, with introduction, notes and appendices by Francis W. Hirst. London, Macmillan & Co. 1906.

Hoffmann. — Deutsches Kolonialrecht. Von H. Edler v. Hoffmann. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1907.

Jellinek. — Kunstkanfleute. Roman von Josef Jellinek. Berlin, Hermann Walther. 1907.

Jensen. — Vom Morgen zum Abend. Ausgewählte Gedichte. Von Wilhelm Jensen. Mit dem Bildnis des Dichters. Zweite Auflage. Leipzig, B. Elischer Nachf. O. J.

Kant-Vorländer. — Immanuel Kants Kritik der praktischen Vernunft. Fünfte Auflage. Herausgegeben und mit Einleitung sowie einem Personen- und Sachregister versehen. Von Karl Vorländer. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung. 1906.

Lagin. — Das Land der blauen Rosen. Mären und Märchen von J. v. Lagin. Berlin, Hermann Walther. 1907.

Lipps. — Die ethischen Grundfragen. Zehn Vorträge von Theodor Lipps. Zweite, teilweise umgearbeitete Auflage. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß. 1905.

Liszt. — Die Pflichten des außerehelichen Konkumbenten. Ein Beitrag zur Revision des österr. allgem. bürgerl. Gesetzbuches. Von Eduard Ritter von Liszt. Wien und Leipzig, Braumüller. 1907.

Luchaire. — Essai sur l'évolution intellectuelle de l'Italie de 1815 à 1830. Par Julien Luchaire. Paris, Hachette & Cie. 1906.

Maier. — Soziale Bewegungen und Theorien bis zur modernen Arbeiterbewegung. Von G. Maier. Dritte Auflage. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1906.

Mazelière. — Le Japon. Histoire et civilisation. Par Mis. de la Mazelière. Trois tomes. Paris, Plon. 1907.

Michel. — Vorwärts zu Christus! Fort mit Paulus! Deutsche Religion! Von Oskar Michel. Zweite Auflage. Berlin, Hermann Walther. 1906.

Mießner. — Ein Menschenleben. Alltagsbriefe unserer Klassiker. Ausgewählt und eingeleitet von Wilhelm Mießner. Berlin, Dr. Wedekind & Co., G. m. b. H. 1907.

Mistral. — Mirèio. Provenzalisches Epos von Frederi Mistral. Deutsch von Franziska Steinitz. Mit einem Essay von Herman Grimm, nebst Vorbemerkung als Einleitung und dem Bilde des Dichters. Halle a. S. Otto Hendel. O. J.

Morice. — Eugène Carrière. Par Charles Morice. Paris, Société du Mercure de France. 1906.

Plothow. — Die Begründerinnen der deutschen Frauenbewegung. Von Anna Plothow. Mit 24 Illustrationen. Zweite Auflage. Leipzig, Friedrich Rothbarth (G. m. b. H.). 1907.

Ratzel. — Über Naturschilderung. Von Friedrich Ratzel. Mit sieben Bildern in Photogravüre. Zweite, unveränderte Auflage. München und Berlin, R. Oldenbourg. 1906.

Renard. — La république de 1848. (1848—1852). Par Georges Renard. Préface de A. Millerand. Nombreuses illustrations d'après des documents de chaque époque. Paris, Jules Rouff & Cie. S. a.

Röttger. — Genußmittel — Genußgifte? Betrachtungen über Kaffee und Tee auf Grund einer Umfrage bei den Ärzten. Von W. Röttger. Berlin, Elwin Staudte. 1906.

Schrader. — Zwischen Nacht und Morgen. Dramatische Dichtung von Ernst Schrader. Hannover, M. H. Schaper. 1906.

Seeßelberg. — Volk und Kunst. Kulturgedanken von Friedrich Seeßelberg. Berlin, Schuster & Bufleb. 1907.

Siebert. — Der Apotheker. Von Eugen Siebert. Berlin, Hermann Walther. 1907.

Singer. — Ist Ibsen theatralisch? Eine Studie von Karl Singer. Dresden, E. Pierson. O. J.

Statuen deutscher Kultur. — Herausgegeben von Will Vesper. Neunter Band. Novalis, Märchen. Ausgewählt von E. Sulger-Gebing. — Zehnter Band: Brentanos Gedichte. Ausgewählt von H. Todsen. — Elfter Band: Deutsche Gedichte des 17. Jahrhunderts. Ausgewählt von Will Vesper. — Zwölfter Band: Geßners Idyllen. Ausgewählt von Will Vesper. München, C. H. Beck. 1907.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Piererschen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Walter Paetow in Berlin-Friedenau.

Der Efeu.

Sardinischer Dorfroman

von

Grazia Deledda.

(Fortsetzung.)

Drittes Kapitel.

„Annesa, Annesa!“ rief der Kranke, und seine Stimme klang dem Mädchen wie die eines Sterbenden.

Sie schüttelte sich, sie erwachte aus ihren Träumen, dann trat sie ins Zimmer. Onkel Zua, von einem seiner gewöhnlichen Erstickungsanfälle gepackt, suchte sich aufzurichten, seine mageren Hände bewegten sich hin und her, als müßten sie schwer mit einem unsichtbaren Schreckgespenst kämpfen.

Ohne sich sehr zu beeilen, ging Annesa zu ihm, richtete ihn auf, legte ihm ein zweites Kissen unter, gab ihm zu trinken; und als er wieder sprechen konnte, fing er an zu klagen, zu fluchen und zu zanken.

„Du läßt mich immer allein,“ jammerte er, „und die Mücken stechen mich, und das Licht geht aus. So sollen auch deine Augen ausgehen! Rufe mir den Pfarrer Virdis. Ich will beichten, ich will nicht ohne Kommunion sterben wie ein Heide. Ihr habt mir Gift gegeben; ihr . . . ihr wollt mich langsam sterben lassen. Verflucht seid ihr vom Mutterleibe an. Der Augenblick wird kommen, den ihr herbeigesehnt, er kommt nur zu schnell. Ja, ja . . . schnell, sehr schnell. Ihr werdet mich einmal finden wie einen toten Hund, und dann seid ihr zufrieden.“

„Seid doch endlich einmal still,“ rief Annesa drohend. „Schämt Euch, solche Dinge zu sagen. Alter Undankbarer, Ihr böser Alter!“

Jedoch er fuhr fort zu schimpfen, und er schimpfte noch, als Annesa das Licht ausgelöscht und sich niedergelegt hatte.

Noch im Dunkeln hörte sie die keifende Stimme wie eine Säge, die ihr Herz zerschnitt. Ein Teil dieses Herzens hatte sich rein und gut erhalten, es glühte von Liebe, von Mitleid und von Dankbarkeit; der andre Teil blutete

und glühte auch, aber er glühte wie ein frisches Holzscheit von einer bläulichen, übelriechenden Flamme. Die Süße und Traurigkeit ihrer Erinnerungen waren dahin, die böse Gespensterstimme hatte das Mädchen in die drückende Wirklichkeit zurückgerufen.

Aber eine andre Stimme vernahm sie jetzt, eine weiche, wohlklingende, die in der Ferne ein Liebeslied sang. Sie kam näher, nun erklang sie in dem stillen Gäßchen, von einem schwermütigen Chor jugendlicher Stimmen begleitet:

„Deine Augen, schönes Mädchen,
Deine blonden, weichen Haare
Haben mir die Ruh genommen,
Ach, sie kehrt mir niemals wieder . . .“

„Das ist Gantine. Arme Nachtigall!“ dachte Annesa, die im Halbschlummer schon angefangen hatte, von Paulu zu träumen.

Und wie gewöhnlich, so dachte sie auch jetzt mit Zärtlichkeit und Gewissensbissen an ihren jungen Verlobten; doch als die Stimme schwieg, schlief sie wieder ein, und Paulus Gesicht kehrte zu ihr zurück.

Am andern Morgen ging Donna Rachele zur stillen Messe und nahm das Abendmahl. Die betagten Bauernfrauen, die der Messe beiwohnten, sahen sie weinen und inbrünstig beten, in ihr schwarzes Umschlagetuch wie in einen Trauermantel gehüllt.

Annesa ging indessen mit Rosa um neun Uhr zum Hochamt. In ihrer hübschen Tracht, dem gefälteten, grün umsäumten Rock, dem schwarz und roten Mieder, der mit einfachen Stickereien verzierten Schürze und dem gelben Kopftuch sah sie aus wie eine kleine byzantinische Madonna, während das unförmliche Kind an ihrer Seite, geschmacklos in einen städtischen Anzug von roter Baumwolle gekleidet, wie die Karikatur einer verfallenen Zivilisation aussah.

Das Mädchen und das Kind stiegen das abschüssige Gäßchen hinunter bis zum staubigen Kommunalweg, der sich durch das ganze Dorf hinzog und zur Kirche führte.

Andre Mädchen, wie Annesa gekleidet, folgten und schritten ihnen voran. Gruppen zerlumpter, aber kräftiger, schöner Kinder mit leuchtenden, schwarzen Augen spielten hie und da unter den Bogengängen, auf den Außentreppen, in den kleinen Höfen, die dem Festtag zu Ehren ungewöhnlich gut gekehrt und besprengt waren.

Die Kirche von San Basilio stand außerhalb der Ortschaft, hundert Meter von dem letzten Häuschen entfernt, in dem eine Verwandte der Decherchi wohnte.

Ein ausgedehnter, eingefriedigter Raum, voll von Felsblöcken, und mit Heu und niedergetretenen Stoppeln bedeckt, umgab das Kirchlein, an das verschiedene Zimmer und ein Schuppen angebaut waren, in dem sich die Leute versammelten, die für den guten Verlauf des Festes zu sorgen hatten.

Nahe bei der Kirche erhob sich eine Art viereckigen Turmes mit einem rohgefügten Belvedere, zu dem man auf einer Außentreppe hinanstieg. Die Kirche, die Zimmer und der Turm waren einfach aus Stein und Lehm erbaut

und hatten die dunkle Rostfarbe der umgebenden Felsen angenommen. Links von der Kirche, zu Füßen des Dorfes, senkte sich das granitene Tal, jenseits dessen sich ein großartiges Panorama von grünen und blauen Bergen ausbreitete, die wie ein Duft am klaren Himmel standen; rechts begann das Gebirge mit seinen Wäldern, seiner Heide und seinen phantastischen Felsprofilen.

Vier hundertjährige Eichen standen vor der Kirche, deren Fassade, durch die Zweige der mächtigen Bäume gesehen, wie aus dem Felsen herausgeschnitten schien. Große, kräftige Männer, rot und schwarz gekleidet; Hirten, Einheimische und Bauern aus andern Dörfern versammelten sich um die Tische der Likörverkäufer unter den Dächern aus frischen Zweigen, die man an die Felsen des Platzes gesteckt hatte. Es war die gewöhnliche Menschenmenge der sardinischen Feste: lustige Männer, die ans Trinken dachten, und Frauen im Putz, die in die Kirche gingen, um zu beten und sich sehen zu lassen.

Langsam stiegen Annesa und Rosa den Pfad von der Dorfstraße zur Kirche hinunter; vor dem letzten Bauernhäuschen blieben sie stehen, um Tante Anna, Donna Racheles Base, zu begrüßen.

Diese Base war eine betagte Frau, groß und hager und bleich wie ein Gespenst. Sie sah Donna Rachele ähnlich, aber sie behauptete, jünger und viel hübscher als die adelige Verwandte zu sein. Sie pflegte zu erzählen, daß sie viele Anbeter und Bewerber gehabt, sie aber immer zurückgewiesen habe, um frei zu bleiben und sich ganz den drei Nichten widmen zu können, die weder Vater noch Mutter mehr hatten.

Diese Nichten — eine war schon ein heiratsfähiges Mädchen — lebten bei ihr, und Tante Anna liebte sie wie ihre Töchter; sie war eine zärtliche Frau und auch eine verständige, mit Ausnahme der fixen Idee von ihrer Schönheit und ihren Bewerbern.

Ein kleiner Hof, von einer Mauer umgeben, lag vor dem Häuschen, und aus der offen stehenden Tür drang ein guter Geruch von Kaffee.

„Tante Anna," rief Annesa, „geht Ihr nicht zur Messe?"

„Ich erwarte einen Gast," antwortete die Frau, und an die Tür tretend, die Kaffeekanne in der Hand, rief sie: „Rosa, mein Seelchen, wie hübsch bist du heute! Kommt doch herein, ich will euch Kaffee geben. Bist du immer noch ein altes Mütterchen, Rosa? Wollen die Zähnchen nicht kommen, nein?"

Rosa lächelte, und Annesa antwortete an Stelle des Kindes: „Die Zähnchen kommen, und dann fallen sie noch einmal aus. Auch Eure werden ausfallen, Tante Anna, und die kommen nicht wieder!"

„Kann sein," antwortete die Frau; „aber kommt doch herein, meine Lieben. Ich werde euch Kaffee geben. Für die Messe ist es noch zu früh. Ich habe Pfarrer Virdis vor der Kirche auf und ab gehen sehen. Er ging mit einem Herrn, ich glaube es war Paulu."

Als Annesa, die schon eintreten wollte, diesen Namen hörte, ward sie plötzlich andern Sinnes: „Lebt wohl," rief sie, indem sie sich wieder der

Kirche zuwandte, „lebt wohl! Bleibt gesund und grüßt die Kinder. Wir müssen gehen, es ist spät."

„Ich wollte dir noch was erzählen. Na, ich komme morgen zu euch." entgegnete Tante Anna, mit der Hand grüßend. „Leb wohl, Rosa, iß nicht zu viel Mandelkuchen. Du hast mir nicht einmal gesagt, was dir die Maus für deine Zähnchen gebracht hat! Hast du sie ihr in das Loch hinter der Tür gesteckt?"

„Ja," rief das Kind und drehte sich um. „Sie hat mir für die Zähne ein paar Haselnüsse gebracht."

„Was willst du mit Nüssen, wenn du keine Zähne hast, sie aufzuknacken?"

„O, ich habe sie mit einem Stein aufgeklopft."

„Lebt wohl."

„Leb wohl."

Annesa zog Rosa fort und ging eilig weiter, wie bezaubert vor sich hinblickend, als Rosa laut aufjubelte: „Da, da ist der Vater! Da, vor der Kirche! Er geht mit Pfarrer Virdis."

Der alte Priester war der häßlichste Mann des Dorfes, aufgedunsen, das runzelige Gesicht ziegelrot, und auf dem Kopf eine rötliche Perücke, in die sich im Nacken ein paar Strähne der eigenen silberweißen Haare mischten. Annesa mußte sich jedesmal zusammennehmen, wenn sie ihn sah. Doch diesen Morgen senkte sie die Augen, als sähe sie weder den Priester noch den jungen Witwer.

„Bleib nicht stehen, Rosa," flüsterte sie. Aber Pfarrer Virdis hob seine Hand und winkte dem Kinde.

„Rosa," sagte er, „ich freue mich, daß du zur Messe kommst. Heute kommen ja sogar die Ziegen, sogar die jüdischen Frauen, ja sogar die maurischen."

Annesa, die nur selten zur Messe ging, verstand wohl die Anspielung, aber sie wurde nicht rot, nicht einmal verlegen. Mit ihren sanften, blauen Augen schaute sie in die Ferne und tat, als höre sie nur auf den „messo" — den Ausrufer — der dort in der Mitte des Platzes stand.

Auch Paulu schaute dahin, auf die große, mächtige Gestalt des Ausrufers, die schwarz in die Sonne hineinragte. Mit seiner blinkenden Trommel, in seiner Tracht, halb Bauer, halb Jäger, mit seiner Fellmütze, die die natürlichen Haare dieses schwarzen, starken Kopfes zu sein schienen, sah er aus wie ein Wilder, der aus den Bergwäldern herabgestiegen war, um den friedlichen Branntwein- und Anistrinkern, die sich um die Verkäufer auf dem Platze angesammelt hatten, etwas Schreckliches zu verkünden. Alle blickten ihn an, als er mit der Stentorstimme eines Predigers anhub:

„Jünglinge und Jungfrauen, geht zum Photographen, der neben dem Tischler Francesco Casu wohnt, da laßt euch abbilden. Und wer Gerste haben will, eine Lira das Viertel, der begebe sich zu Herrn Valentinu Virdis. Und neben Maria, die sie die Allerheiligste nennen, verkauft man frische Eier und Sorbetto mit Eis."

„Ja, auch die maurischen Frauen," wiederholte Pfarrer Virdis. „Solche, die morgens mit dem Teufel aufstehen und abends mit dem Dämon zu Bett gehen. Geh, geh, Rosa, bete für diese Leute, damit sie sich bekehren. Sag, kannst du mir die Geschichte von unserm gekreuzigten Heiland erzählen? Kennst du sie noch?"

„Ja, Herr Pfarrer."

„Desto besser, da wirst du keine Jüdin. Geh, geh." Und er fing wieder an, auf und ab zu schreiten, und Paulu folgte ihm. Aber vorher wechselte er mit Annesa einen Blick, der sie freudig erschauern ließ.

„Anghelos santos!" sagte sie leise und ironisch, die Lieblingsredensart des Priesters nachsprechend. Und die kleine Rosa, die den Pfarrer nicht ausstehen konnte, lachte mit ihrem traurigen, greisenhaften Lachen. So traten sie in die Kirche. Annesa hörte die Messe und dachte an Paulu und an seinen leidenschaftlichen Blick. Sie fühlte immer einen leichten Rausch, wenn der junge Mann ihr diese blitzartigen Liebeszeichen gab. Ein solcher am Tage gewechselter Blick unter den Leuten, die sie trennten, wie keine Mauer von hartem Stein sie getrennt haben würde, galt ihr mehr als alle nächtlichen Umarmungen, entschädigte sie für jede Beleidigung, für jede Demütigung.

Nach dem Hochamt erwartete Paulu sie unter den Eichen, er nahm Rosa an die Hand. „Wir wollen in eine Kuchenbude gehen," sagte er laut, dann fügte er leise hinzu: „Pfarrer Virdis ist aufgebracht gegen dich, weil du nicht das Abendmahl genommen hast. Ich habe dich bei ihm entschuldigt, ihm gesagt, du habest sehr viel zu tun. Du mußt nicht glauben, daß er schlecht sei. Nein, im Gegenteil, er ist wie der Bienenstock, außen häßlich, aber innen voll Honig. Er hat mir versprochen, sich noch einmal bei Onkel Zua für uns zu verwenden. Heute kommt er, sei, bitte, nicht unfreundlich mit ihm. Wenn er nichts erreicht, gehe ich in einigen Tagen nach dem Dorfe Ballore Spanus. Er hat mir versprochen, mich seiner Verwandten vorzustellen, der Schwester des Rektors, einer wohlhabenden Alten, die mir vielleicht einige Tausend Lire borgen wird."

„O, da können wir noch hoffen," sagte Annesa mit einem Seufzer. „Wo ist dein Freund?"

„Ich weiß nicht. Er versprach, hierher zu kommen, mich hier zu treffen," antwortete Paulu und blickte suchend umher . . .

Sie hatten sich unterdessen den Tischen der Likörverkäufer genähert, um die sich nach der Messe die Männer wieder versammelten. Sie begnügten sich nicht damit, ein Gläschen zu schlürfen, sondern kauften gleich ganze Flaschen, tranken und ließen Freunde und Gäste trinken, so lange bis nichts mehr darin war. Diese großen, rauhen, in Felle gekleideten Männer mit langen, ungekämmten Haaren sahen aus wie Höhlenbewohner, die, aus den Bergwäldern hervorgekrochen, gierig Alkohol und Süßes tranken und sich darnach mit kindischem Behagen die Lippen leckten.

Annesa nahm von Paulu ein Gläschen Pfeffermünze an, doch als sie gewahrte, daß eine Gruppe von Gantines Freunden sie beobachtete, wurde sie

ernst und gemessen; übrigens sahen fast alle Frauen ernst, beinahe traurig aus, wenn sie über den Hof der Kirche gingen.

Plötzlich fühlte Annesa, wie ein Männerarm sich um ihre Taille legte, sie sah den kleinen Onkel Castigu, den Hirten, neben sich, neu und sauber gekleidet und fröhlich wie ein Kind.

„Was!" er hielt Annesa noch immer umfaßt, wandte sich aber an Paulu: „Was! Sie wollen gehen, ohne den Prioren des Festes einen Besuch zu machen? Nein, nein, so dürfen Sie den heiligen Basilio und die Prioren nicht beleidigen. Ich gehöre auch dazu, und ich will meinen Besuch haben. Gehen wir! Rosa, mein Röschen, soll Onkel Castigu dich auf den Arm nehmen? Oder auf den Rücken wie ein Lämmchen?"

„Ich muß nach Hause," wehrte Annesa ab. „Donna Rachele erwartet mich."

„Du wirst mit uns kommen, Blondkopf. Wenn du willst, nehme ich auch dich auf den Rücken. Laßt uns gehen. Gantine ist heute früh bei mir gewesen. Er hat das Pferd auf die Weide gebracht. Ist er noch nicht zurück?"

„Nein, er wird immer träger, dieser Bursch," sagte Paulu. „Er macht es sich bequem."

„Still," flüsterte Onkel Castigu, auf Annesa deutend.

Aber diese schien sich nicht viel aus Paulus Worten zu machen. Sie hatte Rosas Händchen wieder ergriffen und schritt der Kirche zu, den beiden Männern voran.

„Nächster Tage will ich Gantine zur Arbeit in den Wald von Lula schicken," fing der Witwer wieder an. „Sie haben mir angeboten, ihn dort oben bis zur Saatzeit zu behalten. Da kann er wenigstens etwas verdienen."

„Ja, er ist ein lustiger Junge," gab Onkel Castigu zu. „Aber wir sind alle lustig gewesen, als wir jung waren."

„Alle, ja," wiederholte Paulu.

„Auch Sie, ja, ja, mein Don Pauleddu! Sie waren sehr lustig. Warum jetzt nicht mehr?"

„Die Vögel sind fortgeflogen!" sagte Paulu, indem er in die Höhe blickte und mit der Hand ein Zeichen des Abschieds machte. „Fortgeflogen, fortgeflogen."

„Zum Teufel! Etwas davon wird doch noch geblieben sein?" sagte der Hirt und lachte mit seinem eigentümlichen, ein wenig einfältigen, ein wenig spöttischen Lachen. „So, nun hier noch durch, und da gehen wir in die große Küche."

Sie traten in die große Küche ein, wo die Leiter des Festes ein homerisches Gastmahl herrichteten.

„Heda, Miale Corbu, da sind wir!" rief Onkel Castigu, der stolz an Paulus Seite schritt.

Der Hauptprior, das heißt der Präsident des Festausschusses, schien aus einer dicken Rauchwolke hervorzukommen, die wie ein Vorhang die hintere Küche verdeckte. Er war ein Mann, würdig, von Wolken umgeben zu sein, wie ein Waldgott, eine Art Riese, mit einem feurig roten Kamisol und einem

Paar Hosen bekleidet, die so weit waren wie der Unterrock einer Frau und auf die Gamaschen von schwarzer Wolle niederfielen. Unter der langen Mütze, die auf dem Kopfe umgeschlagen war [1]), und zwischen den schwarzen, zu beiden Seiten herunterhängenden, mit Fett gesalbten Haaren erschienen, wie aus Ton geknetet, das erdfarbene Gesicht, die Adlernase, das hervorstehende Kinn und der krause, rötliche Bart.

Der Prior lächelte fast gerührt, als er sah, daß Paulu Decherchi diese Versammlung armer, einfacher Hirten mit seinem Besuch beehrte; er führte den jungen Mann durch die Küche und die Zimmer und machte ihn wie einen Fremden auf alles aufmerksam.

„Gutes Fest in diesem Jahre?" fragte Paulu umherblickend.

„'s ist nicht übel. Wir sind fünfzig Prioren, und weitere hundert Hirten haben zum Feste beigetragen. Jeder hat ein Schaf und ein Maß Weizen gebracht."

Auf den großen Feuerstätten brannten ganze Eichenstämme, und in den Kupferkesseln kochten ganze Schafe. Einige Männer mit glühenden Gesichtern und vor Rauch tränenden Augen saßen auf der Erde und drehten langsam über dem Kohlenfeuer mächtige, auf lange Holzspieße gereihte Hammelkeulen. Eine ungeheure Menge rötlichen Hammelfleisches lag auf den Bänken an den Wänden, und in den Gefäßen aus Korkholz rauchten noch die Eingeweide; hier und da sah man Haufen schwarzer und gelber Felle der hundert und mehr Schafe, die geschlachtet worden waren, um den kleinen San Basilio, den Schutzheiligen von Barunei, würdig zu feiern.

Während Paulu von Miale Corbu in einen bedeckten Bogengang geführt ward, wo eine Frau den Leuten, die den Prior mit ihrem Besuch beehrten, Kaffee und Likör anbot, geleitete Onkel Castigu Rosa und Annesa in die Zimmer neben der Küche. In einem dieser Zimmer sollten die Männer essen, in einem andern die Frauen und Kinder; in einem dritten, das Konfektzimmer genannt, lagen die Süßigkeiten, in einem vierten das Brot.

Und in all diesen niedrigen und verräucherten Zimmern bewegten sich sonderbare, bärtige Männer, die die Holzteller und die Messer für das Bankett zurecht machten.

„Wieviel Brot! Ist das für hundert Jahre?" fragte Rosa mit ihrem dünnen Stimmchen, indem sie vor den großen Körben stehen blieb, die mit glänzenden weißen Kuchen aus Brotteig gefüllt waren.

„Wollte Gott, mein Röschen," sagte Onkel Castigu, der andächtig jedem Worte des Kindes lauschte.

„Wer ißt all dies Brot? Der Wehrwolf?" fragte Rosa und beugte den großen Kopf über einen Korb.

Onkel Castigu lachte; dann erklärte er dem Kinde, daß ein guter Teil des Brotes bei der Mahlzeit verspeist und der Rest an die Bettler und die Freunde, die den Prior besuchten, verteilt würde.

---

[1]) Die Sardinier tragen eine lange Zipfelmütze, die über das eine Ohr herabfällt und an die phrygische Mütze erinnert.



„Wenn du in zwei Stunden wiederkommst, mein Röschen, wirst du sehen, wie diese Männer essen können. Sieh, da ist einer, der kann mit dem Wehrwolf um die Wette essen."

Ein dicker, vierschrötiger Mann mit einem wallenden rötlichen Bart trat in diesem Augenblick in das Zimmer. Er hielt in der einen Hand ein Stück gekochten, dampfenden Fleisches und in der andern einen Genickfänger; manchmal riß er mit den Zähnen einen Bissen ab, und wenn eine Sehne widerstand, zerschnitt er sie mit dem Messer, ohne das Fleisch vom Munde zu nehmen.

„Ja, ich weiß noch," sagte Annesa, „im vorigen Jahre, als ich hier durchging, aßet ihr alle wie die Wölfe. Jeder hielt auf seinen Knien einen Teller voll Fleisch, und während ihr ein Stück im Munde hattet, blicktet ihr schon auf das andre. Es war, als hättet ihr noch niemals die Gnade Gottes erfahren."

„Am Feste muß man essen," sagte Onkel Castigu, ohne sich beleidigt zu fühlen. „Essen wir und geben wir den andern zu essen. So ist es."

Ein andrer Hirt, jung und hübsch, den roten, mit blauen Bändern verzierten Brustlatz geöffnet, kam näher; in der Hand einen der berühmten Teller, ganz voll Fleisch. Diese Teller sind viereckig, in der Form eines Teebrettes, mit einem Griff und einem Loch für das Salz.

„Schönes Fräulein," sagte der junge Mann galant, Annesa den Teller reichend, „das ist für dich."

„Santu Basile meu!" [1]) rief das Mädchen aus, die Hände erhebend und entsetzt zurückweichend. „All dies Zeug? Was soll ich damit machen?"

„Essen!" sagte der andre ernst.

Sie merkte, daß der freigebige Hirt beleidigt sein würde, wenn sie sich anzunehmen weigerte, und sagte höflich:

„Nun gut, wickle mir alles in ein Blatt Papier, ich will es mit nach Hause nehmen."

„Für wen? Für deinen Gantine?"

„Ihren Gantine? Da ist er ja!" rief Onkel Castigu.

In der Tat trat in diesem Augenblick der junge Knecht herein. Sauber und festlich gekleidet, mit dem roten, blauumsäumten Brustlatz, das Gesicht gewaschen und die glatten Haare über die Ohren wie eine Haube von schwarzem Atlas niederfallend, so sah Gantine noch hübscher als gewöhnlich aus, und Annesa blickte ihn mit fast mütterlicher Zärtlichkeit an.

„Ich wußte, daß du hier seiest," sagte er mit schlecht verhehlter Eifersucht. „Komm, Donna Rachele wartet auf dich. Sie braucht dich."

Die Worte waren einfach, aber der Ton ungewöhnlich bitter. Was hatte Gantine? Er schien ein wenig traurig und mißtrauisch. Annesa wurde unruhig, aber wie gewöhnlich wußte sie sich zu verstellen und tat auch ihrerseits beleidigt.

„Donna Rachele weiß, wann ich zurückkommen muß", sagte sie langsam. „Ich gehe nach Hause, sobald es mir gefällt."

[1]) Mein heiliger Basilio.

„Du kommst sofort mit mir," wiederholte Gantine; er wurde bleich. „Onkel Castigu, sagt es ihr!"

„Gantine ist eifersüchtig!" spottete der junge Mann mit dem Teller. „Geh, schönes Fräulein, geh. Er wird dir Mandelkuchen kaufen. Übrigens, du hast unrecht, Gantine. Wir hier sind alle Brüder; wir sind keine Fremden, und niemand versucht, dir deine Taube zu rauben."

„Brüder? Deine Leute, dein Tod . . ." antwortete Gantine; doch gleich darauf schien er seine Rede zu bereuen und lachte gezwungen.

Annesa zitterte; aber sie tat, als hätte sie die Worte ihres Verlobten nicht gehört.

„Rosa, komm gib mir das Händchen. Onkel Castigu, wenn Don Paulu nach Rosa fragt, sagt ihm, daß wir gegangen seien."

Sie schritt durch eine kleine Tür im Hintergrunde des Zimmers, und Gantine folgte ihr. An dieser Seite war der Platz fast leer; nur einige Bettler kauerten zwischen Felsen und Gebüsch und verzehrten das Brot und das Fleisch, das der Prior ihnen hatte austeilen lassen. Hier, wo der Bergpfad anfing, war der alte Blinde gestorben, der Annesa in das Dorf gebracht hatte. Sie wußte nichts mehr von dem geheimnisvollen Vorgang; aber jedesmal, wenn sie an dieser Stelle vorbeigehen mußte, glaubte sie den toten alten Bettler wiederzusehen und hatte jedesmal ein dunkles Gefühl von Angst und Demütigung. Sie dachte dann: „Er hat mich hierher geführt, er hat mich hier gelassen, er hätte mich auch an einen andern Ort bringen können. Ich wäre dann eine Bettlerin geworden, eine richtige Magd; aber ich würde nicht so viel gelitten haben. Und dennoch . . ."

Und dennoch, im Grunde konnte sie sich kein andres Leben denken, ohne Paulu, ohne Schmerzen, ohne Leidenschaft.

„Dazu war ich geboren . . ."

Mehr als je fühlte sie sich heute gedemütigt, als sie an der Unglücksstelle mit Rosa und Gantine vorüberkam; sie beeilte ihren Schritt und schaute mit verschleierten Augen in die Ferne, mit dem gewohnten Gesichtsausdruck von Traurigkeit und Verachtung.

Gantine holte sie ein, blieb ihr zur Seite und blickte sie forschend an.

„Annesa," sagte er fast flehend, „sei nicht böse. Verzeih mir, Anna, ich habe es nur deinetwegen getan. Du weißt, daß die Frauen dort nicht hineingehen, wo die Männer sind, oder nur mit ihren Gatten und ihren Brüdern."

„Ich bin mit Don Paulu hineingegangen."

„Freilich, aber er ist weder dein Mann noch dein Bruder," antwortete Gantine mit einem Seufzer. „Meine Freunde haben euch zusammen gesehen und haben darüber geredet. Die Leute sind boshaft, Anna!"

„Das ist mir neu!" rief sie spöttisch aus und beeilte den Schritt noch mehr, das schwere Kind hinter sich herziehend. Als sie um die Ecke bogen, standen sie neben dem Kuchenverkäufer. Etwas weiter davon hatte der arme Gast seinen Sack wie einen Teppich auf die Erde gebreitet und darauf seine Zügel und Sporen ausgestellt. Als er Gantine erblickte, winkte er ihm mit der Hand zum Abschied.

„Du," sagte der Knecht und trat zu ihm heran, „hast du zufällig einen Zügel für ein ungezähmtes Füllen?"

Beide sahen Annesa an und lachten.

„Anna," bat Gantine dann, „darf ich dir ein Pfund Mandelkuchen anbieten?"

„Füllen essen keinen Mandelkuchen," antwortete sie ruhig.

Gantine antwortete etwas, aber seine Stimme wurde von dem betäubenden Lärm der Trommel übertönt, die fast klagend in der plötzlichen Stille der Menge erklang.

Der Ausrufer verkündete mit seiner lauten, rauhen Predigerstimme, daß um fünf Uhr nachmittags das Pferderennen beginnen werde. „Der erste Preis: zwanzig Lire in Silber und ein feines Brokattuch! Der zweite Preis: zehn Lire in Silber und ein seidenes Taschentuch!"

Ein Haufen Gassenjungen umgab und quälte den Ausrufer. Ein Bengel trieb seine Kühnheit so weit, die Trommel mit einem kleinen Stock zu schlagen.

„Der dritte Preis; fünf Lire in Silber und eine neue rote sardinische Mütze . . . Jungens, hebt euch von dannen, oder ihr kriegt so viel Fußtritte, daß euch Hören und Sehen vergehen soll."

Gegen drei Uhr nachmittags, als Annesa gerade über den Flur ging, sah sie an der halb offenen Straßenpforte des Pfarrers Virdis dicken Bauch. Mit ihrem leichten, geräuschlosen Schritt lief sie dem geistlichen Herrn entgegen, machte den Türhaken auf und lächelte den alten Priester an, wie sie ihn noch niemals angelächelt hatte.

Die Sonne brannte auf der Fassade des alten Hauses, beleuchtete die öde Gasse, drang in den Flur und vergoldete Annesas bleiches Gesicht.

Der Pfarrer schaute sie aufmerksam an und schlug leicht mit seinem rot und blauen Taschentuch, das er immer in der Hand hielt, auf ihren Arm.

„Nun, an was denken wir?" fragte er. „Du siehst bleich aus, Mädchen. Bist du krank?"

„Ich? Ich habe mich noch nie so wohl gefühlt, Herr Pfarrer. Kommen Sie. Treten Sie doch ein!"

Sie lief ihm voraus und öffnete die Tür, die zum Zimmer des Kranken führte. Der Priester ging hinterher, trat ein und blickte umher.

„Und die andern? Wie geht's Gevatter Zua?"

„Don Simone ist ausgegangen. Onkel Cosimu und Donna Rachele sind im Garten. Soll ich sie rufen?" fragte Annesa, die sofort merkte, daß Onkel Zua sich über den Besuch des Pfarrers aufregte.

„Annesa, mach mir das Kissen zurecht," befahl der Alte.

Sie ging zu ihm und lockerte die Kissen, während der Pfarrer sich an das Bett setzte und mit seinem blau und roten Taschentuch den Schweiß von Gesicht und Hals wischte.

„Uff! Uff! Ich bin todmüde! Habt Ihr Gäste, Annesa?"

„Ja, Herr Pfarrer. Zwei. Einen reichen Grundbesitzer und einen Zügelverkäufer. Sind die Kissen gut so, Onkel Zua?"

„Ja ja, geh weg!“ antwortete der Kranke rauh. Sie trat zurück, und nun sah der Priester, daß des Alten Gesicht sich verfinstert hatte, noch mißtrauischer, noch häßlicher war als gewöhnlich.

„Uff! Uff! Wieviel Mücken Ihr habt! Annesa, warum schließt du die Fenster auf?“ rief der Pfarrer und bewegte das Taschentuch in der Luft hin und her.

Annesa lehnte die Fenster an; dann ging sie hinaus, stellte sich an die Tür und lauschte in angstvoller Spannung.

Ein paar Augenblicke hörte man nur das Schnauben des Priesters und das Seufzen des Kranken.

Endlich fragte der Alte: „Warum dieser Besuch zu dieser Stunde? Habt Ihr ein gutes Fest gehabt, Gevatter Virdis?“

„Das Fest ist noch nicht zu Ende, Gevatter Zua. Die Prozession kommt noch, das Pferderennen und der Segen.“

„Ach,“ fing der Alte wieder an mit kläglicher Stimme, „wer hätte vor zwei oder drei Jahren gedacht, daß ich nie mehr am Feste teilnehmen würde! Ich lebe und bin tot . . . Für mich ist alles aus . . .“

Er seufzte und drückte seinen leichenhaften Kopf in die Kissen; zwei Tränen traten in die runzeligen Ecken seiner Augen.

„Nein,“ sagte eine ernste und weiche Stimme, die Annesa nicht mehr klang wie die des Pfarrers. „Nichts ist aus, Zua Dechè! Im Gegenteil, es fängt alles erst an . . .“

„Ich bin ein toter Mann, Gevatter Virdis.“

„Zua Dechè, was ist unser Leben vor der Ewigkeit? Ein Sandkörnchen im Meer, eine Feder am unendlichen Himmel. Und unser schwerstes Leid, unser ganzes Dasein mit seinen Leidenschaften, seinen Irrtümern ist nichts als ein Windhauch. Heute leben wir, morgen werden wir tot sein. Erst dann können wir sagen: nun fängt alles an und wird niemals aufhören.“

Der Kranke seufzte abermals: „Gottes Wille geschehe, Gevatter Virdis! Ob er mich zu sich nimmt oder mich hier läßt, für mich ist es dasselbe. Menschen, wie ich, tun gut daran, bald zu sterben. Was soll ich noch in der Welt? Ich bin mir und den andern eine Last. Mancher hat das auch schon gut genug gewußt und daran gedacht, mich aus der Welt zu fegen, wie man den Schmutz aus einem Zimmer oder von der Straße fegt . . .“

Hinter der Tür zuckte Annesa zusammen; sie legte eine Hand an die Stirn und hielt den Atem an, um besser lauschen zu können. Und Pfarrer Virdis' Stimme ertönte von neuem, jetzt aber rauher und kräftiger: „Uff! Uff! Was für Worte sind das, Gevatter Zua? Warum redet Ihr so? Wenn man Euch hörte!“

„Glaubt Ihr, daß hier nicht offene Ohren sind, die mich belauschen, Gevatter Virdis? Jede Tür und jedes Fenster hier, ja jedes Loch hat Ohren, um mich zu hören, wie jede Hand bereit ist, mich zu schlagen! Sie sollen mich nur belauschen; spreche ich nicht offen in aller Gegenwart? . . .“ „Die Ewigkeit?“ sagte er dann weiter, immer erregter. „Ihr redet von der Ewigkeit, Gevatter Virdis? Für den, der leidet, ist die Ewigkeit in dieser Welt.

Jede Stunde ist ein Jahr, jeder Tag ist ein Jahrhundert voller Todesangst. Doch genug; ich sage Euch noch einmal: Gottes Wille geschehe!"

„Ihr rast," antwortete der Pfarrer, „ich habe Euch schon tausendmal gesagt, Eure Krankheit ist ein Verfolgungswahn. Wer denkt daran, Euch Böses zuzufügen? Und warum? Wenn Ihr das denkt, warum bleibt Ihr hier?"

„Wohin soll ich gehen?" fragte der Alte weinend. „Ich habe kein Haus, keine Brüder, keine Freunde. Niemand will mir wohl. Wohin ich auch gehe, es wird immer jemand da sein, der mich berauben will. Alle hassen mich, alle sehen mich an, weil ich ein paar Soldi habe. Selbst die Luft ist mein Feind; sie läßt sich von mir nicht atmen."

„Zua Dechè, werft sie von Euch, diese paar Soldi, oder tut ein Werk der Barmherzigkeit . . . Wenn Ihr nichts mehr habt . . ."

„Wenn ich nichts mehr habe, wird es noch schlimmer sein. Dann werde ich wie ein alter Hund, wie ein altes Pferd angesehen werden, und . . ."

„Gut, gut. Sie werden Euch umbringen; es bleibt immer dasselbe!" rief der Priester erzürnt aus. „Zua, Zua, wahrhaftig, Euer Übel ist unheilbar. Ihr seid es, der keine Gottesfurcht hat. Ihr seid es, der niemanden liebt, der niemals jemanden geliebt hat."

„Ich . . . Ich . . ."

„Ja, Ihr, Gevatter Zua! Wen habt Ihr je geliebt? Nur das Geld. Wie oft habe ich Euch vor vielen, vielen Jahren schon gesagt: Gevatter, schafft Euch eine Familie; Gevatter, befolgt die Gebote Gottes . . ."

„Keiner hat die Gebote Gottes besser befolgt als ich. Ich habe niemals gesündigt; ich habe nicht gestohlen und nicht getötet; ich habe nicht falsches Zeugnis abgelegt und nicht die Frauen andrer angeschaut. Aber Gott ist ungerecht . . ."

„Auch das noch, Anghelos santos!" rief der Priester, immer zorniger und die Hände zusammenschlagend. „Jetzt gibt es nur einen bösen und ungerechten Gott. Greise, Jünglinge, Männer, Frauen, alle hadern sie jetzt mit Gott. Es ist sehr bequem, den Herrn wegen des Bösen anzuklagen, das wir uns selbst zufügen. Recht so, Zua Dechè! Auch Ihr, Ihr alter Esel, Ihr! Laßt mich reden, sonst berste ich. Beleidigt mich, verleumdet mich, schlagt mich meinetwegen; ich fühle mich nicht gekränkt; aber ich kann nicht ertragen, daß man Gott beleidigt. Das nicht! Ist es etwa Gott, der Euch befiehlt, dem Nächsten nicht zu helfen, ihn nicht zu lieben und andern das zu tun, was Ihr nicht wollt, daß Euch geschieht? Ist es Gott, der Euch gesagt hat, immer allein zu bleiben, nur, damit Ihr keine Sorgen haben möget, keine Verantwortung und Gelder aufhäufen könnt? Und jetzt merkt Euch das noch, Gevatter: Ihr werdet allein bleiben das ganze Leben, allein, — ja, allein, gerade wie ein alter Hund!"

Onkel Zua wagte nichts mehr zu entgegnen; vielleicht gab er innerlich dem alten Freunde recht. Und der alte Freund fuhr fort:

„Ist es wirklich Gott, der Euch den Geiz geboten, der Euch geraten hat: Verstecke deine Soldi, Zua, verstecke sie und liebe sie über alles, mehr noch

als dich selbst. Und hilf nicht dem, der Schiffbruch leidet und dir verzweiflungsvoll die Hände entgegenstreckt . . ."

„Ha, wir haben verstanden!" sagte der Alte, sich aufrichtend. „Wir haben verstanden."

„Nichts habt Ihr verstanden, gar nichts!"

„Ich habe verstanden . . . ich habe verstanden . . ." wiederholte der Alte, der den Gegenstand der Unterhaltung wechseln wollte. „Alles Übel haben wir uns selbst bereitet. Auch das Bein habe ich mir selbst gebrochen."

„Hat Gott es Euch vielleicht gebrochen? Wäret Ihr nicht in den Krieg gegangen . . ."

Pfarrer Virdis unterbrach sich; er merkte, daß durch diese Wendung der Zweck seines Besuches vereitelt, ja sogar ihm schädlich werden könne.

„In den Krieg! In den Krieg!" schrie der Alte immer aufgeregter; er keuchte, er zitterte; er war fast besinnungslos. „Alles könnt Ihr mir vorwerfen, aber das nicht! In den Krieg! Ja fürwahr, in den Krieg . . . Ich bin gegangen, weil der König mich geschickt hat . . . weil alle starken Männer, alle Männer, die ein Gewissen haben, in den Krieg gehen . . . Und ich . . . ich . . . bin gegangen und würde wieder gehen, ich . . . und Lamarmora und . . . Balaclava . . . und die Medaille, da ist sie. Seht hier . . . die Medaille, seht!"

Seine zornige Stimme wurde schwach, seine Worte verloren sich in Röcheln.

„Es ist aus! Pfarrer Virdis kann wirklich nicht sagen, daß er ein schlauer Mann sei," dachte Annesa hinter der Tür. Von Anfang an hatte sie begriffen, daß Onkel Zua von der Unterhaltung abgelenkt und den Pfarrer gereizt hatte, um ihn den Beweggrund seines Besuches nicht erklären zu lassen.

Aber Gevatter Virdis war auch zu weit gegangen; er hatte seinen alten Freund zu empfindlich getroffen. Annesa hörte, wie er sich umsonst bemühte, das geschehene Übel wieder gut zu machen. Sie knirschte mit den Zähnen, ergrimmter noch gegen ihn als gegen Onkel Zua.

In dieser Nacht hatte der Alte einen heftigen Anfall. Einmal, in einem gewissen Augenblick, glaubte Annesa, daß er sterben müsse, und sie hatte ein sonderbares, aus Angst und Freude gemischtes Gefühl.

Ach, wenn er stürbe! Mit seinem Tode würde alles gut werden. Aber der Tod ist immer ein geheimnisvoller, schrecklicher Vorgang, und trotz ihres Mutes und ihres grausamen Wunsches fürchtete sie sich bei dem Gedanken, daß der Alte jetzt, von einem Moment zum andern, in ihren Armen verscheiden könnte. Sie öffnete daher die Küchentür und rief Gantine. Der arme Gast war noch nicht zurückgekommen, und der Knecht schlief so fest, daß sie ihn zweimal rufen mußte. Er fuhr aus dem Schlafe auf und verstand nur halb, was sie ihm sagte. Dann ging er ins Zimmer und trat ans Bett; aber statt auf den Alten zu achten, fing er an, mit Annesa zu tändeln.

Sie wehrte ihn ab. „Habe ich dich darum gerufen?" sagte sie ärgerlich.

„Warum denn sonst?“ flüsterte er. „Siehst du nicht, daß Onkel Zua es besser hat als ich? He, Onkel Zua!“ schrie er nun, sich über den Alten beugend. „Was gibt's? Wie geht's? Soll ich den Doktor holen?“

„Den Doktor ...“ murmelte der Alte, der sich von seinem Anfall langsam erholt hatte, „den Doktor ... Wann habt ihr den je für mich holen lassen? Ein wenig Wasser gebt mir, frisches Wasser.“

„Da habt Ihr's.“

Annesa hielt ihm das Glas an den Mund; aber kaum hatte er das Wasser gekostet, so spie er es wieder aus.

„Das ist Feuer, nicht Wasser. Das ist nicht aus dem Brunnen! Bringt mir frisches Wasser!“

Annesa ging in den Hof, band den Krug an einen Strick und ließ ihn in den Brunnen hinunter. Dann zog sie den Krug wieder herauf, schenkte ein Glas Wasser ein und wollte ins Haus zurück; da merkte sie, daß Gantine ihr entgegen kam.

„Was willst du?“ fragte sie laut.

Er nahm sie in die Arme und küßte sie leidenschaftlich. Sie verschüttete das Wasser.

„Laß mich,“ sagte sie zornig; sie versuchte sich loszumachen; aber er küßte und umfing sie nur heftiger.

„Bist du oder bist du nicht meine Braut?“ sagte er, rasend vor Verlangen. „Warum fliehst du mich immer? Warum willst du mich niemals sehen? Früher warst du nicht so, Anna! Du liebst mich nicht mehr!“

„Laß mich. Der Alte wartet ...“

„Laß ihn warten. Daß er doch endlich einmal stürbe! ... Wenn er stirbt, kann die Herrschaft mir das Geld geben, das sie mir schuldet, und wir können uns heiraten. Aber jetzt, Annesa, bleib einen Augenblick hier bei mir. Du fliehst mich —. Man könnte glauben, daß du dich fürchtest.“

„Ja, ich fürchte mich,“ antwortete sie ein wenig spöttisch.

„Du bist ehrbar, ich weiß es, und das gefällt mir. Aber vor mir brauchst du dich nicht zu fürchten.“

„Laß mich,“ drängte sie rauh.

„Komm wieder, Annesa,“ flehte er. „Ich warte auf dich. In zwei oder drei Tagen muß ich fort von hier und werde fortbleiben bis zum Oktober. Wenn nicht heute nacht, werden wir uns nicht mehr sehen können. Komm, Annesa!“ ...

„Laß mich. Ich werde sehen.“

Er ließ sie, aber sie kam nicht wieder; sie verschloß die Tür mit der Kette und antwortete nicht mehr, weder auf die Bitten Gantines noch auf die Klagen des Alten.

Am andern Morgen brachen die Gäste zeitig auf, und auch der Knecht ging, um Paulus Pferd zu holen.

Nachdem das Fest vorüber war, nahm das Leben im Hause Decherchi wieder seinen gewohnten, eintönigen und traurigen Verlauf. Die beiden Großväter gingen zur Kirche und unterhielten sich dann lange, auf den Stein-

bänken vor der Tür des Rathauses sitzend, mit ihren alten Freunden. Am Abend, wenn sie vor ihrem Hause saßen, kam zuweilen auch Pfarrer Virdis und leistete ihnen Gesellschaft.

Auch Paulu hatte seine Freunde, seine Geschäfte und seinen Ärger, und wenn er im Dorfe war, kam er nur mittags und abends nach Hause.

Die beiden Frauen arbeiteten und beteten. Donna Rachele betete beständig.

Bei Tische sprachen die Männer schlecht vom lieben Nächsten und beschäftigten sich wenig mit ihren eigenen Angelegenheiten. Und doch war es um diese sehr übel bestellt. Drei Tage nach dem Feste händigte der Ausrufer, der auch das Amt eines Gerichtsdieners versah, dem Decherchi das Aufgebot zur Versteigerung des Hauses und der „Tanka" ein. Nur noch zwei Wochen, und alles war zugrunde gegangen. Die Großväter und Donna Rachele schienen sich trotzdem nicht sehr zu beunruhigen; vielleicht warteten sie auf die Dazwischenkunft der göttlichen Vorsehung, oder sie verließen sich auf Paulu. Auch er hoffte noch immer. Ballore Spanu hatte ihm beim Abschied gesagt: „Ich bin noch immer Haussohn, du weißt es. Ich kann nicht über einen Heller verfügen. Aber wenn du in mein Dorf kommst, will ich dich der Schwester des Pfarrers vorstellen; die Alte ist steinreich und wird dir ohne Zweifel ein paar tausend Lire borgen. In acht Tagen haben wir auch das Fest. Du würdest gut tun, zu kommen."

Und Paulu hatte sich entschlossen, auch dies noch zu versuchen. Und wenn es ihm nicht glückte . . .

„Ich weiß nicht, warum," sagte er zu Anna am Abend vor seiner Abreise, „aber ich bin sicher, daß ich etwas finden werde . . . Ich komme nicht ohne Geld nach Hause . . . eher töte ich mich . . ."

Es war nicht das erste Mal, daß er damit drohte; aber er hatte Annesa noch niemals so erschreckt wie diesmal.

Er ritt fort. Auch Gantine war in den Wald von Lula gegangen, wo er bis zur Saatzeit bleiben sollte.

Der alte Asthmatiker wollte beichten. Länger als eine Stunde blieb Pfarrer Virdis bei ihm; als er aus dem Zimmer kam und sich zu den beiden Großvätern vor die Haustür setzte, bemerkte Annesa, daß er ungewöhnlich fröhlich sei.

„Pfarrer Virdis ist vergnügt " sagte sie zu Donna Rachele. „Er muß Onkel Zua überredet haben, uns zu helfen."

„Gott gebe es!" seufzte die fromme Frau. „Ich würde eine Pilgerfahrt zur Madonna di Gonare zu Fuße machen."

Aber soviel Annesa auch lauschte, der Priester teilte den Alten die gute Nachricht nicht mit. Er rief Rosa, ließ sich die Geschichte des gekreuzigten Heilandes erzählen und erörterte lange mit dem Kinde die Einzelheiten dieser Geschichte; dann plauderte er mit Don Simone und Onkel Cosimu Damianu über Santus, den Hirten, der des Mordes beschuldigt war; auch er hielt an der Unschuld des armen Mannes fest.

„Er hat sich noch einmal aufgemacht. Er hat erfahren, daß der Junge in einem Schafstall in der Nähe von Ozieri sei."

„Wenn er ihn findet, wäre es wahrhaftig die beste Gelegenheit, ihn aufzuhängen!“ sagte Onkel Cosimu mit ungewöhnlicher Schärfe.

Pfarrer Virdis war empört.

„Cosimu Damianu! Was sagst du, was sagst du? Sind das Worte eines Christen? Bist du ein wildes Tier geworden?“

Dann erzählte Rosa einen schrecklichen Traum, den sie in der vorigen Nacht gehabt hatte.

„Es war ein ganz, ganz großer Wolf mit einem ganz, ganz kleinen Schwanz. Und er lief hinter einem andern wilden Tier her, in einer Wüste. Und da kam plötzlich ein Mann mit einem Stock und einem Spieß . . .“

„Mein Gott, was für ein Traum!“ sagte Onkel Cosimu und machte Zeichen des Entsetzens. „Ich fürchte mich!“

Rosa fing an zu lachen; dann aber wurde sie ernst und sagte: „Ach, du brauchst dich nicht zu fürchten! Es war ein Traum.“

„Und dann? Was machte der Mann mit dem Spieß?“

„Der Mann lief und lief immerzu. Er war dicht bei einer andern Wüste, dann kam noch eine . . .“

„Kurz und gut, eine Masse Wüsten!“ rief Pfarrer Virdis.

„Hört doch zu! Hört doch zu!“ sagte Rosa ungeduldig.

Und die drei Alten hörten aufmerksam zu und schienen sich an den phantastischen Plaudereien des Kindes zu ergötzen, während Annesa und Donna Rachele schweigend im Flur standen; die erste mit unseliger Spannung auf einen Augenblick des Friedens und der Hoffnung wartend, die andre vergebens zu einem Gotte betend, der sich niemals rühren ließ.

Viertes Kapitel.

Bei Tagesanbruch war Paulu davon geritten. Seit vielen Jahren tat er nichts andres als nach Geld zu wandern, wie in alten Zeiten die Ritter ausgezogen, um Schätze zu finden. Etwas von dem Blute eines spanischen Ritters rann sicher noch in den Adern des verarmten adligen Sardiniers. Jedoch die Zeiten hatten sich geändert; man fand weder Schätze unter den Felsen mehr noch Leute, die bereit waren, ihre Börse zu öffnen. Don Paulu Decherchi aber wanderte noch immer umher und hoffte, ja glaubte fest, endlich zu finden, was er suchte.

„Die Schwester des Pfarrers ist eine gewissenhafte Frau,“ dachte er. „Sie wird mir die paar Soldi geben und bescheidene Zinsen fordern. Dann können wir die Schulden an die Bank abtragen, und mit der Zeit wird ja wohl auch Onkel Zua endlich sterben.“

Und er ritt und ritt. Plötzlich blieb sein kleines, kastanienbraunes Pferd, an dessen Sattel der weiß und rot geblümte Mantelsack hing, stehen und hob den feinen Kopf empor.

Ein Pfad zweigte sich rechts von der staubigen, schlecht gehaltenen Landstraße ab, den jedoch zwei rötliche Brombeersträucher mit noch unreifen Beeren fast ganz sperrten.

„Du hast recht,“ sagte Paulu, den Kopf des klugen Tieres streichelnd. „Hier wird es sich besser reiten. Der Pfad ist schlecht, aber er hat weniger Staub und mehr Schatten.“

Und er ließ dem Pferd, das sich vorsichtig zwischen den beiden Büschen hindurchwand, die Zügel. Der wenig betretene Pfad schlängelte sich am Rande des weiten Tales unterhalb des Dorfes hin. Das rötlich goldene Morgenlicht leuchtete freundlich über der Landschaft, die einer uranfänglichen, von menschlichen Spuren noch unberührten Landschaft glich.

Das Tal war ganz in Granit gegraben, Felsmauern, wunderliche Gebäude, natürliche Säulen und vorgeschichtliche Denkmäler ragten hier und dort auf, noch malerischer gemacht durch das Grün der Gebüsche, die sie umgaben. Das Bett eines Stromes vom klarsten Grau durchfurchte die grünliche Tiefe des Tales, und die blühenden Oleander, die am Ufer zwischen den umspülten Felsen wuchsen, schienen in zyklopische Steinvasen gepflanzt.

Der Lorbeerbaum mit glänzenden Blättern, der Erdbeerbaum, die Myrte mit schwarzen Früchten, der wohlriechende Wacholder, die noch frischen Gesträuche mit der rosa Päonie, die seltensten Pflanzen der sardinischen Flora bekleideten das ganze Tal, umgaben die Felsen, kletterten bis zu den höchsten Gipfeln hinauf.

Weiße und blaue Gebirge, einige noch verschleiert von wogenden Dünsten, die der Widerschein der Morgenröte mit rosigem Gold färbte, schlossen den Horizont ab.

In der Ferne, zu Füßen des bewaldeten Gebirges, von dem das Tal steil abfiel, sah man noch das Dorf, weiß und schwarz, zwischen dem Grün der Macchia (Buschwald); und weiter diesseits, wie in einer grauen Muschel, unterschied man die Ruinen eines andern Dörfchens, dessen Bewohner — so erzählte die Volkssage — alle während einer geheimnisvollen Pestilenz gestorben oder in einer einzigen Nacht von den Bauern eines Nachbardorfes, die ihr Gebiet vergrößern wollten, getötet worden waren.

Paulu empfand die Poesie des Morgens und die Schönheit der Landschaft. Seit langer Zeit hatte er sich nicht so froh und glücklich gefühlt; ihm war, als er sein Haus verließ, wie wenn er wieder jung geworden wäre, fröhlich und gedankenlos wie ein Vogel, wie wenn er sich auf eine Vergnügungsreise begebe, unbekümmert um die Zukunft. Manchmal fing er an zu singen:

„Vöglein, die ihr die Luft durchfliegt,
Eine Botschaft sollt ihr mir tragen —“

Seine frische Stimme klang über den stillen Pfad hin, und das Pferd spitzte die Ohren, als ob es unwillig sei über die ungewöhnliche Lustigkeit seines Herrn.

Aber Paulu spornte es an und fuhr fort, vor sich hin zu singen. Ja, er war fröhlich; die Erinnerungen an Annesa, die Hoffnung, Geld zu finden, die Schönheit des Morgens regten ihn wohltuend an.

Zum Teufel die traurigen Gedanken und die traurigen Gesichter, besonders die des Onkels Zua und des Ausrufers mit seinen Papieren!

Und er ritt und ritt, stieg alle Täler hinunter und wieder hinauf, bis er über eine kleine Hochebene in ein Dorf kam und vor einem Wirtshaus hielt, um das Pferd zu füttern.

Seine Absicht war nicht, hier länger zu verweilen als nötig; aber eine Frau hatte ihn erkannt, und war zu Peu (Pietro) Corbu, einem reichen Grundbesitzer im Ort, gelaufen, um diesen zu benachrichtigen, daß Paulu Decherchi in der Schenke bei Zana, der Witwe eines Brigadiers, abgestiegen sei. Sofort begab sich Don Peu zur Witwe Zana und kaum, daß er Paulu gesehen, so schalt er, daß er ihm die Schmach angetan habe, nicht in sein Haus zu kommen.

„Was ist denn das? Seit wann geht Paulu Decherchi ins Wirtshaus anstatt ins Haus von Freunden?"

Wie bei allen Bekannten, so hatte Paulu auch Don Peu früher einmal um Geld angesprochen und nach dessen Weigerung einen Groll gegen ihn gefaßt. Doch nun tat er, als freute er sich, den alten Freund wiederzusehen; er machte ihm tausend Komplimente, aber er wollte nicht mit ihm gehen.

„Ich habe Eile!" sagte er. „Ich halte mich nur einen Augenblick hier auf. Ich will zum Fest des heiligen Isidoro."

„Das Fest ist übermorgen. Heute bleibst du hier. Don Peus Ehrenwort!"

„Schwöre nicht. Ich bleibe nicht," wiederholte Paulu.

Aber er blieb doch. Don Peu war einer jener adligen Sardinier, die, wenn es sein muß, sich nicht scheuen, den Acker zu bearbeiten, meistens jedoch müßig leben und auf einen Freund oder Gast warten, mit dem sie trinken und schwatzen können.

Er bemächtigte sich Paulus wie einer Beute und schleppte ihn mit sich im Dorf umher, von Schenke zu Schenke. Beide tranken viel, Paulu ward immer lustiger und sagte, daß es um seine Angelegenheiten sehr gut stände, daß der alte Erbonkel ihm seine Rentenscheine übergeben hätte, damit er sich ihrer nach Gefallen bedienen könne, und viele andre Lügen mehr.

„Sieh," prahlte er, und zeigte auf den Anzug von feinstem englischen Stoff, aber bäurischem Schnitt, „diesen Anzug hat Onkel Zua mir geschenkt; das heißt, er hat mir hundert Lire gegeben und gesagt: dafür kauf dir einen Anzug."

„Ihr habt sehr wohl daran getan, diesen Mann ins Haus zu nehmen," sagte Don Peu und betastete den Stoff des Rockes. „Es scheint aber auch, daß Ihr Euch gut mit ihm steht. Wenn er in eine andre Familie gekommen wäre, hätten sie ihn längst schon umgebracht. Zana, ocri madura[1]), bring uns eine neue Flasche, von dem verteufelten Muskat."

Zana, eine schöne Witwe mit großen, schwarzen Augen, stand von der Bank ihres Ladens auf und trat in das kleine Hinterzimmer, in das sich die beiden adligen Freunde zurückgezogen hatten. Dieser Raum, der durch ein schmales Fenster im Rohrdach erhellt wurde, diente auch als Speisezimmer.

[1]) Großauge.

Auf dem Tisch stand ein Korb mit jenem steinharten sardinischen Brot, das carta da musica — Notenpapier — genannt wird, und einem Stück verschimmelten Käses, aus dem die Würmer krochen. An den rotgetünchten Wänden fehlten die Kalender und Heiligenbilder nicht. Eine vergrößerte Photographie zeigte das Gesicht eines dicken, friedlichen Karabiniers, der aussah wie ein als Unteroffizier verkleideter Priester.

„Zana, ojos de istella" [1]), sagte Don Peu, während die Witwe ernst, mit fast geschlossenem Mund und niedergeschlagenen Augen, einschenkte. „Dieser Edelmann hier, schau doch, dieser Kavalier ist Witwer und sucht Trost. Man sagt, auch du suchst Trost. Könnt ihr euch nicht gegenseitig trösten?"

„Don Peu, Narr!" antwortete die Witwe mit Würde. „Nur aus Achtung vor dem Gast antworte ich nicht, wie es Euch gebührt."

„Laß ihn doch reden, kleine Witwe," bat Paulu.

Die Witwe schaute den Witwer an, und dieser blickte sie an. Was wollt ihr? Beide hatten schöne Augen, und die schönen Augen sind dazu da, um sich anzusehen, auch wenn sie schon viele Tränen auf dem Grabe geliebter Menschen geweint haben.

Zana unterhielt sich noch ein wenig mit ihren Gästen, dann kehrte sie in ihren Laden zurück, wo ein Junge für einen Soldo Lampendochte verlangte.

Paulu — er wußte nicht, wie es kam — war traurig geworden. Bis zu diesem Augenblick hatte er sich mit seinen Aufschneidereien selbst getäuscht, ihm war, als stände es um seine Angelegenheiten wirklich gut, als hätte nicht dieser tölpelhafte, dieser einfältige fromme Mann, Pfarrer Virdis, ihm die hundert Lire geliehen, die er in seiner Tasche trug. Aber in dem Dämmerlicht, das in dem kleinen roten Raum immer mehr dahinschwand, tauchten jetzt wieder gewisse düstere Gestalten auf, das wilde, schwarze Gesicht des Gerichtsdieners hinter dem leichenhaften des kranken Alten.

„Sie ist immer noch eine schöne Frau," sagte Don Peu, auf die Witwe anspielend, „und wie man sagt, hat sie auch Soldi. Man sagt auch ... na, ich weiß nichts. Don Peus Ehrenwort! Ich weiß nichts ... man sagt ... Aber trinke doch, Paulu Decherchi! An was denkst du?"

„Ich trinke nicht mehr. Was sagt man?"

„Du mußt trinken, Don Peus Ehrenwort! Du willst wissen, was man sagt? Nein, hier kann man es nicht sagen. Sieh, da ist der Brigadier, der hört uns."

Don Peu machte der Photographie ein Zeichen des Abschieds, und Paulu trank.

Der Muskat der Brigadierswitwe verscheuchte die Gestalt des Gerichtsdieners abermals.

„Was sagt man? Was sagt man, Peu?"

Don Peu ließ die Stimme sinken und erzählte verschiedene Geschichtchen von Zana. Manchmal schlug er die boshaften Augen auf und betrachtete das gutmütige Gesicht des toten Brigadiers, der im Halbdunkel aus einer

[1]) Sternenauge.

fernen Welt zu kommen schien, um die Abenteuer seiner Witwe nachsichtig anzuhören. Auch Paulu schaute ihn an und lachte; er vergaß wiederum, daß innerhalb acht Tagen die Bodenkreditbank unerbittlich das alte Haus und die alte Tanka der Familie Decherchi zur Versteigerung bringen würde.

In der Frühe des andern Morgens ritt er weiter und kam gegen zehn Uhr in Ballore Spanus Dorf an. Das Wetter war plötzlich kühl geworden, es war wie im Herbst. Paulu war nicht mehr fröhlich wie am Tage vorher. Nach dem Rausch brannte sein Mund, und die Kehle war ihm wie ausgetrocknet. Wie an einen aufregenden Traum dachte er an die beiden Stunden, die er in dem Hinterzimmer der schönen Zana verlebt hatte. Der Wein, die Geschichten des Freundes, die Gegenwart Zanas, die hie und da eingetreten war und sich unter irgendeinem Vorwand am Tisch zu tun gemacht, hatten ihn toll und sinnlos gemacht wie in den glücklichen Zeiten seiner ersten Jugend. Trotz der Einwände Don Peus hatte er eine Flasche bezahlen wollen und, um sie zu bezahlen, einen Napoleondor herausgezogen; doch die Witwe hatte nicht genügend Kleingeld zum Herausgeben, worauf er sagte: „Macht nichts, du kannst mir den Rest in drei Tagen wiedergeben, wenn ich zurückkomme."

Zana wollte ihm Kredit geben, Don Peu ihm Kleingeld leihen, aber Paulu tat erzürnt. Der Freund glaubte, daß er den Freigebigen spielen wolle, um sich Zanas Gunst zu erwerben, und sah lachend die Photographie an. Und dann . . . dann wußte der junge Witwer nichts mehr. Er hatte nur immer die große, schöne Gestalt der Witwe, ihr rosiges Gesicht, die wollüstigen Lippen vor Augen. Und er dachte an die kleine Annesa, an den zähen und erstickenden Efeu, dessen Umarmungen er allein kannte, und er fühlte, daß er sich nie mehr von ihm losmachen könnte, selbst nicht, wenn er gewollt hätte.

„Zana ist schön, aber auch wenn sie ein ehrbares Weib wäre, würde ich sie nicht lange lieben können," dachte er. „Annesa dagegen ist ein verborgener, unerschöpflicher Schatz. Jeder Kuß von ihr scheint mir der erste zu sein."

Er sagte sich nicht, daß Annesas Liebesgeheimnis ganz in der unseligen Leidenschaft lag, die er ihr einflößte; er sagte es sich nicht, aber er empfand es, und er ließ sich von dieser Leidenschaft völlig umschlingen wie der Zweig vom Efeu. Mehr als er liebte, ließ er sich lieben, und ohne eigentlich untreu zu sein, schaute er andre Frauen an, begehrte sie und ließ sich von ihnen mit unendlichem Wohlgefallen fangen.

Und so, ohne Annesa zu vergessen, dachte er an die schöne Witwe und ritt weiter. Große rosige Wolken bedeckten die Sonne; ein lichter Glanz vergoldete die mit Stoppeln bedeckten Hügel, und jenseits derselben erhob sich ein Kalkberg, der wie rötlicher Marmor erschien. Es war die bekannte sardinische Landschaft, grau und gelb, mit Streifen grünen Buschwaldes, die sich von dem Gold der Stoppeln abhoben. Kleine schwarze Kühe tranken an einem Bächlein, und die Gestalten rot und schwarz gekleideter Hirten zeichneten sich scharf auf dem Gelb der Hügel. Doch je mehr man sich dem Dorfe

näherte, desto trauriger wurde alles, die staubige Straße und die Luft, die man wegen des Geruches von Unreinlichkeit kaum noch atmen konnte. Die kleine Kirche stand hundert Meter vom Dorf entfernt, inmitten eines dürren Feldes, auf dem eine Menge übereinandergerollter Felsblöcke und allerlei Gestein, das die Form von Kegeln, Kreisen und Pyramiden hatte, umhergestreut lagen. Es schien, als sei ein urgeschichtliches Volk über dieses Feld hinweggezogen und habe versucht, Bauten aufzuführen, die es dann unvollendet verlassen hatte. Alles war Schweigen und Trostlosigkeit.

Als Paulu an dem Kirchlein vorüberritt, sah er, wie einige Bauern eifrig dabei waren, Hütten aus Laubwerk für das Fest herzurichten, das morgen stattfinden sollte. Er grüßte sie mit herablassender Freundlichkeit, wie ungefähr vor zwei Jahrhunderten die Feudalherren gegrüßt haben mögen.

Er ritt in das Dorf auf der Kommunalstraße ein; die Hufe des Pferdes versanken in Staub und Unrat. Ärmliche Häuser, auf die Felsen gebaut, gruppierten sich um ein paar Neubauten; barfüßige Frauen mit großen Hauben, zerlumpte Kinder, halbnackte Knaben, kurz, ein Volk, das aus einem finsteren Loch unter der Erde herausgekrochen schien, belebte die ungepflasterte Straße. Alle tuschelten miteinander, als sie Don Paulu Decherchi sahen, der fortfuhr, von der Höhe seines Rosses herab Grüße auszuteilen.

Als er an einem alten Hause vorbeikam, das weniger armselig als die andern war, richtete er sich auf, ließ sein Pferd schrittgehen und betrachtete die mit Eisengitter versehenen Fensterchen.

In diesem Hause wohnte die Schwester des Rektors, die reiche Alte, die dem heruntergekommenen Kavalier gewiß Geld borgen würde. Aber es erschien niemand an den Fenstern, und Paulu ritt vorüber. Sein Freund wohnte weiter hinten im Gäßchen, und dessen auf einem Felsen gebautes Häuschen, das hinter einem offnen Hofe lag, sah ganz und gar nicht aus wie die Wohnung eines Wohlhabenden.

Ballore Spanu war abwesend, doch seine Familie, die aus der Mutter und sieben unverheirateten Schwestern bestand, von denen die jüngste die Dreißig überschritten hatte, empfing den Gast mit Freudenbezeigungen.

„Ballore ist auf dem Lande," sagte die Mutter, eine dicke, kleine Alte mit einem gelblichen Gesicht, das fast ganz von einer schwarzen Binde verhüllt war. „Es brennt in einem Walde dicht neben unsern Tankas, und mein Ballore ist hingeeilt, um löschen zu helfen. Aber gegen abend kommt er sicher heim. Und wie geht es Ihren Verwandten, Don Paulu? Was macht Donna Rachele? Ja, ich erinnere mich noch ganz gut, wie sie zu unserm Feste kam, sie hatte eben geheiratet. Wie eine Nelke sah sie aus, so schön war sie."

Die sieben alten Jungfern umringten Paulu. Die eine brachte ihm Kaffee, die andre ein Waschbecken. Sie glichen einander erstaunlich, klein, dick mit großem, gelblichem Gesicht, die dichten, schwarzen Augenbrauen über der Adlernase zusammengewachsen.

Große, schwarze und rote, einfach geschnitzte Truhen, ein Himmelbett und eine alte Bank machten das Möblement des Zimmers aus, das sein Licht

durch die Tür erhielt; vom Hofe kamen und gingen die Hühner ungestört ein und aus.

Paulu trank Kaffee, wusch sich und hörte das Geschwätz der Alten an, die ihm erzählte, daß sie seit sieben Jahren mit einem Nachbarn um das Recht des Durchganges auf einer Tanka im Prozeß läge.

„Sieben Jahre, mein Sohn! Die Advokaten allein haben mir schon mehr als 2300 Skudi ausgepreßt. Aber es ist um die Ehre, verstehen Sie! Um den Prozeß zu gewinnen, würde ich sogar betteln gehen."

Hierauf machte sich Paulu auf den Weg. Aber das Geschwätz der Alten, die Abwesenheit des Freundes, die Blicke der sieben alten Jungfern mit den buschigen Augenbrauen hatten ihn traurig gemacht. Er schweifte im Dorfe umher und überlegte, ob er beim Rektor, den er noch nicht kannte, einen Besuch machen solle. Der Himmel hatte sich mit Wolken bedeckt, das kleine Dorf, dem gegenüber ihm das seine wie ein freundliches Städtchen erschien, sah aus wie eine Höhle von Bettlern, finster unter dem finsteren Himmel. Die Männer kehrten von den Feldern zurück, sie ritten auf kleinen weißen oder schwarzen Pferden und schienen von weither zu kommen, schweigend und müde, wie fahrende Ritter.

Allmählich umhüllte Verzweiflung mit ihrem kalten Schleier das Herz Paulus.

„Wohin bin ich gekommen, um Glück zu suchen!" dachte er und richtete seine Schritte gegen das Kirchlein zwischen den Felsen. „Ist es möglich, daß ich hier Geld finde, gerade hier?"

Die Männer hatten mit dem Bauen der Hütten aufgehört; die Leute gingen in die Kirche, in der der Rektor die Vesper las. Paulu blieb stehen, um sich die Frauen anzusehen, von denen einige trotz ihrer plumpen, absonderlichen Tracht sehr schön waren. Dann trat auch er in die Kirche und stellte sich neben ein seltsames Bildwerk, das die Jungfrau, auf Wolken sitzend, darstellte; die Wolken waren von schwarzem Holz und wie Kugeln; die Jungfrau mit Haube und Schürze sah aus wie ein vorgeschichtliches Götzenbild. Paulu kannte die Heiligen der sardinischen Dorfkirchen, so daß diese nicht viel Eindruck auf ihn machte; doch mit einemmal erinnerte diese Jungfrau ihn an die Heiligenbilder in Zanas Hinterzimmer, und ein Gedanke fuhr ihm durch den Kopf. Aber mit Entsetzen stieß er ihn sogleich zurück. Nein, zu allem konnte er sich verstehen, bei den schmutzigsten Wucherern konnte er sich demütigen, auch das Haus konnte er zur Versteigerung bringen lassen, die alten Großväter, die arme Donna Rachele, die unglückliche Rosa aus dem Neste jagen sehen; aber sich erniedrigen und eine zweideutige Frau um Geld bitten — niemals, niemals.

„Lieber sterben," dachte er und senkte den Kopf. Der Gedanke des Selbstmordes erschreckte ihn nicht.

„Wenn ich tot bin, wird Onkel Zua die Familie retten. Er haßt mich, und um mich zu ärgern, will er uns nicht helfen; aber wenn ich tot bin . . "

Annesas kleine Gestalt tauchte in dem Halbdunkel der Kirche vor ihm auf; mehr als an das Leid der Großväter und an den Schmerz der Mutter

dachte er an ihre Verzweiflung und nahm sich vor, sie von seinem unseligen Entschluß zu benachrichtigen.

„So wird sie sich vorbereiten und sich nachher nicht verraten. Sie wird nicht zeigen, daß wir uns geliebt haben und kann dann Gantine ruhig heiraten. Nein, ich will sie nicht zugrunde richten, arme Annesa, mein geliebtes Herz!" —

Heiße Tränen liefen ihm über die Wangen; um seinen Schmerz zu verbergen, kniete er nieder, stellte den Hut auf die Erde, stützte einen Ellbogen auf die eine Hand und preßte die Stirn mit der andern.

Ein Chorgesang, düster und unbeschreiblich traurig, erfüllte das Kirchlein wie fernes Donnerrollen, von melancholischem Glockengeläut, von Klagen und Schluchzen unterbrochen.

Die Männer, die neben dem Altar knieten, hatten eine klagende einförmige Weise intoniert, die wie Heimweh klang; ihre tiefen Stimmen schienen von weither zu kommen, und die Frauen, die hinten in der Kirche auf der Erde saßen, respondierten in gellenden Tönen, und über allem schallte die Stimme derjenigen, welche die Chorführerin zu sein schien, hoch und metallisch, wie der Klang einer Glocke. Die Dämmerung nahm zu, die beiden Wachskerzen am Altare beleuchteten kaum die Gruppe der Männer, die unheimlich, schwarz und weiß, in einem trübseligen Halbdunkel erschienen. Niemals konnte Paulu diese Stunde seines Lebens vergessen. Dieser wilde, traurige Gesang erinnerte ihn an seine traurige, wilde Jugend. Längst vergessene Gestalten traten ihm wieder ins Gedächtnis, tauchten aus dem Halbschatten der kleinen Kirche auf, packten ihn, schüttelten ihn, raunten ihm seltsame Dinge zu. Er sah die Gesichter von Knechten, die lange Jahre in seinem Hause gewesen waren; er hörte seine Amme, wie sie die kleine Annesa kämmte und ein Kinderlied sang, um sie ruhig zu halten:

Kämme, kämme das Haar,
Das seidenblonde Haar —

Dann schwieg die Stimme, die Amme verschwand; an ihrer Stelle saß der dicke Pfarrer Virdis, das Taschentuch in der Hand, und langsam ging Rosa über den Hof. Donna Kalina, die arme Tote, durchsichtig und bleich wie ein Gespenst, saß in der Sonne und versuchte umsonst, sich zu erwärmen.

Und die Andächtigen in dem Kirchlein, das immer geheimnisvoller wurde, fuhren fort in ihrem melancholischen Lobgesange; es war, als ob ein Nomadenvolk draußen vorbeizöge und auf dem felsigen Gefilde ein Heimatlied anstimme, ein Lebewohl an das verlorene Vaterland.

Paulu empfand dieses eigentümliche Heimweh, das im Charakter des sardinischen Volkes liegt; auch er hatte oft von einem fernen Lande, einer Stätte des Friedens und der Freude geträumt, von der er doch fühlte, daß er sie nie erreichen würde. Der Durst nach Genuß, nach Abenteuern — vielleicht ererbt — hatte ihn seit seiner Kindheit auf einen Weg getrieben, der nicht der seine war.

Die sieben Schwestern Vallores waren höchlich erbaut von Paulus Verhalten während der Vesper. Aber Vallore, der ganz verbrannt, müde und



schlecht gelaunt von der Brandstätte zurückgekommen war, fand Paulu sehr niedergedrückt und dachte:

„Er muß in einer schlimmen Lage sein: Er, der nicht an Gott glaubt, stellt sich, als ob er bete, nur um die Schwester des Rektors zu rühren."

Und er fragte sich, ob er nicht übel daran getan habe, Paulu einzuladen.

„Wie will er das Geld zurückerstatten?" dachte er. „Er besitzt ja nichts mehr. Eine schöne Rolle werde ich beim Rektor und seiner Schwester spielen."

In dem Zimmer, in dem das Himmelbett stand und jetzt auch der Tisch für den Gast hergerichtet worden, waren die beiden Freunde allein geblieben und sahen einander an.

„Wollen wir ausgehen?" fragte Ballore.

Aber Paulu, der wohl merkte, wie der Freund gelaunt war, erwiderte: „Wohin wollen wir gehen? Zu der Frau, der du mich vorstellen willst? Dazu ist es doch zu spät. Abends bittet man nicht um Geld."

„Wenn's sein muß, warum nicht? Aber vielleicht ist's besser, morgen zu gehen. Ach, wie ich müde bin! Es fehlte nicht viel, so hätte das Feuer mich gepackt und mich wie eine Bohne geröstet! Aber wir haben es gebändigt! Es floh wie ein Teufel, und wir, mit Zweigen und Stöcken hinterher, verfolgten es, schlugen es, zertraten es wie ein Tier. Zum Glück ist es nicht bis an den Wald gekommen. Aber ich sage dir, es hat uns gebissen. Da, sieh her!"

Er zeigte die geröteten Arme, die entzündeten Hände. Auch der Bart, sogar die dichten, zusammengewachsenen Augenbrauen waren versengt.

Wie verschieden diese beiden Typen waren! Der grobe, kräftige Arbeiter, energisch und karg, zu allem bereit, sogar mit dem Feuer zu kämpfen, und Paulu mit dem feinen, bleichen Gesicht, den schwermütigen Frauenaugen, die durch die Sorge noch tiefer eingesunken waren.

Manchmal blickte Ballore ihn mitleidig an, aber was konnte er für ihn tun? Nein, er konnte ihm nicht helfen. Er hatte so viele Feinde, so viele Prozesse, so viele Advokaten zu bezahlen; für die Freunde war es genug, gute Worte zu haben. Wenn die Freunde auch Geld hergeben sollten, was dann? „Wir würden alle zugrunde gehen," dachte er.

Gute Worte, ja, so viele Paulu wollte; so viele, daß er gerührt davon wurde, und sich bei Ballore demütig und mißtrauisch zeigte, wie er sich bei Don Peu prahlerisch gezeigt hatte.

„Ich habe dir's schon gesagt, Ballo, ich bin ruiniert. Wenn du mir nicht hilfst, weiß ich nicht, was mit mir werden soll. Es ist besser, ein Ende zu machen. Wenn ich tot bin, ändert sich vielleicht das Schicksal meiner Familie. Sieh, ich bin der böse Geist meines Hauses. Nach meiner Geburt hat der Verfall angefangen. Und es ist immer schlimmer geworden, immer schlimmer."

„Ach, rede nicht so," sagte der Gastfreund. „Du bist jung, du bist gesund. Du kannst, wenn nichts andres, eine gute Heirat machen. Ja, ich wundere mich, daß du noch nicht daran gedacht hast. Dama Kallina allerdings war eine Heilige; aber ich glaube, ihre gute Seele würde sich freuen, wenn . . ."

„Schweig," bat Paulu, „daß sie dich nicht hört. Ich werde niemals wieder eine Frau nehmen, niemals!"

„Und doch ist es vielleicht das einzige Mittel."

Paulu glaubte, daß Ballore ihm eine seiner Schwestern anbieten wollte, und ein Gefühl des Widerwillens stieg in ihm auf. Frauen gefielen ihm, selbst häßliche; nur mußten sie sympathisch sein. Aber diese sieben alten Jungfern mit den finsteren Augenbrauen erschienen ihm wie Zwitterwesen, halb Frau, halb Vogel; sie erregten ihm Ekel.

„Ballore," sprach er, und er dachte an die sanfte, blonde Annesa. „Wir sind beide Männer, und du wirst mich verstehen. Ich muß dir etwas sagen. Ich habe ein heimliches Verhältnis mit einer Frau. Ich bin kein Elender; ich bin unglücklich, aber nicht unehrenhaft. Wahrscheinlich werde ich diese Frau niemals heiraten, aber verlassen kann ich sie nicht."

„Warum willst du sie nicht heiraten? Ist sie arm?"

„Sie ist verheiratet," sagte Paulu, um keinen Verdacht auf Annesa zu werfen. „Ich habe sie immer lieb gehabt, schon als Knabe; aber das Schicksal hat uns getrennt. Ich heiratete, wurde Witwer, und dann sah ich sie wieder. Damals war ich wegen meiner Trauer zu einem trübseligen Leben gezwungen. Ich konnte mich nicht zerstreuen und sah kein weibliches Wesen. Da fand ich mich eines Tages mit meiner Freundin allein auf dem Felde. Ich hatte sie immer geachtet und immer gehofft, daß ich meine Leidenschaft besiegen würde. Aber das Verlangen war stärker als ich; es besiegte mich, machte mich blind. Und was schlimmer war, die Frau wartete nur auf meinen Wink, um sich mir ganz hinzugeben. Auch sie hatte mich immer geliebt, sie preßte sich an mich, klammerte sich an mich wie der Efeu an den Stamm. Ich werde sie nie mehr lassen, nie . . . bis zum Tode nicht."

„Paulu, Paulu!" seufzte Ballore; „das ist dein Unglück; du bist immer schwach gewesen."

„Glaubst du, daß ich das nicht weiß? Ich weiß es nur zu sehr," fuhr Paulu aufgeregt fort, indem er an die kindlichen Tränen dachte, die er während der Andacht vergossen hatte. „Ja, ich bin ein Knabe, und ich weiß, daß meine Schwäche und meine Unfähigkeit die Ursache unsres Unglücks gewesen sind, und mehr als dies Unglück betrübt es mich, daß ich mich so sehen muß, immer kraftlos, immer wie ein Kind. Ich habe den Weg verfehlt, Ballore, und niemand mehr wird mir den richtigen zeigen können. Wenn ich die Studien fortgesetzt hätte, würde ich etwas geworden sein, aber mein Vater, meine Mutter, meine Großväter, alle, alle haben einen großen Irrtum begangen, als sie mich ins Seminar sperrten. Ich war kein Vogel für einen Käfig; sie schlossen die Tür, da flog ich durchs Fenster. Dann schickten sie mich fort, und seit jenem Tage verlor ich den Weg. Keiner sagte mir, daß ich arbeiten müsse, ich ging davon, in die Welt, und war wie die Bettler, die von Fest zu Fest wandern. Auch ich zog auf die Feste und suchte etwas, was ich niemals fand. Ich bin nicht schlecht, doch sieh, ich habe niemals etwas Gutes getan, ja nicht einmal etwas Böses. Nur mir selbst habe ich Böses zugefügt. Manchmal habe ich daran gedacht, ob ich nicht wenigstens

etwas Böses tun könne, so wie es viele mit Kraft und mit Schlauheit tun. Aber nein, nicht einmal das vermag ich. Ich wiederhole dir, ich bin ein Junge geblieben. Mein Verstand und mein Wissen, alles zusammen, alles in mir ist in meiner besten Entwicklung zum Stillstand gekommen. Ich bin wie die Früchte, die vertrocknen, bevor sie reifen."

Der andre hörte wohl, aber er vermochte nicht, all das Feine und Trostlose in Paulus Rede zu begreifen; er verstand nur das eine, daß sein Freund, der Kavalier, sich niemals aus seinem sittlichen und materiellen Verfall herausreißen würde, und er bereute immer mehr, ihn eingeladen zu haben.

Sie plauderten noch ein Weilchen, dann gingen sie zu Bett.

Am andern Morgen wachte Paulu zeitig auf und bemerkte, daß Ballore schon ausgegangen war; aber als er aufstand, war der Freund schon zurückgekommen und trank ein Gläschen Branntwein.

„Wie ich geschlafen habe!" sagte Ballore. „Ich bin noch immer nicht recht wach. Da, trink."

Sie gingen aus, begaben sich in die Kirche. Das Fest war dürftig. Die Einheimischen, fast alle Bauern, feierten den Schutzheiligen des Ackerbaus, Sant Isidore, wie die reichen Hirten in Paulus Dorf den Patron der Schweinezucht, Sant Antonio, feierten. Sie hatten hier eine kärgliche Ernte gehabt; auch Ballore fing an zu klagen.

„Diesen Winter wird mancher in unserm Dorfe Hungers sterben. Das Elend ist groß. Mussin Ginanne[1]) wird Feste feiern. Ach, mein Paulu, die Zeiten sind schlecht geworden! Wir müssen sehen, wie wir durchkommen. Ich erinnere mich, als ich noch Knabe war, lebten alle ganz behaglich. Wie viele reiche Leute gab es damals! Sieh, der Rektor und seine Schwester hatten das Geld in Säcken, wirklich in Säcken."

„Darum," fiel Paulu ein, „wurden sie also bestohlen, nicht wahr?"

„Eben darum! Es war ein berühmter Raubanfall. Vierzig bewaffnete und vermummte Männer — es sollen auch verschiedene aus deinem Dorfe dabei gewesen sein, Paulu, nimm es nicht übel! — die brachen in das Haus des Rektors ein, zogen den armen Priester und seine Schwester aus, banden sie zusammen, warfen sie auf ein Bett und nahmen, soviel sie kriegen konnten. Man sagt, sie hätten mehr als 10 000 Scudi fortgeschleppt."

Als Paulu mit seinem Gastfreund beim Rektor eingetreten war, begann die Schwester, eine kleine Alte in einer Brokathaube, sofort wieder die Geschichte des Einbruchs zu erzählen. Wahrscheinlich erzählte sie seit vierzig Jahren nichts andres. Ihr weit aufstehender Mund, die schwarzen, glasigen Äuglein schienen noch immer entsetzt von jener ungeheuerlichen Stunde. Unter diesen Teufeln war einer, ein großer Schwarzer, mit einem langen Rock von Fellen. „Ach, meine Söhne, ich träume jede Nacht von ihm. Jede Nacht sehe ich den entsetzlichen schwarzen, haarigen Teufel . . . Sie haben uns zu Grunde gerichtet, sie haben uns nicht einmal die Asche auf dem Herde gelassen."

[1]) Der Hunger.

Genug, das Ende war, daß weder der Rektor noch die Schwester Geld zur Verfügung hatten. Paulu ging aus dem Hause, Verzweiflung im Herzen.

„Ballore muß diesen Morgen die Alte gewarnt haben," dachte er. Der Schmerz und die Demütigung erweckten seinen Stolz, und wie bei Don Peu, stellte er sich nun auch bei Ballore sorglos und übertrieben lustig. Er blieb den ganzen Tag im Dorfe, gab den Rest der hundert Lire für Geschenke an seine Gastfreunde aus, trank und lachte.

Am andern Morgen, sobald der Tag graute, ritt er fort. Er wußte nicht, wohin sich wenden; aber er wollte absolut nicht ohne Geld in sein Dorf zurückkehren. „Eher strecke ich mich unter einen Baum und verhungere."

Und er ritt weiter, weiter! Der Himmel war düster, bewölkt, und die Erde durstig, die Bäume waren staubig, die Felsen trocken; still und geduldig wartete alles auf den ersehnten Regen. Nicht ein Blatt rührte sich; in der fahlen, gelben Landschaft hörte man nicht eine menschliche Stimme, nicht einen Laut lebender Wesen. Wohin gehen, da die ganze Welt für Paulu wie diese öde Stätte war? Es war aus, alles, alles war aus.

Und er ritt weiter, weiter. Das kluge, bedachtsame Pferd trabte vorwärts, und wo es eine Öffnung in den Tankamauern sah, zögerte es nicht, hindurchzugehen, um den Weg abzukürzen.

Plötzlich — es hatte gerade wieder in der Nähe von Don Peus Dorf einen Richtweg genommen — hörte Paulu seinen Namen rufen, von einer Stimme, die ihm bekannt vorkam. Das Pferd blieb stehen.

Ein großer, starker Mann mit langem, rötlichem Bart und ein wilder, zerlumpter Junge, der wie ein Zigeuner aussah, kamen rasch auf ihn zugeschritten.

„Don Paulu! Don Paulu!" schrie der Mann, er keuchte, er schien müde zu sein.

Nun erkannte ihn Paulu, es war Santus, der Hirt, den die öffentliche Meinung beschuldigte, seinen Sohn ermordet zu haben. Der Junge war sein Sohn.

„Wie habt Ihr endlich den Bengel wiedergefunden?" fragte Paulu.

Santus packte den Jungen bei den Schultern und schüttelte ihn heftig.

„Zweimal," sagte er, „habe ich zu Fuß die Runde durch Sardinien gemacht; aber ich will nicht ehrlos sterben. Da ist er, da, der Teufelsvogel! Jetzt bringe ich ihn zum Brigadier und sage allen Leuten: Da seht, ob ein Vater seinen Sohn töten kann! Und jetzt wasche ich meine Hände, Don Paulu!"

Der Mann fluchte; aber trotz der Müdigkeit, der Angst, der Leiden, die man auf seinem Gesichte lesen konnte, zeigte er eine wilde Freude. Der Junge dagegen war finster, er schaute in die Ferne, und seine großen, blauen Augen, die seltsam von seinem Zigeunergesicht abstachen, waren die Augen eines Gefangenen, der auf Flucht sinnt.

„Geht Ihr jetzt gleich ins Dorf zurück?" fragte Paulu, ohne sich sehr für Santus und seines Jungen Angelegenheit zu interessieren.

„Sofort. Haben Sie etwas zu besorgen?"

„Ja," sagte Paulu, die Worte wägend, bevor er sie aussprach; „dann will ich Euch einen kleinen Brief geben, den Ihr Annesa zustellen sollt. Aber nur Ihr, Ihr allein, habt Ihr verstanden? Außerdem bestellt Ihr mündlich, sie solle meiner Mutter sagen, daß sie mich heute abend nicht mehr erwarte."

„Gut, Don Paulu."

Paulu zog sein Notizbuch heraus und schrieb folgende Worte mit Bleistift:

„Ich komme aus Ozieri und werde hier bei Don Peu Corbu übernachten. Die Reise war vergebens. Kein Glück, keine Hoffnung. Ich weiß nicht, wann ich nach Haus komme. Denk an das, was ich dir vor meiner Abreise sagte. Erschrick nicht . . ."

Paulu wußte, daß Santus nicht lesen könne; er reichte ihm das zusammengefaltete Billett; der Hirt nahm es, steckte es in die Tasche seines Gürtels und versprach, es Annesa selbst zu geben.

Dann setzte der Mann seine Wanderung fort, stieß den schweigsamen Jungen vor sich her und blieb bei allen, denen er unterwegs begegnete, stehen, um ihnen seine Geschichte zu erzählen. Er ahnte nicht, daß er in der Tasche seines Gürtels den Keim zu einem Drama trug, das viel schrecklicher war als das seine.

~~~~~~

Trotz allem, was Don Peu ihm von der Brigadierswitwe erzählt hatte, stieg Paulu dennoch bei ihr ab. Er hatte sich keinen bestimmten Plan gemacht, aber er fühlte sich, nachdem er geschrieben und den Brief für Annesa abgegeben hatte, noch trauriger, noch unruhiger; er war wie besessen von dem Gedanken, nicht ohne Geld heimzukehren.

„Ich habe noch fünf Tage Zeit," dachte er. „Ich könnte umherschweifen wie dieser unglückliche Santus, aber ich werde mit leeren Händen nicht nach Hause kommen. Auch für mich ist es jetzt eine Ehrensache geworden. Doch wohin?"

Er dachte wieder an die Wucherer in Nuoro, und darunter an eine Frau, die ihm vor Jahren tausend Lire zu dreihundert Prozent geliehen hatte.

„Welcher Unterschied ist zwischen einem solchen Wucherweibe und einer Witwe, die sich nicht des besten Rufs erfreut?" fragte er sich.

Aber als er vor dem kleinen Laden Zanas hielt und die Frau an die Tür lief, ihm vertraulich zulächelte, als hätte sie seine Rückkehr sicher erwartet, stieg ein Gefühl des Ekels in ihm auf. Nein, nein, er würde sie niemals um Geld bitten.

„Ah," sagte Zana, und faßte Paulus Pferd am Zügel, „so viel ich sehe, haben Sie den Rest nicht vergessen."

Sie stieß das Pförtchen neben der Tür auf und führte das Pferd in den Hof. Paulu ließ sie gewähren, er folgte ihr, schnallte sich die Sporen ab, aber zum Scherzen war er nicht aufgelegt.

Zana dagegen war lustig. Sie war nicht mehr die gesetzte, ernste Witwe, die in dem kleinen Laden Lampendochte verkaufte und ihre Kunden sittsam bediente; sie war eine junge, schöne Frau, die seit drei Tagen an die sanften
~~~~~~

Augen und den schmachtenden Blick von Don Peus vornehmem Freund gedacht hatte.

„Ich bin allein im Hause," sagte sie, nachdem sie das Pferd festgebunden hatte. „Die Magd ist zum Waschen gegangen. Ich habe nichts vorgerichtet. Sie müssen also ein wenig Geduld haben."

Es war fast Mittag, die drückende Schwüle des bewölkten Tages lag auf der Landschaft, auf dem Hofe, auf dem Hause der Witwe.

Paulu trat ein und setzte sich an den gedeckten Tisch; von der Wand, die rot wie geronnenes Blut war, schaute der Brigadier friedlicher noch als sonst in die stille Dämmerung des bedeckten, warmen Tages.

Paulu aß wenig und trank viel, und je mehr er trank, desto mehr schien sein Geist, der bewölkt wie der Himmel war, sich aufzuklären, und viele Probleme lösten sich.

„Welcher Unterschied ist zwischen einem Wucherweib und einer Witwe wie Zana? Keiner. Die eine ist soviel wert wie die andre."

Zana ging aus und ein. Sie brachte ihm eine Büchse Sardinen, dann zwei Eier und darauf einen Teller mit Gebacknem.

„Was! Und du sagst, du hättest nichts! Wenn du mir nur nicht nachher eine zu große Rechnung machst."

Zana lächelte ihn an.

„Es war mein bescheidenes Mittagessen, Don Paulu. Spotten Sie nicht über mich."

„Was!" sagte er und sprang auf. „Dein Mittagessen? Und du, was machst du nun?"

„Denken Sie nicht an mich, Don Paulu."

Er war schon halb berauscht, blieb einen Augenblick stehen, tat, als ob er sich schäme, dann aber lachte er und sagte: „Und nun zu denken, daß man heute in meinem Hause sechs arme Leute speist, und meine Mutter selbst sie bedient! Auf dem Tische stehen unser schönstes Geschirr und die Silberbestecke. Und ich verzehre hier die Mahlzeit einer Witwe!"

„Ihre Mutter muß sie bedienen? Ist das ein Gelübde?" fragte Zana und kam näher.

„Nein, es ist ein Vermächtnis oder vielmehr eine kirchliche Vorschrift, die auf einer unsrer Tankas lastet."

Und sogleich dachte Paulu, daß dieses Mahl für die Armen, auf das Donna Rachele so große Stücke hielt, vielleicht das letzte war, das seine fromme Mutter bedienen konnte. Er wurde wieder finster und leichenfahl im Gesicht. Und der Gedanke, sich von der Witwe Geld zu leihen, gewann immer mehr Gewalt über ihn.

(Fortsetzung folgt.)

Paul Gerhardt.

Zur dreihundertsten Wiederkehr seines Geburtstages.

Von
Otto Frommel.

Von zweien unsrer großen Dichter, Schiller und Hebbel, ist uns bezeugt, daß für die Befruchtung ihrer kindlichen Phantasie Paul Gerhardts Abendlied „Nun ruhen alle Wälder“ von entscheidender Bedeutung wurde.

Als der Knabe Friedrich Hebbel dies Lied seiner Mutter zum Abendsegen vorlas, und an die Worte kam:

Der Tag ist nun vergangen,
Die goldnen Sternlein prangen
Am blauen Himmelssaal —

da fühlte er sich dermaßen davon ergriffen, daß er den Vers zum Erstaunen seiner Mutter an die zehnmal wiederholte. Er hat das Erlebnis jener Stunde später mit den für ihn bezeichnenden Worten beschrieben: Damals stand der Naturgeist mit seiner Wünschelrute über meiner Seele; die Metalladern sprangen, und sie erwachte wenigstens aus einem Schlaf.

Erinnern wir uns ferner an Winckelmanns Vorliebe für Gerhardts Lied „Ich singe dir mit Herz und Mund“, an Th. Fontanes schöne Worte über die Propstei zu Mittenwalde in den „Wanderungen durch die Mark“, wo das „große deutsche Tröstelied: Befiehl du deine Wege“ gesungen wurde — so mag damit allein schon das Recht begründet sein, den dreihundertsten Geburtstag des Dichters als einen Gedenktag unsrer nationalen Dichtung zu begehen. Beweisen jene Erinnerungen doch zum wenigsten dies, daß Gerhardts Dichtungen in ihrer Wirkung weder auf seine Zeit noch auf den kirchlichen Boden beschränkt blieb, dem sie entsproßten.

Hebbels Worte insbesondere lassen den poetischen Eigenwert ahnen, der in vielen der Gerhardtschen Lieder enthalten ist. Keine Frage: Paul Gerhardt gehört zu den großen Lyrikern unsrer nationalen Literatur. Er hat einige Lieder und zahlreiche einzelne Strophen geschaffen, die ohne Einschränkung neben das Beste unsrer Ersten in alter und neuer Zeit gestellt werden dürfen. Nur Voreingenommenheit kann das bestreiten wollen. Man denke an das mächtige „Ist Gott für mich, so trete gleich alles hinter mich“, an das unvergängliche „Befiehl du deine Wege“, an die so ganz selbständige Übertragung des „Salve caput cruentatum“ vom heiligen Bernhard, an Gerhardts farbenreiches Sommerlied „Geh aus mein Herz und suche Freud in dieser

lieben Sommerzeit", an seine viel gesungenen Morgen- und Abendlieder, um nur die bekanntesten zu nennen.

Wer für den Geist echter Lyrik Verständnis besitzt, wird empfinden, daß die angeführten Dichtungen aus diesem Geist geboren sind. Denn es kommen in ihnen Gemütszustände, seelische Erlebnisse in so konziser Form zur Darstellung, daß der Nachempfindende von ihrer Wahrheit unmittelbar betroffen, von der Notwendigkeit ihres künstlerischen Ausdrucks unwillkürlich überzeugt wird.

Die vornehmste Eigenschaft des Lyrikers, Gedankliches in Anschauung aufzulösen, der Idee das Gewand der Körperlichkeit zu verleihen, hat Gerhardt in diesen Gedichten in hohem Maße bewiesen.

Er beginnt z. B. sein Adventlied nicht mit Betrachtungen über den Wert und die Bedeutung des Kommens Christi. Er versetzt sich im Geist vor die Tore der heiligen Stadt, die ihren Messias-König erwartet. Bang und sehnsüchtig zugleich richtet er an den Einziehenden die Frage: „Wie soll ich dich empfangen, und wie begegn' ich dir, o aller Welt Verlangen, o meiner Seele Zier?" Er stimmt sein Saitenspiel, um den Hochgefeierten, dessen Weg das Volk mit grünen Zweigen ausstreut, durch die Gaben seiner Lieder zu ehren. Er vergegenwärtigt sich im Geist den Tröster, Heiland und Richter und bricht schließlich in den sehnlichen Ruf aus: „Ach komm, ach komm, o Sonne, und hol uns allzumal zum ew'gen Licht und Wonne in deinen Freudensaal."

Diese Kraft der plastischen Darstellung, diese Fähigkeit im Bild zu bleiben und so dem Gedicht künstlerische Einheit und Geschlossenheit zu geben, wird aufs glücklichste bei Gerhardt unterstützt durch einen ausgebildeten Natursinn. In ihm lebte die ganze naive, treuherzige Art, mit der unser Volk in seinen Liedern seinem Naturgefühl Ausdruck verlieh. Er freut sich der Fülle und Farbigkeit der Natur und vertieft sich mit Lust in ihre Einzelheiten. Zu einer Gesamtanschauung allerdings dringt er nirgends vor. Eine bestimmte Landschaft läßt sich nicht als Hintergrund seiner Dichtung erkennen. Auch sein ausgeführtestes Naturgedicht, das Sommerlied, reiht Zug an Zug, Einzelheit an Einzelheit. Aber wie liebenswürdig, mit wieviel Blick für das Charakteristische sind doch die Einzelzüge herausgehoben:

> Die Glucke führt ihr Völklein aus,
> Der Storch baut und bewohnt sein Haus,
> Das Schwälblein speist die Jungen;
> Der schnelle Hirsch, das leichte Reh
> Ist froh und kommt aus seiner Höh
> Ins tiefe Gras gesprungen.

Gerhardts Naturanschauung könnte, mit der seines älteren Zeitgenossen Friedrich Spee verglichen, vielleicht allzu simpel und kindlich erscheinen; allein der größere Reichtum, die üppigere Sinnlichkeit in Spees Naturpoesie bedingt doch öfters ein Überwuchern des Beiwerks auf Kosten des eigentlichen dichterischen Gehalts. Die Sparsamkeit, mit der Gerhardt aus der Natur gewonnene Anschauungen in seinen geistlichen Liedern verwendet, verleihen ihnen jene Schlichtheit und Ungeziertheit, die sie so wohltuend von der Masse der zeitgenössischen Dichtungen unterscheiden.

Überhaupt eignet seiner Poesie jene edle Einfalt, die der große Ästhetiker des 18. Jahrhunderts als ein Hauptmerkmal echter Kunst bezeichnete, und die ihn zu Gerhardts Liedern besonders stark hinziehen mochten. Seine Sprache ist von einer Kraft und Reinheit, dabei von einer Anmut und Geschmeidigkeit, wie wir sie in der geistlichen und weltlichen Lyrik jener Tage kein zweitesmal finden. Man hat auf Opitz und die erste schlesische Dichterschule hingewiesen und Paul Gerhardts Abhängigkeit von ihr in formaler, namentlich in metrischer Beziehung betont. Diese Abhängigkeit ist kaum zu bestreiten. Allein es will mir scheinen, als habe die gewisse Gefälligkeit und Glätte der Form, die mit Opitz in die deutsche Dichtung eindrang, Gerhardt eher ungünstig als günstig beeinflußt.

Darf doch bei einer kritischen Würdigung unsres Dichters nicht verschwiegen werden, daß eine beträchtliche Anzahl seiner Dichtungen sich nicht wesentlich über die Höhe der damaligen Durchschnittsproduktion erhebt. Vor allem rechne ich dazu seine Umdichtungen der Psalmen, bei denen er sich durch seine große Versgewandtheit zu recht nüchternen Versifikationen verführen ließ.

Im übrigen dürfen wir an Gerhardts Gedichte nicht ohne weiteres die Maßstäbe anlegen, nach denen wir den Wert oder Unwert moderner lyrischer Erzeugnisse beurteilen. Wir verlangen vom lyrischen Gedicht, daß es der bis ins kleinste und einzelnste hinein künstlerisch gestaltete, erschöpfende Ausdruck eines bestimmten seelischen Erlebnisses sei, der „Tropfen Rosenöl aus tausend Rosen". Wir lehnen die Reflexion, die lehrhafte Betrachtung, insbesondere alles, was an Kanzel und Erbauungsbuch erinnert, im Lied, auch im geistlichen Lied, ab. Sollen wir nun unter diesen Voraussetzungen nur noch jene paar ganz großen Dichtungen Gerhardts, von denen oben die Rede war, und zum Teil auch sie nur in einzelnen Strophen gelten lassen und alles übrige unter dem Begriff der gereimten Predigten und Andachten als poetisch minderwertig abtun?

Das wäre ein übertriebener und ungerechter Ästhetizismus.

Denn viele der Gerhardtschen Lieder, die den Anforderungen einer hochentwickelten lyrischen Kunst nicht entsprechen, haben dennoch durch das in ihnen zum Ausdruck kommende religiöse Leben und die kraftvolle hinter ihnen stehende Persönlichkeit einen nicht zu unterschätzenden bleibenden Wert. Sie teilen diese Eigenschaft mit den meisten unsrer geistlichen Dichtungen, die, vom rein poetischen Standpunkt aus anfechtbar, dennoch für das religiöse Leben wichtig und bedeutsam sind. Und sie nehmen unter ihnen eine beachtenswerte Stellung ein, weil das außerordentliche dichterische Talent ihres Schöpfers auch in ihnen überall spürbar ist. Nur selten finden sich Wendungen, in denen sein sicheres poetisches Taktgefühl den Dichter ganz verläßt, wie etwa die Anfangszeile „Herr, ich will gar gerne bleiben, wie ich bin, dein armer Hund", oder die Anrede: „Trotz sei dir, du trotzender Kot".

Meist hält Gerhardt sich auf einer vornehmen Höhe der Formgebung, und *immer hat er wirklich etwas zu sagen.*

In der schwersten dunkelsten Zeit deutscher Geschichte hat Paul Gerhardt gesungen. „Zerstörte Schlösser, Städte voller Schutt und Stein, vormals schöne Felder, mit frischer Saat bestreut, die jetzt in Wälder und dürre, wüste Heide verwandelt sind, Gräber voller Leichen", davon er in seinem Danklied für die Verkündigung des Friedens singt — das war das Deutschland nach dem Dreißigjährigen Krieg, den unser Dichter mit allen seinen Schrecken und grauenvollen Verheerungen in nächster Nähe kennen lernte.

Gebrochen lag die Nation am Boden, aus ungezählten Wunden blutend. Und doch war ihr der innerste Lebensnerv nicht durchschnitten. Ein Erbe hatte sie aus dem großen Reformationsjahrhundert in das trübseligste ihres Werdeganges hinübergerettet: den Geist des unerschütterlichen Vertrauens, den ihr großer Sohn Martin Luther ihr eingehaucht hatte. Die gesamte deutsche Dichtung des Zeitalters, nicht nur die protestantisch kirchliche, gibt davon Zeugnis.

Paul Gerhardt aber war dazu berufen, diesem besten Besitz der deutschen Seele in seinen Liedern klassischen Ausdruck zu geben.

In ihnen fand der religiöse Gehalt der lutherischen Reformation zum zweitenmal eine vollwertige künstlerische Prägung. Auf denselben Grundton wie Luthers Trutzlied „Ein feste Burg ist unser Gott" sind die meisten Gerhardtschen Lieder gestimmt. Sie sind Vertrauenslieder.

„Ist Gott für mich, so trete gleich alles wider mich", das ist die Weise, die leitmotivartig immer wiederkehrt. Zuweilen in kräftigen Dur-, öfter in gedämpften Moll-Tönen. Denn Gerhardt ist — und darin scheint er sich mir am meisten von Luther zu unterscheiden — eine milde, beinahe weiche Natur — keine weichliche. Noch ist etwas von dem alten wuchtigen Luthergeist auch in Gerhardt lebendig und spricht in manchen seiner stärksten Strophen vernehmlich zu uns. Aber man vergleiche nur den Kopf Luthers auf einem der Cranachschen Bilder mit dem Lübbener Bildnis Paul Gerhardts — und man wird die fundamentale Verschiedenheit zwischen dem Reformator und dem größten Kirchenliederdichter nach ihm auf den ersten Blick erfassen. Es spricht sich zwar in den beiden Gesichtern Festigkeit, Ruhe, Ernst, daneben auch eine gewisse Gutmütigkeit, ja Behaglichkeit aus. Aber während Luthers Augen blitzen können, kann man sich Gerhardts Augen eher vom Tränentau der Wehmut befeuchtet denken. Luther ist der geborene Kämpfer, Gerhardt der geborene Sänger; darum aber auch der vielseitigere Lyriker. Luther beschränkte sich mit der Kraft des Genies darauf, den Akkord anzuschlagen; er brauste mächtig genug durch die Welt. Gerhardt zerlegte den angeschlagenen Akkord in seine einzelnen Töne. Er ließ die mitschwingenden Klänge kräftiger hervortreten, gab ihnen eigenen Wert und selbständige Bedeutung.

Alle Lagen und Verhältnisse des Lebens durchleuchtete er mit der hellen Flamme seines Gottvertrauens. Er hat Morgen- und Abendlieder, Jahreszeiten- und Zeitlieder, Gesänge auf alle christlichen Feste und solche für bestimmte, subjektive Lebenslagen des Christen, Gelegenheitsgedichte zu Hochzeit und Begräbnis seiner Freunde und Familienangehörigen und Umdichtungen älterer Vorlagen verfaßt. Durch alle aber klingt es wie ein Basso continuo:

Gib dich zufrieden, und sei stille
In dem Gotte deines Lebens;
In ihm ruht aller Freuden Fülle,
Ohn ihn mühst du dich vergebens.

Eine gewisse Eintönigkeit in seinen Liedern kann darum nicht geleugnet werden. Wer die zwanzig besten von ihnen kennt, der darf füglich sagen, er kenne sie alle.

Und doch ist innerhalb dieser Monotonie viel Leben und Bewegung. Der ganze Reichtum an religiösen und sittlichen Motiven, den der lutherische Gottesglaube in sich birgt, von der kindlichen Natur- und Daseinsfreude bis zu den heiligen Schauern einer an die großen deutschen Theologen des Mittelalters gemahnenden Christusmystik, ist in Gerhardts Liedern poetisch ausgemünzt.

Die kräftigsten und zartesten Regungen des frommen Gemüts, die Empfindungen der Sündenschuld, der Erlösungssehnsucht, der Erlösungsgewißheit, der Dankbarkeit für die erlebte Gnade, der ruhigen, sicheren Geborgenheit in Gott, der Furchtlosigkeit gegenüber den dunkeln Gewalten, die das Leben bedrohen, Tod und Sünde — sie alle haben in diesem Dichter ihren Künder und Gestalter gefunden. Kein Wunder, daß die christliche Gemeinde so begierig nach Gerhardts Liedern griff, daß sie sobald im Liederschatz der Kirche Heimstatt fanden. Zumal da sie — merkwürdig genug in einer Zeit des Dogmatismus und der zugespitztesten Konfessionalität — einfach, volkstümlich, sangbar und ohne allen theologischen Ballast waren. Rasch fanden sich zu den Texten Melodien, und in kurzer Frist eroberten sie sich ihren festen Platz im Gemeindegesang.

Ihr Schöpfer selbst freilich blieb im Verborgenen. Dem größten Dichter germanischer Rasse, Shakespeare, gleicht er darin, daß er selbst sich um die Ausgabe seiner Dichtungen nicht weiter kümmerte und nie eine Sammlung von ihnen veranstaltete. Sie erschienen nach und nach in den verschiedenen Ausgaben der „Praxis pietatis melica“, einem geistlichen Liederbuch, das der Kantor und Organist Johann Crüger in Berlin in den Jahren zwischen 1648 und 1661 veröffentlichte, sowie in Christoff Runges Gesangbuch von 1653. Die erste Gesamtausgabe veranstaltete Crügers Nachfolger Johann Georg Ebeling im Jahre 1666.

Von Gerhardts Leben wissen wir nicht sehr viel. Selbst sein Geburtsjahr steht nicht unbestritten fest. In Gräfenhainichen bei Wittenberg wahrscheinlich am 12. März 1607 geboren, besuchte der junge Bürgermeisterssohn die Landesschule zu Grimma, sog die Milch der reinen lutherischen Lehre auf der Wittenberger Universität ein, wandte sich nach Berlin und wurde nach langem Warten auf Empfehlungen der Berliner Geistlichkeit Propst in Mittenwalde, wo er seinen Hausstand gründete. Seine glücklichsten Jahre verlebte er seit 1657 als Diakonus an St. Nikolai in Berlin. In dem Konflikt zwischen dem reformierten Kurfürsten Friedrich Wilhelm und der lutherischen Landesgeistlichkeit stellte sich Gerhardt, obwohl persönlich milde, in der Sache auf den Standpunkt des starren Luthertums. Der Große Kurfürst, der seine Lieder schätzte, kam ihm denkbar weit entgegen und erließ ihm sogar die Unterschrift unter

den Revers, in dem sich die lutherischen Geistlichen verpflichten mußten, auf der Kanzel ihre reformierten Amtsgenossen nicht zu bekämpfen. Allein Gerhardt glaubte die Gnade des Fürsten aus Gründen des Gewissens nicht annehmen zu dürfen und verzichtete auf sein Amt. Er starb 1676 als Archidiakonus in Lübben, wo er nach dem schon in Berlin erfolgten Tod seiner Frau mit seinem einzigen am Leben gebliebenen Sohn seine letzten Amtsjahre in stiller Zurückgezogenheit verbracht hatte.

Spärlich fließen die Quellen über sein Leben, am reichlichsten da, wo sie die unerfreuliche Streitsache mit dem Kurfürsten betreffen. Ähnlich wie bei Shakespeare ist die Biographie auf indirekte Zeugnisse und auf Rückschlüsse aus des Dichters Werken angewiesen. Allein wir empfinden diese Lücke bei Gerhardt, ganz abgesehen von der verschiedenen Bedeutung beider Dichter, weit weniger schmerzlich. Zwar ist mit Recht auf den Individualismus in Gerhardts Liedern hingewiesen worden. Bei Luther heiße es: „Ein feste Burg ist unser Gott", „Erhalt uns Herr bei deinem Wort", bei Gerhardt: „Ist Gott für mich, so trete gleich alles wider mich", „Ich singe dir mit Herz und Mund". Dieser Individualismus — das Zeichen einer sich anbahnenden Wandlung im Geistesleben des Volks — ist aber doch noch recht gemäßigt durch eine starke Dosis kirchlicher Objektivität, die Gerhardt im Grunde doch näher zu Luther rückt als zu seinem nächsten großen Nachfolger Gerhard Tersteegen. Ist dieser durch und durch religiöser Individualist, ein großer Einsamer — so Gerhardt durch und durch Kirchenmann. Das „Ich" seiner Lieder ist in sehr vielen Fällen die christliche Gemeinde, wie das in ähnlicher Weise von dem „Ich" der Psalmen für die jüdische Kultusgemeinde gilt.

Aus dieser Tatsache erklärt sich auch Gerhardts eigentümliche Stellung in den konfessionellen Streitigkeiten seiner Tage. Wir müssen sein mannhaftes, überzeugungstreues Verhalten ehren, auch wenn wir uns nur schwer in die eigentümlichen Voraussetzungen hineindenken können, unter denen er gehandelt hat. Ganz unzweideutig aber geht aus dieser Stellungnahme seine Gebundenheit an die Orthodoxie des damaligen Luthertums, die kirchliche Begrenzung seines Horizontes hervor, die wir doch auch bei der Beurteilung seiner dichterischen Leistung niemals vergessen dürfen.

Nur wenn wir so an Paul Gerhardts Poesie herantreten, werden wir den richtigen Maßstab für sein Verständnis herzubringen. Wir bleiben dann gleich weit entfernt von einer unkritischen Verherrlichung wie von blasierter Geringschätzung dieses großen, aber uns in mancher Hinsicht schon recht ferngerückten Dichters.

Wir werden ihn, zumal wenn uns seine Texte in den unvergleichlichen Vertonungen unsres Johann Sebastian Bach, dieses echten Geistesverwandten Gerhardts, entgegentreten, dankbar und verehrungsvoll grüßen und werden auch fernerhin in den schwersten Stunden unsres Lebens Trost und Kraft aus den unvergänglichen unter seinen Liedern schöpfen.

Die Denkwürdigkeiten des Fürsten Hohenlohe.

Denkwürdigkeiten des Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst. Im Auftrage des Prinzen Alexander zu Hohenlohe-Schillingsfürst herausgegeben von Friedrich Curtius. Zwei Bände. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. 1907.

Die Beurteilung von Erinnerungs- und Memoirenbüchern geschieht nach Maßstäben und Gesichtspunkten, die auf Erzeugnisse andrer Literaturgattungen nicht angewendet zu werden pflegen. Für Hervorbringungen künstlerischer oder wissenschaftlicher Art sind Rang, Stand und Lebensstellung des Verfassers gleichgültig. Für Memoirenbücher gilt nahezu das Gegenteil. Von dem Standort des Autors hängt ab, was er uns zu sagen hat. Daß die Extreme einander berühren, gilt auch in dieser Beziehung. Zu einer bleibenden Stellung in unsrer Literatur hätte „Jung Stillings Jugend" es wahrscheinlich nicht gebracht, wenn der Verfasser nicht der Sohn eines armen Dorfschneiders, d. h. der Zugehörige einer Gesellschaftsschicht gewesen wäre, der man bis dahin in unserm Schrifttum noch nicht begegnet war. Das nämliche gilt von Memoirenschreibern der höchsten Gesellschaftsklasse. Wer wollte bestreiten, daß der große Erfolg der „Briefe eines Verstorbenen" wesentlich dadurch bedingt war, daß diesem Buche der Ursprung aus der Feder eines vornehmen Herrn anzusehen war und daß deutsche Fürsten und Herren vor achtzig Jahren nicht unter die Schriftsteller zu gehen pflegten? Je höher hinauf an der Gesellschaftsleiter, desto leichter hält es, lesenswerte Denkwürdigkeiten zu hinterlassen.

Eine zweite, für Bücher der hier bezeichneten Gattung wesentlich in Betracht kommende Frage ist die nach dem Publikum, für das sie bestimmt sind! Nachfahren wird der Memoirenschreiber die ungeschminkte Wahrheit — die „verité vraie", wie die Franzosen es nennen — ungestraft sagen können, indessen es bei Berichten, die für Zeitgenossen bestimmt sind, ohne gewisse Rücksichten nicht wohl abgehen kann. Rücksichten gegen Personen, denen der Verfasser Schonung oder Förderung zuteil werden lassen will, sind nicht die einzigen, die dabei in Betracht kommen. Es gilt zugleich, Rücksichten auf herrschende Vorstellungen und auf Illusionen zu nehmen, die sich bei den Zeitgenossen festgesetzt haben.

Wenn die Mehrzahl hierher gehöriger Schriften gleichwohl dieser zweiten Kategorie angehört, so hat das doppelte Gründe. Sich auf den Standpunkt eines Zeitalters zu versetzen, das er nicht kennt und das von ihm nichts oder nur weniges wissen wird, muß dem Memoirenschreiber der Regel nach ebenso sauer ankommen wie andern Leuten, die von Tod und Vergessenheit nur ungern reden hören. — Dazu kommt ein andres Moment — die Besorgnis des Schreibenden, Lesern kommender Geschlechter unverständlich zu bleiben. Diesen Kindern der Zukunft müssen Dinge aufgezählt und auseinandergesetzt werden, die sich für eine auch nur zur Hälfte aus Mitlebenden zusammengesetzte Lesewelt von selbst verstehen.

Mit dem Vorstehenden ist gesagt, warum die meisten Gedenk- und Memoirenbücher für Zeitgenossen geschrieben sind. Nimmt man noch hinzu, daß das Unternehmen, für künftige Zeiten und Menschen zu schreiben, ungleich schwieriger ist, als der Versuch einer schriftstellerischen Auseinandersetzung mit Genossen und Mitstrebenden der eigenen Tage, und daß das übellautende „Après nous le déluge“ den meisten Leuten sehr viel tiefer im Blut liegt, als sie selbst wissen, so braucht über diesen Punkt weiteres nicht abgehandelt zu werden.

Daß das vorliegende Werk der Kategorie für die Zeitgenossen bestimmter Memoirenwerke angehört, sagen uns Inhalt und Geschick desselben mit gleicher Deutlichkeit. Sieht man von einigen mehr oder minder berechtigten Einwendungen gegen das Einzelne ab, so läßt sich die Summe der auf das Werk gehäuften Beschwerden in einen Satz zusammenfassen: der Verfasser hat gewisse Lieblingsvorstellungen der deutschen Lesewelt unsrer Tage gestört. Der altväterischen Gewohnheit, Fürsten und hohe Herren nicht anders als im Schmuck von Krone, Hermelinmantel und Rüstung zu denken, haben die Deutschen sich entschlagen; die Neigung, von gefeierten Staatspersonen anzunehmen, sie seien alltäglich und allstündlich die nämlichen gewesen, wie auf den Höhepunkten ihres geschichtlichen Berufs — diese Neigung gehört zu den nicht allzu zahlreichen Verlassenschaften unsrer literarischen Periode, die aus dem 19. in das 20. Jahrhundert hinübergenommen worden sind. Daß die Politik in praxi ein trockenes, unerfreuliches, der Entwicklung zarter Tugenden wenig förderliches Geschäft sei, wollen viele unsrer Gebildeten noch gegenwärtig nicht wahr haben. Weil die Beschäftigung mit öffentlichen Dingen für sie zu den idealen Lebensmomenten gehört, soll das bei den Berufspolitikern ebenso zugegangen sein. Werden gewisse Namen genannt, so sehen wir als patriotische Pflicht an, „um die gemeine Deutlichkeit der Dinge“ den goldenen Duft der Morgenröte zu weben. Der große Realist, der unsern Staat gebaut hat, soll z. B. der Deutscheste der Deutschen und demgemäß der Mann gewesen sein, der in jedem Augenblick seiner historischen Mission bewußt war. Immerdar ergebener Paladin seines Kaisers, immerdar selbstloser Wohltäter seines Volkes, Schützer und Beschützer aller guten Patrioten, — anders soll Fürst Bismarck überhaupt nicht vorgestellt werden dürfen! Nicht ganz das nämliche, aber ein immerhin reichliches Maß von Liebesmüh wird an diejenigen gewendet, die Bismarcks Verbündete, Helfer und

Genossen gewesen sind oder dafür gegolten haben. Diese Männer sollen sich ihres Pietätsverhältnisses zu dem Staatsmanne des Jahrhunderts alle Zeit im nämlichen Maße bewußt und immerdar dagegen gefeit gewesen sein, nach der Art andrer Sterblicher zu „ungleichen Stunden“ ungleich gewesen zu sein. Danach müssen Berichterstatter, welche die Menschlichkeiten der Großen unsrer großen Zeit bei ihren Namen nennen und von schwachen Stunden derjenigen erzählen, die als allezeit starke auf die Nachwelt gekommen sind — danach müssen Berichterstatter solcher Art sich's gefallen lassen, als schlechte — oder doch als kleine Menschen abgetan zu werden. Trotz ungezählter Belege dafür, daß die Fähigkeit zu richtiger Abschätzung fremder Verdienste großen Männern (einerlei, ob sie Friedrich der Große oder Napoleon, Michel Angelo, Klopstock oder Beethoven geheißen) nur ausnahmsweise verliehen ist, nimmt die Durchschnittsmeinung immer noch das Gegenteil an und wird von dem bekannten Satze, nach welchem es für Kammerdiener keine Helden geben soll, Gebrauch gemacht, wo immer nüchterne Geschichts- und Memoirenschreiber zu sagen versuchen, „wie es wirklich gewesen ist“.

Obgleich das Erscheinen der Hohenloheschen Memoiren erst um wenige Monate zurückliegt, hat die Beurteilung derselben bereits einen gewissen Wandel erfahren. Auf die Dauer konnte es dabei sein Bewenden nicht behalten, daß Aufzeichnungen von der Vielgestaltigkeit und dem reichen Inhalt der vorliegenden ab irato abgetan wurden. Bücher und Bücherschreiber dieser Art kommen zu selten vor, als daß ernsthafte Freunde vergangener Menschen und Dinge sich von eingehender Beschäftigung mit denselben sollten abhalten lassen.

Fürst Chlodwig Hohenlohe gehörte der nicht eben zahlreichen Kategorie der Glücklichen an, die niemals nötig gehabt haben, sich geltend zu machen. Dem Sohne des reichsunmittelbaren Fürstenhauses konnte niemand die gesellschaftliche Stellung, dem Manne, der rücksichtlich seiner Bildung, Arbeitskraft und Arbeitsfähigkeit allen Zeitforderungen entsprach, niemand die Anwartschaft auf höhere Staatsstellungen absprechen. Er brauchte nur zu sein, der er war, damit man ihn in die vordersten Reihen rücken und in diesen Posto fassen ließ. Soweit haben es nachgerade die Denkenden aller Parteien unsres demokratischen Zeitalters gebracht, daß sie den politischen Beruf des wirklichen, über die Junkerei hinausgewachsenen Aristokraten nicht mehr bestreiten. Ein für allemal versichert, daß er allenthalben willkommen sei, konnte Fürst Chlodwig ein für allemal darauf verzichten, seine Person und seine Qualitäten zu empfehlen und zur Schau zu stellen. Ein günstiges Geschick wollte, daß diese durch die äußeren Umstände ermöglichte Zurückhaltung zugleich dem Charakter und dem Temperament des Mannes entsprach, auf den alle in seinem Vaterlande verfügbaren Ehren gehäuft worden sind. Niemals in seiner inneren Sicherheit gestört, durfte er so bescheiden auftreten, wie er wirklich war. — Über die Grenzen der eigenen Leistungsfähigkeit machte sich der nüchterne Beurteiler ebensowenig Illusionen, wie über diejenigen andrer. Weil er wußte, daß die erste Stellung im deutschen Staatsleben seit dem Jahre 1866 definitiv vergeben sei, sah er es auf mehr als auf ein

Zusammenwirken mit dem leitenden Staatsmanne niemals ab, und behandelte er die von diesem gezogenen politischen Grundlinien als Dinge, die die Diskussion ausschlossen. Wenn Fürst Hohenlohe zu den wenigen gehörte, denen der erste deutsche Reichskanzler unerschütterliches Vertrauen und Wohlwollen zuwandte, so lag das ebenso an der Loyalität wie an dem richtigen Urteil des Mannes, dem er die wichtigsten politischen und diplomatischen Stellungen der 70er und 80er Jahre übertragen hatte. Auf mehr als einer Seite seiner Aufzeichnungen läßt Fürst Hohenlohe durchblicken, daß er über Punkte von entscheidender Wichtigkeit anders dachte, als sein großer Freund. Bismarcks Glauben an die Ersprießlichkeit des Sozialistengesetzes hat er nicht geteilt; von dem rigorosen elsässisch-lothringischen Paßreglement der Jahre 1888—1892 wissen wir, daß er dasselbe mißbilligt hat, und von der Vermittlung zwischen Rußland und den Westmächten, die der erste Reichskanzler im Mai 1878 übernahm, hatte der Tagebuchschreiber wenige Wochen zuvor (28. Februar) gesagt: Bismarck habe „sehr recht" gehabt, sie abzulehnen (Bd. II, S. 228). Wenn ihn das nicht hinderte, gleichwohl an der Seite Bismarcks zu bleiben, ja dem Ersuchen um persönliche Teilnahme an den Berliner Kongreßverhandlungen zu entsprechen, so geschah das in der richtigen Erwägung, daß Widerspruch gegen definitive Entschließungen eines unentbehrlichen Ministers mit Verzicht auf eigene staatsmännische Tätigkeit gleichbedeutend sei. Durch Stellung und Antezedenzien gegen den Verdacht grundsatzloser Abhängigkeit gesichert, nimmt er keinen Anstand, sich den Eigentümlichkeiten Bismarcks auch da einzuordnen, wo dieser das nicht direkt verlangt hat. Dem zum Statthalter in Straßburg designierten Fürsten hatte der Reichskanzler gesagt: die reichsländischen Angelegenheiten seien ihm zu lange und zu vollständig entrückt gewesen, als daß er zu Raterteilungen über sie Veranlassung habe; Fürst Hohenlohe gibt zur Antwort, „daß er einen günstigen Erfolg seiner Tätigkeit nicht für möglich halte, wenn er nicht darauf rechnen dürfe, mit Sr. Durchlaucht in steter Berührung zu bleiben und sich der Übereinstimmung mit dem Reichskanzler zu vergewissern." — Der Statthalter hatte unter anderm den Wunsch gehegt, daß ihm behufs erleichterter Verhandlung mit militärischen Autoritäten ein Offizier zukommandiert werde: man sagt ihm, daß dem Reichskanzler ein ähnliches Verlangen abgeschlagen worden sei, und er gibt die Sache auf, „um Bismarck nicht zu ärgern".

Für einen Mann, der sich ohne Preisgebung der eigenen Würde das Vertrauen Bismarcks dauernd zu erhalten gewußt hatte, konnte es für die Beurteilung und Behandlung andrer, einfacher gearteten Menschen keine Schwierigkeiten geben. Ob diese der höchsten, der mittleren oder der untersten Gesellschaftsschicht angehören, macht für ihn keinen Unterschied — für den wahrhaft vornehmen Herrn gibt es keine vornehmen und keine geringen Leute. Ohne Illusionen über sich selbst macht er sich auch über andre keine Illusionen, und er nennt die Dinge allenthalben bei den einfachsten Namen. Er weiß, daß allenthalben mit Wasser gekocht wird, und sieht das als selbstverständlich an. Für den Leser bedeutet das einen außerordentlichen Gewinn. Kommt es bei Büchern dieser Art doch vor allem darauf an, daß der Verfasser „mit

dem Organ, das zum Sehen bestimmt ist", sieht und daß er einfach und nüchtern wiedergibt, was er gesehen oder zu sehen geglaubt hat. — Diesen Eindruck macht jede der Schilderungen und Beurteilungen, aus denen das vorliegende Werk sich zusammensetzt. Nach tiefsinniger Erörterung geschichtsphilosophischer und psychologischer Probleme wird man sich in den Hohenloheschen Denkwürdigkeiten vergeblich umsehen. Für solche bedarf es aber weder der Zeugenschaft unsrer großen Zeit noch der Bekanntschaft mit den Männern derselben. Wem es auf solche Bekanntschaft ankommt, dem wird nicht der tiefsinnigste und begeistertste, sondern der zuverlässigste und schlichteste Berichterstatter der liebste sein.

Den Eindruck schlichter Zuverlässigkeit aber machen die Hohenloheschen Aufzeichnungen von der ersten bis zur letzten Seite. Die Zahl dieser Seiten ist ebenso groß, wie die Mannigfaltigkeit des Inhalts, und allenthalben wird nur darüber berichtet, was der Verfasser selbst und aus der Nähe gesehen hat. Auf die Darstellung der Umstände, die die Krisis von 1890 begleiteten, hat die Mehrzahl der Beurteiler das entscheidende Gewicht gelegt. Das bedeutendste zeitgenössische Interesse mögen dessen Abschnitte in Anspruch nehmen; den inhaltlich bemerkenswertesten Teil des Werks bilden sie nicht. Vollends unrichtig aber ist die Meinung, der Verfasser habe auf diesen Abschnitt seines Erinnerungsbuchs besonderes Gewicht legen und „Enthüllungen" über die damaligen Vorgänge geben wollen. Die Darstellung ist von derjenigen andrer Erlebnisse des Fürsten in nichts verschieden. Mit der nüchternen, kühlen Ruhe des viel umgetriebenen Staatsmannes, der längst aufgehört hat, zu bewundern oder sich zu verwundern, erzählt der zweiundsiebzigjährige Herr von den Dingen, die er während der verhängnisvollen Tage des Kanzlerwechsels gesehen und gehört hat, und zwar — seiner Gewohnheit gemäß — unter möglichst genauer Wiedergabe der geführten Gespräche. Nirgend die Spur neuer Erregung über die gemachten Wahrnehmungen, nirgend die Spur einer Parteinahme für den einen oder den andern der streitenden Teile. Eben darum macht dieser auf einen verhältnismäßig engen Raum beschränkte Abschnitt den Eindruck unbedingter Zuverlässigkeit. Der Mangel an Pathos, den warmblütige Patrioten dem Berichterstatter zum Vorwurf machen, bildet in Wahrheit der Hauptvorzug dieses Berichts, der sich genau in dem Rahmen der sonstigen Hohenloheschen Darstellungsweise bewegt.

Richtiges Verständnis und richtige Abschätzung dieser Darstellung sind freilich nur unter Festhaltung eines Gesichtspunkts möglich. Unbeschadet seiner liberalen Denkungsart, seines Ernstes und seiner schlichten Gewissenhaftigkeit in geschäftlichen Dingen, ist der Memoirenschreiber ein deutscher Standesherr, ein vornehmer Mann, der nie einer andern als jener exklusiven Gesellschaft angehört hat, in welche die Stimmungen andrer Gesellschaftsschichten — auch derjenigen unsrer Höchstgebildeten — nur ausnahmsweise Eingang erlangen. Der Kämpfe und Gegensätze, welche das deutsche Leben der Zeit bewegten, geschieht nur so weit Erwähnung, als sie zu staatlichen Aktionen führen; nach vielen, ja den meisten populär gewordenen Namen sieht man sich in dem Personenverzeichnis vergeblich um. Abgesehen von einzelnen,

dem Memoirenschreiber näher bekannt gewordenen parlamentarischen Führern und von gewissen Räten des Auswärtigen Amts sind es nur zwei, sozusagen bürgerliche Männer, die sich als vertrautere Bekannte und ständige Besucher des Fürsten gerieren, die Herren von Bleichröder und Blowitz. Beide zeichnen sich durch Fruchtbarkeit der politischen Phantasie und durch selbstlose Bereitschaft zu freigebiger Mitteilung aus den Schätzen ihres Ideenreichtums aus. Bleichröder leitet seinen politischen Beruf aus dem Vertrauen ab, das Fürst Bismarck ihm bei Gelegenheit bewiesen hat, indessen Herr Blowitz sich als Vertreter der ehemals sechsten Großmacht fühlt und das Recht zum Mitreden auch da in Anspruch nimmt, wo niemand nach seiner Meinung gefragt hat und wo andre, zumal deutsche Journalisten, respektvoll zur Seite stehen.

Zieht man die Summe, so ergibt sich rücksichtlich des vorliegenden Buchs dasselbe, was von der Person des Verfassers zu sagen ist. Große, das Mittelmaß der Menschen überragende Männer sind zu allen Zeiten und in allen Ländern zu selten vorgekommen, als daß im regelmäßigen Laufe politischer Kalkulation auf sie und mit ihnen gerechnet werden dürfte. Für uns Deutsche aber wäre viel gewonnen, wenn uns Staatsmänner vom Schlage des Fürsten Hohenlohe häufiger als bisher beschieden wären; Männer, die Aristokraten und zugleich gute Bürger sind, vornehme Herren, denen die Forderungen des noblesse oblige selbstverständlich dünken und die sich als Führer ihres Volks fühlen, weil sie ein besonders reichliches Maß politischer und nationaler Pflichten auf sich genommen haben. Und wie unser Staatsleben an solchen, den obersten Schichten der Gesellschaft entsprossenen Vertretern eines tüchtigen Mittelmaßes niemals genug haben wird, so wird unsre politische Memoirenliteratur am besten fahren, wenn ihr möglichst zahlreiche Erscheinungen beschieden werden, die so einfach und wahrhaftig wie das vorliegende Buch berichten, „wie es wirklich gewesen ist".

— x —

Geschichtschreibung im alten Indien.

Von

H. Oldenberg.

I.

Indische Geschichtschreibung — ein Widerspruch in sich: so war die ältere Generation der Indologen zu urteilen gewohnt. Sie sahen es ähnlich an wie achthundert Jahre vor ihnen der geistvolle Araber Alberuni. „Die Inder," sagte der, „kümmern sich wenig um die Ordnung der geschichtlichen Ereignisse oder der aufeinander folgenden Könige. Setzt man ihnen mit Fragen zu, so helfen sie sich mit beliebigen Erfindungen."

Neuerdings hat eine günstigere Schätzung indischen geschichtlichen Wissens Vertreter gefunden. Der Entschiedenste unter ihnen war kein Geringerer als Georg Bühler, der unermüdliche Sucher und Finder indischer Handschriften, der vielseitigste Kenner der meisten Zweige der so vielverzweigten Literatur Indiens, der erfahrene Durchschauer indischen Literaten- und Gelehrtentums. „Mit Deiner Idee, daß die Inder keine historische Literatur haben, stehst Du auf einem veralteten Standpunkte": so schrieb er an Theodor Nöldeke. Und wie veraltet jener Standpunkt sei, wollte er durch eine Darstellung der Geschichtsquellen und der politischen Geschichte Indiens erweisen. Sein Plan ist nicht ausgeführt worden. In den Wellen des Bodensees fand 1898 der große Forscher den Tod.

Es ist eine anziehende Aufgabe, auf das Problem zurückzukommen. Sollte es auch hier gelten, daß wir, um das Ziel zu treffen, zuerst darüber haben hinausschießen müssen?

Die Frage ist nicht, ob Texte geschichtlichen Inhalts in Indien da waren. Das steht fest; eine Anzahl solcher Texte hat sich erhalten. Was wir wissen wollen, ist, wie weit Inder die Aufgaben historischen Erkennens, historischer Darstellung verstanden und gelöst haben. Das ist mehr als ein nur für den Spezialisten wichtiges literaturgeschichtliches Problem. Es rührt an psychologische und geschichtliche Grundverhältnisse einer großen, durch Jahrtausende reichenden Kultur.

Um das Aussehen indischer Geschichtstexte zu veranschaulichen, müssen wir selbstverständlich eine Auswahl treffen. Zwei Werke werden in den Vordergrund zu stellen sein: der Mahavansa, d. h. die „große Chronik", und die Radschatarangini, der „Strom der Könige". Der Mahavansa ist eine wohl gegen 500 n. Chr. in Ceylon von Mahanama verfaßte Chronik, die Radschatarangini eine Geschichte Kaschmirs, etwa 1150 n. Chr. von Kalhana geschrieben. Dort spricht ein Buddhist, hier ein Schivaverehrer; jener ein Mönch, dieser im Weltleben stehend. Dort handelt es sich um die vom tropischen Meer umspülte Insel im äußersten Süden der indischen Kultursphäre, hier um das weltabgeschiedene Bergtal im höchsten Norden. Beide Werke gehören zwei grundverschiedenen Richtungen literarischer Entwicklung an; jedes stellt uns die seine in vollkommener Ausprägung vor Augen.

Die Vorstadien, in denen sich die historische Darstellungskunst Indiens zum Standpunkt des Mahavansa, der Radschatarangini hinbewegt hat, seien nur kurz angedeutet.

Die Anfänge verlieren sich begreiflicherweise im Nebel: Texte von schwerlich sehr fest umschriebener Gestalt, uns nur in spärlichsten Resten und Spuren erhalten. Sie heißen Purana, d. h. „Altertümer". Man bemerke, daß es sich nicht um die umfänglichen Puranatexte handelt, die uns vorliegen, sondern um deren alte Vorläufer.

Die enthielten, scheint es, bunt übereinander gehäuft alles, was einem noch kindlichen Interesse von den wunderbaren Dingen der Vorzeit merkwürdig sein konnte, Phantasien, hier und da mit einem Beisatz unbestimmter Erinnerungen vermischt. Da handelte es sich um die Weltschöpfung und die Riesenperioden der Weltalter. Götter und Heilige traten auf. Genealogien sagenhafter oder halbsagenhafter Könige wurden mitgeteilt, deren Heldenmut und Tugend, wie das Epos Mahabharata sagt,

Von höchsten Kennern, Sangkund'gen im Purana verherrlicht wird.

Dazu ferner Anweisungen über Opfer, auch Rechtsregeln. Um die Gegenwart der Verfasser oder die nahe Vergangenheit, um das Aufbewahren lebendig wirklicher, gleichzeitiger Erinnerungen handelte es sich nicht. Das Ganze berührte sich offenbar nah mit dem Epos, das sich gern auf die Autorität der Puranas bezieht, ja sich selbst direkt als Purana bezeichnet.

Geschichte wird man das alles kaum nennen. Aber es war doch ein Anfang, aus dem Geschichte hervorwachsen konnte: so hat sich ja aus nicht ganz unähnlichen Anfängen in Griechenland die Geschichtschreibung des Herodot und bald die des Thukydides entwickelt.

Von einem Kommen indischer Herodote und Thukydidesse nun lassen zunächst jene jüngeren Puranatexte, die wir besitzen, nichts spüren. Sie sind ganz überwiegend damit beschäftigt, die Glorie Gott Vischnus und Schivas zu verherrlichen; auf Geschichtliches werfen sie nur flüchtige Blicke. Die alten legendarischen Königsreihen werden zwar bis tief in die Zeiten hinein weitergeführt, in denen unsrer Erkenntnis durch buddhistische und griechische Zeugnisse, durch Inschriften und Münzen feste Punkte gesichert sind. Aber fast nur werden nackte Namen und Zahlen gegeben. Und wo wir kontrollieren

können, bestehen die Puranas schlecht: die Namen hier und da authentisch, aber überall durcheinander geworfen, und in den Zahlen ein wüster Tanz über Massen großenteils nie dagewesener Jahrhunderte und Jahrtausende.

Von den Puranas unabhängig verlaufen andre Entwicklungslinien. Auf geistlichem wie auf weltlichem Gebiet.

Schon in alter Vedazeit hatten religiöse Texte allerlei Erinnerungen an Erlebnisse und Worte berühmter Theologen bewahrt. In weiterem Umfang wurde derartiges literarisch festgehalten, als die großen Sekten entstanden, der Buddhismus und sein Zwillingsbruder, das Dschainatum. Die heiligen Texte der Buddhisten in ihrer ältesten, wohl etwa auf 400 v. Chr. zurückgehenden Gestalt erzählen, wenn auch nicht das Leben des Buddha, so doch Abschnitte daraus, die ersten Ereignisse seiner Lehrtätigkeit, seine letzten Wanderungen und Reden, seinen Tod. Auch wichtige Vorgänge, die sich unmittelbar danach, dann ein Jahrhundert später in der Jüngergemeinde zugetragen haben sollen, werden berichtet. In der steifen Redeweise altbuddhistischen Kirchenstils, jeden Satz sozusagen mit einem Heiligenschein umgebend, bieten diese Texte neben Erfundenem, Zurechtgemachtem, Mirakelhaftem doch eine Fülle unzweifelhaft echter, wenn auch für unsre Maßstäbe oft kleinlicher Züge. Hier, wo für die gläubige Weltbetrachtung sich in der Person Buddhas sozusagen die Reiche des Ewigen und des Vergänglichen berühren, treffen wir bezeichnenderweise auch auf die ersten Spuren einer Ära, die für das Früher und Später der Ereignisse, ausgehend von einem festen Punkte von unvergleichlicher Bedeutung, einfachen und exakten Ausdruck ermöglicht: es ist die Ära nach dem Tode Buddhas, der weltlich-profane Ären, wie es scheint, erst später, vielleicht unter griechischem Einfluß, an die Seite getreten sind. Spürt man den Anfängen indischer Geschichtschreibung nach, so darf man die Erzählungen der buddhistischen heiligen Texte nicht übersehen, an die sich dann in der jüngeren Literatur des Buddhismus mancherlei ähnliche Angaben über Personen und Vorgänge der Folgezeit geschlossen haben.

Der geistlichen Produktion dieser Art stand weltlich-höfische an der Seite. Hofbarden feierten gegen entsprechendes Honorar die Tugenden und Taten ihrer königlichen Patrone und trugen Genealogien des allerhöchsten Hauses vor, in denen die bedeutsamen Momente der Familiengeschichte hervorgehoben wurden. Die öffentliche Meinung zollte, wohl mit gutem Grunde, diesen poetischen Hofschranzen im ganzen nur mäßige Hochachtung. Ihre Leistungen aus früherer Zeit sind fast ganz verloren. Abgesehen von wenigen Resten sind für uns die ältesten Denkmäler solcher Produktion einige größere Inschriften etwa vom zweiten nachchristlichen Jahrhundert an. Zu buchmäßiger Weite ausgedehnt finden wir derartiges erst später, in der Glanzperiode und dann in der Zeit des Sinkens sanskritischer Kunstpoesie und Kunstprosa. So verfaßte der Dichter Bana[1]) (7. Jahrhundert) eine romanhafte Beschreibung der Taten Harschas, des gleichzeitigen nordindischen „Königs der Könige, Herrschers über die vier Ozeane, dessen juwelengleiche Fußnägel am Schleif-

[1]) Ich verweise über den Stil Banas auf meine „Literatur des alten Indien", S. 233 ff.

stein der Scheiteljuwele aller andern Könige glänzend gemacht sind". Bilhana (11. Jahrhundert) bedichtete seinen königlichen Patron, der ihn unter Verleihung eines blauen Sonnenschirmes und eines Elefanten zum Oberhofgelehrten ernannt hatte — einen Fürsten jenes Tschalukyageschlechts, dessen Ruhm, wie der Dichter sagt, „durch der Elefantenkönige Zähne in den Strand des südlichen Ozeans geritzt ist". Die indisch maßlose Umschmeichelung des Fürsten, dazu der Erweis der Virtuosität des Autors in allen Künsten poetischen und prosaischen Raffinements, Pomps, Schwulstes ist in solchen Werken durchaus Hauptsache. Der dürftige geschichtliche Inhalt tritt ganz zurück.

So spannen sich von verschiedenen Seiten her die Entwicklungen an, die zu jenen beiden von uns genannten Werken hinführten. Wir versuchen jetzt diese zu beschreiben.

II.

Das erste, der Mahavansa, der geistlichen, buddhistisch-klösterlichen Richtung angehörig, ist, wie erwähnt, in Ceylon wahrscheinlich gegen 500 n. Chr. entstanden.

Die religiöse und literarische Kultur von Ceylon bildete damals, wie in manchen Beziehungen noch heute, ein etwas locker angeschlossenes Anhängsel an die Kultur des indischen Festlandes. Die Singhalesen, in denen arische Elemente mit dem Untergrunde einer fremdartig tiefstehenden Urbevölkerung und mit drawidischer, aus dem Dekkan kommender Überflutung zusammentreffen, haben keine erheblichere Fähigkeit bewiesen, die aus Indien überkommenen geistigen Besitztümer selbständig weiterzubilden. Den Schwung, die Feinheit indischer Phantasie und Gestaltungskraft, die spitze Schärfe indischer Dialektik haben sie nicht erreicht. Desto fester haben sie mit einer gewissen passiven Treue das einmal Aufgenommene bewahrt: so die alte, echte Gestalt der buddhistischen heiligen Schriften, die Kunde des Palidialekts, in dem diese vom Festland her ihnen gebracht sind, viel von den ursprünglichen Institutionen des buddhistischen Mönchslebens. In den großen Klöstern bei Anuradhapura — heute sind von dieser einst glänzenden Hauptstadt nur Ruinenfelder, umgeben von Dschungel, übrig — hielt man jene Überlieferungen fest, denen wir es heute danken, daß uns ein Bild altbuddhistischen Wesens erreichbar ist, wie es die von allzu tiefen Wandlungen betroffenen Traditionen von Nepal, Tibet, China nicht liefern können.

In einem der eben erwähnten Klöster lebte jener Mahanama, der aus den dort erhaltenen Aufzeichnungen seine Verschronik in dem heiligen und gelehrten Pali geschaffen hat. Er war nicht der erste ceylonesische Mönch, der sich an solche Aufgabe wagte. Wir kennen die Arbeit eines Vorgängers[1]). Ihre verwirrte Unbehilflichkeit läßt es verstehen, wenn Mahanama die älteren Geschichtsbücher hier zu weitschichtig, dort zu kurz, auch voll von Wieder-

[1]) Sie führt den Titel „Dipavansa", d. h. „Chronik der Insel". Ihr Verhältnis zum Werke Mahanamas hat W. Geiger in der lehrreichen Schrift „Dipavansa und Mahavansa" (Leipzig 1905) dargelegt.

holungen findet: solche Fehler gedenke er zu vermeiden. Das ist ihm gelungen. Er schreibt nicht ungewandt. In der Beherrschung des Pali übertrifft er seinen Vorgänger weit.

Aber nicht vom Schriftsteller, sondern vom Historiker ist hier zu sprechen. Für ihn steht im Mittelpunkt von allem, wie sich das bei dem buddhistischen Mönch von selbst versteht, die Lehre und die Gemeinde Buddhas.

Buddha ehrend, den hochreinen, aus reinem Stamm entsprossenen,

setzt er sich vor, zu gefühlsreicher Erbauung der Guten sein Werk zu verfassen,

Das, je nachdem am Platz sein wird Freude oder Erschütterung,
Freud' in des Hörers Geist gießen oder auch ihn erschüttern wird.

Von Buddha selbst hebt die Erzählung an. Den hatten die alten Texte bescheidentlich auf den Landstraßen Indiens von Ort zu Ort ziehen lassen; sie schwiegen leider davon, daß er auch nach Ceylon gewandert, beziehentlich geflogen wäre. Ceylonesische Frömmigkeit wußte dem sinnig abzuhelfen: dreimal hat der Meister die Insel, deren Glaube dereinst so hell leuchten sollte, durch seinen Besuch geheiligt. Menschen gab es zwar damals dort noch nicht, aber vor Dämonen, Göttern, Schlangen ließ er seine Herrlichkeit leuchten, tat er grausenerregende Wunder, bekehrte zahllose Millionen jener Wesen, hinterließ auf dem Berggipfel den Abdruck seines gebenedeiten Fußes, ging er an den Stätten, wo später die großen Heiligtümer des Glaubens stehen sollten, in tiefste Versenkungen ein.

Aus solchen Wunderregionen steigt die Darstellung Mahanamas dann natürlich in irdische Sphären herab. Sie bewegt sich zum Teil in Indien, zum Teil in Ceylon. Der wilde Prinz Vidschaja (wie sein Name sagt, der personifizierte „Sieg"), der vom Kontinent nach Ceylon kommt und im Dämonenland unter Abenteuern ähnlich denen des Odysseus bei Circe menschliche Herrschaft begründet, trifft mit seiner Landung erbaulicherweise gerade auf den Tag, an dem fern im Norden Buddha in das Nirvana eingeht. Doch bis die Buddhalehre nach der Insel gelangt, verfließen noch mehr als zwei Jahrhunderte. Für diese Zeit fällt das Hauptgewicht der Darstellung dahin, wo damals allein buddhistischer Glaube lebt, nach dem indischen Festland. Mit der Bekehrung der Insel wird das anders. Die indischen Ereignisse verschwinden von da an aus Mahanamas Gesichtskreis, und er verfolgt die Reihe der Könige Ceylons bis um 300 n. Chr. Die hervortretendsten Hauptgestalten der ganzen Erzählung sind der große indische Herrscher Asoka (um die Mitte des 3. Jahrhunderts vor Chr.), sein Sohn Mahinda, der das Mönchsgewand anlegt und Ceylon bekehrt, endlich von den ceylonesischen Königen der sagenumwobene Dutthagamani, der siegreiche Einiger der Insel und Erbauer mächtiger, frommer Bauwerke.

Was für ein Stil geschichtlichen Wissens und Verstehens zeigt sich nun im Bericht von diesen Dingen?

Dem ceylonesischen Erzähler — oder überhaupt dem Kreis von Gewährsmännern, als dessen Repräsentanten wir ihn gewählt haben — wird es die Dankbarkeit der Indologie nicht vergessen, daß uns hier zuerst in der Geschichte Indiens eine im wesentlichen vertrauenswürdige, zeitlich fixierbare Königs-

reihe entgegentritt. König Tschandagutta wird genannt: ein fester Punkt, an den sich die Chronologie dieser Zeiten heften läßt. Wir wissen von Tschandagutta (Sandrokottos) aus griechischen Quellen; jeder Zweifel über seine Zeit — unmittelbar nach Alexander dem Großen — ist ausgeschlossen. Die Kontrolle, die uns durch die Griechen ermöglicht wird, ergibt zwar nicht Fehlerlosigkeit der von den Ceylonesen angenommenen Zeitansätze, aber doch Geringfügigkeit ihrer Fehler. Gegenüber der Fatamorgana von Jahrtausenden, welche die Puranas spielen lassen, ist den Jahreszahlen dieser buddhistischen Erinnerungen eine absolut andre Zuverlässigkeit eigen. Von Tschandagutta läßt sich leidlich sicher bis zu Buddha selbst zurückrechnen: dieser muß um 480 v. Chr. gestorben sein. Damit ergeben sich über die Entstehungszeit der altbuddhistischen Literatur und dann weiter über vieles andre Folgerungen, die zum wertvollsten Besitz der Indologie gehören.

Lassen wir uns aber durch das, was wir auf Angaben des alten Geschichtsbuchs aufbauen können, nicht zu falscher Schätzung dieses Buches selbst führen. Daß die volle Reinheit und Tiefe buddhistischen Innenlebens ihm fremd ist, braucht kaum gesagt zu werden: die konnte sich ja nicht dazu schicken, Chronistenarbeit zu tun. Nicht die jenseitigen Ideale jenes Glaubens also, wohl aber die diesseitigen, sehr konkreten und zugleich sehr kleinlichen Interessen der Gläubigen stehen für Mahanama im Vordergrunde alles Geschehens. Da wird von wirklicher Geschichte wenig sichtbar. Alexanders, dessen indische Expedition in nächster historischer Nachbarschaft neben Tschandagutta steht, gedenkt Mahanama — und überhaupt die Überlieferung Indiens[1]) — nicht mit einem Wort. Wie es gekommen ist, daß aus dem verhältnismäßig kleinen Königtum von Magadha, das in Buddhas Zeit bestand, das ungeheure, nahezu die ganze Halbinsel umfassende Reich Asokas geworden ist, danach fragt die Chronik nicht. Asoka selbst, dessen große und edle Herrschergestalt uns die urkundliche Sprache seiner Inschriften lebensvoll vor Augen stellt, wie zeigt ihn Mahanama? Kein dürftigster Versuch, von seiner Persönlichkeit, seiner Verwaltung, seinen Kriegen eine Vorstellung zu geben. Statt dessen watet die Erzählung durch einen Wust immer gleich überherrlicher, gleich leerer Mirakel. Götter, Schlangen und Papageien bringen die Bedürfnisse für den Hofhalt Asokas herbei. Wild und Geflügel strömt zur königlichen Küche und stirbt dort gefällig von selbst. Der uralte Schlangenkönig, der alle vier Buddhas des ganzen Weltalters gesehen hat, wird an den Hof geführt und läßt dort durch seine Wunderkraft das Bild des letzten Buddha mit sämtlichen 32 Schönheitszeichen erscheinen. Unendliche Spendenfülle ergießt sich über die Mönchsgemeinde; bis auf die Instrumente für Zahnreinigung erstreckt sich die Fürsorge des Königs. Der gelehrteste Mönch, eigens zu diesem Zweck aus dem Himmel herabgestiegen und als Mensch geboren,

[1]) Man wird kaum eine Ausnahme in den Kupfermünzen von indischer Form mit dem griechisch geschriebenen Namen Alexanders finden wollen, die dieser, wie es scheint, in Indien hat prägen lassen. — Die Griechen („Yavana") sind der indischen Überlieferung in der Tat bekannt; wie schattenhaft und verzerrt das ist, was diese von ihnen berichtet, habe ich in meiner „Literatur des alten Indien" (S. 131) angedeutet.

reinigt mit Asokas Hilfe die Gemeinde von Ketzern: da erbebt die Erde, wie wenn sie Beifall riefe. So sieht der eingehendste Bericht aus, den die geschichtliche Literatur Indiens über den größten König des indischen Altertums bewahrt hat.

Und in ähnlichem Stil reiht sich nun weiter ein Königsbild an das andre. Der König gelangt zur Herrschaft — besonders gern durch Tötung seines Vorgängers —, um sich durch fromme Bauten, Festfeiern, Spenden von Kleidern oder Lebensmitteln an den Orden Verdienste um den Glauben zu erwerben, zuweilen freilich auch, um die Frommen zu bedrücken und vielleicht gar Mönchen von der dem Verfasser und seinem Kloster feindlichen Partei, diesem zügellosen, unverschämten Gesindel, seine mißleitete Gunst zuzuwenden, dem erfreuten oder erschütterten Leser zum Vorbild oder zum abschreckenden Beispiel. Wenn beim Helden Dutthagamani frischerer Zug in die Erzählung zu kommen scheint, lenkt sie doch bald wieder in das gewohnte Gleis zurück. Dieser große Sieger ist vor allem der fromme König wie er sein soll. Schon als Kind hat er seinen Eltern geschworen, jede Mahlzeit, die er genießt, mit den Mönchen zu teilen, und er legt sich eine Buße auf, als er einmal gedankenlos eine Pfefferschote beim Frühstück zu sich genommen hat, ohne den geistlichen Herren davon zu geben. Die sind einem solchen Fürsten nach Gebühr dankbar. Als ihn Gewissensbisse wegen seiner blutigen Kriege befallen, entsendet die Gemeinde acht Heilige zu ihm. Sie kommen, wie sich das für so fromme Herren schickt, durch die Luft geflogen und spenden dem König den wirksamsten Trost. Die Umgekommenen waren ja fast alle Ketzer und Sünder, dem Vieh gleichzuachten:

Vielfält'gen hohen Glanz bringen wirst du dem Glauben Buddhas, Herr.
Die Gedanken, die dich quälen, schüttle drum ab, du Heldenfürst.

Jenseits der Klostermauern und der Interessensphäre des Ordens verschwimmen für Mahanama die Dinge im Nebel. Da bringt der Dämon Rotauge tödliche Augenkrankheit über das Land und frißt die Verstorbenen. Bei herrschender Dürre stürzen auf die Beschwörungsworte des frommen Königs solche Regenmassen herab, daß der König auf dem Hof des Heiligtums schwimmt — kein König sagenhafter Vergangenheit; er gehört den spätesten in der Chronik behandelten Zeiten an.

Das ist das große Geschichtswerk des südlichen Buddhismus. Verwandtschaft mit den Mönchschroniken unsres Mittelalters läßt sich nicht verkennen. Aber man täte diesen Unrecht, übersähe man, wie unendlich viel plumper, flacher, unwahrer das buddhistische Werk ist. Sollte allein sein klösterlicher Ursprung an der Ungeschichtlichkeit dieser Geschichte schuld sein? Wir wenden uns, um die Antwort darauf zu finden, vom Mönch zum Weltmann, von Ceylon nach Kaschmir.

III.

Das schöne Alpental Kaschmir, rings von hohen Gebirgen umgeben, steht mit dem Norden und Osten, mit Zentralasien und Tibet, wenig in Verbindung. Bessere Verkehrswege, auch sie — insonderheit im Altertum —

nicht leicht gangbar, führen nach Indien. So gehört Kaschmir in den indischen Kulturkreis und ist doch innerhalb dessen eine Welt für sich. Wie sein Gebirgsklima mit den eisigen Wintern, dem wundervollen Sommer anstatt der Regenzeit sich vom Klima der indischen Ebene unterscheidet, so hat auch der Menschenschlag seinen eigenen, ausgesprochenen Typus entwickelt und festgehalten: schöne, falsche, feige Menschen, geistreich, zu allem geschickt, gewandteste Redner, von skeptischem Humor. Kein geringer Teil indischen Dichterruhms ist auf kaschmirische Poeten gefallen. Neben dem Dichterhistoriker Kalhana, von dessen großem Werk wir hier sprechen müssen, steht der wundervolle Erzähler Somadeva, der Dichter des „Meeres der Märchenströme", und Bilhana — wir erwähnten ihn schon als höfischen Geschichtschreiber —, der Verfasser jener fünfzig Strophen, von denen die Legende erzählt, der Dichter habe sie auf dem Wege zur Hinrichtung improvisiert, jede anfangend: „Auch jetzt gedenk ich" . . ., jede die berückenden Reize der Prinzessin feiernd, mit der er geheime Liebe genossen: da soll um solcher Dichtung willen der König ihm verziehen und ihm seine Tochter gegeben haben.

Die Geschichte Kaschmirs ist, wie das der Lage des Landes entspricht, von der Außenwelt durch lange Zeiten, und so denn auch in den Jahrhunderten, mit denen Kalhanas Werk es besonders zu tun hat, nahezu unberührt gewesen, wie denn seine Chronik unter den Grundsätzen kaschmirischer Politik auch das unbedingte Vertrauen auf die Sicherheit des Staates vor allem, was außerhalb seiner Grenzen liegt, in zierlichem Wortspiel anempfiehlt:

Der Kluge fürchtet Jenseit'ges so wenig wie der Atheist.

Höchstens gab es Einfälle kleiner Räuberstämme von den benachbarten Bergen: so jener Darden, die, von aller Geschichte unberührt, heute wie in der Zeit Kalhanas und wie schon in der des Herodot das Gebirge im Norden besaßen und besitzen. Sonst wußte Kaschmir nur von inneren Kämpfen. Aufeinandergepreßt, sich gegenseitig aufreibend in beständigen Intrigen und Umwälzungen, mit List und Gewalt, so durchlebten die kaschmirischen Fürsten- und Adelsgeschlechter ihre Geschichte.

Diese Geschichte ist es, die Kalhanas noch jetzt in Kaschmir gefeiertes Werk darstellt[1]). „Die alten Könige," sagt ein späterer Autor, „waren in

---

[1]) Ich kann von diesem Werk nicht sprechen, ohne des Forschers zu gedenken, der im Studierzimmer wie im Durchstreifen der Gebirge und Täler Kaschmirs unermüdlich und unübertrefflich daran gearbeitet hat, aus dem alten Text das volle vergangene Leben wieder zu erwecken. Das hat M. A. Stein getan, von dessen Aufdeckung buddhistischer Ruinenstädte in der Wüste von Khotan ich hier bei andrer Gelegenheit berichtet habe (Deutsche Rundschau, 1903, Bd. CXVII, S. 470 ff.). Auf eine treffliche Textausgabe der kaschmirischen Chronik ließ er die meisterhafte Übersetzung und Erklärung folgen: Kalhaṇa's Rājataraṅgiṇī, a Chronicle of the kings of Kaśmīr (Zwei Bände. Westminster 1900.) Seiner Arbeit sind die nachfolgenden Darlegungen durchweg zu höchstem Dank verpflichtet. — Hier sei auch auf die historischen Erinnerungen eines zweiten Himalayalandes, von Nepal, hingewiesen, die vor kurzem von Sylvain Lévi in seinem schönen und wichtigen Werk „Le Népal" (Paris 1905) bearbeitet worden sind. In mancher Hinsicht stellen sie sich den kaschmirischen Überlieferungen an die Seite. Doch liegen sie uns nur in ganz moderner Fassung vor, nicht von einer Meisterhand wie der Kalhanas geformt.

Vergessenheit versunken, da die Sonne der Dichtkunst nicht über ihnen aufgegangen war: da hat Kalhana mit poesiedurchtränkter Rede ihren Ruhm zu frischer Jugend erweckt."

Er war von brahmanischer Kaste, Sohn eines Staatsmanns, der seinem Könige Harscha[1]) treu diente und in dessen Sturz verwickelt war. So sah Kalhana das Treiben der leitenden Persönlichkeiten seiner Zeit aus der Nähe, und zugleich stand er doch in gewisser Weise abseits, denn der Gunst der Fürsten, die auf Harscha folgten, hat er sich allem Anschein nach nicht erfreut.

Die Anfänge seiner Erzählung verlieren sich noch tiefer als die des Mahavansa in Sagenregionen. Deutlich ist die Anknüpfung an den literarischen Typus der Puranas; wir besitzen noch jetzt ein speziell mit Kaschmir sich beschäftigendes Purana, das Kalhana für seinen Bericht von den ältesten Zeiten benutzt, ja stellenweise fast wörtlich ausgeschrieben hat.

Götter töten den Dämon des Sees, der einst Kaschmir bedeckte, und erschaffen das Land. Fabelhafte Könige herrschen. Solcher Charakter der Erzählung von dieser Vorzeit befremdet nicht. Was aber befremden mag, ist, in wie späte Zeitalter solche Mythen und Legenden hineinreichen und dort bald weite Strecken allein erfüllen, bald Trümmer geschichtlicher Erinnerungen von allen Seiten umgeben. Zu solchen Trümmern gehört, nicht weit vom Anfang des Ganzen, die Nennung von Asokas großem Namen: in Kaschmir ist es so unmöglich wie in Ceylon, von der Vergangenheit zu sprechen und ihn zu vergessen. Aber was weiß der Chronist von ihm? Sein buddhistischer Glaube wird berührt; sonst nur dürftige Notizen. Wollten wir auf Grund von Kalhanas Werk die Zeit Asokas berechnen, würden wir ihn mindestens ein Jahrtausend zu früh ansetzen. Bald tauchen andre geschichtliche Gestalten auf: die mächtigen Türkenkönige, von deren indischer Herrschaft in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten wir aus Münzen, Inschriften, buddhistischen Nachrichten wissen. Kalhana erwähnt ihren fremden Ursprung, die Blüte des Buddhismus in ihrem Reich; im übrigen gibt er auch hier nur wenige farblose Bemerkungen und eine Notiz darüber, wie lange nach Buddhas Tode sie regiert haben: ein Fehler von 400 Jahren. Und dann geht durch viele Jahrhunderte nach den Türkenkönigen die wilde chronologische Verwirrung weiter und ebenso die Häufung von Märchen über Märchen im Stil von Tausendundeiner Nacht. Es besteht starker Verdacht, daß an einer Stelle die Chronik einen Vater 700 Jahre nach seinem Sohne regieren läßt, und schon recht entfernt von den Zeiten des eigentlichen Altertums wandelt einen König die Laune an, 300 Jahre lang zu herrschen. Da ist es nur in der Ordnung, daß Kobolde und böse Geister, Schlangendämonen samt ihren Frauen und ihren mondantlitzigen, lotosäugigen Jungfrauen die Helden von Begebenheiten sind, die der Chronist mit vielem Ernst erzählt. Schiva in eigner Person tritt auf, als Asket gestaltet; die schöne Königin, die in Wirklichkeit eine Göttin ist, hinterläßt nachts dem König ein ihr gleiches Phantom und fliegt

[1]) Man verwechsle diesen nicht mit dem oben S. 364 genannten gleichnamigen König.

selbst als Biene davon. Daß Kalhanas Quellen ihm Geschichte dieses Schlages bieten, ist ebenso bezeichnend, wie daß er sie mit immer derselben Zuversicht weiter überliefert. Es ist wahr, er hat hier und da über die Widersprüche der von ihm benutzten Quellenwerke nachgedacht. Er hat auch Inschriften alter Könige über die Errichtung von Tempeln oder Landverleihungen verglichen, um so, wie er sagt, „jeglichen Irrens Müdigkeit“ zu bezwingen. Aber solche Bemühungen einfachster Art ändern doch kaum etwas daran, daß er in allem Wesentlichen den Stoff so, wie ihn seine Vorgänger ihm lieferten, gläubig hingenommen hat. Oder gerät dieser Glaube doch gelegentlich ins Wanken? Wie die Wunder einmal zu bunt werden, sagt er offenherzig:

Wenn ich von einem neuzeit'gen König so seltsames Geschehn,
Gemeinem Denken unglaublich melde, fühl ich Verlegenheit.
Doch wer der Weisen Pfad wandelt, wird's unbeirrt versagen sich,
Das Werk, das er erschafft, fügsam anzupassen des Hörers Sinn.

Der Sprung, mit dem das Hindernis genommen wird, ist nicht ohne Eleganz. Aber hat dieser „Pfad der Weisen“ viel Ähnlichkeit mit den Wegen der Geschichtschreibung? Wie ahnungslos werden die Gestalten und Begebenheiten der Geschichte, ohne Umrisse und Farben, ohne Zusammenhang, Ernst und Wucht mitten hineingestellt in das Zuckerwerk dieser zierlichen, „wie das Gangeswasser reinigenden“ Kleinlichkeiten, dieser rührenden oder grausigen Wundermärchen, deren ganze Geschichtlichkeit darin besteht, daß sie irgendeinem König oder unter irgendeinem König passiert sein sollen! An der Schwelle griechischer Geschichtschreibung steht das Wort des alten Hekataios: „Dies schreibe ich, wie ich es für wahr halte, denn die Hellenen erzählen viel, wie mir scheint, Lächerliches“. Der eine Satz genügt, die Distanz zwischen beiden Literaturen zu messen.

IV.

In den Zeitaltern, von denen Kalhana in jener Weise berichtet, hat die Poesie Indiens längst ihre Blüte erreicht und hat angefangen, greisenhafte Züge anzunehmen. Man besitzt haarspaltende grammatische Wissenschaft, die, zum Teil seit langen Jahrhunderten, in leitenden Werken von kanonischer Geltung, in Massen von Kommentaren, in Kommentaren zu den Kommentaren niedergelegt ist. Philosophische Spekulation, Mathematik und andre Wissenschaften haben üppige Produktion entfaltet. Den geschichtlichen Überlieferungen über diese Zeit ist doch das primitive Aussehen geblieben, das wir beschrieben haben.

Aber wenn auch spät, ein Wandel tritt schließlich ein. Langsam sieht man in Kalhanas Werk ihn sich vollziehen; er erreicht seinen Abschluß um das neunte Jahrhundert n. Chr. Für diese Zeit endlich zeigen die Quellen, aus denen der Dichter schöpft, die Züge reichhaltiger und glaubwürdiger Erinnerung. Die Märchen verschwinden nicht, aber sie weichen zurück. Schließlich folgt die Gegenwart, die Kalhana aus eigener Kunde beschreibt.

Es wäre ungerecht, es nicht anzuerkennen: das Bild, das hier erscheint, ist in den meisten seiner Züge ein Bild der Wirklichkeit. Es steht an Inhalts-

fülle und Leben hoch über allem, was der kindliche Mönchschronist von Ceylon bietet. Ein Wissen von den Ereignissen, wie dieses, findet sich in der indischen Literatur nicht zum zweitenmal.

Die handelnden Personen kommen zur Erscheinung in Bildern, über denen zuweilen etwas von florentiner Helligkeit liegt. In der Mitte der König, der ganze „Strom der Könige". Hier und da — keine häufige Erscheinung — ein edler und gerechter oder doch eine Zeitlang sich solcher Tugenden befleißender König. Meist verfallen diese Herrscher dem Fluch, der indischem, insonderheit kaschmirischem Königtum anhaftet. Einer nach dem andern folgen sie sich, die Bedrücker des Volks, die wilder Zügellosigkeit, schmachvoller Erniedrigung hingegebenen. Ananta muß Thron und Diadem einem Gläubiger verpfänden und die erhabenen Versatzstücke jedesmal zur monatlichen Empfangszeremonie aus dessen Haus holen lassen, bis seine Gemahlin der Schande ein Ende macht und die Pfänder einlöst:

> Die Königin fortan übte Pflicht und Geschäft des Königtums.
> Von allem Prahlen ablassend tat der König, was sie befahl.

Solche Frauen treten bei Kalhana nicht ganz selten auf. Es ist kein Zufall, daß eine der lebendigsten Gestalten, die er gezeichnet hat, eine Frau ist, die noch heute im kaschmirischen Volksmund lebende Didda (um 1000 n. Chr.), die lahme, willensstarke Königin, gleich zügellos in Grausamkeit wie in Sinnlichkeit. Mit Weiberherrschaft jeder Gestalt bis herab zur Allmacht abenteuernder zigeunerischer Schönheiten wechselt Günstlingsherrschaft. Parasiten, oft mit einem Anflug von grimmigem Humor geschildert, spielen mit König und Königtum — der Betelhändler, der „Katzenkaufmann", so genannt wegen seiner Liebe zu einer schwarzen Katze: er tut sich als Guru und Heilkünstler auf und kuriert Kranke durch Auflegen seiner übelriechenden Hand. Gestalten dieses Schlages, dazu Spaßmacher, Kuppler, Wahrsager sind in der Umgebung der Majestät tonangebend:

> Läßt jemals sich ein Fürst finden von unerschütterlichem Geist,
> Den nicht 'ner Puppe gleich Lumpe tanzen machen vor aller Welt?

Zu den Tragödien und Komödien des Hofes bildet das hauptstädtische Publikum den Chor: alte Beamte außer Diensten, die Badeanstalten am Fluß frequentierend, ehrgeizige Militärs, mit indezenten Angewohnheiten behaftete Schulmeister, ältliche Tänzerinnen von den Tempeln, Kaufleute, die Depositen veruntreut haben, bewaffnete Landbarone aus der Umgegend —

> Die von dem neusten Putsch eifrig schwatzend andre und sich erfreun,
> Die sind's, die's hierzuland gern sehn, wenn dem Herrscher Bedrängnis naht.

Sie können sich nicht beklagen, daß dies Vergnügen ihnen knapp zugemessen wird. Denn was Kalhana erzählt, die Geschichte derer, die „den Pfad des Todes mit Namen Thron" beschritten haben, ist eine lange Kette von Intrigen, Verleumdungen, Verrat, Grausamkeit, Mord und Selbstmord, angstvoller Flucht, Kampf des Sohnes gegen den Vater, des Bruders gegen den Bruder. Ein Bild, über dem blutroter Schein liegt, umwunden von anmutigen Versgirlanden . . .

Die Charaktere und Absichten der handelnden Personen ist Kalhana ernstlich bestrebt zu verstehen und ihnen gegenüber — im ganzen wohl mit ehrlichem Willen — die Pflicht des Erzählers zu erfüllen,

> dessen göttlich beseeltes Wort
> Gleich eines Richters Spruch kündet die Wahrheit ohne Lieb und Haß.

Feinere Charakteristik zwar glückt ihm selten. Wo er sich nicht an Extremen von Lob oder Tadel genügen läßt, bringt er es kaum weiter als bis zum Sammeln einzelner, hier und da in der Tat lebendig aufgefaßter, drastisch wiedergegebener Züge. Ehre macht ihm, daß er, frei vom schrankenlosen Selbstvertrauen andrer indischer Denker, die Geheimnisse, denen der Seelenschilderer oft gegenübergestellt ist, zu würdigen weiß. „Der Mensch," sagt er einmal, „ist nicht geschickt, den wahren Sinn des andern zu durchschauen. Wenn die Ereignisse einherströmen, werden die Eindrücke, die der am Ufer Stehende empfängt, unsicher schwanken." Die Maximen der herkömmlichen kaschmirischen Politik, die kleinen Mittel, mit denen die Selbstsucht der Regierenden auf ihre ebenso kleinen Zwecke hinzusteuern gewohnt ist, sind ihm selbstverständlich kein Geheimnis; er formuliert sie gelegentlich mit einer Offenheit, die nichts zu wünschen übrig läßt. Doch in das Spiel aller dieser menschlichen Kräfte sieht er beständig Überirdisches hineingreifen, bösen Zauber, Zeichen und Wunder, Tücke und Zorn von Dämonen, Verdienste und Schuld vergangener Phasen des Seelenwanderungslaufes:

> Was Traum und Gaukelkunst niemals gestalten könnte, sprüht hervor,
> Rätselhaften Geschehns Wunder aus bunter Tiefe alter Tat.

Vor allem aber schiebt sich zwischen Wollen und Vollbringen des Handelnden die Übergewalt, zu der menschliche Schwäche mit Grauen und Resignation aufblickt, der Wille des Schöpfers, das Schicksal. Immer wieder kehren trübe Worte des Dichters darauf zurück. Grausam, willkürlich, pervers spielt das Schicksal mit dem Menschen. Es zieht die Fäden, an denen die willenlosen Marionetten tanzen. In den Geist des Klugen ergießt es verderbenbringende Unsicherheit. Den Lotosblüten, die die Sonne hat aufblühen lassen, schickt es den Elefanten, dessen Rüssel sie entwurzelt. Schnell münden die Zusammenhänge des Geschehens, die der Poet wohl hier und da einen kurzen Schritt auf ihren irdischen Bahnen zu begleiten sucht, in diese düstern Tiefen des Unerforschlichen.

Es kann kein Zweifel sein: Kalhanas Werk bleibt der Hauptsache nach durchaus diesseits des Punktes stehen, wo die Geschichten von Königen und merkwürdigen Taten sich in Geschichte verwandeln. Die formende Arbeit, die aus den Umrissen des einzelnen Geschehens die großen Linien sich erheben läßt, die dessen Sinn beschreiben, ist bei ihm kaum über Anfänge hinausgediehen. Entkleidet man seine Erzählung aller poetischen Elemente, so erscheint sie, wenn man moderne Ausdrücke einmengen darf, im wesentlichen auf dem Niveau der mehr oder minder genauen Zeitungsnachricht, zuweilen der politischen Witzblattsatire. Der gestaltende Prozeß, den dieser Stoff in der Tat durchgemacht hat, ist nicht der des historischen Denkens, sondern der

Dichtung — der Dichtung im indischen Sinn, mit ihren glänzenden Eigenschaften und ihren Schwächen.

Kalhana ist sich selbst durchaus darüber klar: er fühlt sich als Dichter, und er ist Dichter. Seine Meinung ist nicht etwa, als Poet auf die Eigenschaften eines Geschichtsforschers oder Geschichtschreibers zu verzichten. Vielmehr ist für ihn überhaupt die einzig denkbare Aufgabe, um die es sich bei der Darstellung der Vergangenheit handeln kann, die dichterische:

Wer anders kann zurückführen vergangne Zeit zur Gegenwart,
Als wer, ein Weltschöpfer, kundig lieblichen Schaffens, der Poet?
Säh nicht des Dichters Aug leibhaft das Sein, das er der Welt enthüllt,
Welch anderen Beweis gäb es, daß Götterblick ihm ward zuteil?

Wie andre Poeten die Schicksale von Rama oder von Nala und Damajanti wählen, um sie in ein Dichtwerk zu verwandeln, ungefähr in demselben Sinn tut es Kalhana mit den Erlebnissen der kaschmirischen Könige. Er häuft über seine Darstellung den Schmuck, den ihm das Studium der Poetik und der klassischen Musterwerke zur Verfügung stellt. In kunstvoller, blumenreicher Rede läßt er die handelnden Personen ihre Motive vortragen. Der idealistische Königssohn tritt mit edlem Pathos für das bedrückte Volk ein, und mit zynisch angehauchten Worten entgegnet der alte König, die Unterlippe von Lächeln umspielt. Der Politiker oder Militär spricht ausführlich und zierlich wie ein Poet, ein Moralist, eine Person des indischen Dramas, ein Affe oder Schakal der indischen Fabel. Auch das intimste Selbstgespräch legt die poetisch-rhetorische Toilette nicht ab. Die Situationen ziehen blendend, ergreifend, bestürzend an dem Beschauer vorüber — langsam, denn jeder Schritt muß ihn locken, das ganze bunte Farbenspiel des Universums zu bewundern, in dem anmutige, gelehrte, preziöse, geschickt sich aneinanderschmiegende, hoch übereinandergetürmte Gleichnisse, Wortspiele, Sentenzen die Ereignisse sich spiegeln lassen. Selten sieht man die wirklich charakteristischen Züge eines Vorgangs. Dafür werden Sonne, Mond und Lotosblumen, Löwen und Elefanten, Ganges und Himalaya aufgeboten, um in überschwenglichen Vergleichungen die Herrlichkeit oder Furchtbarkeit der Dinge zu veranschaulichen. Das Hospiz, das die fromme Königin baut, ist gleichsam ein großer Käfig für den Schwan der guten Werke. Der Aufrührerhäuptling ist der Sammelplatz aller Räuber, wie eine Erdspalte der Eulen, Auszehrung der Krankheiten, die Hölle der Teufel, das Meer der Seeungeheuer. Man höre, wie Prinz Bhodscha über das Gebirge ins Dardenland flieht. Kann man den Berg und seinen Wolkensteg beredter beschreiben?

Des breiten Gesteins Spitzen todeszahngleich umstarrten ihn.
Wie des Verderbens Netz legte sich um ihn finstre Wolkennacht.
Wuchtig stürzten die Schneemassen rings Elefantenherden gleich.
Seinen Leib traf wie Pfeilschüsse der Wasserfälle sprühnder Gischt.
Bald zerwittert von Sturmwehen barst ihm die Haut, des Blutes Wall,
Bald blendeten ihm Schneefelder sonnenlichtgleißend das Gesicht . . .

Die indische Theorie der Dichtung will, daß über den Einzelschönheiten des Dichtwerks ein allbeherrschender „Geschmack“ — man könnte ebensogut sagen „Stimmung“ — walte. Auch Kalhanas Chronik gehorcht der Regel, und

der Dichter hat nicht unterlassen es auszusprechen, welchen „Geschmack“ unter denen, die dem Dichter zur Verfügung stehen, er gewählt hat:

> Jäh die Wesen ins Sein treten; im Augenblick zerbrechen sie:
> Der Entsagung Geschmack herrscht drum als König über dieses Werk.

Den friedevoll süßen Genuß solcher auf Schmerzliches zurückblickenden und allen Schmerz überwindenden Stimmung seinem Leser zu bieten, ist Kalhanas letztes Ziel, nicht geschichtliche Belehrung.

V.

Die Radschatarangini repräsentiert unzweifelhaft die höchste von Indern erreichte Stufe historischer Darstellung. So ist die Frage, in welchem Sinn jene Geschichtschreibung besessen haben, beantwortet. Sie haben sie besessen als Erzählung einzelner Ereignisse. Zum Durchdenken der geschichtlichen Zusammenhänge, des Wirkens der Kausalitäten haben sie sich kaum erhoben. Doch wie selten ist im Altertum Geschichte in diesem Sinn geschrieben worden! Und weiter wäre zur näheren Charakteristik jener rein erzählenden Geschichtschreibung zuvörderst hinzuzufügen, daß sie offenbar innerhalb des Ganzen der Literatur, der geistigen Arbeit, des allgemeinen Interesses Indiens eine viel geringere Bedeutung besessen hat, als bei den meisten andern Kulturvölkern. Sodann wäre die ungewöhnliche Lückenhaftigkeit und Verwirrtheit des Wissens namentlich von den älteren Zeiten hervorzuheben, das widerstandslose Walten von Phantasie und Wunderglauben, vor allem endlich die Unterwerfung der Geschichte bald unter die Fremdherrschaft religiösen Wesens, bald und vor allem unter die der Poesie.

Wie es kam, daß man in diese Schranken gebannt blieb? Eine Frage, die wir uns bescheiden müssen nur tastend und annähernd zu beantworten.

Einige Momente mehr äußerlicher Natur berühre ich kurz: das späte Auftreten und der lange Zeit hindurch sparsame Gebrauch der Schrift, das schnelle Untergehen von Handschriften infolge des indischen Klimas und fortwährender politischer Umwälzungen[1]).

Daß die Inder trotz solcher Verhältnisse an sich durchaus imstande waren, umfangreiche Massen von Wissenstatsachen zu überblicken und sie mit minutiöser Treue von alter Zeit an zu überliefern, steht fest. Die Erhaltung der Vedatexte mit den Kleinigkeiten und Kleinlichkeiten ihrer Lautgestalt oder die Bewahrung des labyrinthischen Systems der Grammatik beweist das. Was

[1]) Ein Beispiel dafür, wie leicht im Orient solche Umwälzungen geschichtliche Kunde, die unzweifelhaft einmal dagewesen ist, verschwinden lassen, liefert die nächste Nachbarschaft Indiens. Die traditionelle Geschichte der Perser, wie sie sich unter den Sasaniden fixiert hat, weiß von der gewaltigen Achämenidenzeit nichts oder so gut wie nichts, von den Arsakiden nicht viel mehr. Es ist ohne weiteres klar, daß es sich da nicht um Zeiten handelt, die dem Entstehen geschichtlicher Überlieferungen in Persien vorangehen. Dem entsprechend kann man an die Möglichkeit denken, daß es auch in Indien z. B. über die Zeit Asokas Überlieferungen von ganz anderm Charakter als die uns erhaltenen einmal gegeben hat. Doch das ist eben nur eine in der Luft schwebende Möglichkeit. Und schon, daß jene Überlieferungen so ganz verschollen wären, bliebe bezeichnend.

solche Leistungen ermöglichte, war die peinlich genaue Arbeit großer, jenem Wissen sich widmender Schulen.

Konnte Bedürfnis geschichtlicher Kunde ähnliche Schulen ins Dasein rufen? Eine eigentliche Wissenschaft war die Geschichte dem Inder nicht. Wissenschaft gab es für ihn im ganzen nur da, wo es galt, in einem System von Regeln — kein Volk hat solche Vorliebe für Regeln gehabt — zu irgendwelchem kunstgerechten Tun anzuleiten. Die Grammatik überlieferte die Regeln für gebildetes Sprechen, die Philosophie die Regeln für die Erlösung vom Weltleiden, die Erotik für kunstgerechte Galanterie: Wissenschaften, die den eifrigen Sprechern, den ebenso eifrigen Nirvanasuchern und Liebesbeflissenen Indiens unmöglich fehlen durften. So war auch eine in Regeln sich aufbauende Wissenschaft von der Staatslenkung denkbar und hat in der Tat bestanden. Aber die Wiedergabe des nicht in Regeln zu fassenden, sondern in seinem raschen Fluß zunächst eben nur erzählbaren Geschehens fiel naturgemäß einer minder festgefügten Technik der Durcharbeitung und Darstellung anheim. Diese Aufgabe verharrte innerhalb des Bereichs, dem sie seit den alten Zeiten epischen Singens und Sagens angehört hatte: sie blieb mit der nichtgeschichtlichen, dichterischen Erzählung vereinigt. Es ist bekannt, welch ungewöhnliche Bedeutung diese gerade bei den Indern, den größten Erzählern der Welt, besessen hat. Schon darum ist es begreiflich, daß hier die Kunst des Erzählens hartnäckiger und unbezwinglicher als anderwärts die Geschichtsdarstellung in ihren Bahnen festhielt.

Und mancherlei weitere Verhältnisse wirkten dahin zusammen, die Kräfte, die etwa eine Loslösung hätten herbeiführen können, zu mindern: objektive und subjektive Momente, der besondere Charakter indischen Geschehens und der Charakter seiner Beschauer.

Ein Geschehen, das seiner Natur nach nur schwer und selten zu ernstlicherer Betrachtung erziehen konnte. Der Staatsorganismus war hier oberflächlich über die einzelnen hingespannt, nicht organisch in Lebenstiefen verwoben. Es handelte der König oder sein Minister. Überall trat der durch und durch egoistische, schwächliche, dazu von Aberglauben durchtränkte Charakter dieser Despotie hervor. Die indischen Traktate über Politik beschäftigen sich wenig damit, wie die Kraft von Land und Volk zu entwickeln ist. Dafür versäumen sie nicht zu lehren, welche Gestirne sich für das Rasieren des königlichen Bartes eignen, wie sich der Herrscher bei der Tafel vor Vergiftung zu hüten hat, wie er seinen Feinden gegenüber das Doppelspiel der Krähe treiben soll: die hat nach indischem Glauben nur ein Auge, das sie geschickt zwischen rechter und linker Augenhöhle hin und her zu bewegen weiß. Was hatte hier die Geschichte von zielbewußter, Zeitfernen überspannender Arbeit zu erzählen, von heroischen Anstrengungen des Bürgergeistes, zu Marathonschlachten ziehenden Kämpfern? Es ist bezeichnend, daß es nationale Helden außer den Helden des Mahabharata, des Ramayana kaum gegeben hat. Die Ereignisse, die in die Augen fielen — wir sehen vom religiösen Gebiet ab — waren Dolchstöße von Verschwörern, Haremskatastrophen, Schwankungen der Launen kleiner Sultane, deren Dienst, wie Kalhana sagt, gefährlicher ist als

sich mit bösen Geistern abgeben oder Gift essen. Der rechte Gott dieser Welt ist Schiva, das wilde Gottungeheuer. Da herrscht stoßweißes Geschehen, labiles Gleichgewicht. Es soll nicht gesagt werden, daß solche Despotie hohe Entwicklung der Geschichtschreibung notwendig ausschließt. Besondere Verhältnisse können diese Wirkung ja aufheben. Aber an sich muß der beschriebene Zustand in jenem Sinn wirken. Denn wie sollten sich die Ereignisse da der Nachwelt als ihrem eignen Leben zugehörig erweisen? Die Generation von heute kann ja hier nicht ihr Dasein als der Arbeit von gestern und vorgestern verdankt empfinden und, von der Vergangenheit hörend, selbst in deren Wollen und Vollbringen hineinwachsen. Das Interesse reißt ab oder dauert nur als Haß fort, sobald Herrscher oder Dynastie wechselt, und die pflegen in Indien kurzlebig zu sein. Solange sie da sind, muß man ihnen schmeicheln. Statt der Historiker haben also jene höfischen Panegyriker das Wort, die wir schilderten. Am günstigsten für das Fortleben von Erinnerungen ist immer noch die festumschriebene Isoliertheit eines Gebietes wie Kaschmir oder das verhältnismäßig bleibende Wesen des buddhistischen Ordens; freilich war durch dessen Weltfernheit auch wieder die Entwicklung klar und weit blickender Geschichtsauffassung besonders erschwert.

Dem schwankenden Geschehen, das sich so ungern festhalten ließ, entsprachen die verwandten Eigenschaften des Geistes, der sich an dessen Betrachtung versuchte. Beides war ja aus gleicher Wurzel erwachsen — in mancher Hinsicht dieselbe Figur, in veränderter Richtung gesehen.

Sofern nicht erbauliche, religiös-praktische, höfische Nebenrücksichten obwalteten, an welche geistigen Bedürfnisse mußte sich die Geschichtsbetrachtung in Indien wenden? Konnte es sich darum handeln, den Lenkern des Volkes — vom Volk selbst wird man hier überhaupt nicht sprechen — Wege und Ziele des Strebens aufzuweisen? Das leisteten auf ihre Art die theoretischen Werke über Politik. Und wünschte man über Weltlauf und Lebenskunst konkrete Belehrung, so lag es in der indischen Art, die vielmehr bei den so unendlich lebendig gezeichneten verschmitzten, ironischen, dummen Löwen und Affen, Schlangen und Fröschen etwa des Pantschatantra zu suchen als in der viel weniger gefügigen und beredten Wirklichkeit. So konnte der Geschichte kaum ein andrer Zweck bleiben, als geschickt zubereitet zu unterhalten, zu rühren, zu erschüttern. Wir werden wieder darauf zurückgeführt: als Betrachter der Geschichte blieb übrig der Erzähler, der Poet und sein Publikum.

Damit war denn der Wahrheitssinn, ohnehin kein vorherrschender Instinkt indischer Seelen, stark zurückgeschoben. Man wird nicht sagen, daß er in der Geschichtschreibung spurlos fehlte. Aber er war nicht da in klarer, seiner selbst bewußter, streitbarer Form, als Kritik. Den Vedatext von Fehlern freizuhalten, gebot die religiöse Sorge. In die geschichtlichen Erinnerungen Fehler geraten zu lassen, ja sie direkt zu fälschen, gebot, von gröberen Interessen abgesehen, der südliche, indische Geschmack mit seiner unter der indischen Sonne heimischen Lust am Bunten, Grellen, Ungeheuren, und die südliche, indische Phantasie der Erzähler, der die entsprechende Leichtgläubigkeit der Hörer entgegenkam. Hier sprach der Rassencharakter sein

Wort, stellte seine Forderungen und sorgte für deren Erfüllung. Es ist nicht zufällig oder nebensächlich, daß die Geschichte sich hier in Versform oder allenfalls in das Prunkgewand der Kunstprosa kleidete. Was sollte ihr die schlichte Sachlichkeit alltäglicher Prosa? Sie wünschte im Singsang indischen Versvortrages bewundernden Hörerschaften sich einzuschmeicheln. Was für die Erzählung störend oder wirkungslos war, blieb unbeachtet: so trockene Dinge wie Jahreszahlen oder die richtige Ordnung des Früheren und Späteren. Was man festhielt, wurde ausgeschmückt, in demselben Stil, in dem man das Epos, die Buddhalegende zu wirren Prunkstücken geschmückt hat, von denselben Händen, die die Götterbilder Indiens mit ihrem Wust von Köpfen, Armen, Attributen behäuften. Alles mußte übergroß, überschön, überfurchtbar sein. Der Blick heftete sich nicht entschlossen an die scharfkantigen Umrisse, die Wirkliches begrenzen. Verschleiert, tändelnd glitt er darüber hin. Schnell bildete sich zwischen dem Auge des Beschauers und dem in die Vergangenheit zurückweichenden Geschehen jene Luftschicht, in der alles Feste zerfloß. In das Gesichtsfeld schwammen die Bilder hinein, auf denen der Blick so gern ruhte, die bunten Bilder aus der Traum- und Zaubersphäre. Wie die indische Naturwissenschaft — wenn man sie so nennen kann — in die Bewegungen der Atome alsbald die Wirkungen von Verdienst und Schuld der Seelen hineinspielen ließ, in demselben Stil verfuhr die Geschichte. Neben König Asoka trat der uralte, wundertätige Schlangenkönig. Die Stimme schwieg, die gesagt hätte, daß das nicht Wahrheit, nicht Geschichte sein kann; so blieb denn, wo es Geschichte war, was man erfaßte, dies oft genug ein bloßer Zufall.

Und wie die getreue Auffassung der einzelnen geschichtlichen Gestalt, des einzelnen Ereignisses, so war vollends das Ordnen und Formen der Einzelheiten zum Ganzen, das Klarlegen der im Geschehen waltenden Verkettung der Ursachen und Wirkungen durch die indische Geistesrichtung auf das tiefste erschwert.

Handelnde, Aufbauende erleben in ihrem Innern, was es heißt, Geschichte haben und machen. Sie erleben die Zusammenhänge, die Bedingtheiten, die Plastizität des Geschehens, das Ineinanderspielen von Wollen und Notwendigkeit, die Gewalt der Idee, die durch Menschenhand die Ereignisse in großer Bahn lenkt, mag diese Idee nun als Freiheit und Macht der antiken Polis benannt werden oder als weltbeherrschende Ordnung Jahves. Solche Eindrücke und Erfahrungen sind dem Inder sparsam zuteil geworden. Sein Glaube an handelndes Gestalten des Daseins ist müde und schwach. Die Gewalten, denen er die Lenkung der Dinge zuerkennt, lieben nicht die klare Linie, das feste Ziel. Übermächtiges, unergründliches Schicksal und die ebenso unergründlichen Folgen der Taten vergangener Existenzen treiben ihr Spiel in jenen Riesenweltperioden, deren Ziel die Ziellosigkeit ist, in denen sich die menschliche Kleinheit verliert. Und unterhalb dieser Höhenregionen phantastischer Spekulation, in niederer Sphäre tummeln sich die Götter und Geister, die Zauberer und Gespenster, die kleinen, bunten, kindlichen Gestalten, in denen die Phantasie und Passivität jene Mächte ins Unbegrenzte vervielfältigt, unter deren Willkür die Menschenkraft erliegt.

Ereignisse, die solchen Gewalten untertan sind, müssen noch zusammenhangsloser, als das schon durch die Lücken der Erinnerungen bedingt wird, auseinanderfallen, so wie die Vorgänge des indischen Dramas, der indischen Erzählung auseinanderzufallen pflegen; und dies Auseinanderfallen muß dann seinerseits wieder das Entstehen neuer Lücken der Erinnerungen begünstigen. Vor dem Beschauer zieht eine Phantasmagorie vorüber. Sein Ich hat nicht die Kraft und Ruhe, sie Forderungen formbeherrschter Begreiflichkeit zu unterwerfen, sondern es verliert sich hilflos Schritt für Schritt in jedes einzelne ihrer Elemente. Oder, um in der Sprache der buddhistischen Predigt zu reden, jener Strom von Vorstellungen flutet einher, der „unbeständig, leidenvoll, dem Wechsel unterworfen ist", von dem man nicht sagen kann: „das ist mein, das bin ich, das ist mein Selbst. . . ."

Die Fähigkeit gehörte nicht zu den Stärken des indischen Geistes, die verschiedenen im Keimzustand noch ungesonderten Formen geistigen Schaffens voneinander abzulösen, zu differenzieren. Das Recht hat sich hier spät und unvollkommen von Sitte und Religion getrennt. So erkennen wir auch als begreiflich, daß aus den Umhüllungen, die sie umgaben, sich Geschichte, die allein Geschichte und nichts andres war — keine praktische Theologie und keine Dichtung — in Indien nicht hat herauslösen können.

Gewiß werden den Aufsuchern indischer Manuskripte noch weitere Funde von Geschichtstexten gelingen, und wer wollte ihnen die Freude daran verargen? Das Können der indischen Historiker wird uns durch solche Funde doch schwerlich in neuem Licht erscheinen. Aber sollen wir die Inder darum schelten, daß sie Inder sind? Diese Volksseele wäre nicht sie selbst ohne den unhistorischen Zug. Für sie sind andre als geschichtliche Werte die entscheidenden. Ein Historiker im großen griechischen Stil, ein Thukydides wäre in der indischen Literatur so unmöglich wie eine Apollofigur in einem Heiligtum Schivas.

Maria Stuart in Elisabeths Gefangenschaft.

Die letzte Phase (1574—1587).

Von

Lady Blennerhassett.

I.

Für energische, tatkräftige Naturen ist passives Dulden die schlimmste Art des Leids. Was mußte es für eine kaum dreißigjährige Frau sein, die, zum Herrschen geboren, mit Kampf und Gefahr vertraut, keine Todesfurcht kannte? Sie hatte nichts unversucht gelassen, um ihre Ketten zu sprengen, die Verstellung zur Lüge, der Lüge zum falschen Schwur, die offene Gegnerschaft zur Verschwörung, der Verschwörung zu Mordanschlägen, gesteigert, über deren Ausführung die Staatsmänner des mächtigsten Monarchen der Christenheit mit Zustimmung ihres geistlichen Oberhauptes beratschlagten, ohne daß auch nur einer derselben andre als Nützlichkeitsgründe gegen Pläne vorgebracht hätte, die das Leben einer Königin als verwirkt, ihren Tod als beschlossene Sache behandelten. Ein Gleiches hatte diese Königin zu tun versucht. Für Maria Stuart wie für Elisabeth waren Gift, Dolch und Meuchelmord nur eine andre Form der Hinrichtung, die die eine der beiden Gegnerinnen durch legale Mittel nicht erreichen konnte, die andre nicht erreichen wollte. Elisabeth hat bis zuletzt versucht, sich Marias durch Werkzeuge zu entledigen, die ihr die Unterschrift eines Todesurteils ersparen sollten. Maria hat stets gehandelt wie eine Verfolgte, die, zur Notwehr gedrängt, sich in der Wahl der Kampfmittel durch keine Gewissensbedenken gebunden oder behindert glaubte. Nicht ihr Wille, nur die Tatsache, daß die von ihr geführten Waffen in Feindeshände gefallen waren, veranlaßte vorläufig eine Ruhepause, die Jahre dauern sollte.

Vom September 1572 bis zum Januar 1574 verzeichnet Maria Stuarts Korrespondenz nur neun Briefe. Sie verraten nichts vom furchtbaren Drama, das vorausgegangen war, und sind fast alle an den französischen Gesandten, La Mothe Fénelon, gerichtet. Allein sie gingen durch Burleighs und Leicesters Hände, und ihre Vermittelung mußte Maria anrufen. La Mothe Fénelon war es auch, der Bischof Leslies Begnadigung durchsetzte.

Nachdem dieser alles verraten hatte, was er wußte, schien es nicht mehr der Mühe wert, ihn zu opfern. Aber er wurde verbannt und lebte vorerst in Frankreich, wo er noch Einfluß auf die Angelegenheiten der schottischen Königin zu gewinnen suchte, aber keine hervorragende Rolle mehr spielte. Später ging er nach Rom und starb 1596 zu Brüssel.

Spanien hatte keinen offiziellen Vertreter mehr in England. Marias Vertrauter und Ratgeber war jetzt der Gesandte Karls IX., der sie vermochte, Elisabeths Zorn durch Beteuerungen gehorsamer Unterwerfung zu mildern. Maria ging weiter, bis zum Schwur, Gott sei ihr Zeuge, daß sie niemals, weder gegen Elisabeth noch gegen ihre Ratgeber, Schlimmes beabsichtigt, niemals den schuldigen Dank gegen sie, die sie gegen ihre Feinde geschützt, unterlassen habe! Elisabeth, mit Ridolfis Briefen in der Hand, hüllte sich in Schweigen. Von der geplanten Auslieferung nach Schottland unter der Bedingung ihrer unverzüglichen Ermordung, erfuhr die königliche Gefangene nichts. Sie wurde, während des Spätsommers 1573, nach Chatsworth zurückgebracht, und erhielt sogar die Erlaubnis, im unweit davon gelegenen Buxton die Heilquelle zur Herstellung ihrer stark angegriffenen Gesundheit zu gebrauchen.

Elisabeth konnte sich ungestraft den Luxus solcher Zugeständnisse gönnen. Morton besorgte ihre Angelegenheiten in Schottland so gründlich, daß auch dort Maria Stuarts letzte Hoffnungen schwanden. Am Tage nach der Wahl des neuen Regenten (24. November 1572) war Knox gestorben. Der Tod ihres unversöhnlichen Gegners, von dem gesagt worden ist, sein Abscheu gegen politische Gewalttaten habe sich auf die seiner Widersacher beschränkt, ließ Morton frei, mit der Kirk nach Gutdünken zu verfahren. Er drängte ihr das Episkopalsystem auf, bereicherte sich auf ihre Kosten, unterwarf sie dem Staate, blieb antipäpstlich, hielt aber nach der Bartholomäusnacht die Rachepläne der Presbyterianer gegen die Katholiken in Schranken. Viele derselben entgingen den harten Bedingungen ihrer Existenz in der Heimat, indem sie in Frankreich und Schweden Dienste suchten und fanden. Zu Perth, im Februar 1573, gelang es Morton, die Gordons und Hamiltons von Marias Sache zu trennen. Ihr blieb jetzt niemand mehr als die Verteidiger des Schlosses zu Edinburgh. Kirkcaldy of Grange, der sie zu Carberry Hill gefangen, dann am Leben bedroht hatte, war, aus Gründen politischer Gegnerschaft mit den Regenten Lennox, Mar und Morton verfeindet, zu Maria übergetreten. Lethington, den er zu sich gerettet hatte, durfte, obwohl jetzt sterbend, nicht in die Macht seiner Feinde fallen, wenn er sein Leben nicht am Galgen beendigen sollte. Nur Robert Melville folgte, von allen diesen Schotten, einem Zuge des Herzens, indem er Maria treu blieb. Spanisches und französisches Geld half Kirkcaldy zwei Jahre hindurch; aber ohne militärische Hilfe von außen konnte er sich nicht länger halten. Philipp II. war durch den Aufstand in den Niederlanden brach gelegt. Seit den letzten Monaten des Jahres 1572 hielten die französischen Hugenotten in einem Verzweiflungskampf zu La Rochelle die Streitkräfte des französischen Königs in Schach. Unter diesen Umständen fiel, im Mai 1573,

die Feste von Edinburgh, zunächst durch Verrat, dem von Engländern unter Drurys Befehl unterstützten Morton in die Hände. Seine Verteidiger, im ganzen 400 Mann, wurden als Elisabeths Gefangene in Drurys Lager gebracht und hierauf Morton ausgeliefert. Nur über Robert Melville und einen Bruder Lethingtons breitete die englische Königin ihr schützendes Gebot. Lethington selbst starb, bevor Mortons Rache ihn erreichen konnte. Die Witwe, Mary Fleming, mußte Burleighs und Drurys Intervention anrufen, um den Leichnam des Gatten vor Mortons Insulten zu bewahren, der den „Verräter" nicht begraben lassen wollte. Kirkcaldy ließ er erbarmungslos hängen. Mit dem tapfersten Mann in Schottland sank Marias Fahne. Den Anspruch ihres Sohnes Jakob VI. auf den Königstitel erkannte auch Elisabeth nicht an. Nur zuweilen, wenn Friedensanträge ihr nützlich erschienen, willigte Maria in die Mitregentschaft des Sohnes. „Je suis une folle Mère," schrieb sie einmal in einer Anwandlung mütterlicher Sehnsucht. Aber dieser Sohn Darnleys blieb ihrem Herzen doch fremd. Sie wollte ihn dem König von Frankreich, dann dem König von Spanien übergeben, damit er katholisch erzogen werde. Sie beraubte ihn später lieber der Nachfolge, als einen protestantischen Erben auf Schottlands Thron zu dulden. Der tiefste Schatten in ihrem tragischen Lebensbild ist das unnatürliche Verhältnis zwischen Maria und, wie sie gegenteiliger Gerüchte wegen absichtlich betonte, „ihrem einzigen Kinde".

Seit Ridolfis Komplott und Norfolks Ende machte sie in bezug auf ihr religiöses Bekenntnis keine Zugeständnisse mehr. Ihre persönlichen Drangsale, alles, was sie litt und dulden mußte, erschien ihr unzertrennlich von den Schicksalen der mit ihr verfolgten katholischen Kirche. So unterwürfig, ja demütig Jahre hindurch der Ton ihrer Briefe an Elisabeth, an Burleigh, an den französischen Hof, dieser Ton wechselt, wenn von ihrem Glauben die Rede ist. Dem Papst beteuerte sie Treue. Die Leiden ihrer Glaubensgenossen, so versicherte sie, verursachten ihr ungleich größeren Schmerz als die eigenen. Bereits 1577 schrieb sie den Testamentsentwurf nieder, in dem sie mit Zustimmung des Papstes alle ihre Rechte auf Philipp II., „den einzigen, sicheren Beschützer der katholischen Religion", übertrug, wenn der eigene Sohn in der Häresie verharrte. In Frankreich, an der Seite ihres ersten Gemahls, wollte sie die letzte Ruhestätte finden. Für sich und ihren Gewissensrat erbat und erhielt sie von Rom alle geistlichen Vollmachten, die in Zeiten der Verfolgung gewährt werden.

Aus einem Briefwechsel, von dem sie wußte, daß er überwacht, wenn nicht unterschlagen wurde, verrät sich nur von Zeit zu Zeit, wenn ihr geheime Boten sicherer schienen, ihre wahre Gesinnung über Menschen und Ereignisse. Über Leslie urteilte sie mild. Über Lethington, an dessen gewaltsames Ende sie glaubte, weil sie Morton jeder Schandtat fähig hielt, diktierte sie ihrem Sekretär Nau das Endurteil in die Feder. Die Dienste des Mannes, der Jahre hindurch der Vertraute so mancher ihrer Geheimnisse und der Leiter ihrer Politik gewesen war, verdunkelte die Erinnerung an seinen Abfall von 1567 wohl noch mehr als die Mitschuld an Darnleys Mord, mit der

auch Maria ihn belastete. Daß Lethington ihr nach der Gefangennahme zu Carberry Hill das Leben gerettet habe, gestand sie zu. Das Gefühl, das bei Maria alle andern überdauerte, offenbaren Naus Aufzeichnungen. Es war der Haß, nicht gegen Lethington, sondern gegen Darnley.

Der Witwe ihres Staatssekretärs bewahrte sie die Liebe ihrer Jugend. Die einst so schöne, lebensfrohe und leichtfertige Mary Fleming, durch Konfiskation der Güter ihres Mannes in bedrängte Verhältnisse geraten, ging, wie so manche ihrer Glaubensgenossen, nach Löwen, wo Lethingtons Kinder katholisch erzogen wurden. Wiederholt versuchte sie, sich mit ihrer unglücklichen Gebieterin und Freundin zu vereinigen. Nicht durch ihre Schuld mußte Maria ihrer Dienste entbehren.

Über die Lebensgewohnheiten und die Art des Auftretens der Königin in ihrer Gefangenschaft sind wir auf zufällige Berichte angewiesen. So entwirft ein junger, katholischer Edelmann, der noch zu Bolton an ihrer Beaufsichtigung beteiligt ward, das folgende Bild eines düsteren Novemberabends: „Die Königin hatte am Fenster gesessen und emsig gearbeitet, bis der Tisch gedeckt wurde, worauf sie sich erhob und zum Feuer ging, um sich zu wärmen, aber ohne ihr Strickzeug wegzulegen. Sie rief einen ihrer Diener; da diese aber fortgegangen waren, um ihr Fleisch zu holen, gab sie mir ein Zeichen, ihr die Arbeit zu halten, während ich zusah, wie Lord Scrope und Sir Francis Knollys zusammen Schach spielten. Ich gehorchte, da es mir nicht angemessen schien, ihr den Dienst zu verweigern. Lady Scrope, die am Kamin stand, und mehrere anwesende Herren sahen, daß sie nicht mit mir sprach, und ich glaube, Sir Francis Knollys sah und hörte nicht, daß die Königin mich gerufen hatte.“ Als seine Partie beendigt war und er mich bei der Königin stehen sah, rief er einen Hauptmann und fragte, ob ich Wache habe. Dann befahl er, mich nicht mehr Wache halten zu lassen, denn die Königin werde einen Narren aus mir machen.“ Der junge Mann beteiligte sich später an der Rebellion der Katholiken im englischen Norden.

Zu Tutbury empfing Maria einen Korrespondenten Cecils, namens Nicolas White, der ihr Nachricht vom Tode Lady Scropes zu bringen hatte und die Gelegenheit benützte, um sie zum Dank nicht nur gegen Gott, sondern auch gegen Elisabeth aufzufordern, „die sie ihrem fürstlichen Rang entsprechend behandle und es ihr an nichts fehlen lasse“. Mit freundlicher Höflichkeit entgegnete Maria, „sie begnüge sich, Gott demütig um Geduld zu bitten, da Zufriedenheit mit ihrem gegenwärtigen Zustande ihr nicht erreichbar scheine“. Mr. Nicolas erklärte sich nichtsdestoweniger mit dem Erfolg seiner Ermahnungen sehr zufrieden, konnte aber nicht erfahren, was die im Saum des kostbaren Gewandes der Königin eingestickten Worte: „En ma fin est mon commencement“ zu bedeuten hatten. Auch vermerkt er, daß die Königin nie vor 1 Uhr nachts sich zur Ruhe begebe. Er riet Cecil, Besucher möglichst von ihr fernzuhalten, denn sie sei nicht nur schön von Antlitz, sondern besitze gewinnende Anmut, einen so hübschen schottischen Accent und mit Sanftmut gepaarten treffenden Witz. Als Cecil selbst 1570 zu Chatsworth und später zu Burton, wo er die Heilquellen brauchte, Maria persönlich kennen

lernte, gestand auch er, der Mann von Eisen, sie sei eine Dame von liebenswürdiger, sanfter Art. Elisabeth wurde mißtrauisch, selbst gegen einen Burleigh! Er konnte sich nur zu gut rechtfertigen.

Auch Frauen von ihr feindlicher Gesinnung, wie Beß of Hardwick, Lord Shrewsburys Gemahlin, widerstanden dem Liebreiz Marias nicht. Die schroffe, stolze Dame kam häufig des Morgens zur Königin und stickte stundenlang an ihrer Seite; kunstvolle Arbeiten Marias, die nie müßig gewesen zu sein scheint, empfing Elisabeth von ihr und mag sich mit gemischten Empfindungen damit geschmückt haben. Auch eingemachte Früchte aus Frankreich und sonstige kleine Geschenke nahm sie an und erwiderte sie nicht. Zu La Mothe Fénelon, der sie überbrachte, sagte sie in scherzendem Tone, er möge ihre junge Cousine warnen, daß alternde Leute mit zwei Händen zu nehmen, mit einem Finger zu geben pflegen. Der Gesandte wußte das nur zu gut, denn er war einmal von Maria beauftragt worden, eine von Elisabeth beanstandete Apothekerrechnung zu begleichen, da sie lieber zweimal zahlen als einen armen Mann benachteiligen wolle. Ein andres Mal setzte Elisabeth die monatlichen Bezüge für die Ausgaben zu Sheffield von 120 £ auf 80 £ herab. Lord Shrewsbury kam aus den finanziellen Schwierigkeiten, die ihm seine Königin bereitete, nur um den Preis persönlicher Geldopfer heraus und wurde überdies beständig verdächtigt, seines Amtes nicht streng genug zu walten. Maria stellte ihm wiederholt das Zeugnis aus, er sei ein Ehrenmann; unter seinem Schutz wisse sie ihr oft von Elisabeth bedrohtes Leben sicher. Trotzdem gelang es ihr, vornehmlich durch Waschfrauen, die zwischen der kleinen bei dem Schloß gelegenen Stadt und diesem selbst kamen und gingen, dann durch einen Schulmeister, durch Packträger, durch kleine Gewerbsleute Briefe nach auswärts zu schmuggeln, und Shrewsbury lebte in beständiger Angst. Dennoch tat er, was er konnte, um die Lage Marias zu erleichtern. Von Zeit zu Zeit, nicht ständig, sah sie einen Priester. Im großen Park, der das Schloß umgab, verschaffte ihr zuweilen Shrewsbury das Vergnügen der Falkenjagd. Im ganzen aber „glich das Leben einem Klosterleben", so klagte Maria ihrem Oheim, dem Kardinal, und der Mangel an gewohnter Bewegung machte aus ihr eine früh gealterte, gebrechliche Frau. Zu rheumatischen Schmerzen, an denen sie litt, gesellte sich ein Leberleiden. Alljährlich suchte sie Erleichterung durch die Bäder von Buxton, wechselte auch zeitweilig, wenn die sanitären Verhältnisse unerträglich wurden, den Aufenthalt von einem der Schlösser Shrewsburys zum andern; aber quälende Langweile und innere Unruhe folgten ihr, wohin sie ging, und nur Todesnachrichten drangen in die sie marternde Stille. Zuerst starb Karl IX., das Werkzeug und Opfer seiner Mutter. Er endigte wie sein Bruder, Marias erster Gatte, in der Blüte seiner Jahre, ohne Erben, bis zu seiner letzten Stunde von den Geistern der in der Mordnacht Erschlagenen verfolgt. Sein persönliches Mitleid für die gefangene Schwägerin hatte ihr nur wenig genützt. Unter seinem Nachfolger und Bruder, Heinrich III., verlor sie durch Abberufung La Mothe Fénelons einen klugen und treuen Freund. Im selben Jahre 1574 starb der Kardinal von Lothringen. Sein Verhalten gegen Maria

Stuart war mehr als zweifelhaft gewesen. Im Heiratsprojekt zwischen ihr und Don Carlos hatte er sie unbedenklich dem Staatswohl geopfert, später auch ihre materiellen Interessen geschädigt. Dennoch beweinte sie ihn wie einen Vater. Es erleichtere ihr den Ausgang aus dieser Welt, ihm, sobald es Gott gefalle, nachzufolgen; denn mit ihm sei einer derjenigen, die sie am meisten geliebt, ihr entrissen worden. Als bald darauf die Großmutter und Ahnfrau der Guisen starb, wurde Heinrich, der älteste Sohn des ermordeten Herzogs, nach einem erhaltenen Hieb ins Gesicht Le Balafré genannt, das Haupt seines Geschlechtes.

Maria, die inzwischen ihren Sekretär durch den Tod verloren hatte, ersetzte ihn durch Nau, der dieselbe Stelle bei ihrem Onkel, dem Kardinal, ausgefüllt hatte und noch eine Rolle in seiner Gebieterin Dasein spielen sollte. Ihr Vertrauensmann in Frankreich, Beaton, Erzbischof von Glasgow, der als ihr Gesandter in Paris anerkannt blieb, besorgte mit seltener Treue ihre Privatangelegenheiten und hielt ihre Verbindung mit dem Hof aufrecht. Durch schlimme Erfahrungen gewarnt, wiederholte sie ihm oft und eindringlich, dem verbannten Leslie keinen Einfluß auf ihre politischen Entschlüsse zu lassen und alles zu desavouieren, was Leslie etwa selbständig unternehmen würde. Allein vorläufig hatte der Erzbischof nur harmlose Aufträge auszuführen. Er sollte rückständige Renten erheben, Pensionen und Unterstützungen an ihre Anhänger zahlen, ihr selbst schöne Hunde, Vögel, Turteltauben und Hühner, die sie aufziehen wolle, schicken. Es lag so wenig in ihrer mutigen, lebensfreudigen Natur, ihr Schicksal, soweit das von ihr abhing, noch mehr zu verdüstern, daß sie mit rührender Liebe eines Kindes, der Enkelin Lady Shrewsburys, sich annahm. Seit ihrem vierten Jahre schlief und speiste die kleine Bessie Pierpoint mit der Königin, die sie höfischen Anstand und gute Sitten lehrte und selbst ihre Kleider nach eigenem Geschmack anfertigen ließ. Zum jungen Mädchen herangewachsen, faßte sie gegen Marias Willen den Entschluß, Nau zu heiraten. Im Schlußdrama von 1586 verschwindet ihre Spur. Dagegen ermutigte die Königin ihre treue Seton, die einzig unverheiratete der vier Marien, zur Ehe mit ihrem erprobten Diener, Andrew Beaton, einem Bruder des Erzbischofs, und redete ihr die Grillen aus dem Kopf, als sei die Verbindung nach schottischen Begriffen eine Mesalliance. Beatons plötzlicher Tod veranlaßte, wie es scheint, seine Braut, einige Jahre vor dem Ende der Königin sich von dieser zu trennen und ihre Tage im Kloster zu beschließen. Tragisch sollte auch eine andre, von Maria begünstigte Heirat schließen. Elisabeth Cavendish, Lady Shrewsburys Tochter erster Ehe, wurde die Frau von Lord Charles Stuart, Darnleys einzigem Bruder. Elisabeth strafte das junge Paar mit dem Zorn, den jede Heirat bei ihr zu erwecken pflegte. Er war noch kaum verflogen, als die jungen Leute, die sich zärtlich liebten, eins nach dem andern früh starben. Die einzige Tochter, Arabella Stuart, erbte die Ansprüche und das Unglück ihres Geschlechtes. Allem Anschein nach benützte Maria die Veranlassung der Heirat des Sohnes, um sich mit Lady Lennox zu versöhnen. Es gelang ihr so vollständig, Darnleys Mutter von ihrer Unschuld an seinem Tode zu überzeugen, daß Lady Lennox

vor ihrem eigenen Ende, im März 1578, ihrer Schwiegertochter, der schottischen Königin, die schriftliche Versicherung ihrer veränderten Gesinnung gab.

Elisabeth, die davon nichts erfuhr, unterdrückte ein andres Zeugnis zu Marias Gunsten. Es kam aus Dänemark. Am 1. Juni 1576 schrieb Maria dem Erzbischof von Glasgow:

„Ich habe Nachricht vom Tode des Grafen Bothwell und auch darüber erhalten, daß er vor seinem Ende ein umfassendes Sündenbekenntnis abgelegt und sich der Ermordung meines Gemahls, des Königs, schuldig bekannt habe, mich aber ausdrücklich freispreche, indem er auf Verdammnis seiner Seele meine Unschuld beschwört. Wenn dem so wäre, so würde dieses Zeugnis sehr wichtig für mich gegen die falschen Verleumdungen meiner Feinde sein, und ich ersuche Sie, durch alle Mittel der Wahrheit auf die Spur zu kommen.“

Maria nennt hierauf die Namen von vier dänischen Zeugen, die diese in Form eines Testaments niedergeschriebene Erklärung unterzeichnet hatten. Kunde vom Vorhandensein dieses Testaments drang nach Schottland, wo Morton den Verbreiter der Nachricht, Elisabeth habe es in Händen, verhaften ließ. Maria schrieb abermals darüber an Beaton. Die Königin, so sagte sie, habe das Dokument vom Dänenkönig erhalten und so geheim, als ihr das möglich gewesen, unterdrückt. Das Original des Testaments fand sich nicht mehr, wohl aber tauchte ein gleichlautendes Schriftstück unter Mortons Prozeßakten auf. Bothwell war, nachdem er in die erst 1575 zu Rom vollzogene Annullierung seiner Ehe mit Maria gewilligt hatte, in geistiger Umnachtung im April 1576 gestorben. Sein nur gerüchtweise in die Öffentlichkeit gedrungenes Zeugnis zu ihren Gunsten blieb fast unbeachtet. Maria selbst ließ es fallen, nachdem es ihr nicht gelungen war, sich in Besitz des authentischen Wortlautes zu setzen.

Darnleys blutiger Schatten aber ruhte nicht: das letzte Opfer, das er forderte, sollte Morton sein.

Unter seiner eisernen Faust fand Schottland nicht nur Jahre hindurch verhältnismäßige Ruhe, sondern Wohlstand und Gedeihen. Sein Regiment erwies sich stark genug, um mit Elisabeths voller Zustimmung seinen Gegnern bis 1577 Trotz zu bieten. Seine Habgier vermehrte ihre Zahl und verschaffte den Hamiltons einen starken Anhang. Morton, den sie bedrohten, knüpfte durch den verhängnisvollsten seiner Mithelfer, Sir James Balfour, Verhandlungen mit Maria an, die ihre Anerkennung von Jakobs VI. Königstitel zur Voraussetzung hatten. Sie lehnte ab.

Zu Sheffield trug sie sich seit 1576 mit ganz andern Plänen. Ihr Träger war ein Spanier, Don Juan von Austria, Philipps natürlicher Bruder.

II.

Bis dahin hatte die politische Lage sowohl in Frankreich wie in Spanien Maria keinen Anhalt gewährt.

Zwischen Elisabeth und Philipp drohte stets der Bruch; aber es kam dennoch nicht zum Krieg zwischen beiden Ländern. Der spanische König ließ die Ausweisung seines Gesandten, die Plünderung seiner Flotten durch eng-

lische Seeleute über sich ergehen; er litt es, daß Elisabeth, die sich auf seine Kosten bereicherte, die vlamischen Rebellen unter Oranien unterstützte; er willigte 1573 in einen vorteilhaften Handelsvertrag mit ihr, denn er hatte kein Geld. Seine fiskalische Politik, aus der sich kein Ausweg fand, ruinierte Spanien. Auch die Geduld der katholischen Niederländer mit dem Finanzsystem, das sie zugrunde richtete, war erschöpft. Der verhaßte, selbst verzweifelnde Alba wurde im September 1573 durch den milderen Don Luis de Requesens ersetzt, der den verzweifelten Kampf mit Wilhelm dem Schweigsamen, dem nunmehrigen Statthalter der aufständigen calvinischen Niederlande, erfolgreich weiterführte. Der hartbedrängte, tapfere Oranier, der von Frankreich keine Hilfe erhielt, bot jetzt Elisabeth die Herrschaft über Holland und Zeeland an, wenn sie in den Krieg gegen Spanien eintrat. Sie zog es vor, die Insurrektion gegen Philipp heimlich wie bisher zu unterstützen und dadurch der gefürchteten französischen Einmischung in den Niederlanden und einer solchen von seiten Spaniens für Maria Stuart zu entgehen, ohne offen für Rebellen und Calviner Partei zu ergreifen.

Da starb Requesens plötzlich im März 1576, und sein Nachfolger wurde der Sieger von Lepanto, Don Juan von Austria.

Der 1547 geborene Bastard Karls V. war ein schöner, ritterlicher Held, der nach Lepanto von der Wiederaufrichtung eines byzantinischen Kaiserreichs geträumt hatte. Geldmangel und Philipps Eifersucht unterbrachen seinen Siegeslauf. Nach dem Verlust von Tunis und La Goleta blieb Don Juan einige Jahre in Italien, führte zu Neapel ein Schwelgerleben und beunruhigte Philipp durch seine Anwesenheit im Lande, dessen Adel auf Empörung sann.

Als der Ruf, sich unverzüglich nach Flandern zu begeben, an Don Juan erging, empfand er ihn als eine Demütigung. Die spanischen Truppen, die keinen Sold erhielten und der Schrecken der Bevölkerungen waren, sollten entfernt, die belgischen Provinzen fast um jeden Preis versöhnt werden. Don Juan ging vorläufig nach Madrid und ließ Oranien dadurch Frist, ein Bündnis, die „Pazifikation von Gent", mit den katholischen Provinzen zur Befreiung aus Spaniens unerträglichem Joch zu schließen.

Wenn Philipps Herrschaft noch gerettet werden sollte, war es höchste Zeit einzugreifen. Als maurischer Sklave verkleidet, durchquerte Don Juan Frankreich und traf im November 1576 in den Niederlanden ein. Nur unter der Bedingung, die spanischen Truppen nach ihrer Heimat zurückzuschicken und die Sonderrechte der katholischen Provinzen zu achten, nahmen ihn die Generalstaaten zu Brüssel als Philipps Generalgouverneur auf. Holland und Zeeland blieben unter Oraniens Herrschaft.

Da erwachten bei Don Juan und seinem Minister Escobedo andre Gedanken. Statt die spanische Soldateska auf dem Landwege zurückzubringen, konnte sie nach England verschifft, Maria Stuart befreit und mit Unterstützung der Katholiken die katholische Restauration durchgeführt werden. Dem Herzog von Guise, der seit 1576 an der Spitze der ersten katholischen Liga stand, und Heinrich III. zu ihr herüberzog, machte Don Juan auf seinem Wege durch Paris geheime Mitteilung des Projektes. Der Lothringer

führte jetzt seinen Stammbaum auf Karl den Großen zurück und strebte nach der französischen Krone wie Don Juan nach der Elisabeths. Während Maria Stuarts Verhandlungen mit Norfolk hatte Papst Gregor XIII. bereits ein solches Heiratsprojekt mit Don Juan angeregt und Maria sich wegen Ablehnung desselben entschuldigen zu müssen geglaubt.

Jetzt entsprach es ihren politischen Hoffnungen, aber ohne jeden Zug romantischen Empfindens, der Norfolks Werbung noch erwärmt hatte. In der chiffrierten Korrespondenz, die es ihr gelungen war, von Zeit zu Zeit mit dem Erzbischof von Glasgow zu wechseln, ist wiederholt davon die Rede. Maria wußte, an die Tage von Don Carlos zurückdenkend, was sie von ihrer Schwiegermutter Katharina zu gewärtigen hatte, „die sowohl den Papst als den spanischen König der Sache Don Juans feindlich stimmen werde". Ebenso mißtraute sie dem neuen französischen Gesandten, Castelnau de Mauvissière, dessen Abberufung sie vergebens verlangte. Wie sie dachte, verrät der Testamentsentwurf von 1577.

Im November 1576 wußte sie bereits, daß Briefe Don Juans an Philipp aufgefangen worden waren, in denen er sagte, nur durch Krieg mit England sei die Pazifikation der Niederlande erreichbar. Maria empfahl infolgedessen dem Erzbischof von Glasgow äußerste Vorsicht sowohl in den Unterhandlungen mit den Guisen als im Briefwechsel mit ihr selbst, die keine vertraulichen Mitteilungen mehr wagen dürfe.

Philipps größter Feldherr, Alexander Farnese-Parma, schlug mit Don Juan im Bunde den Oranier; aber Philipp stellte die Mittel nicht zur Verfügung, um den Sieg auszunützen. Vielmehr knüpfte er durch Ernennung Mendozas zu seinem Gesandten die diplomatischen Beziehungen mit Elisabeth wieder an, versprach die Abberufung Don Juans, dessen Minister Escobedo er ermorden ließ, und alle Zugeständnisse an die katholischen Provinzen, wenn diese loyal blieben und Elisabeth sich neutral verhielt. Da, am 1. Oktober 1578, raffte ein Fieber den Sieger von Lepanto im 33. Lebensjahre hinweg.

„Die Angelegenheiten der Königin von Schottland," schrieb Mendoza, „sind in so kritischer Verfassung, daß jeder falsche Schritt ihr das Leben kosten kann ... Der Tod Don Juans verursachte ihr solchen Kummer, daß sie zwei Tage nach Empfang der Nachricht fast nichts genossen hat."

Elisabeth glaubte oder gab zu glauben vor, daß eine Liga zwischen Frankreich, Spanien, dem Papst, den Guisen und Don Juan gedroht hatte, und war in gefährlicher Stimmung. Einem Gesandten Katharinas verweigerte sie die Erlaubnis, nach Schottland zu gehen: sie wisse, er wolle dort für die schlimmste Frau der Welt, die seit Jahren den Tod verdient habe, arbeiten. Nie werde sie Maria die Freiheit wiedergeben, und sollte es ihre eigene Freiheit und ihre Krone dazu kosten. Aber nicht Frankreichs König, seine Umgebung sei verantwortlich, fügte sie hinzu. Heinrich III. befürwortete die Werbung seines letzten Bruders Alençon, jetzt Herzog von Anjou, um Elisabeths Hand. Diesem Ausbund von Häßlichkeit gelang im Laufe der Jahre 1579—1580 nahezu, was keinem vor ihm gelungen war. Er selbst und sein Vertrauter, Simier, fanden so williges Gehör bei der Königin, daß diese endlich einer Liebes-

leidenschaft, die zur Ehe führen sollte, verfallen schien. Maria Stuart verlor dadurch jede Aussicht auf Frankreichs Beistand in eben dem Augenblick, wo sie Don Juan verloren hatte, und wo, durch die Guisen und den Papst, eine Krisis in Schottland herbeigeführt wurde.

Im September 1578 landete Esmé Stuart d'Aubigny, Sohn von Darnleys Onkel, auf schottischer Erde. Der junge Mann war von gewinnender Art, katholisch, und sollte den dreizehnjährigen Vetter Jakob VI. zum alten Glauben zurückbringen. d'Aubigny fand statt dessen sich einem jungen königlichen Theologen gegenüber, der seine eigene religiöse Überzeugung, aus politischen Gründen wenigstens, ins Wanken brachte. In Schottland bekannte d'Aubigny sich nie zum Katholizismus; in Frankreich, wo er starb, nannte er sich, um Jakobs Gunst nicht zu verlieren, einen Protestanten; Spanier und Guisen glaubten dennoch an seine Beteuerungen der Orthodoxie. Jakob gewann ihn sehr lieb, erhob ihn zum Earl, dann zum Herzog von Lennox und ernannte ihn zum Befehlshaber von Dumbarton, das er sich erobern mußte. Seit Mai 1578 war Morton nicht mehr Regent und Jakob dem Namen nach König. Aber Morton, der noch einmal seine Feinde überwunden hatte, hielt die Macht in Händen, bis Stuart d'Aubigny auftrat, den König umstimmte und Mortons Sturz vorbereitete.

Nichts war Maria erwünschter als eine solche Lösung; aber gegen den französischgesinnten d'Aubigny hegte sie Mißtrauen. Sie hatte Frankreich aufgegeben und hielt es in ihrer Unkenntnis von Jakobs wahrer Gesinnung für möglich, ihren Sohn in Philipps Obhut zu bringen, zu konvertieren und mit einer Infantin zu verheiraten.

Während sie der englischen Königin gegenüber jedes Einverständnis mit Philipp und Mendoza hartnäckig ableugnete, wußte sie von einem neuen Unternehmen, das der spanische König mit Geld und Waffen unterstützte.

Papst Gregor XIII. hatte wiederholt versucht, Irland zum Stützpunkt eines Angriffs auf England zu machen. Im Juni 1579 rüstete sein Nuntius in Lissabon eine Flotte von fünf Schiffen und 2000 päpstlichen Soldaten aus, denen die Landung in Irland gelang. Die Expedition führte Fitzmaurice, ein Irländer und geschworner Feind Englands, später der päpstliche Befehlshaber San Giuseppe. Ihn begleitete als päpstlicher Legat der Jesuit Sanders. Der Papst gab Indulte wie für einen Kreuzzug. Er hielt eine Bulle bereit, die Pius' V. Interdikt gegen Elisabeth dahin verschärfte, daß sie der Krone Irlands wie der Englands ausdrücklich verlustig erklärt wurde. Zugleich erschienen, in größerer Anzahl als je zuvor, katholische Missionare in England. Zu Douai, dann zu Rheims und in Rom selbst wurden sie in besonderen Seminarien herangebildet. Die Jesuiten leiteten von 1580 an diese geistliche Kampagne; unter zweien ihrer Mitglieder, Parsons und Campian, die England missionierten, hob sich der Mut ihrer bedrängten Glaubensgenossen. Dr. Allen, der Begründer des Seminars von Douai, berechnete die Zahl der Neubekehrten auf 20000. Vergebens füllte die englische Regierung die Gefängnisse und erließ Gesetze, deren konsequente Anwendung die Katholiken ausgerottet haben würde. Das bloße Glaubensbekenntnis galt als Staatsverrat.

Campian, mit andern katholischen Priestern gefangen genommen, wurde wegen eines verräterischen Komplottes, an dem er unschuldig war, auf das grausamste gefoltert und starb mit seinen Gefährten am Galgen. Parsons entkam, flüchtete auf den Kontinent, änderte von da an seine Taktik und wurde die Seele der Verschwörungen gegen Elisabeth.

Philipp II. mußte jeden Anteil daran ableugnen und die irische Expedition ihrem Schicksal überlassen. Seit 1580, nach dem Aussterben der Dynastie in Portugal, begann er den Eroberungskrieg, der mit der Annexion des Landes und dessen ungeheuren überseeischen Besitzungen an die spanische Krone endigte. Dennoch handelte Mendoza in vollem Einverständnis mit Philipp, indem er sowohl mit den englischen Katholiken als mit Maria in Sheffield, mit Lennox in Schottland konspirierte.

Der erste Schritt zum Erfolg war Mortons Verhaftung. Wegen Mitwissenschaft an Darnleys Ermordung vollzog sie der kleine König mit einer Hinterlist, die der hervorragende Charakterzug dieses Stuart bleiben sollte. Vor dem hohen Rate Schottlands angeklagt, versuchte Morton nicht zu leugnen, daß Bothwell und Lethington ihn im Dezember 1566 zu Whittingham aufgesucht und von der geplanten Mordtat in Kenntnis gesetzt hatten. Ihr Zwischenträger, Archibald Douglas, Mortons Vetter, den dieser zum Richter ernannt, auch sonst belohnt und in sein Vertrauen gezogen hatte, war gleichfalls festgenommen worden und zu jeder Aussage bereit, wenn ihm die Folter erlassen wurde. Douglas entkam; Morton wurde nach sechsmonatlicher Haft enthauptet. Der Prediger, der ihm beistand, bemerkte, „er könne gerechterweise nicht über den Urteilspruch klagen, da er die Vorkenntnis und Verhehlung des Königsmordes eingestanden habe." — „Wem hätte ich's offenbaren können?" entgegnete Morton. — „Der Königin? Sie war die Täterin."

Als Maria von seinem Ende hörte, ließ sie den Lords, die ihren Sohn umgaben, ihren Dank für die Vernichtung ihres tödlichsten Feindes übermitteln, „of whose execution I am most glad."

Für Elisabeth war Mortons Fall eine Niederlage, der sie vergebens durch Mordanschläge gegen Lennox, dann wieder durch Unterhandlungen mit des Königs Partei zu entgehen gesucht hatte. In Irland dagegen gelang es, den Aufstand mit barbarischer Härte niederzuwerfen.

Nun verlegten Philipp, die Guisen und der Papst den Schauplatz der katholischen Intrigen und Konspirationen nach Schottland. Dorthin sandte Parsons zwei seiner Ordensbrüder, Holt und Crichton; Mendoza, die Seele des Unternehmens, gewann sechs katholische englische Lords, deren Namen er selbst seinem König nicht nannte, setzte sich mit Maria in Verbindung und erhielt von den Lords das Versprechen, den englischen Norden für ihre Sache aufzubieten, die Restauration der katholischen Kirche in England zu verlangen, Jakob zum Erben der englischen Krone auszurufen und Maria zu befreien. Die Bedingung, die sie stellten, war Jakobs Übertritt zum Katholizismus. Auch diese Lords schickten einen Priester nach Schottland, um Lennox zu sondieren.

Dieser hatte bereits vor Mortons Fall, im Oktober 1580, sich bereit erklärt, mit dem Papst, dem Jesuitengeneral und dem König von Spanien der „heiligen Expedition“ in Irland durch Gewinnung des Maltheserordens zu Hilfe zu kommen. Der Großmeister des Ordens hatte bedingt zugesagt, Philipp hatte Geld versprochen und Marias Gesandter, Beaton in Paris, die Verhandlungen, die ihr folglich nicht verborgen bleiben konnten, geführt. Durch materielle Schwierigkeiten verzögert, scheiterte die Sache gänzlich. Als 1581 ähnliche Vorschläge an Lennox herantraten, fanden sie nicht nur williges, sondern begeistertes Gehör. Obwohl die katholischen Schotten, die ins Vertrauen gezogen wurden, sich auf die Versicherung beschränkten, katholische Missionare willig aufzunehmen, „vorausgesetzt, daß diese Geldmittel zu ihrem Unterhalt mitbrächten“, und einige der katholischen englischen Lords von Elisabeth festgenommen wurden, erstattete Parsons in Paris dem Herzog von Guise, dem Nuntius, dem Jesuitenprovinzial, dem Erzbischof von Glasgow und dem Doktor Allen so günstige Berichte über die Dinge in Schottland und England, daß Guise sich bereit erklärte, den Oberbefehl über die katholischen Streitkräfte zu übernehmen, Crichton nach Rom geschickt wurde, um des Papstes Einwilligung und pekuniäre Unterstützung zu erlangen, und Parsons selbst nach Spanien ging, um Philipp zu benachrichtigen. Den König von Frankreich ließ man im Dunkel. Er verhandelte mit Elisabeth über die Heirat mit seinem Bruder, deren Preis die Allianz mit England gegen Spanien sein sollte.

Mendoza blieb überzeugt, daß der Erfolg des Unternehmens von Marias Anteil an demselben bedingt sei. „Ohne sie,“ schrieb er an Philipp, „vermögen Lennox und andre nichts.“ Seine diplomatische Aktion blieb darauf gerichtet, die Franzosen von jeder Einmischung fernzuhalten, die Guisen im spanischen Interesse zu gebrauchen, gegen Heinrich III. das strengste Geheimnis zu wahren. In voller Übereinstimmung mit Philipp und Mendoza bestand Maria darauf, sich auch der Jesuiten nur unter strengster Beaufsichtigung und Kontrolle zu bedienen, weil sie so ungeschickt und in politischen Dingen so unerfahren seien, daß „diese guten Leute“ sonst nur schaden würden. Den Vorschlag von Lennox, selbst nach dem Kontinent sich zu begeben und dort 15000 Mann, zunächst in Frankreich, zu sammeln, fand sie so gefährlich, daß sie ihm die Abreise untersagte. Sie verlangte spanische Truppen. Solange sie „nach zwölfjährigen Bemühungen, Schottland unter Philipps Einfluß zu bringen“, keine bestimmten Zusicherungen von ihm erhalte, dürfe ihr Name nicht in die Verhandlungen hineingezogen werden. Nur Beaton und Mendoza besäßen ihr Vertrauen. Philipps Minister, Kardinal Granvella, fand ihre Briefe vortrefflich: es sei unmöglich, klarer über die Sache und über das, was zu geschehen habe, zu urteilen.

Elisabeth, die längst Verdacht geschöpft hatte und seit Mortons Sturz von Jakob VI. nichts erreichte, versuchte jetzt, Maria auszuforschen und zu benützen. Sie gewährte der Gefangenen in Sheffield Erleichterungen ihrer Lage, schickte ihr einen Abgesandten, Beale, und suchte sie zu bewegen, ihre Sache von der ihres Sohnes zu trennen, ihn ohne Elisabeths Zustimmung

weder zu verheiraten noch ihm den Königstitel zu geben, und alle geheimen Unterhandlungen, sowohl mit Frankreich wie mit Spanien, abzubrechen. Verpflichtete sich Maria schriftlich dazu, so versprach ihr Elisabeth die Freiheit. Scheinbar ging Maria auf diese Vorschläge ein; aber sie stellte Gegenbedingungen und band sich nicht. Aus ihrem Briefwechsel mit Mauvissière ergibt sich klar, daß sie auch mit Hilfe des französischen Königs befreit werden wollte, obwohl sie Mendoza ihres ausschließlichen Vertrauens versicherte und ihm alle Vorschläge Elisabeths unterbreitete. Mendoza bot seinen ganzen Einfluß auf, um Maria zur Ablehnung jedes Übereinkommens zu bestimmen, das nicht nur Verständigung mit Frankreich, sondern auch ihre Entfernung aus England vorausgesetzt hätte. An Philipp schrieb Mendoza, „die sicherste Methode zur Bekehrung des Inselreichs bestehe darin, Maria im Lande zu behalten." Gegen diese selbst äußerte er sich nicht weniger bestimmt und offen. Mit staatsmännischem Bedacht gab er zu erwägen, „ob Freiheit, das höchste Gut", von Elisabeth jemals zu erwarten sei? Mit dem Glaubenseifer, den der Spanier, der im Kloster starb, nicht heuchelte, wandte er sich an Marias religiöse Begeisterung. Auch wenn es das höchste Opfer koste, sei sie, die katholische Königin, der letzte Schutz, die einzige Hoffnung der bedrängten Kirche.

Noch glaubten er und Maria, Jakob, nach ihr das wichtigste Glied in der Kette katholischer Berechnungen, durch Versprechen der Anerkennung seines Königstitels zum Übertritt veranlassen zu können. Wenn alle Überredungen und Argumente versagten, schlugen die Jesuitenmissionare in Schottland vor, mit Zustimmung seiner Mutter sich der Person des Königs durch Gewalt zu bemächtigen und die Konversion zu erzwingen. Selbst Philipp lehnte das Auskunftsmittel ab. In dieser schroffen Form wagte auch Mendoza nicht, es Maria zu unterbreiten.

Elisabeth empfand für ihre entgegengesetzten Zwecke keine ähnlichen Bedenken. Durch zeitige, von Bestechung unterstützte Warnungen an die schottischen protestantischen Lords, es drohe, von Lennox und Maria vorbereitet, eine katholische Reaktion, veranlaßte Elisabeth den Staatsstreich vom 22. August 1582.

Diese Lords, Ruthven an der Spitze, nahmen jetzt Jakob VI. gefangen. Lennox, der Zeit gehabt hätte, den König zu retten, zeigte klägliche Schwäche, entfloh nach Dumbarton, dann nach Frankreich und starb dort im Mai 1583, kurz bevor Jakob seine Freiheit wiedererlangte. Eine Zeit hindurch fand er es nützlich, seine Mutter, die Guisen, Heinrich III. von Frankreich, den Papst und Spanien mit Freundschaftsversicherungen und Aussichten auf seine Bekehrung zu täuschen und dadurch Subsidien von Philipp und Gregor XIII. zu erlangen. Inzwischen wurde er „ein freier König", überwand seine Gegner und setzte, trotz des Widerstandes der extremen Calviner, den gemäßigten Protestantismus, der seiner theologischen Richtung entsprach, in Schottland durch.

Maria rechnete noch auf Verständigung mit ihm, als sie während seiner Haft einen der schönsten und rührendsten ihrer Briefe an Elisabeth richtete. Die Klage über das ihrem Sohn und ihr selbst zugefügte Unrecht lautet in

ihrem schmerzlichen Pathos wie das Vermächtnis einer Sterbenden. Wenige Monate später plante Maria mit dem Herzog von Guise die Landung von Streitkräften, die, in den Niederlanden gesammelt, nicht mehr nach Schottland, sondern nach englischen Häfen dirigiert werden sollten. Parsons, unter dem Namen „Melino" Agent der Guisen, Dr. Allen und Mendoza verhandelten mit dem Papst und mit Philipp über die Ausführung des neuen Angriffs. Unter den englischen katholischen Mitverschworenen war der junge Francis Throckmorton, der, in alles eingeweiht, Marias geheime Depeschen an Mendoza beförderte. Gleichzeitig informierten der päpstliche Nuntius in Paris den römischen Staatssekretär Gallio, Kardinal von Como, der spanische Gesandte Tassis ebenfalls von Paris aus seinen Gebieter, daß Guise und dessen Bruder Mayenne eines englischen Katholiken sich versichert hätten, der bereit sei, Elisabeth um den Preis von 100 000 Franken zu töten. Die Hälfte der Summe verwahrte Erzbischof Beaton. Ridolfis Anschläge kehrten wieder, um abermals zu scheitern. Maria, so sagte Parsons, beschuldigte Guise und Beaton, nicht rechtzeitig gezahlt zu haben; Parsons selbst war der Meinung, ihr Werkzeug sei ein unbrauchbarer Mensch gewesen, der nichts zustande gebracht habe.

Im November 1583 besaß die englische Regierung genügende Anhaltspunkte, um Francis Throckmorton in den Tower zu bringen. Die wiederholt angewandte Folter entrang ihm endlich Geständnisse, die er später vergebens widerrief. Er bekannte, daß zwei Verzeichnisse, das eine von englischen Landungsplätzen, das andre von den namhaftesten Katholiken des Landes, die in einer seiner Truhen gefunden worden waren, von ihm selbst herrührten; er gestand ferner, daß sie für Mendoza bestimmt gewesen seien und dieser im Einverständnis mit dem Herzog von Guise eine katholische Erhebung vorbereitet habe, um gleichzeitig mit der Landung fremder Truppen Elisabeth zu stürzen. Die Aktenstücke, die nach Throckmortons Hinrichtung bei dem verhafteten Jesuiten Crichton gefunden wurden, bestätigten das Vorhandensein weitverzweigter Komplotte.

Die Aufdeckung einer so nahen Gefahr weckte die Nation zu herausfordernder Gegenwehr. Es wurde ein Bund geschlossen, dessen Mitglieder sich eidlich verpflichteten, nicht nur alle diejenigen, die das Leben der Königin bedrohten, sondern auch jede Person, zu deren Gunsten das geschah, mit dem Tode zu strafen. Im November 1584 erließ das Parlament eine Akte „zum Schutz der erhabenen Person Ihrer Majestät und zur Erhaltung des Friedens im Reich", die den gefaßten Beschluß tatsächlich, wenn auch mit der Einschränkung guthieß, daß die Schuld der Betreffenden durch einen Gerichtshof erwiesen sei. Es war der Ausschluß Marias von der Thronfolge, wenn Elisabeth durch Mörderhand fiel. Dasselbe Parlament verfügte durch eine zweite Akte, daß jeder Untertan der Königin, der, im Ausland zum Priester geweiht, sich länger als vierzig Tage in England aufhielt, des Hochverrates schuldig befunden werden würde. Der Höhepunkt der Strafgesetzgebung, der sich vor allem gegen den Seminarklerus richtete, ward damit erreicht.

Bereits im Januar 1584 hatte Mendoza den Befehl erhalten, England binnen vierzehn Tagen zu verlassen. Seine Beteiligung an den aufgedeckten

Komplotten war erwiesen. Klüger, gefährlicher und verschlagener als sein Vorgänger Guerau de Spes, hatte er seines Königs Willen vollzogen und Marias Schicksale unwiderruflich der spanisch-katholischen Sache verpfändet.

Mendoza verließ England mit der Drohung, „als Minister des Friedens lehne Elisabeth ihn ab: als Minister des Kriegs werde er versuchen, ihr besser zu entsprechen“.

Philipp II. schickte ihn bald darauf als seinen Gesandten nach Frankreich, wo er sich als Elisabeths bittersten Feind erprobte.

III.

Die Bekenntnisse der Teilnehmer an den letzten Komplotten belasteten Maria Stuart weniger unmittelbar als die, die Ridolfis und Norfolks Verschwörungen aufgedeckt hatten: „Ich kann nur um Gottes Willen hoffen, daß die Hauptsache nicht entdeckt werde“, hatte Philipp II. seinem Gesandten, dem Herzog von Olivares, nach Rom geschrieben. „Die Hauptsache“, der ausländische Mordplan gegen sie, blieb Elisabeth verborgen.

Maria aber fühlte sich durch den Urteilspruch des protestantischen England ins Herz getroffen. Er kostete ihr nicht das Leben allein, er kostete ihr die Krone, wenn, was jeden Augenblick geschehen konnte, ein neues Verbrechen, vorhergesehen oder nicht, die Rache ihrer Gegner herausforderte.

In der Verlassenheit ihrer verschärften Haft ließ sie der Gedanke nicht mehr los. Am 5. Januar 1585 schrieb sie die Erklärung nieder, daß sie, als nächste Blutsverwandte ihrer teuren Schwester, der Königin, sich eidlich vor Gott dem Bund zum Schutz und zur Erhaltung ihres Lebens anschließe. Lord Burleigh sollte ihr die Aufnahme in denselben, der vor allem gegen sie gerichtet war, ermöglichen. Sie erfolgte begreiflicherweise nicht; aber der niemals aufgeklärte Attentatsversuch, für den Parry fast unmittelbar darauf büßte, und von dem er behauptete, durch eine Schrift Dr. Allens über die Rechtmäßigkeit des Angriffs gegen häretische Fürsten angeregt worden zu sein, veranlaßte den Protest englischer Katholiken gegen alle derartigen Doktrinen. Diese seien häretisch, teuflisch und in Widerspruch zu ihrem Glauben, sie selbst loyale Untertanen der Königin. Elisabeth sollte heroisch unzweifelhafte Beweise davon erhalten, als die Armada nahte.

Inzwischen spielten zu Sheffield nicht nur Verständigungsversuche Marias mit der Königin, sondern kleinliche Intrigen weiblicher Tücke, unter deren Stachel Marias Selbstbeherrschung zusammenbrach.

Seit lange fürchtete sie, der Obhut Shrewsburys durch einen plötzlichen Wechsel des Aufenthalts entzogen zu werden und beschwor insbesondere durch Mauvissière den französischen Hof, sie vor einem derartigen Unglück zu bewahren, als 1583, zunächst wegen Heiratsplänen Lady Shrewsburys für ihren Sohn, das Verhältnis zwischen beiden Damen sich trübte. Bald ging die zwischen ihnen bestehende frühere Intimität in offene Feindseligkeit über. Lady Shrewsbury, wegen Geldfragen auch mit ihrem Gatten in Zwist geraten, denunzierte ihn bei Königin Elisabeth. Er sei, erklärte sie, Marias Geliebter; es bestehe keine Sicherheit gegen das Entweichen seiner Gefangenen.

Das alles und noch viel mehr erfuhr Maria. Sie schrieb an Mauvissière, an Walsingham, an Elisabeth selbst und verlangte Genugtuung und feierliche Zurücknahme niederträchtiger Verleumdungen. Unter solchen Umständen wurde sie im September 1584 in eine übrigens schöne und geräumige Residenz, nach Wingfield, gebracht, wo die Überwachung durch Sir Ralph Sadler, einem ehrenhaften Manne, ihr keinen Anlaß zur Klage gab. Von dort aus ist Marias Brief datiert, der zu ihrer beider Glück seine Adressatin, Königin Elisabeth, nie erreichte, sei es, daß bei Maria genug Besonnenheit wiederkehrte, um ihn nicht abzuschicken, sei es, daß Burleigh ihn unterschlug. In der schottischen Königin schönster Handschrift liegt er zu Hatfield, im Archiv des Hauses Cecil. Sie kühlte darin ihre Rache gegen Lady Shrewsbury, ihre Empörung gegen Elisabeth, indem sie alle vertraulichen Mitteilungen der einen ihrer Feindinnen zur Kenntnis der andern brachte. Nächtliche Liebesabenteuer Elisabeths mit Leicester, mit Anjou, mit Simier, seinem Unterhändler, mit andern, wurden unverblümt aufgetischt. Nur Elisabeths physische Beschaffenheit, so hieß es weiter, vereitle ihre Heiratspläne. Einzig an Maria habe es gelegen, Anjou durch den eigenen Sohn zu verdrängen; denn es genüge ja, die englische Königin mit einer Göttin an Schönheit zu vergleichen, um sie zu haben. In diesem Fall zahle sie auch; im übrigen sei sie so geizig und undankbar, daß nicht vier Personen im Reich lebten, denen sie jemals Gutes erwiesen habe. Durch einen gewissen Rolston sei der Versuch gemacht worden, Maria zu entehren, durch einen andern, sie ermorden zu lassen. Elisabeths lächerliche Eitelkeit, ihre mit perfider Ausführlichkeit geschilderten Liebeshändel seien der Gegenstand beständigen Spottes für Lady Shrewsbury und deren Töchter. Die Königin verlange Wahrheit: da sei sie. Maria, die natürlich kein Wort von dem allen glaube, besitze gegen Lady Shrewsbury Zeugen und werde mündlich Rede stehen.

Lord Shrewsbury, von dem seine Frau sich getrennt hatte, rechtfertigte sich in London, und die Lady mußte feierlich Abbitte leisten, während der Gemahl, von Elisabeth in Gnaden auf einen andern Posten berufen, ihr dankbar die Hand dafür küßte, „ihn von zwei Teufeln befreit zu haben". Er triumphierte zu früh, denn seine Monarchin versöhnte ihn später mit Beß von Hardwick, von der sie das Schlimmste nicht erfuhr.

Dem Intermezzo mit Lady Shrewsbury folgte eine der bittersten Enttäuschungen, die Maria durchlebte, der Bruch mit dem einzigen Sohn.

Der jetzt achtzehnjährige König hatte Lennox durch einen Hamilton, den nunmehrigen Earl of Arran ersetzt, dem er es zunächst verdankte, daß Ruthven, Lord Gowrie, für wiederholte Empörungen und die Verhaftung Jakobs mit dem Tode büßte. Arran war Protestant und stand in geheimer Verbindung mit Cecil. Noch rechnete Maria mit der Liebe ihres Sohnes, obwohl er nie auf ihre Forderung, seinem Königtum in Schottland durch Anerkennung ihrer Mitregentschaft die legitime Sanktion zu geben, eine bestimmte Antwort erteilt hatte. Aber noch schrieb er ihr zärtliche Briefe und nannte sich ihren Ritter. Die erste Warnung, daß Unheil durch ihn drohe, kam von Fontenay, dem Bruder von Marias Sekretär Nau, jetzt ihrem Agenten in Schottland.

Fontenay fand den König sehr klug, aber im höchsten Grad von sich eingenommen, schüchtern, unberechenbar und in der Hand von Günstlingen. Tatsächlich war Jakob bereits entschlossen, nicht nur seine Mutter, sondern auch alle Komplotte der letzten Jahre zu verraten und ins englische Lager überzugehen. Ein Sohn, der schon als Knabe einsam weinend gefunden wurde, weil ihm Leute sagten, sein Vater sei ein italienischer Geiger gewesen, und der anderseits wieder vernehmen mußte, die eigene Mutter habe ihm ja den Vater getötet, ein solcher Sohn hatte keine kindlichen Gefühle mehr für die ihm unbekannte Gefangene, die abwechselnd schmeichelte und drohte und ihm seine Krone streitig machte.

Am Hof Elisabeths erschien im Dezember 1584 ein selten schöner und gewinnender junger Mann, Master Patrick de Gray, als Bevollmächtigter Jakobs VI. Gray, ein Katholik und Agent Marias in Frankreich, kannte viele ihrer Geheimnisse, während sie nicht wußte, daß er bereits in Schottland abtrünnig geworden war. Dennoch schöpfte sie Verdacht, erinnerte Gray brieflich an seine Pflichten gegen sie und forderte Teilnahme an allen Verhandlungen, widrigenfalls sie Jakobs Recht bestreiten werde. Zugleich überbrachte Nau in ihrem Namen die weitestgehenden Zugeständnisse an Elisabeth. Sie entsagte unter anderm allen Vorteilen, die ihr selbst aus der Exkommunikationsbulle Pius V. erwachsen konnten, versprach Toleranz in Schottland, Verzicht auf alle ihre Ansprüche in England bei Elisabeths Lebzeiten und auf alle Verbindungen mit fremden Fürsten und bot sich an, entweder in England zu bleiben oder Geißeln zu stellen, wenn sie nach Schottland oder nach dem Kontinent entlassen werde.

Der Gegenzug kam zu spät. Gray, das Urbild des Verräters, beantwortete Marias Brief mit feiger Insolenz, schwur, daß zehn Millionen ihn nicht vermögen könnten, jemals wieder in ihre Dienste zu treten und erteilte ihr in herablassendem Ton den Rat, sich endlich ruhig zu verhalten und ihren Frieden mit Elisabeth zu schließen. Jakob VI. lehnte die Mitregentschaft ab, empfing Elisabeths unbestimmte Versprechungen der Nachfolge in England, ein Jahresgehalt, sechs Koppel Bluthunde und edle Pferde. In diesem Vertrag, der im April 1585 unterzeichnet wurde, fand Maria keine Erwähnung mehr.

Elisabeth, die fortan alle Rücksichten fallen ließ, hatte sie bereits im Januar nach dem trostlosen Tutbury zurückgeschickt, wo sie ihr Sir Amyas Paulet zum Wächter bestellte. Von Tutbury aus richtete Maria an Mauvissière die furchtbaren Worte:

„Wenn mein Sohn in der Gottlosigkeit und im Undank, zu denen er verleitet worden ist, verharrt, so werde ich Gottes Fluch über ihn herabrufen, und nicht nur den meinigen über ihn verhängen, sondern ihn enterben, aller Größe in der Welt, die er durch mich gehabt hätte, berauben, und überdies meine Rechte auf seinen größten Feind übertragen. Keine menschliche und göttliche Strafe ist groß genug für einen solchen Undank."

An Elisabeth selbst schrieb die unglückliche Frau:

„Ich zweifle nicht, denn ich besitze Beweise, daß es Erben in der Christenheit gibt, deren Nägel stark genug sind, um zu halten, was ich ihnen in die Hand legen werde.

Mit meinem Leib geschehe, was geschehen kann; der kürzeste Weg wird mir stets der liebste sein."

Maria, vor der Zeit gealtert und gebrechlich, auf einige kleine feuchte Zimmer, wie sechzehn Jahre früher angewiesen, aller freien Bewegung beraubt, von einem grollenden, mutlos gewordenen Dienstpersonal und dazu von bewaffneten Soldaten umgeben, sah sich durch einen unbeugsamen Wächter von der Außenwelt abgeschnitten. Sir Amyas Paulet, ein Puritaner, war keiner Regung des Mitleids zugänglich. In stets korrekter Haltung, aber mit unverhohlener Feindseligkeit waltete er seines Amtes. In der Natur des Mannes lauerte ein böser Geist, der sich darin gefiel, sein Opfer zu martern. Maria liebte es, Almosen zu verteilen; er untersagte den Armen der Nachbarschaft, sich ihr wie bisher zu nähern. Ihre persönliche Dienerschaft war katholisch; Paulet witterte einen Priester darunter, fand keinen, machte aber kein Hehl daraus, daß Maria im Fall eines Komplottes vor ihm sterben werde. Ihre Gesundheit zwang sie bisweilen, ihre Zimmer nur im Rollstuhl oder gar nicht zu verlassen, worauf Paulet kostbare Tapeten aus dem Speisesaal entfernen ließ, da es fortan königlicher Insignien nicht mehr bedürfe. Die ihr verabreichte Kost wurde so schlecht, daß sie durch den französischen Gesandten Klage darüber führte. Castelnau de Mauvissière war ein vorsichtiger Mann, aber weder er noch Maria ahnten, daß ihr Briefwechsel durch den Erzverräter Archibald Douglas, der sich in beider Vertrauen geschlichen hatte, und durch den eigenen Sekretär des Gesandten an Walsingham ausgeliefert und erst dann entweder weiterbefördert oder liegen gelassen wurde. Dasselbe geschah unter Mauvissières Nachfolger Châteauneuf.

In gänzliche Mutlosigkeit versunken, hatte sich Maria im Lauf des Jahres 1585 bereit erklärt, auf jegliche Behauptung ihrer Rechte zu verzichten, wenn man sie nur frei ließ und sie in Ruhe sterben könnte. Wahrscheinlich damals niedergeschriebene Verse von ihr drücken aus, was sie empfand:

Que suis-je, hélas, et à quoi sert ma vie,
Je ne suis fors qu'un corps privé de cœur,
Un ombre vain, un objet de malheur,
Qui n'a plus rien que de mourir envie.

Et vous, amis, qui m'avez tenu chère,
Souvenez-vous que sans heur, sans santé,
Je ne scaurais aucune bonne œuvre faire.
Souhaitez donc fin de calamité.

Da Tutbury einzufallen drohte, mußte ein andrer Aufenthalt bestimmt werden. Aus Gründen, die später klar wurden, fiel die Wahl im Dezember 1585 auf das befestigte Schloß Chartley in Staffordshire.

Dort änderte sich das Bild unter dem Eindruck von Botschaften, die, in wachsender Menge zur Gefangenen dringend, sie ins Leben zurückriefen.

Wie Sixtus V., dem die Legende zuschreibt, er habe nach der Papstwahl die Krücken, deren er als Kardinal Montalto sich bedient hatte, von sich geworfen, so fühlte Maria sich plötzlich gesund, ja freudig genug, „um ihren Bogen gegen einen Hirsch zu spannen und im Galopp hinter der Meute zu jagen".

Der Urheber der Verwandlung, die das Schlußdrama einleitete, war Elisabeths Staatssekretär, Sir Francis Walsingham.

Dieser fanatischste, gefährlichste Feind Marias und der katholischen Succession blieb der Vertrauensmann einer Königin, die ihm, wenn sie schlechter Laune war, ihren Pantoffel an den Kopf warf, ihn mit Schimpfworten überhäufte, wie einen Bettler darben ließ und niemals weder seine Geduld erschöpfte noch seine Hingebung ins Wanken brachte.

Und Walsingham war unentbehrlich. Überall, aber nirgends mehr als im katholischen Ausland und bis in Rom selbst, in den Seminarien des Kontinents und wieder im Schoß englischer, katholischer Familien arbeiteten seine Spione. Sie drangen in den Beichtstuhl, sie verkleideten sich als Priester, sie überwachten geflüchtete Verschwörer wie Morgan und Paget in Paris, verdächtige Aristokraten wie die Percys und Howards in England, die nicht nur ihre verfolgte Kirche, sondern Norfolks Tod zu rächen hatten. Der Berichte waren so viele, daß sie sich widersprachen. Walsingham selbst wußte nicht zu sagen, ob die Katholiken überwogen, deren Loyalität und Vaterlandsliebe alle Proskriptionen duldend und schweigend ertrug, oder ob endlich doch katholische Verschwörer das katholische England der Rebellion gewinnen würden. Die Wahrheit, die Walsingham suchte, fand sich, wenn Maria wieder die Seele von Komplotten wurde, deren Triebkraft von der Überzeugung ausging, daß keine fremde Invasion Englands gelingen konnte, solange Elisabeth herrschte.

Maria sollte jetzt wieder schreiben, je mehr, je ausführlicher, desto besser, und es wurde dafür gesorgt, daß weder sie Verdacht schöpfen noch ein geschriebenes Wort von ihr, kein solches an sie gerichtetes dem Netz entschlüpfen konnte, das Paulet im Einverständnis mit Walsingham um Chartley spannte Philipps, des Ministers Sekretär, entzifferte, teils dort, teils in London, die Geheimschrift der Korrespondenzen, die er vor ihrer Weiterbeförderung kopierte. Nau und Curle, die Vertrauensmänner der Königin, wurden aufmerksam gemacht, daß in den Fässern des Brauers, der Chartley mit Bier versorgte, in wasserdichten Hülsen verschlossene Briefe zu finden seien, die fortan in Menge einliefen. Auf dem gleichen Weg beförderte „der ehrliche Mann", wie der Brauer von Paulet bezeichnet wurde, die Antworten aus Chartley und ließ sich von beiden Parteien zahlen. Walsingham hatte überdies den Verräter gefunden, dem auch Maria unbedingt vertraute. Es war ein junger, im Seminar zu Rheims von Dr. Allen erzogener, noch nicht ausgeweihter Priester, Gilbert Gifford. Der sprachenkundige, gewandte und schlaue Mensch war 1583 in Rom gewesen; er kannte den Kontinent und viele Geheimnisse der katholischen Partei. Seine vornehmen, begüterten Eltern hatten um des Glaubens willen Verfolgung gelitten, sein eigener Bruder beteiligte sich an der vorbereiteten Verschwörung. Giffords väterliches Schloß stand in der Nähe von Chartley, das im Hinblick darauf von Walsingham gewählt worden war, weil Gifford unbehindert zwischen beiden verkehren konnte. Er versagte sich den persönlichen Verkehr mit Maria, die ihn für einen Bundesgenossen Morgans in Paris, eines ihrer zuverlässigsten Agenten, hielt, in dessen Vertrauen Gifford sich ge-

schlichen hatte. Sie zahlte beide und erhielt während der Fastenzeit von 1586 Morgans erste Mitteilungen und zwar aus der Bastille, wo Heinrich III. ihn gefangen hielt. Noch beschränkte Morgan sich darauf, einen gewissen Ballard zu nennen, der im Interesse der Königin in England tätig sei, und mit dem in Verbindung zu treten, sich vorläufig für Maria nicht empfehle, bis mit Gottes Hilfe die Sache zu ihrem Vorteil ausschlage

Der Vertraute Ballards, der im Mai nach Paris kam, war Mendoza. Ihm überbrachte Ballard, ebenfalls ein Seminarpriester, die Botschaft, daß vier Höflinge Elisabeths bereit seien, diese „durch Gift oder Dolch" zu töten.

So fiel das erste Wort über Babingtons Verschwörung. Der Mortimer des deutschen Dramas trat auf. Er war reich, jung, von vornehmer Abkunft, bereits verheiratet und Maria leidenschaftlich ergeben, seitdem er einige Zeit als Shrewsburys Page in Sheffield zugebracht und sie dort persönlich kennen gelernt hatte. Babington, dann Savage, ein Offizier, der unter Parma gefochten hatte, Mitverschwörer, deren Zahl bis auf zwölf stieg, leisteten den Eid zu Elisabeths Ermordung. Mendoza handelte nicht gleich. Er gab Ballard ermutigende Worte und traf seine Maßregeln. Unter denjenigen, die er durch Bestechung gewann, war kein geringerer als Sir Richard Strafford, Elisabeths Gesandter in Paris, der von nun an den Inhalt seiner Depeschen dem Spanier auslieferte.

Mendoza hatte auf Entscheidungen aus England nicht lange zu warten. Im Juni erhielt er einen Brief der Königin von Schottland, der Spanien der Verschwörung gewann.

IV.

Maria, aus der Tiefe des Elends neuen Zukunftshoffnungen gewonnen, stand vor der letzten Phase, derjenigen, wo verzweifelte Entschlüsse reifen. Noch wußte sie nichts von Mordanschlägen gegen Elisabeth. Die geheimen Mitteilungen ihrer Anhänger deuteten auf Insurrektion in England, auf die seit Jahren verheißene Hilfe Spaniens. Derjenige, der sie an dem unnatürlichen Sohn, an der Peinigerin Elisabeth, rächen sollte, schien endlich zu handeln bereit. Wir brauchen ihn nicht mehr zu nennen.

Am 20. Mai benachrichtigte ein Brief Marias ihren Freund Mendoza, daß sie durch letztwillige Verfügung das Recht der Nachfolge in Schottland und England auf Philipp II. übertragen habe, „weil sie verpflichtet sei, in dieser Sache das Heil der Kirche über den Vorteil der eigenen Nachkommenschaft zu stellen."

Mehr als ein Menschenalter vorher hatte Philipp, Infant von Spanien, an Maria Tudors Seite die englische Krone getragen. Die finstere, schwermütige, vor der Zeit gewelkte Gattin suchte Ersatz für die Untreue des jungen, eiskalten Gemahls in der Hoffnung auf den Erben. „Öffnet euch, ihr ewigen Tore," läßt der Dichter sie ausrufen, „der Herrscher naht, mein Stern, mein Sohn." Eitle Träume! Der König, dem die Welt von einem Indien zum andern gehören sollte, wurde nie geboren. Diese Welt gehörte jetzt Philipp. Der Tod und er hatten gesiegt.

Zuerst starb Anjou 1584, der falsche, leichtfertige Bewerber um Elisabeth, der Bundesgenosse der niederländischen Rebellen, der zuletzt als Herzog von Brabant Spaniens Macht herausgefordert hatte. Mit ihm verlor das Haus Valois den letzten Sprossen. Anjous Tod befreite Philipp von der verdächtigen auswärtigen Einmischung der Guisen. Als Häupter der Liga kämpften sie gegen den häretischen, vom Papst exkommunizierten Thronerben, Heinrich von Navarra. Willig zahlte Philipp, der Liga beitretend, für den unvergleichlichen Dienst der Unterjochung des französischen Königs und des Bürgerkrieges, an dem Frankreich sich verblutete.

Vier Wochen nach Anjou fiel der große Oranier durch Mörderhand. Die Katastrophe und Parmas Siege nötigten endlich Elisabeth 1585 zu offener Parteinahme für die protestantischen Niederländer. Leicester erschien mit englischen Truppen und wurde 1586, gegen der Königin Willen, Generalgouverneur der Staaten von Holland. Selbst Leicesters Mißgriffe zerstörten nicht das Werk Wilhelms des Schweigsamen. Parma mußte seinen Siegeslauf unterbrechen, um sein Heer zur Einschiffung nach England bereitzuhalten, wenn die unüberwindliche Flotte nahte. Kaiser und Sultan lagen in Krieg, Frankreich war ohnmächtig. Philipps Admiral, Santa Cruz, drängte unter so günstigen Umständen zur Entscheidung, da selbst ein nationaler Krieg kaum mehr als der Schaden betragen werde, den englische Freibeuter der spanischen Schiffahrt zufügten. Der Schaden wurde auf 1½ Million Dukaten geschätzt, der Krieg aber berechnete sich auf nahezu 4 Millionen. Philipp rüstete in allen seinen Häfen eine Flotte, die vorgeblich für Indien bestimmt war. Was aber seine erschöpften Stände bewilligten, war ein Tropfen ins Meer. Die ungeheueren Summen, die er brauchte, fand er nicht und ging zum Papst.

Seit April 1585 hieß dieser Sixtus V. Mit ihm, dem erklärten Feind seines Vorgängers, trat eine mächtige, großangelegte Persönlichkeit in die Geschichte ein.

Zu den Eigentümlichkeiten dieses Franziskanermönches zählte seine fast schwärmerische Bewunderung für Elisabeth, von der er zu sagen pflegte: „wäre sie keine Häretikerin, sie würde die Welt aufwiegen.“ Die ihm gemachten Vorschläge, sie zu töten, erfüllten ihn mit Abscheu. Er wollte sie bekehren und stellte ihr günstige Bedingungen. Gegen Philipps Wünsche war dieser Papst gewählt worden. Der Italiener und der Spanier mißtrauten sich gegenseitig. Olivares, Philipps Gesandter in Rom, stützte sich auf Dr. Allen, der mit Parsons dort anwesend war, um, wie er sich ausdrückte, „den Tanz zu führen.“ Sixtus widerstand der größten, seit der Reformation gebotenen Aussicht auf den Triumph des Katholizismus nicht. Seiner Besorgnis, Spaniens Macht werde sich ins Unermeßliche steigern, begegnete Philipp mit der Lüge, für sich wolle er nichts. Er verlangte und erhielt vom Papst nur die Anerkennung seines Rechtes, nach Marias Tod ihre katholische Nachfolge zu bestimmen, verheimlichte ihm aber die Wahl, die er bereits getroffen hatte. Sie fiel auf seine Lieblingstochter aus dritter Ehe, die Infantin Isabella. Nach langem Feilschen bewilligte Sixtus eine Million Kronen für die künftige Armada. Er war es jetzt, der Philipp rasch einzugreifen beschwor, oder das ganze Unternehmen werde scheitern.

Dieser erwiderte am 18. Juli 1586 Marias Botschaft vom 20. Mai mit der Gegenerklärung, er trete den Schutz ihrer Person und ihrer Interessen an. Er versicherte zwar, durch ihren Entschluß sei sie in seiner Achtung gestiegen, aber sein Dank klang kühl. Dienstfertige Genealogen hielten den Nachweis der Abstammung Philipps von John of Gaunt bereit, durch die er, nach Maria und Jakob Stuart, Ansprüche auf Englands Krone auch ohne eine Einsetzung, deren juristische Gültigkeit zweifelhaft war, geltend machen konnte. Aber weder auf Testamenten noch auf Stammbäumen, sondern auf realen, politischen Grundlagen beruhte sein Entschluß, Elisabeth in Bälde den so lange verzögerten Krieg zu erklären.

Mendoza, der inzwischen durch Ballard Kunde erhalten hatte, daß nicht nur die einflußreichsten katholischen Lords, sondern auch „Schismatiker“ zur Insurrektion gegen Elisabeth bereit standen, fühlte sich jetzt so sicher, daß er versprach, „wenn es gelinge, die Königin zu töten, so werde Hilfe aus den Niederlanden kommen und Philipp eingreifen. Das Unternehmen sei der Katholiken und der alten englischen Tapferkeit würdig.“ Mendozas Feuereifer kannte keine Grenzen mehr: Cecil, Walsingham, Knollys sollten sterben. Philipp mußte mäßigen! „Cecil sei alt und habe nicht viel geschadet, die Sache selbst wegen der vielen Eingeweihten recht bedenklich, aber doch so völlig zu Gottes Ehre, daß sie unterstützt zu werden und zu gelingen verdiene, es sei denn, daß unsre Sünden es verhindern.“ Auch er empfahl schleunige Ausführung „der Hauptexekution“. Denn der Verschwörung in England ging eine andre in Schottland zur Seite. Guise und der französisch gesinnte Erzbischof Beaton verhandelten mit schottischen Lords, die gleichfalls auf Philipps Hilfe rechneten, um Jakobs Übertritt zu erzwingen, Maria zu befreien, den Katholizismus herzustellen und ein Bündnis mit Spanien zu schließen, dem sie zwei schottische Häfen als Stützpunkte des Angriffes gegen England anboten. Maria war in Kenntnis gesetzt, Robert Bruce, der Vertrauensmann der Schotten, auf dem Weg nach Madrid.

Am 4. Juli erhielt Marias Sekretär, Curle, einen Brief Morgans, der mit der Nachschrift schloß: „Viele Mittel sind gefunden, um sich der Bestie zu entledigen, die die ganze Welt in Aufruhr versetzt.“

Philipps entzifferte, Walsingham lag auf der Lauer. Gifford bestellte Boten, beförderte Briefe an die Jesuiten Parsons, Holt, de la Rue, an Andre, nach Rom, nach Paris, nach den Niederlanden, schlich sich ins Vertrauen des französischen Gesandten Châteauneuf, ging zwischen Frankreich und England hin und her und blieb Walsinghams bester Spion. Noch aber fehlten Briefe Marias an den längst überwachten Babington. Am 25. Juni und auf Morgans Bitte schrieb sie „ihrem großen Freund“, sie sei unerachtet ihres langen Schweigens seiner Treue eingedenk. Er möge Briefe aus Frankreich und Schottland, die er für sie erhalten habe, dem zuverlässigen Überbringer einhändigen. „Der Überbringer“ war Gifford, der „große Freund“ war Babington. Im Vierfaß des „ehrlichen Mannes“ traf, zu Paulets unverhohlener Freude, Babingtons Antwort in Chartley ein. Er gab darin „seiner teueren Souveränin“ genaue Aufschlüsse über die bevorstehende Invasion, über ihre Befreiung, die

er selbst unternehmen wolle, über Elisabeths Ermordung. Er bat um ehrenvolle Belohnung der sechs Edelleute oder im Fall ihres Todes, deren Nachkommen, zum Dank dafür, daß sie sich der „tragischen Exekution" verpflichtet hatten.

Nichts mehr fehlte als Marias Antwort, „die ihr Herz erschließen sollte". Um Zeit zu sparen, schickte Walsingham Philipps nach Chartley. Dieser begegnete der Königin auf einer ihrer Ausfahrten und grüßte sie lächelnd. Sie vermutete einen Agenten Morgans „im kleinen, schmächtigen Mann mit gelbem Haar und Bart und blatternarbigen Gesicht". Am 17. Juli fand Philipps, was er suchte, Marias furchtbaren Brief an Babington.

Sie erwog mit staatsmännischer Klugheit alle seine Vorschläge, korrigierte sie durch ihre eigenen, bestand auf der Notwendigkeit geheimsten Einverständnisses mit Mendoza und der Fortführung des Unternehmens, auch wenn ihre Befreiung mißlang, und sagte: „Wenn alles vorbereitet ist, so wird es Zeit für die sechs Edelleute sein, sich an die Arbeit zu machen." Sie gab an jenem 17. Juli Philipps zu tun. Er entzifferte noch sechs Briefe Marias, wovon einer an Mendoza diesen zur Mitteilung an Philipp veranlaßte, „sein Inhalt beweise, daß der schottischen Königin die ganze Sache wohl bekannt sei".

Walsingham wartete nicht länger. Der Schlag fiel. Zuerst Ballard, dann Babington, Savage und ihre Mitverschwörer, die in der Panik über Ballards Verhaftung in Wäldern sich versteckt hatten, wurden gepackt und in den Tower gebracht. Dann erst, am 8. August, traf Elisabeths Gericht die nichtsahnende Maria. Wolle sie im Park von Tixall, unweit von Chartley jagen? fragte Amyas Paulet. Sie bejahte vergnügt. Nau und Curle, ihre beiden Sekretäre, ein Melville, ihr Haushofmeister, ihr Arzt Bourgoin schlossen sich an. Die Jagdgesellschaft gelangte bis außerhalb des Parktores, als ein Zug Berittener nahte. Waren es Befreier? Wenn der Gedanke bei Maria auftauchte, muß die unmittelbar folgende Enttäuschung um so entsetzlicher gewesen sein.

Paulet ritt dem Zug entgegen und kehrte mit einem Boten der Königin Elisabeth zurück. Er meldete in ihrem Auftrag, die Verschwörung sei entdeckt, Marias Diener in dieselbe verwickelt, alle Beweise halte Elisabeth in Händen.

Marias erste Regung war die, Widerstand zu leisten. Sie rief die Ihrigen zur Verteidigung, sie brach in wilde Reden, in leidenschaftliche Verwünschungen aus, stieg vom Pferd, setzte sich auf die Erde, und verweigerte es, sich von der Stelle zu bewegen. Alles blieb vergebens. Paulet hatte seine Maßregeln getroffen. Nau und Curle wurden unverzüglich nach London in Walsinghams eigenes Haus geschickt, um dort verhört zu werden. Maria blieb in Tixall vierzehn Tage hindurch, nur von zweien ihrer Frauen, einem ihrer Leute und dem Apotheker bedient, in strenger Haft. Paulet eilte mit Elisabeths Sendboten nach Chartley, wo er alle Laden und Truhen der Königin sprengte, ihre sämtlichen Papiere beschlagnahmte und nach London schickte. Walsingham fahndete vor allem nach eigenhändigen Entwürfen der Briefe Marias an Babington; „Gott gebe, daß sie sich fänden," schrieb er an Paulet in der richtigen Erkenntnis, daß ohne sie der stärkste Ring in seiner Beweiskette fehlte. Er fand sie nicht. Nachdem ihre Schubfächer aus-

geräumt, ihre Schmuckgegenstände und kleinen Wertsachen unter der naiven Rubrik „gestohlenes Gut“ an Elisabeth übersendet worden waren, löste Paulet Marias noch immer einundfünfzig Personen zählenden Hausstand auf und brachte am 26. August seine Gefangene nach Chartley zurück. Als Maria von Tixall wegritt, flehte eine Bettlerschar um Almosen: „Ich bin so arm wie ihr, ich habe nichts mehr,“ rief sie ihnen, in Tränen ausbrechend, zu. In Chartley erteilte sie einem Kinde, das Curles Frau am Schreckenstag zu früh geboren hatte, die Nottaufe. Sie werde Curles Schuld auf sich nehmen, sagte sie der trostlosen jungen Mutter. Sowohl Curle als Nau bezeugten unterdessen die Echtheit der Briefe an Babington, deren durch Philipps entzifferter Wortlaut ihnen von Maria gegen ihren Willen diktiert worden sei. Am 17. September, nach entsetzlichen Qualen, die zu schildern die Feder sich sträubt, wurden Ballard, Babington, Savage und vier Mitverschworene gerichtet. Ballard bewahrte die edelste Fassung; er wünschte, durch das Opfer seines Lebens das von Babington zu erkaufen. Babington schwankte, suchte Walsingham durch Aussichten auf weitere Enthüllungen zu erweichen und anerkannte, freilich aus Angst vor der Folter, die Echtheit der mit Maria gewechselten Briefe. Sein grausames Ende ertrug er betend und heldenmütig. Am nächsten Tag büßten noch sieben Mitschuldige am Galgen. Am 25. September wurde Maria unter Paulets Aufsicht von Chartley nach Fotheringhay, einem schöngelegenen Krongut in Northamptonshire, überführt. Ein einziger, noch aus Chartley datierter Brief an den Herzog von Guise, der bestellt wurde, läßt in Marias Seele blicken. Sie wußte sich verloren und fürchtete geheime Ermordung „durch Gift oder andres“. Die Lothringer, schrieb sie, seien gewöhnt, für ihren Glauben zu sterben; sie werde ihrem Blut nicht Unehre machen. Wie immer, so auch jetzt, bat sie um Versorgung ihrer treuen Diener, um das Begräbnis in Frankreich: Gott möge ihr die Gnade erweisen, „de me faire mourir pour sa querelle.“

Die erste Mitteilung, die sie in Fotheringhay erhielt, kam von Elisabeth. Die englische Königin hatte nach der Katastrophe an Paulet geschrieben, „zu Ihm, der retten und verderben könne, erhebe sie ihre Hände, damit die so schrecklich gefallene, abscheuliche Mörderin ihr besseres Teil aus des Teufels Klauen rette.“ Und Paulet hatte, „um der Königin Freude zu bereiten,“ alle Fallen, die er gelegt, alle Stimmungen Marias geschildert. Jetzt forderte Elisabeth von ihr das Bekenntnis ihrer Schuld; ihrer Gnade solle sie sich ergeben. Zweimal wurde das Verlangen gestellt, zweimal wurde es zurückgewiesen. Am 11. Oktober erschienen, von 2000 Bewaffneten gefolgt, die Kommissäre der englischen Königin, im ganzen 42 Personen. Unter den Earls und Lords des Geheimen Rates, denen acht Richter beigegeben waren, befanden sich Männer, die, verräterischer Handlungen mit Maria überführt, jetzt um so unerbittlicher gegen sie auftraten. Nach der Akte von 1584, die gegen Maria zielte und alle Aufreizungen zur Rebellion, alle Bedrohungen der Königin und des Staates mit dem Tode strafte, sollte Maria gerichtet werden. Sie lehnte die Jurisdiktion des Tribunals ab. Als Königin könne sie nicht von Untertanen gerichtet werden, noch englische Gesetze, die ihr keinen Schutz

gewährt hatten, anerkennen. Sie verlangte Rechtsbeistände und Gehör vor dem Parlament; sie verhandelte mit Deputierten der Kommissäre, klug, selbstbeherrscht, mit erstaunlichem Geschick und beredsamer Schärfe. Elisabeths Kämmerer, Hatton, bewog sie endlich, ein Schweigen zu brechen, das als Schuldbekenntnis ausgelegt werden und die Prozedur gegen sie nicht aufhalten würde. Unter Protest gegen die Gesetzlichkeit des Verfahrens erschien sie am 14. Oktober in der großen Halle des Schlosses.

Englands vornehmste Männer sahen endlich die verführerische Heldin seiner Legenden, die Prätendentin auf seine Krone. Sie erschien in schwarzem Kleid mit wallendem Schleier, auf Melville und ihren Arzt gestützt, groß von Gestalt, noch schön, majestätisch und anmutig zugleich in der matronenhaften Fülle, mit der die Jahre des Alters sich ankündigen, grüßte feierlich sich verneigend ihre Richter und nahm auf samtenem Armstuhl Platz vor der Estrade, auf der Elisabeths Thronsessel unter einem Himmel stand. Das sei ihr Platz, bemerkte sie, denn sie sei Königin und Witwe eines Königs. Dann musterte sie langsam die Versammlung: keiner unter ihnen sei für sie. Die Anklage, die jetzt verlesen wurde und die Burleigh vertrat, stützte sich auf alle zu Chartley weggefangenen Briefe, deren beglaubigte Abschriften vorlagen. Maria verlangte die Originale. Walsingham, ihr Feind, könne die Kopien gefälscht, ihre Sekretäre konnten ungenau chiffriert haben, deren erzwungene Aussagen seien wertlos. Nie habe sie Verkehr mit Babington gehabt. Von ihm wisse sie nichts. Warum sei er gerichtet worden, bevor er ihr öffentlich Rede stehen konnte; warum fehlten ihre noch lebenden Sekretäre als Zeugen?

Walsingham, zur Selbstverteidigung gezwungen, rief Gott zum Zeugen an, „daß er als Privatperson ehrlich gehandelt, als Staatssekretär nichts seine Pflicht Verletzendes getan habe“. Am nächsten Tage gab Maria unumwunden zu, an Mendoza und andre geschrieben, Aufträge an Babington erteilt, fremde Hilfe angerufen zu haben für sich, für ihre bedrängten Glaubensgenossen. Sie hatte das Elisabeth gegenüber unzählige Male eingestanden, dann wieder verneint; sie leugnete jetzt nicht, sondern sie durchbrach die Anklage. Den Aufruf an die Fürsten zum Schutz ihrer Sache behauptete sie als ihr gutes Recht: die Beteiligung an jedem Mordversuche gegen Elisabeth stellte sie in Abrede.

Ihre Richter vernahmen leidenschaftliche Beschuldigungen, ergreifende Klagen über erduldetes Unrecht. Sie hörten keinen Ruf um Gnade, sie sahen kein Zeichen der Schwäche, keine Erniedrigung der Majestät. Das Urteil fiel, nicht zu Fotheringhay, wo die Zeugen fehlten, sondern in der Sternkammer zu Westminster, wo die Angeklagte nicht gegenwärtig war. Es lautete auf Tod. Wenige Tage später bestätigte es das Parlament und verlangte seine unmittelbare Vollstreckung. Der Wille der Nation, die nach achtundzwanzigjähriger Regierung der Königin Elisabeth durch ihre gesetzlichen Vertreter Huldigungen der Liebe und Treue brachte, forderte die Hinrichtung Marias. Kein Zweifel ist darüber möglich, daß Elisabeth sie opfern wollte. Aber es widersprach der edelmütigen Rolle, in der die große Schauspielerin seit Jahren sich gefiel, die Vollzieherin des Urteils zu sein. Ihren Lords und Commons

stellte sie die Frage, ob denn kein andrer Weg zur Sicherstellung ihres Lebens sich finde? Sie verneinten es durchaus. Das bloße Dasein Marias, so sagten sie, sei die stete Bedrohung Elisabeths; ihr Tod würde das Zeichen zum Verderben der Religion und des Reiches durch fremde Invasion sein. Marias etwaige Versprechungen seien wertlos. Gott möge das Herz der Königin erleuchten, auf daß sie die gerechten Wünsche des Parlaments erfülle. Elisabeth dankte gerührt, wich einer bestimmten Antwort aus und sandte Lord Buckhurst und den Sekretär Beale nach Fotheringhay, um Maria das Todesurteil zu verkünden. Sie sagten ihr, so schrieb Maria am 24. November ihrem treuen Beaton nach Paris, daß Elisabeths Leben und die Religion des Landes gefährdet seien, solange die Katholiken sie selbst als ihre rechtmäßige Königin anerkannten. Es war die Märtyrerkrone, die sie boten:

„Ich dankte Gott und ihnen für die Ehre, als ein so notwendiges Werkzeug zur Wiederherstellung des Glaubens in dieser Insel befunden zu werden und versprach, freiwillig Blut und Leben für das Volk dieses Landes zum Lohn einer zwanzigjährigen Gefangenschaft hinzugeben ... Da sagten sie mir, ich würde weder als Heilige noch als Märtyrerin, sondern deswegen sterben, weil ich die Ermordung und Entthronung ihrer Königin gewollt habe. Ich erwiderte, die doppelte Ehre beanspruchte ich nicht; weder des Todes Elisabeths noch, so weit es von mir abhing, der Erteilung eines Nasenstübers an sie habe ich mich schuldig gemacht, wenn auch Kirchenleute sich erlaubten, meinen Namen zu gebrauchen . . . . Ich versprach einst La Rue (einem Jesuiten, ihrem Almosenier), für die Religion zu sterben. Sagen Sie ihm, daß ich mein Wort einlöse."

Paulet, der mit peinlicher Hast in jedem seiner Briefe auf Vollziehung des Urteils drang, behandelte von dem Tag seiner Verkündigung, 20. November, Maria als gesetzlich tot. Er sprach bedeckten Hauptes zu ihr; er entfernte ein Billard, da weltliche Zerstreuungen für Sterbende sich nicht mehr ziemten; er ließ das königliche Allianzwappen von der Wand herabnehmen und fand am nächsten Tag ein Kruzifix an seiner Stelle. Er peinigte vergebens. Ruhig, weltabgewandt, zuweilen ironisch, ja heiter, verzeihend und versöhnt schrieb Maria ihr Lebewohl an Elisabeth, an ihren Beichtvater, an Mendoza, an den Herzog von Guise, an den Papst. Sie dankte der englischen Königin, ihrer schmerzlichen Pilgerfahrt das ersehnte Ende zu setzen und bat, ihrem Sohn den letzten Segen seiner Mutter und ein Juwel zu übermitteln. Mendoza erhielt einen Diamanten, den Norfolk ihr gegeben hatte; ihm und dem Papst wiederholte sie ihren letzten Willen, Philipp zum Erben einzusetzen. Maria hatte ausgelitten, als die Briefe an ihre Adressen gelangten. Kein Wort fiel mehr zu ihrer eignen Rettung.

Der überlistete Mendoza erklärte, da Spanien mit England bereits in Kriegszustand sich befinde, sei jedes Mittel zur Zerstörung von Elisabeths Macht gerechtfertigt. An Mordplänen gegen sie habe er sich nie beteiligt. Cecil und Walsingham hätten nicht zum erstenmal Briefe Marias gefälscht. Philipp II. bedauerte, daß Maria unvorsichtig genug ihre gefährlichen Papiere, „obwohl diese so ehrenvoll gewesen seien", nicht zerstört habe. Der König und sein Gesandter spannen neue Intrigen zum Erfolg des großen Unternehmens, dessen Preis die Herrschaft über England sein sollte. Maria war

nur eine Karte im Spiel gewesen: sie starb für den Glauben. Philipps Mitleid rechnete mit solchen Opfern. Seine bloßgelegte Politik schloß jede Möglichkeit einer tatkräftigen Intervention für Schottlands Königin in Paris und Edinburgh aus.

Heinrichs III. Gesandter, Châteauneuf, war selbst kompromittiert. Von seinem Hof nicht unterstützt, vermochte er, ungeachtet all seiner Bitten und Vorstellungen, bei Elisabeth nichts. Auf seine Veranlassung schickte der König endlich den Spezialgesandten Bellièvre, der sich darauf beschränkte, Elisabeth um Schonung von Marias Leben zu bitten, ihre Schuld aber nicht verneinte. Heinrich III. stand schlecht mit den Guisen; die englische Königin besaß ein untrügliches Mittel, seine laue Teilnahme für seines Bruders Witwe und die Gefährtin seiner Jugend völlig zu erkälten: es waren Marias Briefe an Mendoza und die Komplotte mit den Guisen. Beim Schein der Freudenfeuer, die in London nach Verkündigung von Marias Todesurteil loderten, verlangte Bellièvre nichts mehr als eine Frist und gab sie verloren.

Es blieb Jakob VI. Im Juli 1586 hatte er die Offensiv- und Defensiv-Allianz mit Elisabeth zur Verteidigung des Protestantismus geschlossen. Sein Gesandter in London war der nunmehr freigesprochene Mörder seines Vaters, Archibald Douglas. Im September wußte Jakob durch Elisabeth von den Geheimnissen aus Chartley, von der Enterbung durch die eigene Mutter, von den Komplotten schottischer Katholiken. Er beglückwünschte die englische Königin und verlangte strenge Bestrafung der Schuldigen und eine so enge Haft für Maria, daß sie nicht mehr schaden könne. Wenn Elisabeth ihre Hand in Marias Blut tauche, sei er, der König, entehrt und verdiene den Galgen, so schwuren schottische Lords. Die Empörung seines Volkes zwang Jakob, Gesandte an Elisabeth zu senden, die um Marias Leben baten. Ihre an alle christlichen Fürsten gerichteten Drohungen eines Aufrufes zu ihren Gunsten blieben jedoch ebenso wirkungslos wie die Heinrichs III. Mit einem Protest kehrten sie nach Schottland zurück.

Elisabeth mußte handeln. Ihre Staatsmänner drängten dazu; die Lage war nicht mehr haltbar. Seit mehr als zwei Monaten schwebte das Richtschwert über Marias Haupt. Am 1. Februar sandte Burleigh durch seinen Sekretär Davison die Ausfertigung des Urteils. Elisabeth unterzeichnete es anscheinend gleichgültig, zugleich mit andern Akten, warf es auf den Boden und nach einem Scherzwort über die Freude, die Walsingham darüber empfinden werde, beauftragte sie Davison, es dem Lordkanzler zu übergeben: bis alles vorüber sei, wolle sie nichts mehr von der Sache hören. Dann rief sie Davison zurück und diktierte ihm den Brief, der ihre Seele bloßlegte und fünfundzwanzig Jahre vor dem Erscheinen von „Macbeth“ alle Furien des Dramas zu entfesseln verdient hätte. Nach dem Wortlaut des „Act of Association“, so ließ sie Paulet wissen, besitze er die längst von ihr erwarteten Mittel, sie der Notwendigkeit des ihr peinlichen Blutvergießens zu entheben und seine Liebe und Treue zu beweisen, indem er das Leben dieser Königin kürze. Der Auftrag ging durch Walsingham. Der entsetzte Paulet antwortete eine Stunde nach seinem Empfang, am 2. Februar, er verwünsche in der Bitterkeit seiner Seele

den Tag, an dem seine Souveränin ihm eine Handlung zumute, die Gott und das Gesetz verbieten. Er wolle ehrlich sterben. Am 7. Februar meldeten die Earls von Kent und Shrewsbury sich zu Fotheringhay bei Maria. Sie war leidend und empfing sie auf einem Ruhebett liegend.

Nach ehrfürchtiger Begrüßung verlasen sie ihr das Urteil. Sie habe eine Nacht, um sich vorzubereiten. Um 8 Uhr am nächsten Morgen werde man sie abholen. Es sei der Weg zum Himmel, erwiderte die Königin. „Dann weinte sie bitterlich und verharrte in Schweigen."

Hierauf bat sie um den Beistand eines Priesters, um die Ruhestätte für ihren müden Leib in Frankreich, um Versorgung für ihre treuen Diener. Nur die Erfüllung dieses letzteren Wunsches wurde wenigstens versprochen. Mit ihrem Gefolge nahm sie hierauf noch einmal Platz am Abendtisch, aß mäßig wie immer und unterhielt sich heiter mit ihrem Arzt: sie habe noch viel zu tun und wenig Zeit dazu. Bis 2 Uhr morgens traf sie ihre letzten Verfügungen, schrieb einen Abschiedsbrief an Heinrich III. und bedachte alle, die ihr treu gedient oder wohl gewollt hatten. In einzelne Päckchen mit den sorglich von ihr verzeichneten Namen der Empfänger verteilte sie ihr Geld. Bevor sie sich zur Ruhe legte, bat sie ihre Hofdame, Jane Kennedy, ihr wie allabendlich ein Heiligenleben vorzulesen, aber das eines großen Sünders zu wählen. Kennedy schlug die Geschichte des guten Schächers auf. „Ich habe schwerer gefehlt als dieser; mein Erlöser wird sich meiner erbarmen," hörte man sie sagen. Sie lag ganz ruhig und schien zu schlafen, während ihre Frauen betend und still weinend auf den Knien lagen.

Früh 6 Uhr erhob sie sich und ließ sich die Füße waschen. Mit peinlicher Sorgfalt bis ins kleinste bestimmte sie ihren Anzug, dann kniete sie nieder und versank in Gebet. Noch sei sie nicht bereit, man möge warten, gebot sie, als an der Tür gepocht wurde. Nach dem zweiten Zeichen ließ sie öffnen. Es war der Sheriff. Er trat einen Schritt zurück, denn vor ihm stand in königlichen Gewändern, die lange Schleppe mit Pelz verbrämt, den weißen Schleier über die hohe schwarze Gestalt von der Florhaube niederwallend, allein und ungebeugt die Königin. An einer Kette befestigt, trug sie ein Agnus Dei um den Hals. Vom Gürtel fielen zwei Rosenkränze herab; in der Hand hielt sie ein Kruzifix und ein gefaltetes Tuch. Paulets Hellebardiere warteten. Die Dienerschaft wurde zurückgewiesen. Der Zug setzte sich in Bewegung. An der Schwelle ihrer Gemächer trat Maria die wohlbekannte Gestalt Shrewsburys entgegen. Andrew Melville, ihr Haushofmeister, der die Botschaft ihres Todes nach Schottland zu bringen hatte, der Earl of Kent schlossen sich an. Melville kniete vor ihr nieder und schluchzte. Sie richtete ihn tröstend auf und küßte ihn; er habe frohe Nachricht zu bestellen und könne ihren Freunden sagen, daß sie treu ihrem Glauben als gute Schottin und Französin sterbe.

Die Königin von England sei ein Weib, sie werde ihr weibliches Geleit zum Schaffot nicht verweigern, sprach sie hierauf mit der alten, ihr so eigenen Anmut, zu den Earls und Paulet gewandt. Für das tapfere Verhalten ihrer Frauen verbürge sie sich. Elisabeth Curle, Jane Kennedy, dann Melville,

Bourgoin, ihr Arzt, Gorion, der Apotheker, ein alter Mann namens Hullez, bildeten ihr Geleit.

In der großen Halle, wo sie über Maria zu Gericht gesessen hatten, brannte Feuer im Kamin. Davor das schwarz ausgeschlagene Gerüst, auf dem zwei schwarz gekleidete Männer mit weißen Schürzen und Masken vor dem Gesicht unbeweglich standen, drei Stühle, der Block und, gegen die das Gerüst umgebende Holzbrüstung gelehnt, das Beil; einen Halbkreis im weiten Saal bildend eine stehende Versammlung von Zuschauern, meist Edelleute aus der Nachbarschaft: das war der Anblick, der sich Maria bot. Unbewegt, gleichgültig als handle es sich nicht um sie, bestieg sie allein das Schafott und hörte schweigend die Verlesung des Urteils; aber scharf, ja verächtlich wies sie den Dean von Peterborough zurück, der sie jetzt aufforderte, zu bereuen, dem Aberglauben zu entsagen, ihre Hoffnung auf Christus allein zu setzen. Die beiden Earls fürchteten eine peinliche Szene und riefen die Anwesenden zum Gebet auf für sie, die keine Heilsbotschaft hören wolle. „Mein Glaube," sprach Maria fest und vernehmlich, „ist der alte katholische Glaube; für ihn gebe ich mein Leben hin." Dann betete sie kniend mit lauter Stimme die Bußpsalmen und flehte für Elisabeths Heil, für alle ihre Feinde. Auf das Schafott folgten Kent, Shrewsbury, ihre beiden Frauen. Der Scharfrichter trat auf die Königin zu und bat nach hergebrachter Sitte um Verzeihung, die sie ihm mit den Worten gewährte, er endige all ihr Leid. Als er sich erbot, sie auszukleiden, wandte sie sich lächelnd an die Earls: solche Diener habe sie bis jetzt nicht beschäftigt. Ihre Hofdamen traten zu ihr. Maria legte das Kruzifix auf den Stuhl, von dem sie sich jetzt erhob und immer betend ließ sie sich entkleiden. Das schwarze Prachtgewand fiel. Die paar hundert in der Halle Anwesenden erwartete ein letztes, überraschendes, unvergeßliches Schauspiel. Bis zu den Schultern entblößt, in einem Unterkleid von purpurrotem Samt, hoch aufgerichtet und majestätisch, schritt Maria Stuart zum Block. Ihre Frauen brachen zusammen und schluchzten laut: „Ne criez pas, j'ai promis pour vous," bat sie. Dann kniete sie auf das schwarzsamtene Kissen und ließ sich von einer ihrer Dienerinnen die Augen mit ihrem Tuch verbinden. „Adieu zum letzten Mal, und auf Wiedersehen," nickte sie noch freundlich mit der Hand grüßend. Die Frauen wankten hinab. Maria betete lateinisch den Psalm: „In te Domine confido," und nach dem Block tastend, legte sie ihr Haupt mit den Worten hin: „In deine Hände, o Herr, befehle ich meine Seele." Es war das Letzte, was die Welt von ihr vernahm. „Meine Beichte ist vollendet", läßt sie der Dichter sagen. Den Menschen legte sie keine ab. Das Geheimnis, warum sie jede Zustimmung zu Babingtons Mordplan verneinte, nahm sie mit andern in die Ewigkeit. Zulässig ist vielleicht die Erklärung, daß Maria, die sowohl über die Aussagen wie über das Schicksal ihrer beiden Sekretäre ungenügend unterrichtet war, sich berechtigt hielt, das Curles Frau ausdrücklich gegebene Versprechen zu halten und weder ihn noch andre durch weitere Geständnisse zu belasten. Ob und wann sie zum letzten Male einen Priester sah, lassen widersprechende Zeugnisse unbestimmt. Von ihren bitter bereuten Sünden durch die den

Sterbenden gewährte Generalabsolution für alle Fälle sie loszusprechen, hatte sie mit seinem Segen von Sixtus erbeten.

Das harte Holz des Blockes tat ihr weh; sie legte die Hände unter den Hals. Schonend zog sie der Scharfrichter weg, sein Gehilfe hielt die regungslose Gestalt, er selbst holte aus, sein Arm war unsicher, das Beil glitt am Knoten der Binde ab und verwundete den Hals. Kein Zucken, kein Schrei. Ein zweiter Schlag, und ein kahles Haupt, gänzlich ohne Haarschmuck, rollte zu Boden. Der Henker hob es auf und hielt es der Versammlung entgegen: „So mögen alle Feinde der Königin und des Evangeliums enden," rief Kent, der Puritaner. „Amen" erscholl es durch die Halle. Dann plötzlich, während man das Staatskleid über die Leiche deckte, kroch heulend Marias Lieblingshündchen hervor, das in seinen Falten verborgen der Herrin unbemerkt gefolgt war und, bei der Leiche kauernd, sie nicht verlassen wollte. Keine liebende Hand durfte sie in den Sarg betten. Die Menschen blieben erbarmungslos wie das Schicksal. Es häufte Leid und Qualen, Schuld und Strafe auf das Haupt Maria Stuarts; es schenkte Elisabeth Tudor Größe, Glück und Sieg. Und doch:

Out, out, brief candle!
Life's but a walking shadow, a poor player
That struts and frets his hour upon the stage,
And then is heard no more; it is a tale
Told by an idiot, full of sound and fury,
Signifying nothing [1]).

Diese Worte hat Elisabeth noch vernommen. Trostlos wie Lady Macbeth ist die Königin der Renaissance gestorben.

---

[1]) Aus! kleines Licht! —
Leben ist nur ein wandelnd Schattenbild;
Ein armer Komödiant, der spreizt und knirscht
Sein Stündchen auf der Bühn', und dann nicht mehr
Vernommen wird; ein Märchen ist's, erzählt
Von einem Dummkopf, voller Klang und Wut,
Das nichts bedeutet. —
(Macbeth V, 5. — Schlegel-Tiecksche Übersetzung.)

Aus der Provence.

Von

Theodor Birt.

III. Nîmes. Arles. St. Rémy.

Wer ein Land kennen lernen will, muß rastlos weiter von Stadt zu Stadt. Aber die Städte in der Provence liegen traut nachbarlich dicht beieinander: Tarascon, Beaucaire, Orange, St. Rémy, Arles und Nîmes. In Tarascon die Bastille König Renés, ein burgartiges Schloß, jetzt Gefängnis, in das kein Einlaß gewährt wird, ein Schloß, das, wundervoll erhalten, am flachen Ufer der Rhône liegt und nach Frankreich hinüber droht; ihm direkt gegenüber, durch eine Brücke verbunden, liegt Beaucaire mit dem zertrümmerten Bergschloß der Grafen von Montmorency. Richelieu ließ diesen schönen Herrensitz zerstören. Den meisten der Städte aber, die ich nannte, ist gemeinsam, daß sie reich an altklassischen Erinnerungen und großartigen Monumenten der Römerzeit sind. Die Antike beginnt hier endlich laut zu reden.

Orange, fast dörflich, eine gefallene Größe, mit dem römischen Theater und Triumphbogen! Die nehmen sich hier wie fürstliche Prunkmöbel in einer Schäferhütte aus. Das Theater hat im Reisebuch zwei Sterne. Aber ein Tag des Aufenthalts genügt. Ein feines, modernes Marmorstandbild des Grafen von Orange, Raimbaud II., der einst im Jahre 1099 vor Antiochien fiel, steht übrigens auf dem Hauptplatz des freundlichen Städtchens.

Nicht viel besser steht es mit Arles, einst der Hauptstadt der alten Provence und des Königreichs Arelate. Arles ist noch enger gebaut als Avignon, und wer ankommt, ist zunächst schwer enttäuscht. Die mit kleinen Kieseln gepflasterten Gassen sind so winklig und eng verbogen, daß man nicht begreift, wie der Hotelomnibus hindurch kommt, ohne zu zerschellen. An der Place du Forum liegen die Gasthöfe. Wie verheißend klingt nicht das Wort Forum! Aber es ist ein miserables Plätzchen, auf dem man nur Enttäuschendes und schließlich kaum ein paar wirklich antike Granitsäulen korinthischer Ordnung mit Architrav entdeckt, die in die Wand eines der Hotels eingemauert sind. Auch der Palastrest Constantins des Großen, ein neuerdings restaurierter Ziegelbau, der an der Rhône liegt und nach Trinquetaille

schaut, übt keine Wirkung, und man würde kaum auf ihn das Auge werfen, wüßte man nicht, daß da einst, im 4. Jahrhundert unsrer Zeitrechnung, weltbeherrschende römische Kaiser aus- und eingingen, dann die gotischen Könige, zuletzt auch der deutsche Kaiser, wenn er einmal das Land betrat. Im schönen Kreuzgang von St. Trophime in Arles ist der deutsche Reichsadler wirklich noch zu sehen.

Damals und wohl schon in Urzeiten war Arles ein Handelshafen, der Marseille Abbruch tat; denn seine Geschichte datiert wohl bis 700 v. Chr. zurück und ist so alt wie die Roms und Neapels; und um die reichen Hafenzölle des Vorortes Trinquetaille stritten sich im Mittelalter der Graf, der Bischof und die Konsuln der Stadt. Wie herrschaftlich muß damals hier das Leben gewesen sein! Arles zählt gegenwärtig etwa 25000 Einwohner, und viel mehr kann es freilich, wie die Befestigungen, in die es eingezwängt ist, verraten, nie gehabt haben. Aber Ziffern, die einst groß schienen, sind heute winzig, und still und ohne fiebernden Pulsschlag fließt heute das Blut der Bevölkerung durch die Adern der Stadt, einer Binnenstadt, in der nur die Viehzüchter, wenn sie ihre Schafherden zur Sommerweide in die Cevennen schicken [1]), und die Landleute zum Austausch ihrer Erzeugnisse des Feldes zusammenkommen und das kleine Handwerk enge Kreise versorgt.

Wie anders Nîmes, das Nemausus der Römer! Freilich noch nicht 80000 Einwohner — aber hier weht doch etwas Großstadtluft. Das macht die Industrie. Wie Kurbel und Rad an der Maschine, so schwingt sich hier das treibende Leben um. Die alten Stadtbefestigungen sind hier unsichtbar geworden. An die Altstadt, die sich knäuelartig um die Kathedrale St. Castor drängt, sind weithin moderne Stadtteile mit breiten Boulevards und Esplanaden und noblen Häusern gewachsen, großenteils auf Strecken, die einst schon zur Römerzeit Stadtgebiet waren. Die Trams sausen; die Menge der Fleißigen und der Müßigen schiebt sich wogend entlang oder lungert in den Cafés, die an allen Ecken offen stehen. Hochelegante Postomnibusse, mit sechs Pferden bespannt, harren auf der Place de la Couronne, um sogar auch nachts den Lokalverkehr über Land zu tragen.

In friedvoller, heiliger Stille aber ragt über dem Lärmen der bewaldete Stadtberg, der Mont Cavalier, empor. Wie Wilhelmshöhe zu Kassel, so verhält sich der Mont Cavalier zu Nîmes. Nur ist hier alles enger und echter; denn Wilhelmshöhe hat nur imitierte Ruinen; hier steht hingegen das Altertum selbst vor uns, gebrochen, aber unwandelbar. Denn ein echt antiker, gallo-römischer Kolossalbau, 28 m hoch, achteckig und schlank, die Tour magne genannt, ragt auf der Berghöhe, ein grotesker Anblick voll architektonischer Rätsel. Darunter stürzt in Terrassen der schönste aller Nadelwälder herab, künstlich gepflanzt, aber alt: Kiefern und Pinien und Zedern und Tamarisken in sein gefiedertem, duftreichem Laub, mit dunklen Früchten durchsetzt, schwarzschattig, in wundervollem Stamm- und Astwerk. Welche Wipfel! Man mag nicht von der Stelle, um den unbeschreiblichen Reiz

[1]) Die Herdenbesitzer zahlen an den Inhaber der Weideflächen 4 Franken für die Sommerweide jedes Tieres.

dieser Vegetation auszugenießen. Unten aber öffnet sich endlich der Wald zu der schönsten der Gartenanlagen, im Geschmack des 18. Jahrhunderts.

Die Stadt Nimes hat kein Wasser. Nur hier am Mont Cavalier und bei der Tour magne ist eine Quelle, die schon die Römer faßten und in die Tiefe leiteten. Und da dehnen sich nun in jenen Gartenanlagen weite Bassins mit Balustraden und Rokokovasen und langen klassischen Kolonaden geschmückt und eingefaßt, ein Wasserperistyl, dessen Säulen zum Teil noch von einem antiken Römerbad hier stehen geblieben sein sollen und sich noch immer im Wasser spiegeln. Aus dem Laubgebüsch rechts aber ragt der schönste der Römertempel mit gewölbter Tempelcella halbzertrümmert hervor, und der ganze reine und keusche Formenreiz des antiken Stils lacht uns wie eine Diana aus dem Gebüsch entgegen: ein Nymphenheiligtum, vielleicht schon in des Augustus Zeit den Quellgottheiten zu Ehren hart am Wasserbad aufgebaut. Ich kenne keinen Fleck in Italien, wo sich klassische Ruinen mit moderner Gartenkunst zu solchem bestrickenden Reiz verbinden, und keine Malerphantasie eines Claude oder Poussin hat Ähnliches ersonnen. Der erwähnte Quell reichte indes nicht aus, eine Stadt zu tränken. Auch kein Fluß fließt hier, und die Sommerhitze und der Staub in Nimes ist überwältigend. Aber das Römertum, das hier trotzdem eine Stadt zu bauen wagte, half einst durch seine Wasserleitungen. Nicht nur Schönheit, auch das Großartige trug es in dies Land. Reste von römischen Brücken- und Wasserbauten sind in der Provence auch sonst zu sehen: so der Pont Flavien, der über die Touloubre führt, oder die Aquäduktreste bei Venelles (bei Aix). So wurde nun auch hier das Quellwasser der Eure in Kaiser Augustus' Zeit über 40 km weit bis nach Nimes geführt; die Reste der Leitung stehen bei Nimes noch sichtbar in dem berühmten Pont du Gard, einem über ein tiefes, einsames Flußtal gespannten schwebenden Machtbau von 52 Bögen in drei Arkaden[1]), vor dessen Quadermasse der moderne Steinbau wie vor den Pyramiden als ein Zwerg erscheint. Hoch über diesen Arkaden ist dann als Krönung der mit Steinplatten belegte Kanal der Wasserleitung selbst gebettet. Man denke sich, daß für die Einwohner Straßburgs die städtische Wasserleitung über die Dachfirsthöhe des Straßburger Domes geleitet würde; dann hat man noch nicht die Höhe der römischen Leitung. Im 17. Jahrhundert versuchte man den Pont du Gard zu sprengen; der Riesenbau zeigt davon noch die Spuren, aber er widerstand, und man hat ihn bald hernach repariert und die Missetat bereut[2]).

Schönheit und Kraft, Grazie und Großmächtigkeit der Antike! Wir sind noch nicht zu Ende. Mitten in den modernen Straßen in Nimes steht die Arena des brutalen Römertums, der enorme Koloß des Amphitheaters. Dies Amphitheater ist so groß, daß im 16. bis 18. Jahrhundert Tausende verarmter Einwohner ihre Hütten darin bauten, ein ganzes Stadtquartier. Mitten in den Straßen steht aber auch ein wohlerhaltener Tempel korinthischer

[1]) Ihm nächstverwandt ist der Aquädukt von Cherchel; s. St. Gsell, Les monuments antiques de l'Algérie I Tf. 68.

[2]) Vgl. G. H. Schubert, Reise durch das südliche Frankreich, Bd. I (1827), S. 146 ff.

Ordnung; das ist die Maison carrée, ein Musterbild schlichtester Anmut, von geringer Größe, aber in den edelsten Verhältnissen aufgebaut. Man hat gewagt, ihm ein modernes Theater mit obligater Säulenfront gegenüberzustellen; aber das wirkt so, wie wenn sich eine geschminkte Bühnenphädra vor die Mediceische Venus stellt. Die Stadt Rom selbst hat nichts aufzuweisen, was dieser Maison carrée in Nîmes ebenbürtig wäre: eine Kapelle, die durch Schönheit zur Andacht überredet. Sie könnte uns zum Ritus des klassischen Altertums bekehren. Denn in dieser Kapelle selbst befand sich zwar ein Gottesbild, und man stellte darin auch Weihgeschenke (Exvotos) auf, eine Sitte, die sich ja in der katholischen Christenheit fortgesetzt hat; die Gemeinde selbst aber brachte ihre Opfer und Gebete nur im offenen Vorhof unter freiem Himmel dar (denn die überirdische Macht wohnt nicht bloß hinter Türen), während jetzt sich die Gemeinde an diesem schönen Bau vorbei in die Kathedrale drängt, die den Himmel ausschließt und den klaren Geist in Halbdunkel und Dämmer lullt. Warum verschmähen wir Christen den Gottesdienst im Freien, verbergen unsre Frömmigkeit hinter Kirchenmauern und suchen unsern Gott in Häusern, von Menschenhänden gemacht? Das sind Fragen, die einst auch schon die Waldenser stellten. Denn Christus selbst hat doch auch auf dem Berge gepredigt.

So steht denn die Maison carrée heute zwecklos da (denn daß man Altertümer darin aufbewahrt, ist Notbehelf), und sie nimmt sich wie ein junges Griechenweib aus, das nie gealtert hat und mit ewig heller Stirn lächelnd und fremd zwischen seinen ergrauten Enkeln steht. Das Amphitheater in Nîmes dagegen erfüllt noch heute wie vor 1700 Jahren seinen grausamen Zweck, und das Altertum lebt darin noch heute.

Wenn man das Römertheater in Orange in der Neuzeit alljährlich wieder zu Theateraufführungen verwendet und z. B. den Oedipus des Sophokles darin spielt, so ist das doch nur eine künstliche Erneuerung des Alten. Die Wirkung freilich soll unbeschreiblich großartig, die Akustik unübertrefflich sein. Die Szene dieses Theaters in Orange ist mit wundervoller, blühender Vegetation, Granaten und Oleander, überwachsen, und auf dem Bühnenraum hebt seinen schweren Wipfel ein Feigenbaum, der, von Pfählen gestützt, Tausende von Früchten trägt. Die Tragik des Oedipus läßt sich dadurch nicht stören, und schönere Kulissen kann keine Muse sich wünschen.

Im Amphitheater von Nîmes dagegen ist es das Volk, das noch heute dieselben Tierhetzen, die hier einst Rom gab, fordert. Nur ist die Tierhetze in der Gegenwart zur Stierhetze geworden. Es ist bezeichnend, daß, während man in den Bilderläden bei uns zu Lande die Photographien von Schauspielern und Sängerinnen oder Klaviervirtuosen sieht, einem in Nîmes überall nur die Porträts der spanischen Stierkämpfer mit ihren blassen Metzgergesichtern entgegenstarren: bartlos; kleine Augen und breiter Mund; kurzgeschornes Haar, aber im Nacken ein angeklebtes Chignon; bizarr bis zum Widerwärtigen. Das sind die Leute, die hier interessieren, begeistern. In allen Städten und Dörfern erneuen sich alle Wochen die Plakate an den Wänden, die ein „Taureau" anzeigen.

Kaum hatten wir Nimes verlassen, als dort in dem großen Amphitheater ein solches Stiergefecht wirklich stattfand. Die illustrierten Journale berichteten davon. Da las ich: „Fünf Stiere waren glücklich erledigt. Die Vorstellung war zu Ende. Das Volk aber forderte einen sechsten Kampf. Die Unternehmer verweigerten es. Das Volk wich nicht von den Plätzen. Der sechste Stier blieb aus. Ein Wutgeheul brach los. Auch das half nichts. Da erhob sich die Menge, die Frauen voran, und zertrümmerte sämtliche Holzsitze und Holzbarrieren — es sind in dem alten Steinrund für gut zehntausend Zuschauer Sitzplätze hergestellt — und warf das Holzwerk in die Arena hinunter." Das horrende Zerstörungswerk wurde von den Blättern in Abbildungen verbreitet. Mir wurde ganz römisch zumute.

Ganz römisch! Auch die kleine Landstadt Arles, zu der wir zurückkehren, auch Arles hat seinen Römerkoloß, ein Amphitheater aufzuweisen, das noch großmächtiger und massiver als das in Nimes ist: ein herrlicher, von 120 Bogen durchbrochener Steinkranz, der auf der Anhöhe über der aufklimmenden Stadt wie eine Riesenkrone liegt. Im Mittelalter war es Kastell der Sarazenen. Wer heute im Inneren auf dem antiken Treppenwerk bis zu den höchsten Sitzreihen klimmt, den packt beim Hinabschauen der Schwindel — so weit und tief und leer ist alles! —, bis er die Augen schließt und die 25 000 Römer im Traum um sich gewahrt, während unten auf der Arena Kinder frischen Sand streuen, die heute noch wohlerhaltenen Käfige sich auftun und die afrikanischen Bestien gegen die Kämpfer stürzen. Aber kein Gebrüll, kein Hetzgeschrei läßt sich mehr vernehmen. Die Stille ist grenzenlos, und man empfindet tief das Verstummen einer gestorbenen lebensstarken Vergangenheit. Lieblicher aber träumt es sich im Theater in Arles. Denn Arles besaß einst auch ein Römertheater; aber es steht nicht mehr intakt, sondern ist flach in Ruinen niedergeworfen. Der Fächer des Zuschauerraums — die Balustraden und die Wände der Szene — alles ist zwar kenntlich, aber alles zerstückt und zerschlagen. Es scheint, als ob die Sonne des Südens ihren wonnigsten Zauber gern um zerfallene Ruinen spinnt; und die Vegetation kommt und nistet sich ein, und die Eidechsen huschen fröhlich glitzernd durch die feinverzierten Marmorgesimse. Zwei schlanke Säulen von edelstem Wuchs strecken sich hoch auf und fangen mit den Stirnen das Himmelslicht und atmen leicht, da sie nichts mehr zu tragen haben. Wie herrlich geformt diese Bruchstücke sind! Es ist, wie wenn aus der Ferne Gesang ertönt, der Wind aber trägt nur Bruchstücke des Liedes heran, und sinnend trinkt man den Wohllaut und ergänzt sich das Ganze.

Am schönsten jedoch ist es in Arles, außerhalb der Stadtbefestigung in eine Allee einzubiegen, die zwischen Wiesen und wohlbestellten Feldern sich herabsenkt. Da tauchen Särge auf, von üppigem Grün umhegt, lange Reihen von steinernen Särgen, die ernst und still und von hohem Pappelschatten tief zugedeckt, durch die Länge des Weges unaufhörlich uns begleiten, aber auch auf einem Wiesenplan, wo die Veilchen duften, verstreut stehen, als weideten sie. So stehen und standen die Sarkophage hier seit anderthalb Jahrtausenden, eine Nekropole, einst wohl so groß wie Arles selbst, eine

Stadt von Totenschreinen. Das Volk nennt dies die Alyscamps, ein Wort, das, wie man glaubt, die elysischen Felder bedeutet. Daneben liegt als Wächter über die Toten eine alte leere Kirche, St. Honorat, deren bescheidenes Gewölbe auf kolossalen Rundpilastern aufliegt, Pfeilern, die viel zu groß für den Raum sind und anscheinend unterirdisch sich noch fortsetzen: ein Rätsel, das die Gelehrten in Arles, die ich sprach, mir nicht lösen konnten [1]).

Vergänglichkeit und Ewigkeit, die Ewigkeit des Vergehens und das Vergehen der Ewigkeit, wer würde nicht von solchen fragenden Gedanken bestürmt auf einem Sterbefelde, auf dem durch so viele Jahrhunderte fromme Heiden und Christen nacheinander ihre Sarkophage, zum Teil Marmorstücke von der herrlichsten Arbeit, aufgestellt haben? Denn der Ruhm altererbter Heiligkeit haftete dauernd an diesem Ort; Dante bezeugt es. Nur die Sarazenen achteten die Heiligkeit nicht und kämpften eroberungssüchtig um diese Stätte: das ist in Wolframs „Willehalm“ zu lesen. Die Fläche muß einst von Särgen überfüllt gewesen sein, und die Alyscamps dehnten sich viel weiter aus als jetzt. Als man aber anfing, Heiligengebeine zu verehren, da lüftete man die Deckel, entnahm die Gebeine von hier und trug sie in die Kirchen. Dann nahm man die schönsten, reliefgeschmückten Marmorsarkophage selbst fort und stellte sie als Zierstück und Unterbau der Altäre auf; so sah ich deren zwei in St. Trophime, einen andern in Saintes Maries usf. Endlich aber kam die Archäologie und füllte die Lokalmuseen mit den Särgen der Alyscamps. So sind denn nur die schlichtesten Steinladen mit Deckelaussatz heute noch da im offenen Felde stehen geblieben. Wir schauen uns um. Kinder kommen und laufen mit Lachen um die Särge, um sich zu haschen. Sie wissen noch nicht, was der Tod ist. Links hebt sich der Eisenbahndamm, und der Expreßzug „Paris—Marseille“ rasselt plötzlich dröhnend vorüber [2]). Das Totenfeld aber ist taub und hört es nicht, und das Leben erscheint wie ein Irrtum, wenn man hier weilt und die Schatten des Nichtseins sich weich und mild über die Seele breiten.

Das Römertum! Es war im vierten Jahrhundert christlich geworden, aber es blieb auch dann noch Römertum; das gilt gerade vorzüglich von dem der Provence. Schon die Formen jener Särge des Alyscamps zeigen das deutlich; es sind die altklassischen in Weiterbildung. Als die Franken in Arles zu herrschen begannen, wurde doch der oberste Verwalter dieses Landes „Patricius“ benannt; Patricius aber war eine aus dem Römischen übernommene Titulatur, die bei den Franken selbst nicht vorkam. Formen des römischen Rechts haben in der Provence am längsten weitergelebt, oder sie sind dort im Mittelalter am schnellsten wieder zur Geltung gelangt [3]). Ebenso

[1]) Man fabelt, St. Honorat stehe an der Stelle einer älteren Kapelle, die schon vor dem Tode der Jungfrau Maria erbaut worden sei.

[2]) Die Eisenbahnbauten des Jahres 1847 und die etwa gleichzeitige Anlegung eines Kanalarmes nach der Crau haben zu umfangreichen Grabungen auf den Totenfeldern geführt, bei denen eine Fülle von Altertümern zutage kam. Aber jede staatliche und fachmännische Leitung fehlte, und die Gegenstände sind in alle Welt verstreut.

[3]) Vgl. Fritz Kiener, Verfassungsgeschichte der Provence. Leipzig 1900.

hat der romanische Kirchenbau, der selbst eine Umdenkung des Altrömischen war, in der Provence niemals aufgehört, Formen aus der echten Antike, die hier ja dauernd vor aller Augen stand, zu entlehnen; das zeigt frappierend schon der Giebel an der Kathedrale von Nîmes, der von der Maison carrée einfach herübergenommen ist; das zeigt noch auffälliger die Kathedrale in Avignon aus dem letzten Drittel des elften Jahrhunderts mit den korinthischen Säulen ihrer Vorhalle und andern deutlich klassischen Motiven. So entstand hier der Stil der sogenannten Proto-Renaissance[1]), dessen herrlichster Vertreter wohl jene Abteikirche vor St. Giles bei Nîmes ist, mit dem verschwenderisch reichen Portal, das überall die schönsten klassischen Motive zeigt. Der Renaissancestil mußte sich eben in der Provence von selbst ergeben; denn er war ja nichts als ein noch sorglicheres Zurückgehen auf jenes römische Vorbild, das man nie aus den Augen verloren hatte, und daher ist weiterhin in allen erwähnten Städten, auch in St. Rémy, nichts häufiger als der Renaissancepalast, ein durchaus edler Straßenschmuck. Die Gotik dagegen, die aus Burgund eindrang, war hier nur eine Episode ohne nachhaltige Wirkung. Gotisch ist z. B. der Chor der Kirche von St. Giles. Gar keinen Einfluß aber hat hier merkwürdigerweise das Rokoko gehabt, und so ist im Architektonischen wohl kein Land so einheitlichen Geistes, so stilrein wie eben die Provence. Wir aber lassen jetzt die Stadt hinter uns und gehen aufs Land: nach St. Rémy de Provence! Acht ländlich stille Tage in St. Rémy! Wir wollen in dieser Zeit nichts sehen und nichts lernen, nur die Stille genießen, durch die Felder gehen, Trauben vom Staket naschen und mit der baumreichen Natur den Wind auffangen und das Licht. Der Garten unsres Gasthofes ist ein weites Gefilde voll Rosenduft, wo Pfirsiche und Tomaten reifen und Ranunkeln blühen und Balsaminen.

St. Rémy ist der gesundeste Ort der Welt. „Hier ist noch nie jemand krank gewesen!" so sagte man mir. Ich rührte den Klopfer an der Haustür des Arztes. Der feine alte Herr saß müßig in seiner sonnendurchleuchteten Stube und las und war hocherstaunt, befragt zu werden. Jede Erkältung vergeht in St. Rémy von selbst, und statt aller Rezepte zeigte er mir voll Behagen seine altmodisch-traulichen, laubenhaften Stuben, die schön gehalten und blank, aber gut dreihundert Jahre alt, von seiner Familie bewohnt wurden.

Wir schlendern auf den Boulevards. Wie belebt die Fahrstraße! Landfrauen kutschieren; die Post von Tarascon fährt daher, voll schmucker Mädchen. Zweirädrige schwere Karren kommen in Unzahl ins Städtchen, mit Traubenkörben überladen; denn die Lese ist fast vollendet: einundzwanzig Körbe auf einem Karren! Sind wir im Lande Gosen? Eine Traube wog da annähernd zwei Pfund. Vor dieser und jener Haustür steht schon ein hoher Bottich gefüllt, die Kelter. Hinein springt ein junger barfüßiger Mensch, tanzt auf der gehäuften Fruchtmasse (wie einst Gott Bacchus selbst bei den seligen Griechen), und der trübe purpurne Most quillt von seinen Füßen zischend und plätschernd in die Gefäße.

[1]) Vgl. Dehio, Romanische Renaissance, im „Jahrbuch der Königl. Preußischen Kunstsammlungen". Bd. VII (1886), S. 129 ff.

Die sogenannten Alpinen umrahmen St. Rémy und das wonnige, ansteigende Feld: es ist ein kahles, hochgezacktes Gebirge, das wie Bildhauerarbeit aussieht, als hätte ein riesenhafter Michel Angelo hier im Traum phantasiert. Zu seinen Füßen aber, auf der einsamen Feldhöhe, wo rechts die Fernsicht auf Avignon plötzlich weithin sich auftut und links eine alte Kiefernallee, von tausend schwarzen Früchten behangen, sich zum Kloster windet (das Kloster dient als Asyl für Geistesschwache) — da, welche Überraschung! War denn auch hier eine Römerstadt? Die schönsten klassischen Zierbauten schimmern uns durchs Laub entgegen. Hier oben lag in der Tat das antike Glanum, auch dies einst eine gallo-römische Stadt. Die Goten aber haben sie von Grund aus zerstört, und nur die zwei edlen Monumente sind hier aufrecht stehen geblieben, in totaler Einsamkeit, wohl die ältesten und die geschmackvollsten, die die Provence hat: neben einem Triumphbogen ein Römergrab, das in drei Aufsätzen turmartig, aber voll Grazie sich aufbaut. Es ist das „Juliergrab". Wie Glanum hier, so verschwand auch die Stadt Paestum in Süditalien vollständig vom Erdboden, und nur ihre Tempel stehen zusammenhangslos im leeren Feld.

Wir lehnen uns an das Grabmal, spähen trunken ins Land hinaus und atmen Lavendelduft, der hier würzig und fast betäubend die Luft durchhaucht. Also auch hier das Römertum! Überall hat Rom seine Triumphbogen aufgerichtet, um das Volk an seinen Herrn zu mahnen, in Vienne, in Orange, in Cavaillon, so auch hier. Gefesselte Gallier, bracati, d. h. in Hosentracht, sind darauf dargestellt; aber auch gallische Frauen, die Hände auf den Rücken zusammengebunden. Tief ergreifend ist der Blick, mit dem dort die Gallierin auf uns niederschaut. Warum die gefesselten Frauen? Warum? frage ich wieder — und ich finde die Antwort: weil bei jenem Urvolk auch die Frauen fochten. Heroinen eines Naturvolkes, die für ihr Vaterland in den Tod gehen! Ich zweifle nicht daran: die romantischen Heldinnen im Harnisch, die der Ritterroman des Mittelalters verherrlicht, Bradamante, die Haimonstochter, die Schwester Rinalds, oder Angelica, die Tochter Galafrons, sie waren nichts Unerhörtes, und die Jungfrau von Orleans, die, unter einem heiligen Baum zum Kampf berufen, den Landesfeind vertreibt, und die schöne Isabeau, die in den schwärmerischen Kamisardenkriegen Psalmen singend mitfocht und bei Aubais mit dem Schwert die Reiter Ludwigs XIV. in die Flucht schlug: sie haben schon in der Urgeschichte Südfrankreichs einst ihr ungestümen Vorgängerinnen gehabt. Das beweisen die Monumente von St. Rémy. Denn das Juliergrabmal zeigt auf einem seiner Re liefs ein Schlachtenbild und den Sieg der Römer. Eine Amazone aber ist es, die da der römische Sieger vom Pferde reißt: das Motiv der Penthesilea! Das hatte nur Sinn, wenn wirklich die jungen Frauen einst gegen Rom für die Freiheit fochten. Ich bin nicht der erste, der dies ausspricht. Der Bildhauer aber hat die Gallierin mit Amazonenwaffen versehen. Ist es nun Zufall, daß auch Horaz von einem andern Barbarenvolk, von den Vindelikern, singt, daß sie gegen Rom mit Amazonenbeilen fochten, und daß auf dem sogenannten Schwert des Tiberius in Mainz wieder der Barbar mit derselben Amazonenwaffe erscheint?

Könnte dies Juliermonument bei St. Rémy reden, wir würden eine Kanzone von einer gallischen Thusnelda hören, die, ihrem Volk voran, eher sterben wollte als römisch werden [1]). Des Dichters Mistral Auge hat oft auf diesem Reliefbild geruht. Warum hat er den Nationalstoff zu besingen versäumt?

Vergessen wir denn endlich Rom. Der Dichter Frederi Mistral! Er wohnt ja hier in nächster Nähe, im Dorf Maillane (provenzalisch Maiano), 75 Jahre alt. Dürfen wir wagen, ihn in seiner Einsamkeit aufzusuchen? Unser fideler Kutscher ist froh und stolz, als wir wirklich beschließen, hinzufahren. Wo immer man fragt: „Kennen Sie Mistral?" begegnet man strahlenden Gesichtern. In vielen Häusern sieht man sein Bild. „Hier, mein Herr, in diesem Café pflegt er Limonade zu trinken; dort ist sein Lieblingsspaziergang. Jeden Donnerstag um Zehn pflegt er nach Arles zu fahren; abends aber ist er immer wieder zu Hause" usf. Alle wußten alles von ihm. Er ist wie ein kleiner König der Provence im Jackett und Schlapphut.

Er empfing uns mit seiner Frau zusammen auf das liebenswürdigste. Als wir sagten, unsre Freundin Frida X. habe uns dazu ermutigt, ihm diesen Besuch zu machen, erwiderte er galant, sich an meine Frau wendend: „Ah, Madame, embrassez donc cette Frida!"

Maillane ist ein großes, hübsches Dorf. Da hat sich der Dichter ein schlichtes, behagliches Landhaus gebaut. Drei Räume im Parterre. Im engen Flur standen Lamartines und Gounods große Büsten. Im kleinen Arbeitszimmer, wo er uns empfing, hing im Stich Brozics Bild: Petrarca und Laura in Avignon, ein Geschenk der verwitweten Frau Brozic. Die Stühle sind wie alles andre einfach, wenn nicht gering. Das helle Eßzimmer faßt nur zehn Personen. Es ist mit italienischem und provenzalischem Geschirr allerliebst ausgeziert; dazu ein hängender Brotschrank, wie er hier üblich, der statt geschlossener Türen vorn nur ein offenes, in gewundenen Stäben fein gedrechseltes Gitterwerk zeigt. Der Salon endlich birgt eine Sammlung erlesener Bildwerke mit persönlicher Note: darunter eine Statue Mirèjos (das Werk eines Italieners) und ein Porträt Mistrals selbst aus seiner Jugendzeit, im Marmorrelief. Man begreift, wie faszinierend dieser junge Mann gewirkt hat; seine Schönheit ist blendend.

Noch jetzt kann man ihn schön nennen; der Henri quatre schneeweiß, die Züge des Gesichts frisch jugendlich, der Gang leicht; Bewegung und Ausdruck männlich und sieggewohnt. Mistrals Frau, die viel jünger als er ist, umgab ihn mit vollendeter Anmut. Und so plauderten wir — wovon? Nun, von Mirèjo und der Provence und von Dichterruhm. Was ist Ruhm? „Ich überhebe mich nicht; denn irgend ein Bauer hier im Dorfe kann schon

[1]) Genaueres demnächst in meinem Buch „Die Buchrolle in der Kunst", S. 150 f. — Ich erinnere noch daran, daß der Troubadour Rambaut von Vaqueiras (um 1200) seine Geliebte mit dem Namen „schöner Ritter" — bels Cavaliers — feierte; denn er hatte sie beobachtet, wie sie als Amazone sich waffnete und im Schwertspiel übte; s. F. Diez, Leben und Werke der Troubadours. (1829). S. 282 f. Derselbe Dichter führte in seiner „Carrussel" betitelten Kanzone geradezu eine Frauenschlacht vor, nach Art der Psychomachie des Prudentius, in der Beatrix, seine Gefeierte, den Sieg der Schönheit davonträgt (a. a. O., S. 287 ff.).



einen Sohn haben, der in der Geschichte unsres Landes mehr tun wird als ich." Dann entwickelte er sein Programm und die Ziele der Félibres und staunte über das Interesse, das wir Deutschen an seinem Werk nehmen. „Vous êtes des enthousiastes. In Frankreich habe ich mein Gedicht in provenzalischer Sprache nicht drucken lassen können, ohne eine Übersetzung daneben zu stellen. In Deutschland dagegen hat ein Gelehrter dasselbe Gedicht einfach nur im provenzalischen Text herausgegeben und davon wohl noch Gewinn gehabt; denn er hat mir noch Geld herausgezahlt." Das brachte uns auf die Vorbildung der Lehrer in Deutschland, die eben vielfach auch provenzalisch lernen und solchen Text lesen, und auf die Besetzung der Universitätsprofessuren. „Kommen Sie her und lehren uns Deutsch." Voll Neid hörte er von dem Vorschlagsrecht der Fakultäten an den deutschen Hochschulen. Der französische Unterrichtsminister besetzt die Stellen dagegen nach Gunst und Willkür, und zwischen dem oktroyierten Lehrer und der Jugend des Ortes kann so kein intimerer Zusammenhang entstehen.

Wir wurden wärmer. Madame Mistral servierte in winzigen Porzellantäßchen echt provenzalischen Likör aus wilder Kirsche, selbst gemacht und „bekömmlich". „Und Mirèjos Grab?" fragte ich scherzend. „Ganz recht. Viele fragen jetzt wirklich, wo meine Heldin Mirèjo begraben liegt, und man hat daher ernstlich vor, ein solches Grab am Meer anzulegen." Ich lachte. Frau Mistral aber sagte ernsthaft und träumerisch: „Die Dichtung ist wahrer als die Wirklichkeit. Mirèjos Seele schwebt im Himmel; warum sollen wir nicht auch ihren Leib bestatten?"

Auf dem Kamin im Eßzimmer bemerkte meine Frau drei zierliche Figürchen und fragte, was sie bedeuten. „O, das sind meine Laren", versetzte der Dichter aufgeräumt. „Die heilige Maria, der heilige Rochus mit dem Hündchen (ein Schützer gegen Krankheiten) und hier San Genaro. Den kleinen San Genaro habe ich mir, als ich nach Neapel kam, dort sofort gekauft und er hat mir da zweimal das Leben gerettet. Kein Zweifel! So fuhr ich dort am Golf in der Eisenbahn nach Bajä und trug ihn hier in meiner Tasche, als der Zug in Brand geriet. Das Entsetzen war groß; ich aber entkam rechtzeitig aus dem Kupee, und das danke ich dem Heiligen. Glauben Sie es mir. Es ist so." Und er lachte in kindlicher Fröhlichkeit und hielt die Figur zärtlich in der Hand. So glich er ganz jenen Griechen und Römern, die ja auch einst ihre kleinen Götter in Taschenformat auf Reisen im Kleid mit sich herumtrugen und glaubten, daß sie sie schützten in Gefahren. Es scheint, daß sich hierzulande nichts verändert hat.

Da holte Mistral den Aufriß eines Bauplans hervor und plauderte: „Sehen Sie hier! Ich will am Eingang unsres Dorfes einen Torbau errichten. Er hat die Form eines Triumphbogens. Wie wird das den Ort verschönen! Oben aber soll der lateinische Spruch stehen (Sie kennen ihn doch?) aus dem Virgil: ‚O der überglücklichen Landleute, wenn sie das, was ihr eigen ist, zu würdigen wissen:

O fortunatos nimium, sua si bona norint,
Agricolas!"

So Mistral. Ich aber dachte: O ihr beneidenswerten Bauern von Maiano, die ihr diese klassische Inschrift selbst zu würdigen wissen werdet! Ihr könnt noch Latein! Euer Dichter setzt das voraus! Das Römertum ist nicht erstorben. Es kommt mir selbst hier entgegen.

Früchte und Laubzweige brach uns das liebenswürdige Paar im Garten, als wir uns endlich verabschiedeten. Und da hatte ich einen in der Tat seltenen Mann, einen provenzalischen Lokaldichter gesehen, den die Welt, Italien, Deutschland, Amerika bewundert und feiert.

„Waren Sie noch nicht auf Les Baux?" hatte Mistral uns gefragt. „St. Rémy ist das Zentrum unsrer Provence; es ist wie die Nabe im Rad des Landes. In den Alpinen daneben aber liegt Les Baux (provenzalisch Li Baux). Wenn Sie ein Interesse haben für unsre altprovenzalische Poesie — Sie wissen, das 12. und 13. Jahrhundert war die Zeit der provenzalischen Troubadoure und die Herren von Les Baux regsame und freigebige Förderer des damaligen Geisteslebens: Sie werden staunen." Les Baux, die abenteuerliche Felsenstadt! Wir fuhren folgenden Tags dorthin. Und das Römertum versank, und die Romantik tat sich auf wie mit einem Zauberschlage.

Das war der fabelhafteste, der phantastischste, der unauslöschlichste Eindruck, den ich in jenem Südfrankreich gehabt. Das Alpinengebirge bei St. Rémy ist wie ein Vorhang; wenn man hinter den Vorhang tritt, entdeckt man auf einmal das Geheimnis der Traumwelt: über der Tiefebene von Marseille, wo am Erdrand das Mittelmeer schimmert, die seit langem verfallene, verlassene, schwindelhohe Feste Les Baux, ein Wolkenheim aus Felsen über der Wirklichkeit. Es ist die Metamorphose des Steins in das Haus, was man da sieht: so innig geht hier der Naturfels in das Bauwerk über. Ein Taumel ergreift die Phantasie; das Wort erlahmt, und eine Beschreibung ist unmöglich. Als wir am Abend von Les Baux heimfuhren, sah ich betäubt alles ineinander übergehen: die Bäume um mich her trugen Kapitelle, und aus ihren Kronen wuchsen Gurtgewölbe, die oben in Felsgrotten hängen blieben. Ritter standen an den Straßen, schön wie Tankred oder Gottfried von Bouillon; deren Kleid war aus Stein, deren Helm ein Turm, und sie trugen runde, schwere Brillen aus Efeu, darin sie mit den Augen rollten. Ich schloß mein Auge fester und sah die Tiefen aufgähnen, und eilfertig kamen Pilaster und Säulen aus dem Abgrund gestiegen und erklommen den Gipfel und wuchsen rasch in die Grotten hinein, und es entstanden Waffenhallen und Türme und Burgverließe. An den steilsten Senkungen ziehen sich, haarscharf und schmal, oben vorspringende Mauern hin, auf denen Hellebardiere entlang liefen, ihre Spieße vor sich hertragend. Sie spähten ins Tal nach Marseille und Toulon und nach dem tunesischen Feinde aus. Einer der Felsenarme aber streckte und reckte sich über den Schultern des Berges höher und höher und trug das schwindelnde Schloß selbst. Und Viola und Harfe erklangen, und der Spielmann sang . . . Aber ich merke, daß meine Rede den Verstand verloren hat. Die Phantasie geht im Wirbel. Ich will hoffen, daß ich in einer ruhigeren Stunde einmal klarer und deutlicher über Les Baux berichten kann.

(Ein Schlußartikel im nächsten Hefte.)

Die innere Lage Rußlands in zeitgenössischer Beleuchtung.

Von

M. von Brandt.

I.

Die Bewegung, die seit mehr als Jahresfrist alle Verhältnisse im russischen Reiche aufwühlt und die Grundfesten desselben zu erschüttern droht, wird nur verständlich, wenn man nicht vergißt, daß man es nur mit einem neuen Symptom einer alten Krankheit zu tun hat. Schon unter Alexander I. hat die Zeit der Militär- und Volksverschwörungen begonnen; 1825, bei der Thronbesteigung Nikolaus I., brach ein lange vorbereiteter Militäraufstand aus, der nur mit Mühe unterdrückt wurde, und am 13. April 1879, d. h. beinahe fünfundfünfzig Jahre später, konnte Fürst Chlodwig Hohenlohe, des Deutschen Reiches Botschafter in Paris, in sein Tagebuch schreiben:

„Über die Zustände in Rußland erzählte (der von dort soeben zurückgekehrte) Turgenjew viel. Die Regierung verstehe die Bewegung nicht. Seiner Ansicht nach tut sie unrecht, die nihilistischen Verschwörer und die liberale Bevölkerung in gleicher Weise zu behandeln. Er gibt zu, daß geheime Gesellschaften mit radikalen Tendenzen bestehen. Er selbst hat solche Radikalen gesprochen; sie haben kein Programm, sondern sprechen nur den Gedanken aus, man müsse ein altes, baufälliges Haus an den vier Ecken anzünden und dann ein neues bauen. Die gebildeten Stände, die Gelehrten, Literaten, Beamten seien alle von der Überzeugung durchdrungen, Rußland müsse eine konstitutionelle Verfassung erhalten, nicht gerade nach modernem Muster, aber eine Vertretung aus den Semstwos, um die Finanzen zu kontrollieren und Ordnung in die Verwaltung zu bringen. Die Bewegung sei ganz allgemein. „Le peuple russe est frémissant". Dem Kaiser würde es leicht sein, das Volk durch Konzessionen zu gewinnen und einen ungeheuren Enthusiasmus für sich hervorzurufen. Der Augenblick sei jetzt günstig. Allein der Kaiser, dem man stets vorhalte, daß Ludwig XVI. durch Konzessionen auf die Guillotine geführt worden sei, wolle davon nichts wissen. Auch sei er gleichgültig geworden, sehe nur eine kleine Koterie und werde veranlaßt, gegen die liberale und die radikale Bewegung in der gleichen Weise vorzugehen. Das erbittere auch die Gemäßigten, und ganz wohldenkende junge Leute hätten ihm (Turgenjew) gesagt, es sei ihnen furchtbar, die Mordtaten, die sie verurteilen, im Herzen nicht tadeln zu können."

Fürst Hohenlohes Informant faßte die Lage noch zu günstig auf, denn er äußerte sich auch dahin, daß das Leben des Kaisers nicht durch nihilistische Mörder bedroht sei, und doch entging Alexander II. nur durch Zufall den

gegen ihn 1879 und 1880 gerichteten nihilistischen Attentaten, und erlag schließlich einem solchen am 1./13. März 1881. Unter seinem Nachfolger Alexander III. trug das Vorgehen gegen die baltischen Provinzen, Finnland und die Juden, die zum Teil entgegen bestimmten Zusagen und verbrieften Freiheiten russifiziert werden sollten, und die zu diesem Zweck besonders in den baltischen Provinzen stattfindende Hetze der Urbevölkerung gegen die deutschen Einwanderer und Herren nicht wenig dazu bei, auch in diese bis dahin von radikalen und nihilistischen Tendenzen unberührten Provinzen den Geist der Auflehnung zu tragen und so die Zahl der Unzufriedenen zu vermehren. Unter dem Nachfolger Nikolaus II. geschah nichts, um für die Klagen, die von allen Seiten gegen das bestehende Regime erhoben wurden, Abhilfe zu schaffen, und wie der russisch-türkische Krieg von 1877—78, der Rußland viel Geld und Menschen gekostet und keine dementsprechenden Vorteile gebracht hatte, als Ursache der sich nach ihm steigernden Unzufriedenheit bezeichnet wurde, so brachte der unglückliche Verlauf des Krieges mit Japan, der für eine wichtige Idee, aber bei vollständiger Verkennung der Sachlage und mit durchaus ungenügenden Mitteln unternommen wurde, den Vorwand und die Gelegenheit zu dem Ausbruch der Unruhen, die noch immer fortdauern und die Form eines Kampfes zwischen der Regierung und den Mächten des Umsturzes angenommen haben, bei dem, wie das nicht anders der Fall sein kann, die berechtigten Wünsche des Volkes in Gefahr geraten, vergessen zu werden. 1906 aber konnte General v. Lignitz in seinem Werke „Rußlands innere Krisis" schreiben, daß bei der Hinrichtung ergriffener Mörder ein Offizier ihm sagte: Diese Leute sterben für das, was wir alle wollen, die Verfassung.

Ein andrer Punkt, der bei dem Versuch, die gegenwärtige Lage in Rußland zu verstehen, nicht übersehen werden darf, ist die historische Entwicklung der inneren Zustände, d. h. die Art und Weise der Entstehung der Autokratie. Bis gegen Ende des 12. Jahrhunderts bestand das Reich, wenn man den Ausdruck gebrauchen darf, aus einer Anzahl von Stadtrepubliken mit breitesten demokratischen Grundlagen. Die Regierung lag in der Hand der Vechte, d. h. der Versammlung der freien Bewohner des Gebiets; Sklaven, die es gab, waren entweder Kriegsgefangene oder Leute, die sich freiwillig in die Dienste eines Herrn begeben oder an ihn verkauft hatten. Die sogenannten Fürsten dieser Gebiete, Nachkommen des sagenhaften Rurik und seiner Brüder, waren wenig mehr als Beamte, gewählt und verpflichtet, den militärischen Schutz der Republik zu übernehmen, deren Institutionen zu beobachten und zu schützen sie schwören mußten. Diesen Schutz auszuüben diente ihnen ihre militärische Gefolgschaft, die Drujina. Die hauptsächlichsten dieser Städterepubliken waren die im südlichen und westlichen Teil des heutigen Reichs, in Kleinrußland gelegenen Kiew und Nowgorod, von denen das erstere gewissermaßen als Mittelpunkt auch dadurch anerkannt wurde, daß die ältesten Nachkommen Ruriks in ihm ihren Sitz hatten. Zwei Ursachen wirkten zum Sturz dieser demokratischen Einrichtungen zusammen; einerseits die Tätigkeit der Kirche, die in der Herrschaft eines Fürsten die Unterstützung ihrer eigenen

Herrschaft sah, anderseits die weitere Ausdehnung des Reichs durch Eroberungszüge nach Osten, nach Großrußland und die Gründung neuer Städte und Fürstentümer dort. Die Bevölkerung in den neuen Gebieten war eine andre, härtere, weniger poetisch veranlagte als in den südlicheren Teilen, die Städte neuere ohne historische Reminiszenzen, und auf den ländlichen Besitzungen waren vielfach Emigranten angesiedelt, deren Beziehungen zu den Grundherren engere als zum Grund und Boden selbst waren. Gleichzeitig mit dieser Erscheinung hatte sich aus der Drujina die Klasse der Bojaren entwickelt. Ursprünglich nur die besten Krieger und zuverlässigsten Berater in der militärischen Gefolgschaft des Fürsten, wurde aus ihnen nun eine besondere, die erste Adelsklasse und der Stand der Großgrundbesitzer.

Im Westen entstand eine Anzahl Städte und Staaten. Suzdal, Nishnij-Nowgorod, Ryazon und Moskau, unter denen Suzdal anfänglich den ersten Platz einnahm und 1169 Kiew besiegte, bis ihm später Moskau, das 1147 gegründet wurde, den Rang ablief. Von 1238—1480 herrschten die Mongolen mehr über als in Rußland, denn sie begnügten sich in den meisten Fällen damit, auf der Zahlung eines Tributs zu bestehen und, falls er nicht pünktlich entrichtet wurde, die Fürsten, die auch zur Investitur in das Lager der Khane mußten, verantwortlich zu halten. Während der mongolischen Herrschaft dauerten auf der andern Seite die Kämpfe mit Polen und Litauen wie die der Fürsten untereinander fort, und mehr als einer der letzteren benutzte die Fremden, um mit ihrer Unterstützung sein Gebiet und seine Macht auf Kosten seiner Nachbarn auszudehnen. Wenn die Mongolen so auch kaum als eigentliche Herren in Rußland aufgetreten sind, hat ihre Herrschaft doch tiefe, zum Teil noch heute erkennbare Spuren im Leben und Denken des russischen Volkes zurückgelassen. Was die Entwicklung der inneren Zustände anbetraf, hatte der Druck, den die Mongolen in erster Linie auf die Fürsten ausübten, sehr wesentlich zur Schwächung ihrer Autorität und zur Stärkung der Macht und des Einflusses der Boyaren beigetragen. Der Rat derselben, die Duma, wurde so mächtig, daß nur mit ihrer Zustimmung Gesetze erlassen und veröffentlicht werden konnten. Erst Iwan IV. der Schreckliche, 1533—84, brach ihre Macht durch furchtbare Verfolgungen, mehr aber noch durch das, was man am besten als Gründung einer Hausmacht, der Opritschnina, bezeichnen kann. Aber ihm folgte sein schwacher Sohn Feodor, unter dem Boris Godunow die Regentschaft führte, bis nach dem Tode des Zaren — seit Iwan IV. führte der Großfürst von Moskau diesen Titel, nachdem schon Iwan III., 1462—1505, den eines Herrschers von ganz Rußland angenommen hatte — die Boyaren ihn 1598 zu dessen Nachfolger wählten. Er hatte sich ihre Gunst und besonders die des Kleinadels dadurch zu erwerben gewußt, daß er 1597 die Freizügigkeit der Bauern aufhob und sie an die Scholle fesselte. Im Laufe der Zeiten entwickelte sich hieraus die Hörigkeit und die Leibeigenschaft der Bauern.

Die nächsten Zeiten waren für Rußland besonders schwere. Schon unter Boris Godunow fand der Einfall der Polen statt, die den falschen Demetrius auf den russischen Thron brachten. Wenn dessen Erfolg auch nur ein kurzer

war, 1605—6, so genügte er, um die inneren Leidenschaften aufs höchste zu entflammen; es waren hauptsächlich die Bauern, Arbeiter und kleinen Händler, die Demetrius unterstützt hatten und sich nun auch weigerten, sich seinem Mörder und Nachfolger, Vasili Shuiskij, 1606—10, zu unterwerfen. Während die Scharen der Aufständischen plündernd und mordend durch das Land zogen, brachen die Polen wieder ein und eroberten Moskau, von der andern Seite kamen die Kosaken und belagerten das von den Polen besetzte Moskau. Die Rettung kam von den Städten, die unter der Führung von Nishnij-Nowgorod einen Bund schlossen, ihre Milizen vereinigten und den Sobor, den allgemeinen Rat des Landes, die Generalstaaten, wenn man will, einberiefen. Nach dem Siege 1612 erwählte der Sobor Michael Romanoff zum Zaren, gegen den Wunsch der Boyaren, die andre Kandidaten bevorzugten, und blieb während der ersten zehn Jahre der Regierung des neuen Zaren in Permanenz in Moskau. Auch später trat er wiederholt zur Bewilligung von neuen Steuern und Abgaben zusammen. Seine und der Regierung Hauptaufgabe war die Niederwerfung der Bauern, und aus dem dadurch hervorgerufenen Antagonismus zwischen Land- und Stadtbevölkerung und dem Wunsch, die erstere im Zaume zu halten, entsprang unter Alexei, 1645—76, das vom Sobor 1648 ausgearbeitete Gesetz, durch das die Leibeigenschaft eingeführt wurde. Das rief neue Bauernaufstände hervor, denen durch die kirchlichen Wirren unter dem Patriarchen Nikon ein religiöses Element beigemischt wurde. Unter Alexei wurde der Sobor noch wiederholt einberufen, und er bestand, bis er von Peter I. dem Großen durch den Senat ersetzt wurde, dessen Mitglieder er selbst ernannte. Ein Versuch, den Senat dem Sobor ähnlicher zu gestalten, ihm einen Teil seiner früheren Wirksamkeit zurückzugeben, ihn gewissermaßen zu einer Aufsichtsbehörde über die Verwaltung zu machen, der unter und von Alexander I. unternommen wurde, versagte bei dem ersten Versuch des Senats, seine größere Selbständigkeit zu betätigen, und er blieb, was die französischen Parlamente in ihrer schlechtesten Zeit gewesen waren, eine Behörde, die sich begnügte, die aus dem Willen des Herrschers hervorgegangenen Gesetze zu registrieren.

Eine dritte Ursache endlich hat wesentlich dazu beigetragen, der jetzigen Bewegung ihren schlimmsten Charakter, den eines agrarischen Aufstandes, zu geben. Es ist dies die nach der Aufhebung der Leibeigenschaft erfolgte Einrichtung des „Mir“, d. h. der auf kommunistischer Grundlage beruhenden Dorfgemeinden. Diese Schöpfung krankte hauptsächlich an zwei Übeln: daran, daß alle Angehörigen der Gemeinde von ihr unzertrennlich waren, d. h. daß die Gemeinde das Recht hatte, in jedem Augenblick auch die Gemeindemitglieder zurückzurufen, die, um sich ihr Brot zu verdienen, vom Lande in die Stadt gezogen waren. Ferner wurde es für sie verhängnisvoll, daß das ursprünglich nach der Zahl aller männlichen Mitglieder der Gemeinde bemessene Gemeindeeigentum mit der Zeit für die Gemeinde immer unzureichender werden mußte, da der Umfang des Gemeindebesitzes derselbe blieb, während die Zahl der Gemeindemitglieder immer zunahm. Nach Hettner („Das europäische Rußland“) kann der Zuwachs der Bevölkerung in den verschiedenen

Landesteilen in der Zeit zwischen der ersten befriedigenden Zählung (1851) und der jüngsten Zählung mit einiger Sicherheit verfolgt werden. Im westeuropäischen Tieflande hat er im Durchschnitt 78 % betragen, in einzelnen Gouvernements zwischen 35 % und 165 % geschwankt. In Nordrußland ist er verhältnismäßig geringer gewesen, 53 %, in den drei baltischen Provinzen 54 % und dem ganzen zentralen Großrußland, 35—57 %, in den mittleren Wolgaprovinzen Kasan, Simbirsk und Saratow 61 %, größer dagegen im östlichen Teile des Waldlandes, Perm und Wjatka, 71 %, im nordwestlichen Großrußland 119 %, wo allerdings der größte Teil der Zunahme auf die Stadt Petersburg kommt; in ganz Westrußland ungefähr 100 %, im westlichen und südlichen Teil des Schwarzerdegürtels 105 % und 80 % und besonders in Neurußland 165 % und auch in dem Lande östlich von der unteren Wolga, Samara, Astrachan, Ufa und Orenburg 126 %. Am stärksten ist die Vermehrung natürlich in den bis dahin noch dünn besiedelten Gebieten des Südens und Südostens gewesen sowie in Westrußland, wo die höhere Kultur der Wälder und Sümpfe mehr Herr geworden ist. Die Industrie hat nur eine sehr geringe Vermehrung der Bevölkerung zur Folge gehabt, weil sich ihr hauptsächlich aus der Ackerbaubevölkerung Kräfte zugewandt haben (Hettner, S. 137—138).

Die Anteile, die den Bauern bei der Reform zugewiesen wurden, waren nicht unerhebliche, aber sehr verschiedene. So erhielten die etwas über 10 Millionen zählenden männlichen Staatsbauern in den 50 Gouvernements des europäischen Rußlands durchschnittlich 7 Deßjatin Staatsland (1 D. = 10925,10 qm), die sie bereits früher als Leibeigene in ständiger Nutzung gehabt hatten. In ähnlicher Weise behielten die Apanagebauern, ungefähr 870000, bei ihrer Befreiung fast das ganze Land, das sie in ihrem Leibeigenstande bebaut gehabt hatten, im Durchschnitt etwa 5 Deßjatin pro männliche Seele. An Gutsbauern gab es annähernd 12 Millionen, während das Areal, das sich in der Nutzung der Bauern als Leibeigene befunden hatte, über 35,7 Millionen Deßjatin betrug, was im Durchschnitt etwa 3 Deßjatin für die männliche Person ergab.

Nach Verwirklichung der Bauernreform war die Verteilung des Grundbesitzes in Rußland etwa folgende:

Den ehemaligen Staatsbauern wurden zugewiesen . . .	74,4	Mill. Deßjatin Land
" " Gutsbauern " " . . .	35	" " "
" " Apanagebauern " " . . .	4,5	" " "
Im Besitze der Kolonisten (ausländischer Herkunft, meistens Deutsche und Tschechen, die schon unter Katharina nach Rußland übergesiedelt waren und das ihnen angewiesene Land von Anfang an besessen gehabt hatten) befanden sich	3,1	" " "
Die von einzelnen Gutsbesitzern vor der Reform vom 19. Februar 1861 befreiten bäuerlichen Eigentümer verfügten über	3,2	" " "
Im Besitz der Krone verblieben	151,5	" " "
" " " Apanageverwaltung verblieben	7,5	" " "
" " " Gutsbesitzer, von Privatpersonen verschiedener Stände und Städte verblieben	100,0	" " "

„So war nach Einführung der Befreiungsgesetzgebung der größte Grundbesitzer Rußlands der Staat, dem fast 40% des gesamten Areals gehörte. Nach der Berechnung von Professor Janson waren von dem Besitz etwa 69% Forsten, sowie 28,4% zur Kultur ungeeigneter Boden, und nur 2,6% befanden sich in landwirtschaftlicher Kultur. Die dem Staate gehörigen Ländereien nicht mitgerechnet, kommen in den sechziger Jahren über 55% des gesamten Privatgrundbesitzes auf Rechnung der Bauern, während das Apanageland und das Gemeindeeigentum der Gutsbesitzer und aller andern Privateigentümer, darunter auch die Städte, insgesamt nur 45% ausmachte". (Aus „Russen über Rußland". Ein Sammelwerk. Die Bauernfrage von Alexander Kornilow, S. 387.)

Wie die besten Absichten und Versuche oft die wenigst günstigen Folgen haben, so war es auch mit der Aufhebung der Leibeigenschaft. Statt Dank von den Befreiten zu erhalten, erntete die Regierung nur Verdruß. An mehr als einer Stelle brachen Unruhen aus, die nur mit Waffengewalt und zum Teil viel Blutvergießen unterdrückt werden konnten. Die Bauern waren unzufrieden; sie hatten geglaubt, daß das ganze Land der Gutsbesitzer an sie verteilt und der Zar jenen ein Gehalt aussetzen werde. Indessen war der Einfluß der Regierung noch stark genug, über die Schwierigkeiten hinwegzuhelfen, die sich aus dieser Enttäuschung wie daraus ergaben, daß trotz der Abschaffung der Leibeigenschaft ein Geldobrok (Pacht, Ablösung) gezahlt und für einige Jahre auch noch Frondienste geleistet werden mußten. Schlimmer wurde es, als es sich herausstellte, daß der Obrok in einer ganzen Anzahl von Gegenden so hoch war, daß die Bauern ihn nicht zahlen konnten. Einige Mißernten wie 1867 und 1873 verschlimmerten die Lage. Die 1866 eröffneten Semstwos (Landschaftsrat) und die fortschrittlicheren Elemente in den Adelsversammlungen nahmen die Frage auf, wurden aber von der Regierung ungnädig beschieden, als die letzteren auf die Notwendigkeit einer vollständigen und einmaligen Liquidierung der Leibeigenschaft hinwiesen und eine Umwandlung des Steuersystems auf gerechterer und demokratischer Grundlage forderten und die ersteren einmütig eine radikale Reform des Steuersystems unter Ersetzung der Seelen(Kopf)steuer durch eine Einkommensteuer vorschlugen. Als in den ersten Jahren nach der Unterdrückung des polnischen Aufstandes die Reaktion in der Regierung und auch in weiten Schichten der Gesellschaft einsetzte, wendete ihr radikalerer Teil gerade dieser Frage seine besondere Aufmerksamkeit zu, und 1874 nahm die von außen in die Bauernschaft getragene Agitation geradezu einen Massencharakter an; sie wurde indessen durch das Eingreifen der Polizei und die Verhaftung zahlreicher Agitatoren 1874 ziemlich schnell unterdrückt. Überzeugt, daß ohne eine feste Organisation ein Erfolg nicht möglich sei, gründete die radikale Partei nunmehr die geheime Gesellschaft „Semlja i Wolja" (Land und Freiheit) und nahm die Agitation auf dem flachen Lande mit neuen Kräften auf, aber wieder ohne Erfolg. Die Polizei war auf der Hut, und das Volk war zur Aufnahme einer sozialistischen Propaganda so völlig unreif, daß die Bauern selbst vielfach die Revolutionäre verhafteten und den Behörden überlieferten. So kam es, daß bei der Zu-

sammenkunft der Revolutionäre in Lipezk 1879 die erstere Partei die Oberhand behielt und eine Kampforganisation „Narodnaja Wolja" gründete, die zwar das alte Programm beibehielt, aber alle ihre Kräfte auf den terroristischen Kampf konzentrierte. Jetzt versuchte die Regierung mit der früheren Organisation Fühlung und in ihr und den fortschrittlichen Semstwos einen Stützpunkt zu gewinnen. Diese stellten die Forderung auf, daß die Regierung in der inneren Politik einen neuen Kurs einschlagen und die unterbrochenen Reformen wieder aufnehmen solle, und die Regierung erklärte sich dazu bereit. Loris Melikoff wurde zur Bekämpfung der revolutionären Bewegung mit den erforderlichen Vollmachten ausgestattet und erhielt den Auftrag, eine Annäherung zwischen der Regierung und den fortschrittlichen Elementen der Gesellschaft anzubahnen. Dem Semstwo wurde vorgeschlagen, eine Reform der bäuerlichen Institutionen zu beraten, und die Regierung entsendete Senatoren in eine Anzahl von Gouvernements, um die Lage der Bauern an Ort und Stelle zu prüfen. Die Reform erschien in gutem Gange, als die Ermordung des Kaisers Alexander II. sie jäh unterbrechend die Ära der Reaktion und der Repressalien wieder aufleben ließ.

Bei der Regierung überwog trotzdem die Überzeugung, daß etwas geschehen müsse, und der Minister N. Ch. Bunge nahm die Sache in die Hand, ohne sich indessen zu mehr als zu Palliativmaßregeln entschließen zu können. Die Ablösung der Landanteile der Bauern, die 85% der ehemaligen Gutsbauern schon begonnen hatten, wurde durch das Gesetz vom 28. Dezember 1891 obligatorisch gemacht und zugleich die Ablösungszahlungen der Bauern herabgesetzt. Ferner drängte die Frage der Kopfsteuer, deren Aufhebung die Semstwos längst verlangt hatten, zur Entscheidung; aber der Minister konnte sich auch hier nicht zu einer so durchgreifenden Maßregel entschließen. Um die 55 Millionen Rubel, welche diese Steuer jährlich einbrachte, zu ersetzen, schlug Bunge vor, den Ausfall zum Teil durch eine Erhöhung der Branntweinsteuer zu decken und den Rest auf den am besten ausgestatteten und am wenigsten belasteten Teil der Bauernschaft, die Staatsbauern, zu übertragen. Man fürchtete aber, durch ein offenes Vorgehen die betreffenden Bauern zu reizen, und schlug daher eine verkappte Operation in der Weise vor, daß die Staatsbauern, die bisher immer als Besitzer ihrer Landanteile angesehen worden waren, zu Ablösung der von ihnen gezahlten Obrokſteuern unter ganz willkürlicher Erhöhung derselben um 45% gezwungen wurden. Wenn man gehofft hatte, daß mit der Aufhebung der Kopfsteuer gleichzeitig die Beschränkungen der Freizügigkeit und die Solidarhaftbarkeit aufgehoben werden würden, so trat dies in betreff der Freizügigkeit nur in sehr beschränktem Maße ein; die Solidarhaftbarkeit blieb sogar bis 1901 bestehen.

Von besserem Erfolge waren die Bemühungen der Regierung, die die Erweiterung des bäuerlichen Grundbesitzes anstrebten; aber auch sie blieben, obgleich sie durch die Tendenz vieler Gutsbesitzer, sich ihres Grundbesitzes zu entledigen, unterstützt wurden, hinter den Hoffnungen und Erwartungen zurück. Eine der ergriffenen Maßregeln war, daß den Bauern gestattet wurde, das im Umkreise von 12 Werst um ihre Dörfer gelegene Staatsland ohne öffent-

liches Angebot zum Durchschnittspreis der letzten Jahre pachten zu können. Auf diese Weise gingen bis 1901 in die Pacht von Dorfgemeinden 1 445 000 Deßjatin und 1 349 000 Deßjatin in solche von einzelnen Bauern über, wodurch die in der Bebauung von Bauern befindliche Landfläche um ca. 3% erhöht wurde. Zur Erleichterung des Landankaufs durch Bauern wurde die Bauernbank gegründet. Mit ihrer Unterstützung wurden von 1882—1895: 2 058 000, und von 1896—1901: 2 498 000 Deßjatin Land für Bauern erworben. Freihändig gingen von 1863—1882: 4 385 000, und von 1883—1897 weitere 4 Millionen Deßjatin an Bauern über.

Auch der Frage der Auswanderung, richtiger Übersiedlung der Bauern wurde seit Anfang der 80er Jahre seitens der Regierung große Aufmerksamkeit zugewendet, während sie sich früher sehr ablehnend dagegen verhalten hatte. Auswanderer, die die ministerielle Genehmigung erhielten, wurden in den landreichen Gouvernements des europäischen Rußlands und in Westsibirien Grundstücke zugewiesen, die in keinem Falle mehr als 15 Deßjatin für die männliche Seele betragen durften. In Europa können sie nach zwölfjährigen Pachtzahlungen ganz in den Besitz der Bauern übergehen; in Sibirien wird das Land für eine dem Obrok der sibirischen Bauern gleichkommende Steuer dem Ansiedler zur ewigen Nutznießung überlassen. Die Auswanderer wurden außerdem durch ganzen oder teilweisen Erlaß der Steuern während der ersten Jahre sowie durch Anleihen unterstützt, die allerdings im Laufe der Jahre immer geringfügiger wurden. Die Maßregel schien zu Anfang günstige Erfolge geben zu sollen; die Zahl der Auswanderer stieg von Jahr zu Jahr und wuchs besonders nach der großen Hungersnot von 1891 so an, daß der Minister des Innern im Frühjahre 1902 ein Rundschreiben erließ, durch das die Erlaubnis zur Übersiedlung den Bauern untersagt wurde, da alle für sie abgemessenen Grundstücke bereits vergeben seien. Das half aber nichts; vielmehr stieg die Auswanderung im Laufe des Jahres auf über 90 000, und die Verwaltung mußte sich entschließen, die Bauern in den von ihnen gewählten Bezirken so gut als möglich unterzubringen. Unterdessen begann 1893 der Bau der transsibirischen Eisenbahn und schien der Auswanderung unermeßliche Gebiete öffnen zu sollen. Den Ministern der Landwirtschaft und des Innern wurden sehr bedeutende Mittel zur Verfügung gestellt, zwischen 1—2 Millionen Rubel im Jahre, für 1904 sogar über 3 700 000 Rubel; aber auch hier sollte der Rückschlag nicht ausbleiben. Nachdem die freien Ländereien in Westsibirien verteilt worden waren, wurden die Gouvernements Irkutsk und Jenissejsk zur Niederlassung eröffnet; aber auch hier war das wenige verfügbare Land bald vergriffen, und man begann nun an das Mündungsgebiet des Amur zu denken. Hier war allerdings reichlich Land vorhanden; aber es war zum großen Teil mit undurchdringlichen Wäldern und Morästen bedeckt. Zur Urbarmachung hätte es langjährige schwere Arbeit und bedeutendes Kapital gebraucht und war daher für die noch dazu an die örtlichen Bedingungen ungewöhnten Arbeiter völlig ungeeignet. Nach der Ansicht der besten Kenner des Auswanderungswesens ist diese Hilfsquelle zur Befriedigung des Landbedarfs der Bevölkerung der innerrussischen Gouvernements schon jetzt von

nur geringer Bedeutung. Bis jetzt sind allerdings aus dem europäischen Rußland nach Sibirien etwa 1½ Millionen, d. h. also nicht über 6% des natürlichen Zuwachses der ländlichen Bevölkerung, übergesiedelt. („Die Bauernfrage", S. 404.) Von den nach Ostsibirien geschickten Abgesandten der Bauern sollen nach amtlichen Nachrichten weit mehr als 50% kein freies Land haben finden können, und auch die Zahl der Rückwanderer wächst stetig. Zu Anfange der 1890er Jahre betrug sie etwa 3,4% der genannten Zahl der Auswanderer, während sie heute 30,9%, 1901 sogar 42,3% erreicht hat. Zugleich geht die Zahl der Auswanderer ebenfalls dauernd zurück; während sie Ende der 1890er Jahre zwischen 145—185000 war, ist sie 1901—1903 auf 76—86000 gesunken.

Den wichtigsten und vielleicht traurigsten Einblick in die Agrarverhältnisse Rußlands gewähren die Berichte der „Kreis- und Gouvernementskomitees für die Bedürfnisse der Landwirtschaft", die 1903 über die Frage berieten und aus deren Beratungen sich ergab, „daß die landwirtschaftliche Arbeit auf eigenem, gepachtetem und fremdem Lande kaum ein Drittel aller bäuerlichen Arbeitskraft verbrauche, und daß Rußland daher nicht als ein rein landwirtschaftliches Land anzusehen sei und der Wohlstand der russischen Bauern durch die Landwirtschaft selbst auch dann nicht gesichert wäre, wenn das ganze unter Kultur befindliche Land unter den einen oder andern Bedingungen in den Besitz der Bauern übergehen würde" (ibidem).

Die Komitees schlugen in einer ersten Konferenz zur Hebung der wirtschaftlichen Lage der Bauern Zwangsankauf der erforderlichen Zusatzländereien vom Privatbesitz zur Verteilung an die landärmeren Gemeinden, Schaffung von Reichsagrarfonds und Regelung der Pachtbedingungen durch den Staat vor; in einer zweiten kam man zu der richtigeren Auffassung, daß, was als notwendig bezeichnet werden müsse, vor allen Dingen die Einführung intensiver Methoden in die bäuerliche Wirtschaft, die Abschaffung des alten Finanzsystems und die Schaffung neuer kultureller und rechtlicher Lebensbedingungen für den russischen Bauer sei.

Nach den Feststellungen der Komitees zahlt eine Bauernfamilie, die im Jahre bis 70 Rubel direkte und indirekte Steuern entrichtet, darunter an direkten Steuern 22 Rubel 50 Kopeken, an indirekten für Branntwein, Tee, Zucker, Kattun, Petroleum, Tabak und Streichhölzer 44 Rubel 21 Kopeken. Ein Komitee hat die allgemeinen Einnahmen einer Bauernfamilie von sechs Köpfen, nach Abzug der Verpflegungskosten und der Pacht- und Versicherungszahlungen, auf 114 Rubel 35 Kopeken berechnet, wovon sie an direkten und indirekten Steuern 58 Rubel 21 Kopeken zu zahlen hat. Von den übrigbleibenden 56 Rubel 14 Kopeken müssen alle sonstigen Ausgaben gedeckt, auch das Inventar unterhalten und Schulden und Zinsen bezahlt werden. Unter den Umständen kann man sich nicht wundern, daß die rückständigen Steuerreste immer wachsen; zu Anfang der 1870er Jahre betrugen sie im europäischen Rußland weniger als 30% der jährlichen Veranlagung; mit dem Anfange der 1890er Jahre stiegen sie trotz Herabsetzung der Ablösezahlungen und der Abschaffung der Kopfsteuer bis auf 50%, nach der Mißernte von 1891 bis

1892 erreichten sie 101 % und in den letzten fünf Jahren des vorigen Jahrhunderts sogar 118 %, obgleich alle hoffnungslosen Ausstände fortwährend in den Rechnungen ganz abgeschrieben wurden.

Der Rückgang der Landwirtschaft zeigt sich auch in der Abnahme der Viehwirtschaft: 1899—1901 besaßen 28,6 % aller Bauernhöfe keine Pferde mehr; 32,2 % hatten ein Pferd, 21,4 % zwei und nur 17,8 % drei oder mehr Pferde. — Auf tausend Höfe kamen 1870: 9329 Stück Vieh, 1900 nur noch 6474 Stück. („Die Bauernfrage", S. 408—409.)

Das Vorstehende wird erklären, warum unter allen den Schwierigkeiten und Gefahren, unter denen Rußland in diesem Augenblicke zu leiden hat, die agrarische Frage vielleicht die wichtigste ist. Die politische und sozialistische Aufregung ist auf die größeren Städte beschränkt, obgleich die sozialistische Propaganda in den letzten zwanzig Jahren auch auf dem Lande große Fortschritte gemacht gehabt hat. Die agrarische Frage würde aber keine so hervorragende Rolle spielen, wenn nicht einerseits die wirtschaftliche Lage der Bauern eine wirklich schlechte wäre und dringend der Abhilfe bedürfte, und andrerseits die aus Sibirien zurückgekehrten unerfolgreichen Auswanderer tatsächlich nicht allein wirtschaftlich, sondern auch moralisch ruinierte Subjekte wären, die der revolutionären Propaganda leicht zum Opfer fallen müssen. Das erklärt auch die zahlreichen Bauernaufstände des letzten Jahres. Die Regierung ist vielfach bemüht gewesen, Abhilfe zu schaffen; aber es hat ihr an der notwendigen rücksichtslosen Energie gefehlt, und sie ist auch von den doktrinären Liberalen und Radikalen schlecht unterstützt worden, die zum größten Teile nicht über gewisse Schultheorien herausgekommen zu sein scheinen. Die Terroristen aber haben nicht allein durch ihre Attentate die guten Absichten der Regierung durchkreuzt; sie haben auch die Bauern verhetzt und zu Ausschreitungen verleitet und durch beides der Reaktion eine vielleicht sehr willkommene Unterstützung geleistet. Wie dem aber auch sein möge; die Agrarfrage ist diejenige, von deren zufriedenstellender Lösung das Geschick Rußlands in erster Linie abhängt. Diese Lösung liegt zum Teile in der Urbarmachung der ungeheueren, augenblicklich für Ackerbauzwecke nicht geeigneten Gebiete in Sibirien und Zentralasien, andrerseits aber auch in dem Gelingen des Versuchs einer Überführung des agrarischen Proletariats zu industrieller Beschäftigung, ohne zugleich ein industrielles Proletariat zu schaffen. Das sind Aufgaben, die für Jahrzehnte hinaus alle Kräfte der russischen Regierung und des Volks in Anspruch nehmen werden.

II.

Daß eine Bewegung, wie die jetzt in Rußland herrschende, eine große Literatur hervorrufen mußte, liegt auf der Hand. Auch nur ihren kleinsten Teil im Rahmen einer Zeitschrift zu besprechen, ist eine Unmöglichkeit; man wird sich damit begnügen müssen, einige der Hauptwerke herauszugreifen und an ihnen und einigen Werken geringerer Art zu zeigen, wie sich der Zustand Rußlands in den Augen der Beobachter abspiegelt. Facile princeps unter allen Werken, die sich mit dem großen Zarenreiche beschäftigen, ist die jetzt in

der vierten deutschen Ausgabe vorliegende vortreffliche Übersetzung von Sir Donald Mackenzie Wallaces „Rußland“[1]). Das Werk, das Januar 1877 zuerst erschien und sofort berechtigtes Interesse erweckte, da es auf eigenen Studien und Erfahrungen des Verfassers beruhte, liegt jetzt in einer Überarbeitung vor, zu der fünf ganz neue Kapitel gekommen sind, von denen sich drei (Bd. II, Kap. 34, 35, 37) mit der revolutionären Bewegung, wie sie sich seit 1877 geltend macht, eine mit den industriellen Fortschritten und der sich daran knüpfenden Entstehung des Arbeiterproletariats und der Entwicklung sozialdemokratischer Tendenzen in demselben (Bd. II, Kap. 36), und das letzte (Bd. II, Kap. 39) mit der jetzigen Lage und den Aussichten für die Zukunft befassen. Das Buch ist in seiner älteren Form zu bekannt, um einer besonderen Empfehlung zu bedürfen; aber es soll wenigstens hervorgehoben werden, daß es durch die neue Bearbeitung noch gewonnen hat. Des Verfassers Urteil über die gegenwärtige Lage resumiert sich dahin: Die Verhältnisse seien derartige, daß man nur geduldig die Entwicklung der Dinge abwarten könne und sich auf eine unerwartete gefaßt machen müsse. Das, was in diesem Schluß Unbefriedigendes liegen möge, schiebt er darauf, daß er überhaupt nur Beobachter sei und sein wolle, und als solcher hat er unzweifelhaft Vortreffliches, vielfach sogar Erschöpfendes geleistet. So wird das Kapitel über die Gebietsausdehnung und auswärtige Politik (Bd. II, Kap. 38) vielen Lesern gewiß ganz neue Anhaltspunkte für diese Fragen gewähren und ihnen damit eine richtigere Beurteilung der Zwangslagen und Schwierigkeiten ermöglichen, unter denen die russische Regierung vielfach zu leiden gehabt hat.

Hettners „Das europäische Rußland“[2]) bietet viel mehr, als der Untertitel „Eine Studie zur Geographie des Menschen“ erwarten lassen könnte. Es bietet in der Tat in knapperer Form fast alles, was Mackenzies größeres Werk (814 gegen 221 Seiten) enthält, und ist jedem, der sich über russische Verhältnisse unterrichten will, warm zu empfehlen. Ganz vortrefflich ist, um nur eins zu nennen, Kapitel II: „Die geschichtliche Entwicklung und ihre Ergebnisse“, das mit der geographischen Entwicklung beginnt und mit der inneren Ausbildung des russischen Wesens schließt. Der Verfasser kommt im letzten Kapitel: „Zusammenfassung. Ausblick in die Zukunft“ zu dem Schluß, daß die eine Schwierigkeit darin bestehe, den eigennützigen Widerstand der bisher allmächtigen Bureaukratie zu brechen. Die andre, noch größere Gefahr liege in der Zwiespaltigkeit des russischen Wesens und in dem klaffenden Gegensatz zwischen den verschiedenen Schichten der Bevölkerung. In den gebildeten Klassen hätten nicht nur liberale, sondern vielfach radikale Ansichten Boden gefaßt; das Verständnis für die Notwendigkeit einer allmählichen Entwicklung fehle den meisten; eine gemäßigte Reform würde ihnen nicht genug sein; für

---

[1]) Rußland. Von Sir Donald Mackenzie Wallace. Vierte, neue deutsche Auflage. Nach der vollständig umgearbeiteten und durch fünf neue Kapitel vermehrten Originalauflage vom Jahre 1905. Übersetzt von Dr. phil. Friedrich Purlitz. Zwei Bände. Würzburg, A. Stubers Verlag (C. Kabitzsch). 1906.

[2]) Das europäische Rußland. Eine Studie zur Geographie des Menschen. Von Alfred Hettner. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1905.

eine radikale Umbildung sei die Masse des russischen Volks aber tatsächlich nicht reif; ihr sei es hauptsächlich um Minderung der Abgaben, Zuteilung von Land, überhaupt um die Besserung der wirtschaftlichen Lage zu tun. Eine Erhebung der Bauern, mit der die Radikalen spielten, würde sich wahrscheinlich nicht nur gegen die Regierung, sondern gegen die ganze Gesellschaft und alle Kultur wenden. Die Regierung habe zu Reformen erst gegriffen, als sie ihre Ohnmacht habe erkennen lassen. Es könne freilich noch eine Weile fortgehen wie jetzt; aber die Reformen würden dann nur immer unwirksamer, die Revolution immer drohender werden.

Sehr interessant ist das von Josef Melnik herausgegebene „Russen über Rußland. Ein Sammelwerk“ [1]). Es enthält eine sozusagen allgemeine Einleitung in einem Aufsatz Peter Struves „Betrachtungen über die russische Revolution“ und behandelt in siebzehn Aufsätzen: Die Universitätsfrage. Von Fürst Eugen Trubetskoi. — Das Dorf. Von Alexander Nowikow. — Das Semstwo. Von Wassili Golubew. — Die Kirche. Von Wassili Rosanow. — Die Finanzpolitik. Von Prof. Iwan Oserow. — Die Arbeiterfrage. Von Dr. W. Totomianz. — Das außergerichtliche Strafverfahren. Von W. Nabokow. — Die Frau. Von Alexander Amfiteatrow. — Die Bauernfrage. Von Alexander Kornilow. — Die Polizei. Von Moskwitsch. — Die Volksbildung. Von Nikolai Tschechow. — Die moderne Kunst. Von Alexander Benois. — Die Juden. Von M. Virtus. — Das Königreich Polen. Von Andrzej Niemojewski. — Die Kleinrussen. Von Prof. Michael Gruschewski. — Die Armenier. Von R. Berberow. — Finnland. Von Dr. Axel Lille. — Die Aufsätze, die zuerst in russischen Zeitschriften veröffentlicht wurden, sind von verschiedenem Wert; aber sie geben im großen und ganzen ein treues Bild von den Dingen, die die Verfasser zu schildern unternommen, allerdings je nach deren politischer Richtung. Es verbietet sich natürlich, hier auch nur einzelne Auszüge aus dem 670 Seiten starken Bande zu geben; aber in dem, was in diesem Aufsatze über die Agrarfrage gesagt worden, ist die Arbeit Kornilow vielfach angezogen worden. Besonderer Beachtung wert ist wegen der in ihm vertretenen Tendenzen der einleitende Aufsatz von Struve. Der Verfasser führt darin aus, daß eine russische Revolution gegen die Russen im engeren Sinne, d. h. die Groß-, Klein- und Weißrussen, unmöglich sei; eine Revolution aber, die dies Element durchdringe, unüberwindlich sein werde. Seit 1862 habe der russische Absolutismus mehr oder minder, zuletzt ganz bewußt versucht, sich durch die nationalistische Idee zu stärken: darin liege die historisch-politische Bedeutung des Auftretens von Katkow und der Tatsache, daß der noch unter Nikolaus I. verpönte und verfolgte Slawophilismus zu einer Art Mitherrschaft im Staate berufen worden sei. In diesem geistig-politischen Triumphe der Reaktion habe ein revolutionärer Same gelegen. Indem die Autokratie sich der nationalen Idee angeschlossen, müsse sie sich vor ihr rechtfertigen. Das Wesen einer jeden

[1]) Russen über Rußland. Ein Sammelwerk. Herausgegeben von Josef Melnik. (Zweites Tausend.) Frankfurt a. M., Literarische Anstalt (Rütten & Loening). 1906.

großen Revolution liege in der Schaffung oder Selbstbehauptung der Nation im ethnisch-rechtlichen Sinne. Rußland habe nicht, wie Frankreich ihn gehabt, einen tiers-état, der wirtschaftlich stark, aber rechtlich und gesellschaftlich zurückgesetzt gewesen sei. Auch die russische Verwaltung sei viel moderner als das französische ancien régime; so falle der Vergleich zwischen den Semstwo und den französischen Parlamenten sehr zugunsten der ersteren aus. Nicht modern seien die Staatsform und die politische Geistesverfassung der Volksmassen. Diesen Faktoren stehe aber die durch und durch moderne Gesinnung der gebildeten Klassen gegenüber, die der einzig aktive und bewußte Faktor der Revolution sei. Der Verfasser sieht deren Erfolg und damit das Heil Rußlands in der politischen Erziehung der Massen. Wer für den Absolutismus arbeite, verewige die Unkultur der Massen, an der sie wirtschaftlich und physisch zugrunde gehen müßten. Zu dieser Erziehung brauche man das allgemeine Stimmrecht und eine durchgreifende Agrarform. Die Forderung nach dem ersteren ergebe sich aus der Notwendigkeit, die Schaffung der Nation sofort auf der breitesten Grundlage des ganzen Volks in Angriff zu nehmen; die letztere werde nicht nur eine Verschiebung des Grundeigentums zugunsten des werktätigen Landvolks schaffen, sondern auch ein neues Agrarrecht, das weder traditioneller russischer Gemeindebesitz noch westeuropäisches Individualeigentum sein dürfe. Den Sieg der Revolution sieht der Verfasser in der Koalition der Bauern mit den Industriearbeitern und dem Unternehmertum gegen den widerspenstigen Landadel, und in der Koalition der Bauern und Arbeiter mit dem Landadel gegen das Unternehmertum. Nach dem Verfasser gibt es in Rußland kein Bürgertum; das Volk sei politisch — und wohl auch sonst — ganz ungebildet, und der revolutionäre Doktrinarismus der Radikalen habe sie bisher gehindert, auf die Massen zu wirken, was nur Gapon vermocht habe. — Man kann dieser Auffassung der Sachlage weder Geist noch Logik absprechen; aber wenn eine Revolution erfolgreich sein soll, muß sie nicht nur zerstören, sondern auch aufbauen; dazu fehlen doch nach dem Eingeständnis des Verfassers selbst alle Vorbedingungen in Rußland, so daß man nicht umhin kann, in ihm selbst auch wenig mehr als einen revolutionären Doktrinär zu sehen, und Doktrinäre haben noch nie etwas Dauerndes geschaffen.

Ein Werk ähnlicher Tendenz, aber andrer Art wie das vorhergehende ist „Das revolutionäre Rußland“ von Konni Ziliacus[1]), das sich mit dem Ursprung und der Entwicklung der Revolution in Rußland beschäftigt und die Zeit von dem Aufstand bei der Thronbesteigung Nikolaus I. bis zum 22. Januar 1905, dem Tage der Unterdrückung der durch den Priester Gapon in Petersburg hervorgerufenen Unruhen, umfaßt. Der Verfasser hat, wie er angibt, für die Finnländer geschrieben, um ihnen zu beweisen, daß sie mit den „russischen Kämpfern für Freiheit und Menschenrechte“ gemeinsame Sache machen müßten. Er glaubt, daß die Russifizierung Finnlands 1900 in die

[1]) Das revolutionäre Rußland. Eine Schilderung des Ursprunges und der Entwicklung der revolutionären Bewegung in Rußland. Von Konni Ziliacus. Autorisierte und im Auftrage des Verfassers veranstaltete Übertragung aus dem Schwedischen von Friedrich v. Känel. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt (Rütten & Loening). 1905.

Hand genommen worden sei, um den Beweis, daß die liberaleren Institutionen Finnlands dessen Fortschritte herbeigeführt hätten, zu beseitigen. Es ist wohl einfacher und richtiger, in diesem wie andern Russifizierungsversuchen nur eine Anwendung der Katkowschen Lehre: „Ein Volk, ein Glauben, ein Herrscher" zu sehen; aber das Ergebnis dieser Versuche zeigt, wie viel sie dazu beigetragen haben, die Unzufriedenheit mit der Regierung selbst dorthin zu tragen, wo revolutionäre Bestrebungen zuvor keinen Boden gefunden hatten. Das Buch gibt, soweit dies möglich ist, ein annähernd richtiges Bild von der Entwicklung und den Zielen der revolutionären Partei. Charakteristisch für den Mangel an Vaterlandsliebe und praktischem politischen Verständnis ist, was der Verfasser über die Pariser Konferenz der revolutionären Parteien im Dezember 1904 sagt. Bekanntlich hatte diese beschlossen, in der Art weiter vorzugehen, daß die Regierung entweder genötigt werde, einen schimpflichen Frieden mit Japan zu schließen, oder durch weitere Aushebungen das Volk zum Aufruhr zu treiben (S. 389). Der Verfasser ist der Ansicht, daß die Revolutionäre eigentlich nur auf die Arbeiter in den Städten, den linken Flügel der konstitutionellen Partei und die mißvergnügten Nationalitäten wie Ruthenen, Polen, Kaukasier und Finnen zählen können, das Landvolk sei für die Revolution nicht reif und werde sich kaum zum Kampf für politische und bürgerliche Rechte bewegen lassen, die Revolutionäre besäßen aber in der Agrarfrage ein unfehlbares Mittel, diese Massen in Bewegung zu bringen. Interessant ist auch die Aufführung der Parteien und Organisationen, die für den Kampf gegen das Zarentum in Betracht kommen: der Befreiungsbund, die Partei der revolutionären Sozialisten, die sozialdemokratische Partei, die jüdische Arbeitervereinigung, die sozialistischen und revolutionären Organisationen in Litauen, West- und Kleinrußland, Kurland, Armenien, Georgien, Polen, die polnische Nationalliga, die finnische konstitutionelle Partei und die aktive Widerstandspartei. Alle diese Parteien haben nur den Kampf gegen das Bestehende gemein; es ist klar, daß, sowie dasselbe gefallen ist, sie sich gegenseitig befehden und zu vernichten streben würden. — Der Eindruck, den man bei kritischer Lektüre des Buches empfängt, ist, daß die Terroristen viel mehr dazu beigetragen haben, eine liberale Entwicklung zu hindern, als daß sie die letztere gefördert hätten. Das Buch kann als eine notwendige Quelle zum Verständnis der Lage bezeichnet werden.

„Vor der Katastrophe"[1]) von Hugo Ganz, feuilletonistischer gehalten, besteht aus einzelnen ursprünglich in verschiedenen Zeitungen veröffentlichten Aufsätzen, die vielfach Interviews mit ungenannten Persönlichkeiten wiedergeben. Am besten dürften die Abschnitte gefallen, die vom Verfasser empfangene persönliche Eindrücke wiedergeben, so die über den Maler Elias Rjepin, dessen Gemälde „Kosaken setzen eine humoristische Antwort auf einen Drohbrief Mahomets III. auf", auch in Deutschland vielfach bekannt

[1]) Vor der Katastrophe. Ein Blick ins Zarenreich. Skizzen und Interviews aus den russischen Hauptstädten. Von Hugo Ganz. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt (Rütten & Loening). 1904.

geworden ist; über Moskau und einen Besuch bei Leo Tolstoi. Im übrigen enthält das Buch wenig, was nicht durch alle Zeitungen gegangen wäre. Vielleicht liegt dieser Eindruck daran, daß das Buch bereits 1904 erschienen ist und seitdem so viel über russische Verhältnisse geschrieben und gelesen worden ist. „Rußlands Wiederaufbau" von Alexander Ular[1]) behandelt das alte Thema zusammenhängender in fünf Kapiteln: Zaristische Elemente; die politischen Ideen des Volks; das Wetsche (die souveräne Volksversammlung in den altrussischen Republiken); revolutionäre Elemente; der revolutionäre Bauer. Der Verfasser schreibt mit viel Verve und im allgemeinen mit richtiger Erkenntnis der Lage, wenn er sich nicht durch irgendeine unbewiesene Angabe auf eine falsche Fährte locken läßt. So, wenn er von dem Versuch General Skobeleffs spricht, mit Hilfe des Erzbischofs von Wladimir und des Großkapitalisten Malzeff im Frühjahr 1882 die herrschende Dynastie zu stürzen und sich selbst auf den Thron zu setzen, was die „deutsche Dynastie" erfahren und ihn habe vergiften lassen (S. 64 und 256). Auf den Grafen Witte ist er schlecht zu sprechen; er mißt ihm die Hauptschuld an der Zerstörung des Zarentums bei und wiederholt in schärferer Weise das, was schon von andern über die Lage und gegen die Regierung gesagt worden ist. Interessant ist aber besonders, daß er trotz seiner Sympathien mit der Revolution mit großer Entschiedenheit erkennt und erklärt, daß „die Lösung des sozialen Grundproblems Rußlands auf revolutionärem Wege, das heißt durch die unmittelbare Einsetzung einer besseren neuen Ordnung an die Stelle der alten innerlich unmöglich sei. Die politische Revolution gibt Rußland keine Lösung seiner sozialen Leiden, und die soziale würde, wie wir leider gesehen haben, nur Unglück auf Unglück häufen" (S. 375). Mit dieser Auffassung werden viele, und unter ihnen wohl die besten Freunde Rußlands im Innern wie im Auslande, einverstanden sein, wenn sie auch andre Gründe dafür anführen dürften. Das Buch wird, trotz der darin enthaltenen extremen Ansichten oder vielleicht gerade wegen derselben, vielen ein wahreres Bild der Zustände in Rußland zeigen als die für einen bestimmteren Zweck geschriebenen.

„Der russische Umsturz und die Sozialdemokratie" von Petrovic[2]) ist ein Heftchen von 83 Seiten, in dem der Verfasser zu beweisen sucht, daß „die große Föderativrepublik der kleinen Gemeinden nach wie vor das unverfälschte Programm der echten russischen Revolution heiße. Die freie Gemeinde auf freiem Boden. Der kleine autonome kommunistische Mir in der großen allgemeinen Bundesrepublik der Welt. Die winzigste, selbständige Verwaltungseinheit im größten freiesten Verfassungsbereiche. Die kleine menschliche Gemeinde im ewigen Völkerfrieden" (S. 32). Den Propheten dieses neuen Zustandes sieht der Verfasser im Grafen Leo Tolstoi, dem Verkünder der christlichen Anarchie; und er beruft sich für seine Ansicht auf eine Äußerung Cavours in den sechziger Jahren, daß das, was Rußland zum Herrn Europas

[1]) Rußlands Wiederaufbau. Von Alexander Ular. Berlin, Stuhrsche Buchhandlung. 1906.

[2]) Der russische Umsturz und die Sozialdemokratie. Von Alexander Petrovic. Berlin, Hermann Walther. 1905.

machen werde, nicht seine Armee, sondern seine Gemeindeverfassung sei. — Ein schöner Traum, dessen Verwirklichung schon in China angestrebt worden ist, man weiß, mit welchem Erfolge. In einem noch kleineren Heftchen von 24 Seiten, „Rußlands innere Lage“, kommt F. von Wrangell[1]) zu der Überzeugung, daß aus der durch die Befreiung der Leibeigenen und die sich daran knüpfenden wirtschaftlichen Folgen entstandenen Krisis eine in Rußland neue Macht, das flüssige Geld, den unmittelbaren Vorteil gezogen habe. Der zum Teil ruinierte Landadel habe allmählich das Land verlassen und sei in die Städte gezogen, wo er sich technischen Berufen zugewendet habe oder Beamter geworden sei. Der in der Bureaukratie verkörperten Staatsgewalt habe erfolgreich nur der Idealismus der russischen Jugend gegenübergestanden, dessen Ausschreitungen erfolgreich nur dadurch bekämpft werden könnten, daß man den neuen Ideen und neuen Bedürfnissen den freiesten Spielraum lasse. Wenn der Verfasser zum Schlusse meint, daß bei jeder äußeren Bedrohung, jeder wirklichen Gefahr für den Bestand des Reiches, etwa von Westen her, die Riesenkräfte, die im russischen Volke schlummerten, sich zur Verteidigung desselben erheben würden, so scheint er zu vergessen, daß die Integrität und Einheit des russischen Reichs vielmehr vom Innern als von außen bedroht wird. Ein andres Büchelchen desselben Verfassers, „Abweichende Ansichten“[2]), enthält eine Anzahl Aufsätze über verschiedene Fragen (so zum Beispiel „Ist der Krieg nützlich oder schädlich?; Deutschland und England; Erbrecht und Arbeit“), die nicht in den Rahmen dieser Besprechung passen. Aus dem ersten dieser Aufsätze: „Vier Nationen, eine völkerpsychologische Studie“, sei aber ein Gedanke angeführt, der in seiner knappen Form viel Wahres enthält und auch manches von der Krisis erklärt, durch die Rußland jetzt geht. „Mir scheint,“ schreibt F. von Wrangell, „der praktische Idealismus nimmt beim Deutschen vornehmlich die Form der Hingabe an die Pflicht an. Beim Russen ist es die Bereitschaft, jedes Opfer zu bringen seinem innern Gefühl. Beim Anglo-Sachsen — das Einsetzen der ganzen Person für einen konkreten, faßbaren, fest umschriebenen Zweck. Beim Franzosen — das sich Hinreißenlassen zu opferwilligem Tun durch eine allgemeine Idee“. Eine dritte Arbeit von F. von Wrangell, „Die Elemente des russischen Staates und die Revolution“[3]), wird vielen ermöglichen, die gegenwärtige Lage richtiger zu beurteilen als dies bisher der Fall gewesen, besonders dürfte dies mit Bezug auf die Armee und Marine zutreffen. Der Verfasser hebt mit Recht die Tapferkeit und Ausdauer hervor, die die russische Armee im Kriege gegen Japan, und die Treue, die sie bei der Bekämpfung der Revolution bewiesen. Nur in ganz vereinzelten Fällen hätten Truppenteile sich unzuverlässig gezeigt, und fast immer nur seien es Reservisten gewesen, die als unzufriedene, unbotmäßige Elemente den Kern der Aufsässigen gebildet hätten. Wenn die Marinetruppen „tatsächlich und mit zeitweiligem Erfolge nicht nur

[1]) Rußlands innere Lage. Von F. v. Wrangell. Leipzig, Georg Wigand. 1905.

[2]) Abweichende Ansichten. Von F. v. Wrangell. Leipzig, Georg Wigand. 1905.

[3]) Die Elemente des russischen Staates und die Revolution. Von Ferdinand v. Wrangell, Wirkl. Staatsrat a. D. Leipzig, Duncker & Humblot. 1907.

den Gehorsam verweigerten, sondern sogar aktiv vorgegangen sind", so sei dies ausdrücklich der revolutionären Propaganda zuzuschreiben, die bei den Matrosen ein günstigeres Feld gefunden habe als bei den weniger gebildeten Soldaten der Landarmee. Außerdem habe es in den Depots zu Kronstadt, Libau, Sewastopol sehr an Subalternoffizieren gefehlt. Bei den Kompanien sei oft statt der etatsmäßigen fünf Offiziere nur einer gewesen, und es habe sogar unter dieser Zahl manche gegeben, die wegen Untauglichkeit früher aus dem Dienst ausgeschieden worden seien wie der revolutionäre Exleutnant Schmidt aus Sewastopol. Übrigens betont der Verfasser, der selbst früher Marineoffizier war, daß, wenn die Marine aus verschiedenen Gründen vor dem Feinde nicht das geleistet habe, was man von ihr hätte verlangen können, es doch eine anerkennenswerte Leistung gewesen sei, „drei selbständige Verbände von buntscheckiger Zusammenstellung teils veralteter, teils kaum fertiggestellter Schiffe, bemannt mit jungen Mannschaften und unerfahrenen Offizieren, ohne Schiffsverlust und Havarie vereint zum Endziel gebracht zu haben". Der Kosak fühlt sich nach dem Verfasser als überlegene freiere Rasse; er hat weder Leibeigenschaft noch bureaukratische Bevormundung gekannt. An seiner Zuverlässigkeit haben auch die zaghaftesten Vertreter der Regierungsgewalt nie gezweifelt, und er hat dieses Vertrauen durchaus verdient. Das kleine Buch, das sich durch einen ruhigen, sachlichen Ton auszeichnet, ist jedem zu empfehlen, der schnell und leicht einen Überblick über die vom Verfasser behandelten Fragen gewinnen will.

Eins der besten, wenn nicht vielleicht das beste, weil objektivste Buch über die russischen Zustände, ist wohl unzweifelhaft „Rußlands innere Krisis" vom General z. D. von Lignitz[1]). Nach einer kurzen Schilderung der revolutionären Bestrebungen und Bewegungen unter Alexander I., Nikolaus I., Alexander II. und III. folgt die Schilderung der Vorgänge unter dem jetzigen Kaiser vom Ausbruch des Krieges gegen Japan an mit fast tagebuchartiger Genauigkeit bis zum Zusammentritt der Duma, mit Exkursen über die Finanzlage, die Agrarfrage, den Separatismus, die Duma selbst, den Reichsrat und endlich Betrachtungen über Rußlands Zukunft. Den Schluß des Bandes bilden Anlagen, Manifeste der Regierung, Aufrufe und Bewegungen der Parteien, Budgete, Ansprachen usw. Das Ganze ist in einem ruhigen, sachlichen Stil gehalten, der sehr wohltuend von den Übertreibungen in Form und Inhalt vieler andrer auf diese Zeit bezüglichen Werke absticht. General von Lignitz sieht eine Möglichkeit der Besserung in den russischen Zuständen in einer Abschwächung der separatistischen Bewegung, da ein Versuch. die Idee einer föderativen Gestaltung des Reichs zu verwirklichen, zum Bürgerkriege führen müßte: in einer Hebung der materiellen Wohlfahrt, besonders der ackerbauenden Bevölkerung, der rationellen Ausbeutung der Kohlen-, Mineral- und Naphthaschätze, in einer Entwicklung der bereits vorhandenen Industrie und der möglichen Beseitigung oder doch Verringerung der Bestechlichkeit vieler

[1]) Rußlands innere Krisis. Von v. Lignitz, General der Infanterie z. D. Berlin, Vossische Buchhandlung. 1906.

Beamten und Angestellten. Aber er verkennt auch nicht, daß dieser letzteren eine bessere Besoldung der Beamten vorhergehen müsse und die Erhaltung der Industrie und des Bergbaues nur möglich sei, so lange niedrige Löhne bestehen blieben, da der russische Arbeiter mit seiner geringeren Arbeitskraft und Intelligenz im Durchschnitt weniger leiste als der westeuropäische. — Das scheint durchaus zutreffend. Aber es sind gerade die Revolutionäre, die durch Aufhetzen der Arbeiter zu Ausständen höhere Löhne zu erzielen suchen und dadurch die Industrie schädigen, die doch für Hunderttausende Brot schaffen soll und für immer mehr Arbeiter zu sorgen haben wird, je mehr Bauern aus dem Lande in die Stadt ziehen.

Daß eine solche Bewegung, wie sie augenblicklich durch Rußland geht, sich auch in der Literatur bemerkbar machen muß, liegt auf der Hand, und man geht wohl nicht fehl, wenn man den russischen Schriftstellern einen nicht unerheblichen Anteil an der Entwicklung der Dinge zuschreibt, wie sie sich in Rußland gestaltet haben. — Es kann hier nicht auf das dichterische Wollen und Können der einzelnen eingegangen werden, wohl aber muß vielleicht im Widerspruch mit dem Verfasser der „Geschichte der russischen Literatur“[1] (Professor Brückner) darauf hingewiesen werden, daß der Grundzug der russischen modernen Literatur seit dem 18. Jahrhundert, die Sucht, zu ironisieren, alles und nicht am wenigsten sich selbst zu bespotten, gewiß nicht wenig dazu beigetragen hat, die in dem Charakter der Russen liegende Passivität zu verstärken. Die Schilderung vorhandener Übelstände ist in der russischen Literatur kein neuer Zug. Schon Radistjievs „Reise von Petersburg nach Moskau“, die 1790 erschien, hatte dies mit dem Krebsschaden der Leibeigenschaft getan, wie Tschechow dies hundert Jahre später in seinem „Mujiks“ tat, aber beide haben kaum eine andre Wirkung damit erzielt. Die modernen Novellisten verbittern, aber sie verbessern und erziehen nicht. Eine Ausnahme in der Form macht Graf Leo Tolstoi; ihm ist es heiliger Ernst mit seiner „christlichen Anarchie“, aber wenn ihm ein Einfluß auf die Massen zugestanden werden muß, ist es auch nur ein zersetzender, denn seine Ideale, die in der Zerstörung alles Bestehenden gipfeln, sind praktisch ebenso unausführbar wie die der erklärten Anarchisten der Tat. Professor Brückners Werk ist jedem, der sich mit der russischen Literatur beschäftigen will, warm zu empfehlen, ohne daß man deshalb seine Urteile über den politischen Wert der einzelnen Schriftsteller zu teilen braucht. — Petrows „Rußlands Dichter und Schriftsteller“[2], das sich in der zweiten Hälfte mit der modernsten Literatur F. Tschechows und Gorkis befaßt, kommt zu demselben negativen Resultat. In dem Kapitel „Wo gibt's einen Ausweg?“ heißt es: „Es ist ein Leuchtturm nötig, der, auf den Höhen entzündet, für alle sichtbar wäre und selbst den Kurzsichtigsten deutlich den rechten Weg weise, gen

[1] Geschichte der russischen Literatur. Von Dr. A. Brückner, o. Professor in Berlin. Leipzig, C. F. Amelang. 1905.

[2] Rußlands Dichter und Schriftsteller. Von G. S. Petrow. Von dem Verfasser autorisierte Übersetzung von Hofrat A. v. Mickwitz. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses. 1905.

Süden . . . Gogol wollte ein solcher Leuchtturm sein, es war sein Traum, den Hymnus des neuen Lebens zu singen, das Lied von der ‚Lebendigen Seele‘ — und er vermochte es nicht . . . Auch jetzt — fünfzig Jahre später — ist diese Kraft, nach welcher Gogols Geist schmachtete, in den Arbeitern auf dem Felde der Literatur nicht zu finden. Die bedeutenderen unter ihnen, die glänzenden und hochbegabten Schriftsteller wie Tschechow und Gorki, können mit ihrer Feder wohl das Leben widerspiegeln, sind aber nicht imstande, es umzugestalten. Sie schildern meisterhaft die willenlosen Menschen, aber sie vermögen nicht, den Willen zu stärken, ihm Kraft zu verleihen, ihn zur lebendigen schöpferischen Tat zu drängen, zur wackeren Arbeit. Sie liefern uns eine ganze Serie ‚trübseliger Menschen‘ . . . Sie sind ein Spiegel des Lebens, aber nicht Leuchttürme desselben." (S. 77.) In „Schriftsteller und Leser" zitiert Petrow einen Ausspruch Schtschedrins (Seltykow): „Der Schriftsteller schreibt und schreibt, der Leser liest und liest, und damit ist alles zu Ende, und der Schriftsteller und der Leser bleiben einander fremde Leute." (S. 126.) Nur eine Seite weiter sagt er selbst: „Der Schriftsteller ist ein geistiger Lehrer, nur — nicht ein Schullehrer, sondern ein sozialer Lehrer . . . Wenn die Schule keine merkbaren Spuren in ihren Zöglingen hinterläßt . . . so bedeutet dies, daß die Schule nicht auf der Höhe ihres Berufes gestanden, ihren Zöglingen nicht das gegeben hat, wonach ihre Seele verlangte." — Das ist ein hartes, aber zutreffendes Urteil über die russischen Schriftsteller und nicht minder über ihre Leser.

Wenn man nun versucht, aus diesen Büchern wie aus dem, was sonst über die russischen Zustände in die Öffentlichkeit gedrungen ist, das Fazit zu ziehen, so muß man zugestehen, daß von der Regierung und ihren Organen seit langer Zeit viel gefehlt worden ist. Nicht aus bösem Willen, sondern vielfach aus Unkenntnis und Unentschlossenheit; nicht von den Fürsten, sondern von ihren Ratgebern und Beamten, der Bureaukratie. Und bei der berechtigten Kritik darf man nicht vergessen, daß vielfach die große Masse des Volkes mehr geschoben hat als geschoben worden ist. Die Absakoffs, die Katkows, die Slawophilen aller Art tragen an vielen Irrtümern und Mißgriffen der Regierung sicherlich eine größere Schuld als diese selbst. Dann aber muß man verwundert erkennen, daß in dem ganzen Hexenkessel, der in Rußland brodelt und überzukochen droht, nichts vorhanden zu sein scheint, was Aussicht auf eine befriedigende Beendigung der jetzigen Wirren durch diejenigen eröffnet, die in ihnen stehen und eine Verantwortung, große oder kleine, für das, was geschieht, übernehmen zu müssen scheinen. In Rußland gibt es, abgesehen von drei polnischen, einer bis zwei litauischen, einer kleinrussischen, einer finnländischen, einer mohammedanischen und einer jüdischen Partei, rund sechzehn organisierte politische Parteien, zu denen noch sieben nicht völlig organisierte kommen (v. Lignitz, S. 207). Wie soll sich aus diesem Wirrwarr von 32 Parteien der klärende Gedanke entwickeln? Dazu betreiben die meisten der nationalen Parteien eine zentrifugale Politik.

Polen, Litauer, Kleinrussen, Mohammedaner, Finnländer, die letzteren am wenigsten, sinnen und trachten offen oder geheim nach der Wiederherstellung ihrer früheren Nationalunabhängigkeit, ohne zu bedenken, daß die Kraft des Reiches in den 55¼ Millionen Großrussen liegt, die beinahe die Hälfte der Gesamtbevölkerung Rußlands (125½ Millionen, davon aber 23 Millionen Asiaten und Kaukasier) ausmachen. Die Bauern sind ganz ungebildet und stehen auch als Ackerbauer weit unter dem Durchschnitt; die Industriearbeiter sind ihren westlichen Genossen an Tüchtigkeit und Arbeitsleistung nicht gleichzustellen. Die Agrarfrage ist nur durch die Schaffung reicher, unabhängiger Bauern und den Übergang des Überschusses zur Industrie zu lösen. Zu alledem gehört Zeit und vor allem Ruhe, und beides wollen die extremen Parteien der Regierung nicht gewähren, empfehlen vielmehr als Rettungsmittel die Erteilung des allgemeinen Stimmrechts, und das in einem Reiche, in dem die Analphabeten auf dem Lande 45—89%, in den Städten 37—63% (das erstere in St. Petersburg) bilden. Man denkt, wenn man sich die Bewegung in Rußland näher ansieht, unwillkürlich an die Schillerschen „Räuber", in denen junge Studenten die Welt, die ihnen ungerecht erscheint, nach ihren eigenen Ideen, mit Mord und Totschlag, reformieren wollen. Das Schlimmste aber ist vielleicht der Mangel an moralischem Gefühl und sittlichem Ernst bei vielen der den extremsten Parteien angehörenden jungen Leute beiderlei Geschlechts. Solowiew, der 1879 ein erfolgloses Attentat auf Alexander II. verübte, hatte die Nacht vorher in einem übelberüchtigten Hause zugebracht; Sophie Perowski, die an dem erfolgreichen Attentat gegen Alexander II. am 6./13. 1881 beteiligt war, erklärte bei der gerichtlichen Verhandlung lachend, daß sie zu allen den anwesenden Angeschuldigten in geschlechtlichen Beziehungen gestanden (v. Lignitz, S. 23 u. 31), und ähnliche Fälle ließen sich wahrscheinlich noch viele anführen. Der Judenfrage muß ein Wort gewidmet werden. Die fünf Mill. Juden in Rußland haben ein nicht unerhebliches Kontingent zu den extremsten Parteien gestellt, aber wenn man weiß, wie sie von der Bureaukratie körperlich und geistig gemißhandelt worden sind, kann man sich darüber nicht wundern. In früheren Zeiten war die Lage der Juden eine bessere und gerechtere: 1772, bei der Teilung Polens, wurde im Gesetz erklärt, daß die Juden russische Untertanen mit denselben Rechten wie die andern Bewohner seien; 1804 wird bestimmt, daß sie gleich allen andern russischen Untertanen unter der strengen Obhut des Gesetzes zu stehen haben; 1859, 1865, 1861—1871 werden ihnen allerhand Rechte mit Bezug auf Niederlassung und Ansiedlung erteilt, aber 1881 mit der Ernennung des Grafen Ignatjew begannen die Verfolgungen, die seitdem nur auf kurze Zeit unter dem Grafen Tolstoi unterbrochen worden sind. Man hat es in Rußland versäumt, die Intelligenz und den Fleiß dieses Teils der Bewohner des Landes für dessen Wohl nutzbar zu machen. Auf eine gesunde, liberale Entwicklung der Dinge in Rußland ist nur Aussicht nach Wiederherstellung der Ruhe; sie muß jedem Versuch zu einer gedeihlichen Entwicklung vorangehen. Sache der wieder zusammentretenden Duma wird es sein, die Regierung nach dieser Richtung hin zu unterstützen, statt sich in doktrinären Utopien zu verlieren.

———

Im „Schwan“ am Mühlebach.

Aus den Erinnerungen eines Verstorbenen.

Allerhand Bächlein fließen vor den Toren der Stadt Zürich in den See. Der eine hat der Gemeinde Riesbach den Namen gegeben, und in Riesbach schlängelt sich seinen eigenen Weg der Mühlebach. Jetzt ist Riesbach keine Gemeinde mehr, sondern samt den andern Ausgemeinden, welche die alte Stadt bergauf, bergab mit ihrem grünen Kranze einfassen, zum Groß-Zürich zusammengewachsen. Auch das bescheidene Gasthaus zum Schwanen ist andern Schicksalen und neuen Umgestaltungen anheimgefallen. Aber zu der Zeit, von der wir reden — um Mitte der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts —, war es ein beliebter Zufluchtsort für mancherlei fremde Gäste, die ihren Wanderstab für eine Weile in die Ecke stellten, die mit den einfachen Wohnräumen fürlieb nahmen, dafür desto reichlicher durch eine treffliche Tafel entschädigt wurden und die Luft des schönen Gartens genossen, dessen Gewächse Kunde gaben von einem Vorschmack südlicher Sonne.

Aus allen Teilen Deutschlands, aus Österreich und Italien, aus Frankreich, England, Amerika und Rußland fand sich hier ein Menschengewühl zusammen, dessen seßhaftere Bestandteile wohl jahrelang verweilten und so eine Art von Pensionsfamilie bildeten, die eine von der Laune des Zufalls gewählte Mustersammlung der Nationen war. Das einheimische Element pflegte in dieser Sammlung nicht unvertreten zu sein, und es waren darin gerade solche schweizerische Männer und Frauen, welche, aus fernen Landen heimgekehrt, in diesem Hause einen längeren Halt machten, ehe sie eine eigene Heimstatt sich wieder herrichteten. So waren sie eine Probe von jenen weit in die Welt hinausgestreckten Beziehungen des Schweizervolkes, ähnlich wie — freilich in viel größerem Maßstabe — die zahlreichen Boardinghäuser der englischen Hauptstadt ein imposantes Abbild der Englisch redenden Welt gewähren.

Ausnahmsweise war es dann wohl auch einigen Mittagsgästen gestattet, an der täglichen Tafelrunde teilzunehmen und aus dieser etwas entfernteren Stellung die merkwürdige Gesellschaft zu betrachten. Ein solcher Mittagsgast bin ich im „Schwanen“ ein Jahr lang gewesen.

Die Tischgesellschaft war sehr bunt zusammengesetzt. Da waren einige Familien, welchen der Boden des deutschen Vaterlandes zu heiß geworden war,

als die Rückschläge der Überspekulation Handel und Industrie ins Wanken brachten. Daneben einige jüngere Ehepaare aus den baltischen Provinzen Rußlands, deren stärkere Hälften dem Studium der Medizin an der Züricher Universität oblagen. Dazu ein vielgenannter österreichischer Schriftsteller mit seiner jugendlichen Gattin. Weiterhin ein Engländer, ein Exemplar von jener zahlreichen „leisured class“ seiner Nation, die man allenthalben wiederfindet, wo es derartige Hotels und Pensionen gibt — in der deutschen oder der welschen Schweiz, in Florenz oder Rom, an der Riviera oder wo sonst immer. Ferner ein Disputax, der die Tischunterhaltung im Gange hielt, der zum Schlusse des Essens gelegentlich eine Rede an die Tafelrunde richtete mit überraschenden Eröffnungen und peinlichen Kontroversen, die blitzartig das Dunkel beleuchteten, das über diesem nichtssagenden Zusammenleben zu liegen schien, und die da belehrend zeigten, daß allemal, wo eine auch noch so kleine und bedeutungslose Gemeinschaft sich bildet, sie ihre eignen Vorfälle und Probleme erzeugt.

Indessen von derlei Dingen ist wenig in der Erinnerung verblieben, und sie würden ihrer auch nicht wert gewesen sein. Eher ließe sich das von jenen Unterhaltungen sagen, die durch die einheimischen Elemente der Tafelrunde entstanden. Es gab deren nämlich einige bemerkenswerte. Ein Mann in reiferen Jahren, der lange in Bombay an der Spitze einer schweizerischen Firma gestanden, die den Absatz zürcherischer Fabrikate nach Ostindien vermittelte. Er hatte seinen Platz in der Fremde jüngeren Kräften abgetreten, um sich am Züricher See ein stattliches Haus zu bauen und auf den Früchten seiner Teilnahme am Welthandel zwar nicht auszuruhen, indessen an die Stelle des erwerbenden Berufes eine gemeinnützige Tätigkeit im Dienste des Kantons und des Bundes zu setzen. Übrigens war er ein echter Sproß eines der alten Stadtgeschlechter, der durch alle Erlebnisse draußen in der weiten Welt hindurch den Kern der heimischen Eigenart gerettet, ja die herkömmlichen Ansichten jener Sphäre unter den Eindrücken des großen Gelderwerbes da draußen desto rückhaltloser ausgebildet hatte.

Sehr verschieden sein jüngerer Landsmann. Dieser entstammte der Stadt Winterthur, der Rivalin von Zürich, die in der kantonalen Politik ihre Triumphe über die Hauptstadt um die Wende der sechziger zu den siebziger Jahren gefeiert hatte. Mit dem Adel eines römischen Namens seit Jahrtausenden geziert so gut wie Turicum, hatte Winterthur längst durch Landbau und Industrie die Regsamkeit seiner Bürgerschaft gezeigt. Der Weinbau erstreckte sich weithin durch den Kanton Zürich; aber das „Weinland“ lag vor den Toren von Winterthur; denn ein feinerer Tropfen wurde hier gekeltert als an den andern Orten. Gewerbe, Kaufmannschaft, Bankwesen hatten sich neuerdings zu ansehnlicher Größe entfaltet. Dazu war nun die Führerschaft in der neuen Verfassungsbewegung getreten, welche die Konsequenzen voraufgegangener Bewegungen ziehen wollte, indem sie das demokratische Prinzip bis zu seinem letzten Ende führte und hiermit von selber die alte Übermacht der Stadt Zürich über das Staatsgebiet entthronte.

Der junge Winterthurer an unsrer Tafelrunde war in diese Bewegung sozusagen hineingewachsen. Mit vollen Zügen hatte er von Kindheit auf

die Lehren des neuesten Radikalismus eingesogen, ja sie in der Schule selber, als ein Stück des neuen Schweizertums, in sich aufgenommen, gleichsam als eine naive Rechtgläubigkeit von ähnlicher Art (wenn auch vom andern Ende), wie sie in monarchischen Staaten mit allerhand Hausmitteln den Knaben in den öffentlichen Unterrichtsanstalten eingeflößt wird. Im eidgenössischen Polytechnikum zum Ingenieur ausgebildet, war er in die Welt hinausgegangen, hatte im russischen Reiche Eisenbahnen gebaut oder bauen helfen und war jetzt ins Heimatland zurückgekehrt, um an dem neuen Riesenwerk des Gotthardtunnels mitzuarbeiten.

Wer den Engländer kennen gelernt hat, der lange in den Kolonien gelebt, der bemerkt einen auffallenden Unterschied gegen den Engländer des alten Englands. Er ist lebendiger, redseliger, aufgeschlossener. Er erscheint dem Deutschen wesensverwandter. Eine ähnliche Entwicklung zeigt sich bei den Schweizern, die draußen in der Welt gelebt haben. Das Schweigen ist ein gutes Ding. Aber daß auch dieses gute Ding nicht übertrieben werden darf, das lernt man in der Schweiz — nicht in den zahllosen politischen Körperschaften, bei den gemeinnützigen Versammlungen und Festen, wo der Redefluß breit und gemächlich dahinzuströmen pflegt, wohl aber um den Tisch herum, wo die Wechselrede stockt, die erst die Würze des Zusammenseins ist. Die lebendigeren Gewöhnungen der Welt draußen bringen das schwere Blut in raschere Bewegung. Und so war es auch bei unsern beiden Schweizern geschehen, die, von der politisch geladenen Luft jener Jahre ergriffen, in der Wüste des um den Tisch herumsitzenden Zeitgenossentums die Oase einer anziehenden und inhaltreichen Unterhaltung bildeten. Es war bezeichnend, daß, so oft der eine der beiden aus diesem oder jenem Grunde abwesend war, das Niveau der Tischunterhaltung alsbald zu einer trübseligen Öde hinabsank, in der man von Hotelrechnungen und deren Einzelheiten, vom schlechten Wetter, von Abstürzen in den Alpen und ähnlichem redete.

In dem Verfassungswesen der Schweiz und des Kantons Zürich hatten sich seit der großen französischen Staatsumwälzung Fortschritt und Rückschritt, Revolution und Reaktion, oder wie man nun diese Stadien der Entwicklung von achtzig Jahren bezeichnen will, mit den typischen Zeitabschnitten im kleinen widergespiegelt. Wie ungefähr in der ganzen damaligen Welt, so hatte es auch hier um das Erwachen oder Wiedererwachen der Volksfreiheit sich gehandelt. Denn keineswegs war hier — im Gegensatze zur übrigen Welt — die Freiheit der Bevölkerungen unversehrt geblieben. Der Gegensatz von hier und dort war immer nur ein relativer gewesen. Im alten Regime der monarchischen Staaten, in Frankreich wie in Neapel, in Schwaben wie in Preußen, waren Reste der alten Volksfreiheit übrig geblieben, als die Sturmglocke in Paris erklang, die nach der neuen Freiheit rief. Umgekehrt hatte in den Kantonen der Schweiz das alte Regime die Grundlagen der Volksfreiheit derart verkrüppelt, daß der Pariser Weckruf hier ebensoviel Widerhall fand wie in der übrigen Welt. So ist es dann auch mit dem Durch-

bringen dieses Weckrufes zu seinen Erfolgen gegangen. Sie haben nahezu ein Jahrhundert gebraucht, um freilich unter der Gunst eigentümlicher Bedingungen — der Kleinheit des Gemeinwesens, der alten Überlieferungen, der zur Selbstregierung geeigneten Volksart — durch jene Erfolge zu den konsequentesten Staatsgebilden der neuen Demokratie zu gelangen. Wo jene eigentümlichen Bedingungen zu einer besonderen Höhe gesteigert waren, da hatten in der Tat die „alten Demokratien" sich durch die Jahrhunderte hindurchgewintert, — ein merkwürdiges Stück der Vergangenheit, mit der sich das neueste Jahrhundert begegnet, kleinste Staatsgebilde, die immer wieder (so noch neuerdings von dem Baseler Rechtshistoriker Andreas Heusler) als die lebendige Wirklichkeit jener uralten Freiheit der deutschen Volksgemeinde angesehen worden sind, die uns Tacitus geschildert hat. Es ist allerdings bemerkenswert, daß eben in diesen „alten Demokratien" die herkömmliche führende Vormacht bestimmter reicherer Geschlechter sich bis heute behauptet hat im Kontraste zu dem gründlicher durchsäuerten Stoffe der „neuen Demokratien", die in der Sache sicherer aufs Ziel losgingen, während sie in den Formen hinter den alten Demokratien zurückstanden oder zurückstehen mußten.

In den größeren Kantonen hatte sich der Verkalkungsprozeß des alten Regimes vornehmlich in zweierlei Richtung vollzogen. Erstens hatten sich die öffentlichen Rechte auf die beherrschende Stadt zusammengezogen, die das beherrschte Landgebiet zu einem Untertanenverhältnis herabdrückte und die Angehörigen der städtischen Geschlechter als Landvögte zu ihrer Verwaltung hinaussandte. Zweitens hatte innerhalb der Stadt selber sich eine Differenzierung im oligarchischen Sinne entwickelt, vermöge deren, wenn nicht rechtlich, so doch tatsächlich die Herrschaft über Stadt- und Landgebiet einem engeren Kreise von Familien zufiel.

Die Revolution von 1789 rief daher bei den also entrechteten Bevölkerungen der Schweiz eine starke Gärung hervor. Es hat hier auch an gewalttätigen Ausbrüchen nicht gefehlt, wenn diese gleich in viel kleinerem Umfange vor sich gingen als in Paris. Der Zündstoff dafür war reichlich vorhanden. Und als zu Ende der siebziger Jahre in einem Züricher Jahrbuch die Leidensgeschichte etlicher Herren vom Hohen Rate aus den Revolutionsjahren erschien, die aus Familienpapieren ein Sproß derselben ans Licht brachte, da war es ein echter Sohn des Züricher Landgebietes, Gottfried Keller von Glattfelden, welcher unwillig auf den Tisch schlug mit den Worten: „Der Herr A. von O. hätte besser getan zu schweigen, um nicht daran zu erinnern, was seine bürgermeisterlichen Ahnen auf dem Kerbholz bei dem Züricher Volke hatten."

Auch das andre war nun aber das gleiche von Land zu Land, von Nation zu Nation, daß die großen Worte von den Grund- und Menschenrechten zwar mächtig aufwühlten den hart getretenen Boden alten Unrechtes und ihn bereit machten für die Saat der neuen Freiheit und Gleichheit, daß aber allenthalben im Laufe der Jahre sich gegen den Despotismus der französischen Vorherrschaft und der französischen Schablone sich ein starkes Gefühl der gekränkten Nationalitäten erhob. So zumal in der Schweiz. Nirgendwo

war dieser Gegensatz der abstrakten Doktrinen der Revolution und der zähen Eigenart uralter Staatseinrichtungen größer als hier. Da war es denn gerade hier begreiflich, daß nach der Niederwerfung der Napoleonischen Herrschaft die Restauration das Alte in seine Rechte wieder einsetzte, das von dem Drucke jener Pariser Schablone jetzt gleichsam aufatmete. Wie die Einheit der Schweiz, so mußte die neue Freiheit — nach der Niederlage der französischen Verfassungsexperimente — auf nationalen Bahnen, aber eben darum desto langsamer errungen werden. International blieb auch fernerhin der Weckruf, der von Paris kommen mußte — hier wie anderswo.

So war es zumal die Julirevolution des Jahres 1830, die in Zürich und andern Kantonen der Schweiz eine erneute „radikale“ Bewegung entzündete. Eine neue Regierung trat an die Spitze des Staatswesens, die Universitäten Zürich und Bern wurden in den folgenden Jahren gegründet. Jugendliche, vorwärtstreibende Talente traten an die Spitze, beteiligten sich an der Lenkung des Gemeinwesens wie an dem Unterricht der neuen Hochschule. Ein solches war jener nachmals als Lehrer des Pandektenrechts und des römischen Zivilprozesses berühmt gewordene Friedrich Ludwig von Keller, Sohn eines alten Züricher Stadtgeschlechtes, lebensfroh in jungen und alten Tagen, der am Hottinger Platz in dem nach ihm benannten „Café Oberrichter“ bei Tag und Nacht die Losungsworte der „radikalen Partei“ ausgab, wie er einige Jahrzehnte später in Berlin ein Licht der Kreuzzeitungspartei wurde. Das radikale Regiment überschlug sich mit der Berufung von David Strauß auf einen Lehrstuhl der jungen theologischen Fakultät. Diese Kraftprobe führte den Sturz der Regierung herbei. Ein Haufe von Bauern wurde als Phalanx des alten Glaubens und der alten Staatseinrichtungen gegen die radikalen Stadtjunker vom Lande in die Stadt geführt — eine kleine Revolution für die Zwecke der Reaktion. Ein Stürmlein im Wasserglase, dem man den großen Namen nicht geben mochte und das man als einen Putsch („Züriputsch“) zu bezeichnen sich begnügte.

Das konservative Regiment, das jetzt (1839) eintrat, das Männer wie Bluntschli in sich schloß, beruhte auf einer Mischung konservativer und gemäßigt liberaler Leute — sofern diese vieldeutigen Namen überhaupt etwas sagen außer als Andeutung der mannigfaltigen Schattierungen politischer Richtungen, die damals obenauf waren. Diesen gemischten Charakter des Regimentes, wie es sich zumal im Laufe der Jahre weiter entwickelte, mag man etwa daraus entnehmen, daß um die Mitte der vierziger Jahre, als Jakob Henles Lehrstuhl in der medizinischen Fakultät frei wurde und aus der Mitte der Fakultät der einer Züricher städtischen Familie angehörige Kölliker zum Nachfolger Henles gewünscht wurde, der damals bereits sehr einflußreiche Vorstand des Züricher Unterrichtswesens (Erziehungsdirektor) Alfred Escher als Mitglied der Regierung diese Kandidatur bekämpfte, weil er durch die Beförderung Köllikers zur Professur nicht den Einfluß des konservativen Stadtbürgertums stärken wollte (wie es in den vor einigen Jahren veröffentlichten Lebenserinnerungen des damals der Züricher medizinischen Fakultät angehörigen Klinikers Hasse berichtet ist). Um nichts weniger, ja trotz des

wachsenden Einflusses von Alfred Escher in der Politik des Kantons Zürich und der schweizerischen Eidgenossenschaft hat noch zwanzig Jahre später ein echtes Exemplar des konservativen Stadt-Zürichertums in der Regierung von Zürich gesessen — jener Oberst Ziegler im Hause zum Pelikan, der nachmalige Schwiegervater von Konrad Ferdinand Meyer — welcher der Wahl Gottfried Kellers zum Staatsschreiber ernste Bedenken entgegensetzte und diese Bedenken kopfschüttelnd wiederholte („Ich hab's ja gesagt, ich hab's ja gesagt"), als am ersten Tage des neuen Amts, am Morgen nach dem Züricher Buß- und Bettage, der Regierungsrat von Zürich zur Sitzung versammelt war, aber der neue Staatsschreiber fehlte, weil er die Nacht hindurch mit Herwegh, Lassalle, Gräfin Hatzfeld, Frau Herwegh usw. im „Schwanen" am Mühlebach gezecht, debattiert und sehr handgreiflich gestritten hatte, um am Morgen von den Freunden im tiefsten Schlafe auf den Hottinger Berg in die neue Wohnung getragen zu werden.

Im Laufe der Jahre hatte nicht sowohl diese liberal-konservative Sprenkelung des politischen Regimentes dessen Charakter bezeichnet, als eine mehr und mehr entschiedene Entwicklung der kapitalistischen Tendenzen durch jene älteren Verschiedenheiten hindurch — im Geiste des neuen Zeitalters, auch hier ein Widerspiel im kleinen von den mächtigen Wandlungen draußen in der großen Welt. Als ihre Inkarnation mit einer immer überragenderen Größe des staatlichen Einflusses der eine, Alfred Escher, das Herz der Nordostbahngesellschaft, der Schöpfer des großen Gotthardbahnunternehmens, der Geist und Lenker des ganzen neuen Aktienwesens in Zürich und weit darüber hinaus.

Er hatte im Laufe der Jahre manche Opposition entwaffnet, indem er manches stürmische Element derselben seiner Regierung verbündete. Allmählich indessen stiegen die Wogen immer höher. Die Demokratie forderte wirksamere Formen, um zu ihren Konsequenzen zu gelangen. Mit diesen konsequenteren Formen aber suchte sie, einem richtigen Instinkte für die Phasen der sozialen Entwicklung folgend, einen andern ökonomischen Inhalt als den eines siegreichen Kapitalismus und einer selbstgerechten kapitalistischen Herrschaft. Jener demokratische Gedanke, der seit dem Jahre 1789 durch die Welt gefahren war, der auch in der Schweiz immer wieder nur in Aufstieg und Abstieg seine Verwirklichung versucht hatte, der Gedanke der Selbstherrschaft des Volkes — er sollte dieses Mal einen größeren Sprung zum Ziele machen, er sollte breiter und tiefer in die Gesamtheit des Volkes hineingetragen werden. Dieses aber — und das war die deutlichere Erkenntnis des neuen Zeitalters — nicht Formen um der Formen willen, nicht eine abstrakte Begeisterung für die Idee, sondern um sehr positiver Zwecke willen, die auf ökonomischem und finanziellem Gebiete lagen, zur Lösung von praktischen Fragen, die gemäß den Wünschen der Mehrzahl des Volkes eine Lösung heischten.

Die hier gegebenen Andeutungen sollen die politische Situation ein wenig beleuchten, um jene Unterhaltungen etwas verständlicher zu machen, mit denen damals die beiden Schweizer die Tafelrunde im „Schwanen" belebten.

Es waren gerade die alle drei Jahre wiederkehrenden Regierungsratswahlen in Vorbereitung. Die neue Verfassung von Zürich schrieb vor, gemäß den Grundsätzen der fortgeschrittenen Demokratie (die wiederum an die alten Formen derselben anknüpften, welche in den alten Landsgemeinden der Schweiz bewahrt waren) die höchste Behörde des Kantons, sieben Regierungsräte durch das Volk selber, d. h. durch alle stimmberechtigten Männer, zu wählen. So sollte es nicht bloß mit der höchsten Behörde gehalten werden, sondern auch mit der Mehrzahl der Richter und einigen verwandten Ämtern. „Gewählt“ waren diese Behörden auch früher worden, auch in dem alten Regime der voraufgegangenen Jahrhunderte. Nur daß der Wahlkörper damals aus einer beschränkten Zahl von Erwählten bestanden hatte, an welche mit der Wahl das Volk seine Rechte zur Ernennung der Behörden abgetreten hatte. Ein „Großer Rat“ der Volkserwählten hatte den „Kleinen Rat“ gewählt, der die Verwaltung des Gemeinwesens zu führen hatte unter der Kontrolle des „Großen Rates“.

Im Sinne des gleichen Gedankenganges einer direkten oder „reinen“ Demokratie (und abermals zusammentreffend mit dem alten Reste der Landsgemeinden) sollte jetzt dem Volke vorbehalten bleiben, kraft seiner alleinigen Souveränität die von der Volksvertretung beschlossenen Gesetzentwürfe durch Volksabstimmung zu sanktionieren, und nichts sollte Gesetzeskraft erlangen können ohne diese Sanktion — ähnlich wie in der Monarchie erst die Zustimmung des Fürsten die Beschlüsse des Parlaments zu Gesetzen macht. Ja, noch mehr. Dem Volke, d. h. einer gewissen Zahl von stimmberechtigten Bürgern, sollte es fortan freistehen, die Initiative zu neuen Gesetzentwürfen zu ergreifen, die dann den vorgeschriebenen Gang zu gehen hätten, um Gesetz zu werden.

In dem Augenblicke, der uns hier vorschwebt, ging eine neue Liste von Namen der zu erwählenden Regierungsräte durch die Zeitungen, durch die politischen Vereine und von Munde zu Munde. Oder vielmehr es waren mehrere Listen, die sich dann allmählich mit dem Heranrücken des Wahltermines zu einer einzigen Liste zusammengezogen — vorbehaltlich einiger streitiger Namen von Kandidaten und Gegenkandidaten. Die Nennung dieser Namen brachte an unsrer Tafelrunde die Rede in Fluß. Aus einem leisen Gemurmel entfaltete sich ein Strom von Worten, mit denen der ältere der beiden Landsleute begann.

„Was soll nun dieses ganze Treiben“ — so sprach er —, „war die alte Einrichtung nicht viel verständiger, daß man das Wahlgeschäft auf einen engen Kreis von urteilsfähigen Männern beschränkte, die imstande waren, nach eigener persönlicher Kenntnis die besten Kandidaten auszusuchen, und war es nicht wahrheitsliebender, daß man den doch die Wahl vornehmlich bestimmenden intelligenteren Kräften der Bevölkerung dieses Recht vorbehielt, statt daß man daraus eine Agitation machte, die in die Tausende und Abertausende des Volkes hineingeworfen wurde und die Volksmassen zu einem angeblich eigenen Urteil über die geeigneten Männer berief, dem sie doch in Wahrheit nicht gewachsen sind? Die Tausende und Abertausende des Volkes

sind allenfalls fähig, je aus ihrem engeren nachbarlichen Kreise einen Vertrauensmann zu stellen, der an ihrer Statt diejenigen persönlichen und sachlichen Entscheidungen trifft, die dem Gemeinwesen zum Besten dienen, und es ist schon viel erreicht, wenn ihre Urteilskraft nur für diese beschränkte Aufgabe genügt. Aber jene größere Vollmacht für das Volk setzt ein Scheinwesen, ein Trugwesen an die Stelle des wirklich Erreichbaren und bereitet ein willkommenes Feld für gewissenlose Demagogen. Die Masse der Menschen und Bürger auch in unsrer Schweiz und jedenfalls in unsern größeren Kantonen, zumal in Zürich, lebt vor allen Dingen ihren materiellen Interessen, ihrer Sorge für Haus und Hof, für Frau und Kind. Wir müssen froh sein, wenn hier jeder seine Schuldigkeit tut, wenn ein jeder Familienvater rechtschaffen für sich und die Seinen arbeitet. Es ist nur ein sehr bescheidener Teil des Volkes, der den Kopf frei hat für das Ganze, der fähig und geneigt ist, der die Muße hat, für andre zu sorgen. Die kleinen Leute können es nicht, die wohlhabenden wollen es nicht. Was ist also die Folge, als daß in die Lücke solche Leute treten, welche aus dem Staate ihr Geschäft machen, welche den Buchstaben der allgemeinen Volksrechte in die Wirklichkeit ihrer eigenen Rechte übersetzen: dieses aber, vermöge des Widerspruches zwischen Schein und Wahrheit, nicht ohne Schädigung der Volksinteressen. Denn das Gerede von der wachsenden politischen Einsicht des Volkes ist eitel Torheit. In unsrer Zeit wird das Gedränge der wirtschaftlichen Interessen immer mächtiger, jeder einzelne wird immer stärker von den Fragen des Erwerbes und Besitzes in Anspruch genommen, immer mehr durch das unwiderstehliche Anwachsen der Bedürfnisse ergriffen; es bleibt so viel weniger Ruhe und Muße übrig für allgemeine Angelegenheiten, immer weniger Raum zum Denken und Handeln im Dienste des Gemeinwesens. Die ruhelose Agitation, die Presse, die Versammlungen, die Volksabstimmungen und alle diese Dinge sind nicht imstande, dasjenige zu leisten, was hier fehlt, sie täuschen nur über die Lücke hinweg, die in den Geistern und den Charakteren sich findet, die den Zwiespalt zwischen den Einzelinteressen und den Gesamtinteressen beständig vergrößert."

Soweit der ältere der beiden. Er hatte kaum geendigt, als der jüngere seine Erwiderung anhub.

„Sie haben unsre neuen Staatseinrichtungen getadelt. Es ist aber lehrreich, daß Sie unmittelbar durch diesen Tadel weiter getrieben worden sind, ja so weit, daß Sie ziemlich alle politische Teilnahme der Volksgesamtheit in Frage stellen. Wer also gesinnt ist, der muß ja wieder bei den glücklichen Zeiten „unsrer gnädigen Herren von Zürich" anlangen oder — noch konsequenter — in dem Staatswesen nach altpreußischer Art sein Ideal sehen, wie ja vor einigen Jahren hier im Rathause dem Züricher Publikum ein aus Berlin gekommener Professor des Staatsrechtes an unsrer Hochschule gepredigt hat: was Preußen groß gemacht habe, sei die Disziplin und der blinde Gehorsam gewesen. Er hat uns den Staat Friedrichs des Zweiten, den sie bei sich zu Hause den Großen nennen, als Muster vorgehalten, und er hat die neue Verfassung von Zürich in seinen Vorlesungen dem Gespötte preis-

gegeben. Aber unsre Regierung hat ihm einen Strafprofessor gesetzt, einen Professor für demokratisches Staatsrecht, und er ist nach seiner Berliner Heimat zurückgegangen, wo seine Weisheit ein gläubigeres Publikum finden mag als unter unserm Züricher Volke. Denn heißt das nicht uns zurückführen wollen in die traurigsten Zeiten politischer Knechtschaft und uns verderben wollen die Freude an der Herrlichkeit und Freiheit unsrer republikanischen Staatseinrichtungen? Ist das nicht das uralte Erbe, das wir von unsern Vätern überkommen haben, und sind nicht jene neuesten Fortschritte unsrer Demokratie, auf die wir stolz sind, die notwendige Entwicklung der alten Grundlagen unsrer Freiheit; ist nicht das Wort: ‚was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen,' hier doppelt und dreifach an seinem Platze? Gibt es eine einleuchtendere Forderung des freien Staatswesens als die Souveränität des Volkes, und wenn die Erfüllung dieser Forderung Bedenken erregen mag in jenen Ländern, die so lange in der Unfreiheit geschmachtet — wie kann man zweifeln an dem Rechte der Völker in unserm Schweizerlande, ihr eigener Herr und ihr einziger Herr zu sein! Wie kann man zweifeln an dem Segen, den dieses Recht über die Volksgesamtheit bringen muß, und wo liegt das Vorrecht irgendeiner Minderzahl oder gar einer engeren Gruppe dieses Volkes begründet, an der Stelle der Volksgesamtheit die öffentlichen Angelegenheiten wahrzunehmen? Es ist vergeblich, des näheren unterscheiden zu wollen, wie viel oder wie wenig die einzelnen Mitglieder jener großen Gemeinschaft, die man ein Volk nennt, in den öffentlichen Willen an Urteil, Erkenntnis, Fähigkeit, Gemeinsinn hineingeben. Das ununterschiedliche Ganze ist es, welches mit geheimnisvoller Kraft ein freies Volk erfüllt, um aus sich heraus zu regieren und sich in seinen Schritten zu beraten, wie es kein andrer und kein einzelner statt seiner kann. Wo immer ein engerer Kreis sich anmaßt, für die Gesamtheit des Volkes Stellvertretung zu leisten, da ist ein Selbstbetrug und ein Betrug des Volkes, wenn diese kleine Zahl sich einbildet, sie nehme in Wahrheit das Interesse der Gesamtheit wahr. Was sie wirklich wahrnehmen, ist nichts als ihr eigenes Interesse, das Wohlergehen ihrer Personen, ihrer Vetterschaft, ihrer Klasse, niemals das Wohl des ganzen Volkes. Will man daher Bürgschaften haben, die das Volkswohl sicherstellen, so muß die Verfassung des Staatswesens auf den allerbreitesten Boden gestellt sein, Volk und Staat müssen ineinander aufgehen, sich ganz und gar durchdringen. Unser Volk ist der Vormundschaft satt, es ist kein Kind mehr, es ist längst mündig geworden, es will sein eigener Herr sein, es hat an den Vormündern seiner Vergangenheit sattsame Erfahrungen gemacht. Eine Fuhrwerkergesellschaft hat sich unsres Landes bemächtigt gehabt, hat den Staat auf ihre Bedürfnisse eingerichtet, ihre jüngeren Brüder und Söhne versorgt und einen der reichsten Stadtherren von Zürich als ‚princeps' an die Spitze gestellt. So sah die Republik eines freien Volkes aus, zu einem solchen Zerrbilde war die Freiheit der Schweizer verkrüppelt."

„Ich glaube nicht" — so bemerkte nach einer kurzen Pause, welche die Aufmerksamkeit der Tischgenossen durch ihre tiefe Stille verriet, der Ältere — „ich glaube nicht, daß wir uns verständigen werden, wenn wir uns in diesen

großen Allgemeinheiten bewegen, die nur ein Zeugnis von Ihrer Begeisterung sind, aber kaum ein Mittel, mich zu bekehren. Ich möchte Ihnen auch nicht jene summarische Antwort geben, wie sie einst jener Soldat der französischen Republik nach dem Treffen bei Frankfurt a. M. dem Könige Friedrich Wilhelm II. von Preußen gab, als er in dessen Gefangenschaft gefallen war, nachdem er eine Brücke heldenhaft verteidigt hatte. ‚Ihr seid ein braver Soldat, aber Ihr solltet für eine bessere Sache kämpfen‘ — sagte zu ihm der König. ‚Citoyen Guillaume‘, antwortete er, ‚das ist ein Gegenstand, über den wir verschiedener Ansicht sind; sprechen wir darum von etwas anderm.‘ Nein, wir hier, wir wollen von unserm Gegenstande weiter reden; aber wir wollen aus den großen Allgemeinheiten etwas mehr in das einzelne gehen. Sie kennen das alte Wort des englischen Dichters Pope:

On forms of government may fools contest —
The best administered is the best.

Auf die Form des Staatswesens kommt es nicht an, sondern darauf, wie gut oder wie schlecht es verwaltet wird. Durch unsre Zeitungen ging vor kurzer Zeit eine merkwürdige Nachricht, die viel Aufsehen erregt hat — hier bei uns im Kanton und auch außerhalb desselben. Denn sie war der Beachtung gar wert und hat uns freilich nicht viel Ehre eingebracht. Oder es waren sogar zwei Nachrichten, die aneinander hingen. Die erste war, daß ein vom Volke erwählter Staatsanwalt zum Zuchthause verurteilt wurde auf mehrere Jahre, weil das sich selbst regierende und seine Beamten wählende Volk den Bock zum Gärtner gemacht hatte. Daran reihte sich die andre seltsame Neuheit, daß ein Mitglied des vom Volke erwählten Regierungsrates, der damalige Chef unsres Justizwesens, dem im Zuchthause sitzenden Freunde so treu die Freundschaft bewahrte, daß er ihn in der Neujahrsnacht besucht und mit ihm in schäumendem Sekt aufs neue Jahr angestoßen hat! Was halten Sie davon? Haben Sie jemals schon gehört, daß unter dem Regime, das man dasjenige des heute vielgeschmähten Alfred Escher nennt, irgend etwas Ähnliches vorgekommen ist? Oder besteht darin das neue Wesen der reinen Demokratie, der Identität von Volk und Staat, daß durch die Volkswahl die Verbrecher zu Staatsanwälten gemacht werden und der höchste Vorgesetzte der strafenden Gerechtigkeit dem Sünder bei einem fröhlichen Gelage vergibt, dem Sünder, der sein guter Freund gewesen und geblieben ist? Haben Sie auch wohl von der Rede gehört, die der alte Staatsschreiber dem versammelten Regierungsrate von Zürich neulich bei dem Feste gehalten hat, das sie zum Abschied gegeben, da er sich von Last und Druck dieser Sphäre frei machen wollte? Unter seinem alten Gönner Alfred Escher war er in dieses Amt gelangt, hatte es treu und rechtschaffen verwaltet; da war diese neue Bewegung gekommen, und deren neue Männer, die ihm die Wirksamkeit verleideten, wo er dann als Schriftführer sitzen mußte an seinem demütigen, kleinen Tischlein, während auf den stattlichen Sesseln thronten als Herren des Staates — was für Leute! Als nun sein Name in der deutschen Literatur und im neuen Deutschen Reiche lauter erklang, nachdem das vielgeschmähte Berlin ihn auf den Schild erhoben und ihn der deutschen Welt gezeigt hatte — da

sagte er sich, daß er jetzt auf das Staatsamt verzichten könne, daß er seine Zeit besser anzuwenden wisse und dankbarer. Sie kennen es, wie er nach Mitternacht den Leuten die Wahrheit zu sagen gewohnt ist. So hat er dieses Mal in furchtbarer Weise dem hohen Regierungsrate die Wahrheit gesagt, in der er seinem gepreßten Herzen Luft machte und sich endlich frei erging nach dem Zwang der offiziellen Reden und Gegenreden, in denen ja niemals die Wahrheit gesagt wird. ‚Daß ihr S . . . . . seid, das wisset ihr selber am besten' — so etwa lauteten die Worte, die er den Herren ohne Erbarmen an den Kopf warf. Und wie viele, die sich nicht so ausgedrückt haben würden, am wenigsten aus Anlaß eines Festes, das man zu ihren Ehren gab, sie empfanden, daß der alte Freund der Wahrheit recht hatte."

„Verzeihen Sie," rief ungeduldig der Jüngere dazwischen, „Sie wissen selber am besten, daß unser Gottfried nach Mitternacht schon vieles geredet hat, und daß im Wein nicht bloß Wahrheit ist, auch bei ihm nicht. Wenn seine Explosionen erfolgen, so treffen sie wie ein Ungewitter Gerechte und Ungerechte; sie kennen kein Maß, und oft ist der Anlaß kein andrer als eine unberechenbare Reizung seiner zügellosen Phantasie. Anders mag es mit jenem Falle stehen, den Sie zuvor erwähnt: der Volkserwählte im Zuchthause ist eine Tatsache, die sich nicht ableugnen läßt; und seine Neujahrsnacht mit dem Justizdirektor scheint auch wahrheitsgemäß berichtet zu sein. Indessen meinen Sie im Ernst, daß man mit solchen einzelnen Fällen Beweise führt für die Vorzüge und Schattenseiten eines Staatswesens? Dergleichen einzelne Fälle lassen sich allenthalben finden und werden meistens gefunden je nach der Stimmung und der Parteinahme der danach Suchenden. Selbst jener deutsche Professor des monarchischen Staatsrechtes hätte in dem Staate des Großen Friedrich allerhand Dinge finden können, die nicht zu seiner Theorie passen — wenn er nur gewollt hätte. Aber ich will von etwas anderm reden. Sie sagen, es seien die wirtschaftlichen Interessen, welche die Masse des Volkes am tiefsten berühren, und wer wollte leugnen, daß daran viel Richtiges ist. Wohlan, ist es nicht eine Forderung der Gerechtigkeit, daß Rücksicht genommen werde auf diese großen Interessen in der Art und Weise, wie die finanziellen Lasten für Staat und Gemeinde verteilt werden, und wollen Sie leugnen, daß es eines der größten Verdienste unsres neuen demokratischen Regiments ist, daß hier endlich ein angemessenes Verhältnis hergestellt ist in den Zumutungen an die verschiedenen Kräfte unsres Volkes durch die neue Art der Besteuerung? Seit Jahrhunderten haben Volksfreunde, seit Menschenaltern hat die Wissenschaft auf das alte Unrecht hingewiesen, daß die Steuern im umgekehrten Verhältnis zur Leistungskraft der Pflichtigen aufgelegt werden, daß die herrschenden Klassen mit Erfolg sich bemüht haben, die Last der eigenen Schultern möglichst leicht, dafür die der beherrschten Klassen desto schwerer zu machen. Die Gegenstände der alltäglichen Notdurft des Volkes haben am meisten aufbringen müssen; am wenigsten aber die Objekte, in denen sich der Wohlstand der oberen Schichten offenbarte. Dieses ruchlose System hat ein groß Teil zum Ausbruche der französischen Revolution beigetragen, und zu den hauptsächlichen Vorbereitern der großen Umwälzung gehörten jene Philo-

sophen in Paris, die dem alten Unrecht ein Ende bereiten wollten mit einem völlig entgegengesetzten System der wahren Gerechtigkeit. Auch hat die Revolution ein Stück auf jenem Wege vollbracht. Aber mit dieser wie mit andern Forderungen der sozialen Gerechtigkeit ist sie nicht zu ihrem Ziele gelangt. Was unsre Regierung in den letzten Jahren getan, das ist eine epochemachende Fortsetzung des Weges zu diesem Ziele. Wir haben endlich einmal — und wir sind damit jetzt der ganzen Welt voran — ein Steuersystem, das die verschiedenen Schichten unsres Volkes belastet nach ihrer Fähigkeit: die Reichen nach ihrem Reichtum, die Armen nach ihrer Armut. Und warum ist dies möglich geworden, warum sind wir hiermit der ganzen übrigen Welt voran? Weil es das Volk selber gewesen ist, das aus sich heraus diese Gerechtigkeit verlangt und kraft der neuen Verfassung unsres Staatswesens dazu die Macht gehabt hat. Keine indirekten Steuern mehr, keine Belastung des Salzes oder ähnlicher Dinge, dafür eine durchgreifende Heranziehung des Vermögens und Einkommens mit herzhafter Progression für die Wohlhabenden und Reichen, aber mit milder Erleichterung für die mittleren und ärmeren Stände. Schlimm genug, wenn der Egoismus der reichen Herren angesichts der Vorbereitungen dieser Gesetzgebung gedroht hat, das große Vermögen werde sich der Tyrannei des neuen Gesetzes zu entziehen wissen, man werde damit die Grenzen dieses Landes hinter sich lassen und dahin gehen, wo ein vernünftigeres Regiment das Vermögen zu schützen statt zu verscheuchen versteht. Es sollen auch in der Tat einzelne Familien vom alten Patriziat diese Drohung ausgeführt und unsern Kanton verlassen haben, aus Steuerpflichtigen sind sie Steuerflüchtige geworden — in Gottes Namen, wir haben sie entbehren können, und viele sind ihrer ohnehin nicht gewesen, welche die Liebe zur alten Heimat niedriger stellten als einen mäßigen Teil ihres Geldes. Die große Mehrzahl, auch der reichen Leute, hat sich, wenn schon widerwillig, an die neuen Pflichten gewöhnt, und große Reformen sind noch niemals möglich gewesen ohne das Mißbehagen der bisher Privilegierten. Man lasse noch etliche Jahre vorübergehen und es wird davon nichts übrig bleiben als der einmütige Stolz unsres ganzen Volkes auf die große Tat dieser Steuerreform."

„Entschuldigen Sie," bemerkte darauf der andre, „wenn ich eine etwas kühlere Ansicht von dieser großen Tat habe. Der Stolz auf das Steuerzahlen gehört in dieser unvollkommenen Welt allenthalben zu den Seltenheiten. Auch Sie reden in der Tat nur von dem Stolze auf den Sieg der neuen Herrschaft über die besitzenden oder vielmehr die wohlhabenderen Klassen unsres Kantons. Es ist der Stolz zugleich auf die neue Gestaltung des Steuersystems, das die wohlhabenderen Klassen in bisher nie dagewesener Weise belastet und die unteren Klassen entlastet. Ich will gerne zugeben, daß die einstige Verteilung der öffentlichen Lasten, wenigstens die uns aus den Zeiten des ancien régime bekannte und zumal die in dem damaligen französischen Staatswesen herrschende, eine Härte für die unteren Klassen zugunsten der oberen war. Alle Rechte für die privilegierten Stände, für Adel und Großbürgertum, alle Lasten für das arme Volk. Aber, so möchte

ich Sie fragen, wird dieses neue Regime, dessen wir uns heute bei uns erfreuen, nicht die gleiche Ungerechtigkeit auf dem entgegengesetzten Wege begehen, nachdem das Neue das Alte auf den Kopf gestellt hat? Jetzt haben wir die Herrschaft der ärmeren Mehrzahl und die Unterjochung der reicheren Minderzahl. Die Wohlhabenden und Reichen tragen die überwiegende Steuerlast und sind zugleich des Einflusses auf das Gemeinwesen beraubt. Sie sind eine neue Art von misera plebs contribuens, sie sind die miseri patres contribuentes geworden. Halten Sie diesen Zustand für einen wünschenswerten, für einen normalen, daß die Macht im Staate da liegt, wo am wenigsten Steuern getragen werden, und die Ohnmacht bei denen, welche die größten Lasten tragen? Ist es weise und gerecht, daß diejenigen allein oder überwiegend den Einfluß auf die Staatsausgaben haben, die am wenigsten zu deren Deckung durch ihre eigenen Opfer beitragen, und daß diejenigen, welche die größten Opfer darbringen müssen, schweigend oder schmollend zuzuschauen haben, wie man über die von ihnen geleisteten Finanzmittel verfügt?

„Ein andres kommt hinzu. Sie rühmen die Vermögens- und Einkommensteuern, und Sie rühmen sie zumal angesichts der unerhörten Höhe der Entfaltung, wie wir sie bei uns jetzt besitzen. Nehmen wir einmal an, Art und Größe dieser Steuern entsprächen verständigen Zielen; vergessen wir, daß sie uns immer wieder an die Vorbilder der Pariser Schreckenszeit erinnern. Aber können wir die schreienden Mißstände leugnen, die der zutreffenden Durchführung dieser Gesetzgebung in unserm Volke entgegenstehen? Jene dunklen Schattenseiten, gegen die unsre Regierung mit gesetzgeberischen Reformen sich zu wiederholten Malen vergebens gewendet hat — die Hindernisse der richtigen Einschätzung des Vermögens und Einkommens? Die amtliche Inventarisation bei jedem Todesfalle ist längst ein Schlagwort bei unsern Steuerreformen geworden, aber ein Schlagwort von üblem Rufe, weil es immer wieder ‚bach ab‘ geschickt worden ist durch die Mehrheit des stimmberechtigten Volkes. Um was handelt es sich hier? Die Selbstangabe der Steuerpflichtigen sowie die Veranlagung durch die Steuerbehörden ist so unzureichend geblieben, daß man eine nachträgliche Kontrolle für unentbehrlich erachtete — die amtliche Feststellung jedes individuellen Vermögens beim Todesfalle des Besitzers. Ein Mittel, dessen Zweckmäßigkeit dadurch erprobt worden ist, daß die ohnehin vorgenommenen Inventarisationen (in Fällen von Minderjährigen u. dgl.) reichlich das Doppelte der versteuerten Vermögensgrößen ergaben. Aber woran ist jener Reformversuch gescheitert? Die Mehrheit unsres Volkes wollte eine solche Kontrolle nicht haben, sie wollte bei ihrem schrankenlosen Belieben bleiben, gerade so viel und so wenig von ihrem Vermögen zu versteuern, als es ihnen gut dünkte, und wollten keine Instanz der Wahrheit über sich zulassen. Da haben Sie den fehlerhaften Zirkel, in dem sich ein solches Steuerwesen bei der Freiheit unsrer Institutionen bewegt, und die Sache kommt nun darauf hinaus, daß eine Prämie gesetzt ist auf die Unehrlichkeit, auf den Mangel an Pflichtgefühl für den Staat — nach all den großen Worten von unsrer Demokratie und dem aus sich heraus regierenden Volke. Eins ist bei diesen dunklen

Schatten ein heller Punkt — es ist die soziale Schichtung unsres Volkes. Lassen Sie anderswo als in unserm Lande das Volk über die amtliche Inventarisation abstimmen, so werden Sie mit Leichtigkeit eine Mehrheit erhalten, da diese nach ihren Vermögensverhältnissen sich durch ein solches Steuergesetz nicht getroffen fühlt. Die Mehrheit wird gern bereit sein, der Minderheit auch diese Rute aufzubinden. Bei uns ist es anders. Hier haben wir eine Mehrheit, die sich vermöge der Ausbreitung des Vermögensbesitzes mitgetroffen fühlt durch jene höhere Kontrolle und daher dagegen stimmt. Im sozialen Sinne, wie gesagt, ist das erfreulich; im Sinne dessen, wovon wir hier reden, um so weniger. Es fehlt gerade deshalb eine Instanz, bei der die Gerechtigkeit ihre Zuflucht findet. Im übrigen ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Man hat sozusagen mit einem Sprunge — kaum daß die neue Gesetzgebung eingeführt worden — diese Steuern auf eine Höhe gebracht, daß man bereits den verbreiteten Unwillen der Steuerzahler, und das ist aus den angegebenen Gründen eine verhältnismäßig große Zahl, erregt hat; daß man daher auf lange Zeit es nicht wird wagen dürfen, die Steuersätze noch weiter hinaufzuheben. Das bedeutet: wenn in diesen ersten wenigen Jahren des neuen Regiments die Staatsbedürfnisse rapide gewachsen sind, so ist doch keine Vorsorge getroffen für das unvermeidliche Anwachsen der Bedürfnisse in den folgenden Jahren und Jahrzehnten. Man wird Schulden machen müssen, oder man wird notwendigen Ausgaben mit leeren Händen gegenüber stehen. In den Gemeindehaushaltungen unsrer Kantone und benachbarter Kantone ist es heute schon dahin gekommen, daß die Steuerlast für die Vermögenssteuerpflichtigen enorm geworden ist, ja sie würde ganz unerträglich sein, wenn der Despotismus dieser Höhe der Steuersätze nicht gemildert würde durch den Meuchelmord der Einschätzung an der Wahrheit der wirklichen Vermögensgrößen. Ja, der Bankerott der Gemeindefinanzen steht in einer Anzahl von Städten vor der Tür, dank diesem System, dank den tollen Spekulationen, auf die man sich mit Eisenbahnprojekten und ähnlichen Dingen eingelassen hat. Warten Sie es ab, diese ganze Herrlichkeit wird darauf hinauskommen, daß man sich zu demütiger Umkehr entschließt, daß man sich nach den Fleischtöpfen der indirekten Steuern zurücksehnt, die von den kühnen Programmen unsrer neuen Demokratie so stolz verleugnet worden sind. Und wenn aus äußeren Gründen in den Kantonen für indirekte Steuern kein Platz mehr ist, so wird der Bund mit seinen Finanzen einstmals den Kantonen zu Hilfe kommen müssen. Denn der Bund ist als der Herr der Eingangszölle der Eidgenossenschaft, trotz aller neumodischen Doktrinen, der Wohltäter geblieben, der noch große Finanzmittel auf diesem andern Wege flüssig machen kann. Wenn die Kantone mit ihrem Latein zu Ende sind (und sie scheinen es heute schon zu sein), dann wird der Bund der praktische Lehrmeister und der rettende Freund werden müssen, der die indirekten Steuern nicht nur für den Bundesbedarf, sondern auch für die Kantone wieder zu neuer Kraft und zu neuer Ergiebigkeit bringt. Dann aber werden die Herren, die heute so stolz auf ihre neuen direkten Steuern sind, nicht mehr gerne an diesen Stolz erinnert werden wollen und dankbar anerkennen, was ihnen die Hilfsmittel

der indirekten Steuern bringen werden. Das wird auch nichts Neues sein; wer die Geschichte der Steuern kennt, der weiß, daß sich hier nur aufs neue wiederholt, was seit langen Zeiten dagewesen. Nur unsre neuesten Volksbeglücker bilden sich ein, daß sie den Stein der Weisen gefunden haben."

„Gewiß," erwiderte darauf der Jüngere, „hat es noch niemals eine menschliche Einrichtung gegeben, die nicht ihre Schattenseiten gehabt hat. Gewiß sind wir heute mit unserm Steuersystem von der Vollkommenheit weit entfernt. Indessen gegen alles, was wir auf diesem Felde zuvor besessen haben, ist es ein mächtiger Fortschritt, und wir müssen hoffen, daß im Laufe der Jahre die Fehler des Neuen mehr und mehr beseitigt werden. Wenn der Staatsbedarf weiter zunimmt — wie wir erwarten dürfen — so wird auch der Wohlstand weiter zunehmen, und teils aus dieser Quelle, teils aus der Verbesserung der Einschätzungsweise werden die größeren Erträge der Steuern von selber fließen. Sie werfen die Fehlerhaftigkeit unsres Veranlagungswesens den Eigenheiten der Demokratie und ihrer souveränen Herrschaft vor. Aber ist es denn in den benachbarten monarchischen Staaten besser damit bestellt? In Preußen mit seinem Beamtentum, mit seinen bureaukratischen Behörden, ist es mit der Handhabung der Einkommensteuer trotz ihrer viel kleineren Anforderungen weit schlechter bestellt als bei uns. Dort ist die Veranlagung der Steuer ein Spott auf die Wahrheit. Sie werfen ferner unsern neuen Reformen vor, daß die Dinge auf den Kopf gestellt sind, daß die, welche die größten Lasten für den Staat tragen, ihres Einflusses auf den Staat beraubt sind, und daß der Einfluß bei jenen Volksschichten liegt, die am wenigsten dazu leisten. Nehmen wir an, es wäre heute tatsächlich so. Aber muß das so sein? Wie anders könnte es sein, wenn unsre reichen Leute sich an die Spitze der Volksbewegung stellten, statt ihr engherzig zu widerstreben, wenn sie alle das täten, was einzelne von ihnen wirklich getan haben. Welch Aufsehen machte es, als letzthin der Enkel des alten Graubündner Adelsgeschlechtes, Gaudenz v. Salis, der einst als junger Student im März 1848 auf den Berliner Barrikaden mit gefochten hat, in unsrer Bundesversammlung eine Rede hielt, in der er sich als Sozialdemokraten bekannte. Seine Freunde steckten die Köpfe zusammen und fragten: ‚Was ist in den Gaudenz gefahren?' Und der alte Bundeskanzler antwortete: ‚Er ischt halt a Chue.' Nein, das ist er nicht; sie hätten ihm vielmehr zujauchzen sollen und an ihm ein Beispiel nehmen. Aber was tun sie? Sie ziehen es vor, zu wehklagen und den Weltuntergang zu prophezeien. Einzelne haben in ihrer Besorgnis so sehr alle Ehre eines freien Schweizers vergessen, daß sie meinen, die einzige Rettung vor dieser Majoritätsherrschaft läge in einer Annexion der Schweiz durch das Deutsche Reich, und sie bedauern nur, daß im Reiche kein vernünftiger Mensch, am wenigsten Bismarck, an so etwas denkt. Das wäre eine neue Zutat zu den Schönheiten der Schweiz, wenn wir statt unsrer alten Freiheiten Geheimräte und Exzellenzen nach Berliner Muster erhielten, und wenn unsre schmollenden Patrizier Geheime Kommerzienräte und Ritter des Roten Adlerordens würden."

„Was das anlangt, mein junger Freund," unterbrach ihn der andre, „so wollen wir nicht gar zu furchtsam sein. Der Weg ist noch weit von solchen

Wünschen einzelner Leute zu deren Erfüllung, wie Sie es ja selber bemerken. An einen Verlust unsrer Selbständigkeit ist ernsthafterweise nicht zu denken. Dagegen würden wir gut tun, wenn wir von dem deutschen Beamtentum und von dem, was daran hängt, mit etwas größerer Bescheidenheit reden wollten. Haben Sie wohl einmal gehört, welche Antwort unser Züricher Landsmann, der Pandektist v. Keller an der Berliner Universität, vor etlichen zwanzig Jahren den Herren aus seiner Heimat gab, als sie hier die Geschwornengerichte einführen wollten, um, dem allgemeinen Zuge der Zeit folgend, dem ‚Volke' neben den Juristen Einfluß auf die Rechtsprechung zu gewähren. Was antwortete Keller: ‚Sind denn eure Richter nicht schon dumm genug?' Das sollte heißen: in euren volkstümlichen Gerichten (in denen schon damals ein Bäckermeister gelegentlich ein Oberrichter werden konnte) ist das Element der ungelernten Leute bereits so stark vertreten, daß ihr davon nicht noch mehr braucht und für diese Zwecke gar eine neue Gerichtsverfassung zu schaffen habt. Mit göttlicher Grobheit hat jene Autorität — nicht bloß für die Juristen im Staate — den Kern der Sache getroffen. Jeder Beruf will gelernt, will geübt sein. Je größer die Aufgaben eines Berufes, um so größer die Arbeitsteilung, die erforderlich ist, die Aufgaben richtig zu erfüllen. Je größer die Verhältnisse eines Staatswesens, um so unumgänglicher ist das berufsmäßige Beamtentum in allen Zweigen. Und ob man dieses nun mit einem häßlichen Worte und in unfreundlicher Absicht Bureaukratie nennt oder nicht — es ändert an der Sache, an der Notwendigkeit der Dinge nichts. Das gilt aber auch für unsre schweizerischen Verhältnisse so gut wie für die monarchischen Staaten.

„So viel kleiner unsre Verhältnisse sind als die der benachbarten Großstaaten, es ist doch lehrreich, daß schon die Größe des Kantons Zürich oder gar die Größe unsrer Bundesverwaltung in sichtbarer Weise vorwärts treibt zum berufsmäßigen Beamtentum. Und je mehr Jahre vergehen werden, um so mehr wird sich dies zeigen. In dem schönen Idyll unsrer Urkantone mag die alte Herrlichkeit noch lange genügen, in den großen und modernen Kantonen genügt sie nicht mehr. Hier wächst täglich der Kreis der Aufgaben, welche geschulte, berufsmäßige Kräfte verlangen, wenn sie ausreichend besorgt werden sollen. — Bei dieser Gelegenheit ein Wort über die Titel und Würden des Nachbarlandes, die Sie so weit von uns weisen. Ein alter römischer Geschichtschreiber, den die Knaben schon in der Schule zu lesen pflegen, beginnt sein Werk mit der Bemerkung, daß es im Wesen des Menschen läge, sich vor den übrigen Geschöpfen auszuzeichnen. Ich möchte hinzufügen: es liegt auch im Wesen des Menschen, sich vor den übrigen Menschen auszeichnen zu wollen. Es ist abermals menschlich, daß diese Auszeichnung eine äußere Form haben will. Die Form soll hörbar oder sichtbar sein. Es ist freilich eine beliebte Art, daß die verschiedenen Nationen die Verschiedenheit der Formen, deren sie sich für diesen Zweck bedienen, mit einer Verschiedenheit der menschlichen Schwachheit selber verwechseln, daß sie ihre eigene Eitelkeit nicht sehen wollen und die Eitelkeit der andern Nationen verspotten. Die Franzosen finden es lächerlich, daß sich die Deutschen mit allerhand Titeln schmücken und diesen Schmuck täglich und stündlich bestätigt verlangen durch den Mund

aller der Leute, von denen sie angeredet werden. Es ist wahr, die Franzosen begnügen sich im allgemeinen mit ihrem einfachen ununterschiedlichen Monsieur. Aber sie haben einen Ersatz für den Titel. Für die akustische Zier leistet ihnen die optische Zier Ersatz. An jedem Rocke (und selbst am Hausrocke) tragen sie im Knopfloch das rote Bändchen. Ein Deutscher und gerade ein Preuße der gebildeten Stände würde sich lächerlich machen, wenn er das täte. Daher beschränkt hier selbst der Eitelste den Gebrauch dieses Verschönerungsmittels auf die Fälle, wo er den Frack anlegt, und der weniger Eitle tut auch das nur selten. Aber was geschieht bei uns in der Schweiz? Ist gar nichts der Art hier Sitte? Weit gefehlt! Es ist, als ob die Eitelkeit, die in der einen Form ihre Befriedigung nicht findet, desto begieriger sich auf die Formen wirft, die gerade zur Verfügung stehen. Keine Titel haben wir? Wirklich nicht? Wir machen den ausgedehntesten Gebrauch von allen den Titeln, die man in Deutschland, in Frankreich, in England usw. verschmäht. In dem titelsüchtigen Deutschland redet kein Mensch einen Abgeordneten des Reichstages oder des Landtages mit einem Titel an, der diese Eigenschaft bezeichnet. ja, es gibt gar keinen Titel dafür. Bei uns wird jede solche Eigenschaft ausgebeutet, um einen Herrn Kantonsrat, Nationalrat, Ständerat daraus zu machen. Das Haupt eines Dorfes in Deutschland führt den bescheidenen Titel eines Dorfschulzen, nicht mit dem Erfolge, daß man ihn damit anredet. Aber bei uns ist längst ein „Herr Präsident" in jedem Dorfe daraus geworden. Ja noch mehr. In dem militaristischen Preußen mitsamt den vielverspotteten Reserveleutnants wird kein Offizier der Landwehr oder der Reserve als Herr Hauptmann usw. angeredet. Bei uns mit unsrer Milizverfassung ist der „Herr Oberst" die Perle der Titel und Anreden — aber eine Perle, die mit andern Perlen die Eigenschaft der Seltenheit nicht teilt. Jeder Titel des bürgerlichen Lebens und Berufes wird dadurch ausgelöscht. So gibt es mehrere Professoren am eidgenössischen Polytechnikum, die immer und ausschließlich „Herr Oberst" angeredet werden. Fragen Sie nach, ob so etwas in Preußen möglich ist. Aber kurioserweise ist diese Leidenschaft für den Oberstentitel in unsrer kleinen Republik uns gemeinsam mit der identischen Leidenschaft der Männer in der großen Republik jenseits des Atlantischen Meeres. Daraus schließe ich für uns: schau in dich und schau um dich.

„Die Worte von Gaudenz v. Salis in der Bundesversammlung haben Sie wohl mißverstanden und ebenso das, was seine Freunde darüber sagten. Er hat nicht gemeint, er sei ein Sozialdemokrat im Sinne jener bekannten Parteibildung. Und seine Freunde, die in dem Augenblick freilich über dieses Wort etwas erstaunt waren, beruhigten sich darüber, weil sie ihn kennen, weil sie daher wußten, daß wieder einmal das Feuer seiner Beredsamkeit mit ihm durchgegangen sei. Sozialdemokraten in Wahrheit zu werden muten Sie unsern reichen Leuten zu? Jawohl, es steht geschrieben: ‚Gehet hin und gebet eure Güter den Armen.' Glauben Sie im Ernst, daß diese Mahnung befolgt werden wird — es sei denn in dem Falle eines ganz aus der Art geschlagenen Menschen? Für die Regel werden Sie nichts andres erwarten können, als daß diese neueste Hinaussetzung aus der Macht im Staate mit gleichzeitiger starker Heranziehung zu den öffentlichen Lasten das Gegenteil zuwege bringt,

daß ihnen auch die gewohnten Opfer verleidet werden, jene mildtätigen Stiftungen und Schenkungen, die zu den alten Sitten unsrer Städte gehören. Ich habe noch niemals vernommen, daß auf diesem Wege die oberen Schichten und zumal die reichen Leute für die Sache des Volkes gewonnen werden. Und jener redefreudige Herr aus Graubünden, er würde anders reden, er würde sich gehütet haben, auch nur jenes feuergefährliche Wort in den Mund zu nehmen, wenn er hier bei uns in Zürich lebte, statt in Chur, wo er fröhlich und sorglos seinen Kompletter schlürft. Es gibt ein Standesgefühl, ein Klassenbewußtsein, dem der einzelne — er sei denn ein Mann von ungewöhnlicher Geisteskraft — so leicht sich nicht entzieht. Man tauscht die Rollen nicht, wie man einen andern Rock anzieht, angesichts der harten Klassengegensätze, die uns heute bedrängen, und die eben durch das neue Regiment uns besonders deutlich gemacht worden sind. Suchen Sie die reichen Leute, die in einer Lage, wie der gegenwärtigen hier bei uns, den andern Backen zum Streiche hinreichen, nachdem man ihnen den ersten Streich gegeben. Wir haben hier einzelne Abtrünnige gehabt, die, aus den alten Familien entsprossen, diese demokratische Bewegung mitgemacht haben. Aber wer waren sie? Arme Schlucker, die mit dem Volke fühlten, weil sie selber nichts besaßen, entgleiste Landpastoren, die aus dem Glauben in den Unglauben und aus dem Unglauben in das Demagogentum entarteten."

„Mir scheint," bemerkte der Jüngere, „daß Sie die Gegensätze zu schroff darstellen. Wie die Gegensätze von Glauben und Unglauben, von Demagogentum und Demokratie im Leben unmerklich ineinanderfließen, so ist es auch mit dem Wesen der Sozialdemokratie. Nicht nur daß allerhand Dinge darunter verstanden werden, die selber weit voneinander abliegen, tolle Hirngespinste von einer Neugestaltung der sozialen Welt und staatsmännische Reformen auf dem Boden der Wirklichkeit; es ist auch der Charakter der selbst sich so nennenden Partei der Sozialdemokratie ein verschiedener, je nach den verschiedenen Nationen, Staatsverfassungen und wiederum nach den verschiedenen Richtungen und Spielarten innerhalb desselben Landes. Diejenigen Parteien, die gar keine Reform der bestehenden Verhältnisse wollen, haben freilich stets und allenthalben ein Interesse daran gehabt, jede Richtung oder Parteiung, die auf eine soziale Verbesserung ausgeht, mit den fanatischen Sekten zu identifizieren, die auf Utopien und Umwälzungen alles Bestehenden hinarbeiten. Nirgendwo ist im Ernst so wenig Grund dazu als in unsrer Schweiz. Wir haben eine demokratisch-republikanische Verfassung im Bunde und in allen seinen Gliedern, welche jene politischen Grundlagen vollauf enthält, die vor allen Dingen den revolutionären Charakter der deutschen Sozialdemokratie bedingen, da das Deutsche Reich keine Demokratie und keine Republik ist; nicht im ganzen und nicht in den Teilen, außer in wenigen kleinen Ausnahmen. Wir haben ferner eine Bevölkerung, die nach ihrer ganzen Art und Haltung von allen abstrakten Utopien weit entfernt ist, mit großer Zähigkeit an ihren alten Überlieferungen festhält und mit maßvoller Besonnenheit für seine Rechte eintritt. Dieses gilt zumal von unsrer ländlichen Bevölkerung, die durch die dem Bauern eigentümliche Liebe zu seiner Scholle eine konservative Phalanx bildet, die für umstürzlerische Pläne nicht zu haben ist, ja sich ge-

legentlich — wie in jenem Falle der Berufung von David Strauß an die Züricher Universität — als Streitmacht der Reaktion erwiesen hat. Wir haben endlich ein sehr kräftiges Nationalgefühl, welches wohl nach innen zu gebrochen ist durch das womöglich noch stärkere Heimatgefühl der einzelnen kleinen Völker und Kantone, jedoch nach außen hin sich fest zusammenballt gegen jede andre Nation und das seine Eigenart behauptet gegen deren andersartige Bestrebungen. Beobachten Sie den Unterschied zwischen jenen Splittern ausländischer Parteien der Sozialdemokratie, die über die Grenze in unser Land hinein verschlagen werden, sei es nun im regelmäßigen Verlaufe des Erwerbslebens oder im Gefolge politischer Vorgänge des Auslandes — es ist ein Zweierlei wie Öl und Wasser, das miteinander keine Verbindung eingehen will. Und wie oft haben wir es schon erlebt, daß eben jene fremden Elemente, je revolutionärer sie waren, desto schneller den Staub von ihren Füßen schüttelten, weil sie in dieser ‚Bourgeoisrepublik‘ nicht fanden, was sie geträumt hatten; denn sie fanden ein Volk von andrer Beschaffenheit als sie selber. Dieses bedeutet für uns, daß wir uns nicht ins Bockshorn sollen jagen lassen, wenn uns gedroht wird mit dem roten Gespenst, wenn eine noch so verständige Reform der sozialen Zustände als ein Stück Sozialdemokratie dargestellt wird. Bei welchem Anlaß war es denn, daß im Nationalrat Herr v. Salis das große Wort gebraucht hat? Es war bei der Beratung des Fabrikgesetzes, das jetzt noch mitten in den Schwierigkeiten seines Werdens sich befindet. Der Hauptstreitpunkt darin ist ja der Normalarbeitstag, wie man ihn mit Vorliebe nennt, kraft dessen die Arbeitszeit auch der erwachsenen Männer in den Fabriken der Schweiz auf tägliche elf Stunden gesetzlich beschränkt werden soll. Gegenüber dem, was heute in der Welt gilt, was in der Gesetzgebung des Auslandes sich findet, ein scheinbar kühner Schritt, und dennoch eine von jenen Kühnheiten, die nach einiger Zeit die Bewunderung der Welt erregen und als ein Beispiel den fremden Gesetzgebungen voranleuchten werden. Denn ist es eine Kühnheit in Wirklichkeit? Man hat diese Maßregel bereits in einzelnen Kantonen erprobt; der Bundesrat hat das Gutachten des Vereins der schweizerischen Ärzte eingeholt, laut dessen die Grenze der Gesundheit da liegt, wo das Gesetz sie feststellt. Eine Reihe besonnener Staatsmänner der Schweiz ist dafür eingetreten. Und dennoch — was haben wir alles über den ‚sozialistischen‘ Charakter des neuen Gesetzentwurfes hören müssen um dieses Artikels willen! So aber geht es immer wieder; so ist es auch mit der Beurteilung unsrer Züricher Steuerreform gegangen, die sie in den Kreisen unsrer wohlhabenden Schichten findet. Sie werden mir doch zugeben, daß man mit den Anforderungen dieser Gesetzgebung noch recht weit davon entfernt ist, den Reichen ihren Reichtum zu nehmen, um ihn den Armen zu geben. Es ist nur ein Stück der Gerechtigkeit in der Verteilung der öffentlichen Lasten erfüllt, es ist ein Stück mehr erfüllt, als die ältere Gesetzgebung dafür getan hatte. Es ist nur etwas mehr Einsicht in die Forderungen der Gerechtigkeit den Reichen und Wohlhabenden zugemutet, als sie bisher besessen haben oder selbst heute zu besitzen scheinen. Denn den oberen Schichten in der sozialen Pyramide sind immer noch die Gewohnheiten der alten Zeit eingeprägt, nach denen sie meinen, die ohnehin gedrückten Massen der Be-

völkerung müßten auch die große Masse der Steuerlast tragen, und wenn sie selber nun wirklich dazu allmählich gebracht sind, daß sie einen etwas größeren Beitrag zu den öffentlichen Lasten darbringen, so wollen sie nicht begreifen, daß schon ein kleiner Teil des kleinen Einkommens den armen Mann viel schwerer drückt als ein großer Teil des großen Einkommens den Reichen. Wie es nun mit der Steuerreform geht, so geht es mit den andern Seiten der sozialen Reform. Man kann sehr viel tun, um die gedrückte Lage des Volkes zu erleichtern und kann dennoch sehr weit entfernt bleiben von allen utopischen Plänen. Auch wenn wir mit Genugtuung bemerken, daß die wirtschaftliche Lage unsrer Volksmehrheit im ganzen eine bessere ist als in manchem andren Lande — es ist doch vieles besserungsbedürftig. Die breite Masse unsres ländlichen und städtischen Mittelstandes mit seinem kleinen Besitze, mit seiner betriebsamen Haltung, mit seiner genügsamen Lebensweise, schließt nicht aus, daß hier im einzelnen gar manche Reformen nötig sind. Und vollends haben auch wir neben der Hablichkeit des Mittelstandes an allen Enden ein zunehmendes Arbeiterproletariat, das mit der sich ausbreitenden Industrie an die Hilfe unsrer sozialen Institutionen die gleichen Ansprüche erhebt wie die analogen Erscheinungen in den andern Ländern der Gegenwart. Wie wir durch die Entwicklung unsrer Volkswirtschaft dem gemeinsamen Zuge des neuen Zeitalters unterworfen sind, ebenso müssen wir uns den durch die Welt hindurch gehenden Heilmitteln unterwerfen, die nach heutigen Ideen notwendig dazu gehören. Jede Zeit, und zumal die gegenwärtige, hat ihre sozialpolitischen Aufgaben, wie sie ihre technischen Fortschritte hat. Das eine ist vom andern nicht zu trennen. Und wenn wir in manchem Neuen dem Beispiele des Auslandes folgen, so ist es billig, daß wir mit anderm selber ein Beispiel für die übrige Welt geben. Ja, dieses letztere ist weit ehrenvoller."

So redeten unsre beiden Schweizer im „Schwan" am Mühlebach — dieses und noch manches andre. Nach einer Erinnerung, die über ein gut Teil Jahre zurückreichen muß, habe ich aufgezeichnet und in einen fortlaufenden Zusammenhang gebracht, was dort am Tische einstmals an verschiedenen Tagen und stückweise gesprochen wurde. Auch war die Zuhörerschaft damals keineswegs so geduldig wie jetzt unsre Leser. Sie ließ sich ihr Recht, dies und das dreinzureden oder auf ihre eigenen Lieblingsthemata zurückzufallen, nicht durchaus bestreiten. Und als aus irgendwelchem Grunde der eine der beiden Politiker für Tage und Wochen verreisen mußte, da trat die gewohnte Herrschaft der Tischunterhaltung in ihr altes Recht — der Tischunterhaltung von den wohlbekannten Dingen. Von dieser zu berichten, ist überflüssig; ein jeder kennt sie und erlebt sie stets aufs neue.

Die Schweiz aber und der Kanton Zürich sind seitdem um ein Menschenalter weiter fortgeschritten. Sie haben die von jenen beiden Landsleuten erörterten Gegensätze — nach der Weise eines freien Staatswesens — ineinander verarbeitet und genießen die Segnungen einer öffentlichen Freiheit, die mit Maßhalten vereinigt ist.

Henri Frédéric Amiel.

Man hat schon oft bemerkt, daß Übersetzungen nur selten ein richtiges Bild fremder Literaturen zu geben vermögen. Die großen Schriftsteller mit Weltruhm natürlich finden bald den Weg über ihre Landesgrenzen; die feinen, stillen Geister und subtileren Talente werden vom Ausland spät entdeckt.

So erging es H. F. Amiel und seinen Tagebüchern. In Frankreich hat das Buch gleich bei seinem Erscheinen vor siebzehn Jahren ein Aufsehen erregt, das schweizerischen Werken in Paris selten zuteil wird. Renan, Bourget, Brunetière widmeten ihm lange, später in Sammelbänden neuerschienene Aufsätze. Dann wurde es stiller in der Presse, aber das Publikum kaufte und las, so daß die Tagebücher heute in mehr als fünfzehntausend französischen Exemplaren verbreitet sind. Ein großer Erfolg für ein so tiefes, gedankenschweres Buch. Frau Humphrey Ward hat es ungekürzt vor etwa zehn Jahren ins Englische übersetzt. Eine deutsche Ausgabe scheiterte stets an dem Verlangen der Erben nach einer vollständigen Ausgabe und an dem Widerstand deutscher Verleger, die sich nur eben zu einem Auszug verstehen wollten. Schließlich haben diese gesiegt, und Dr. Rosa Schapire bietet uns in der Sammlung „Die Fruchtschale" (Band IV, München und Leipzig, R. Piper & Co. mit zwei Porträts und einem Facsimile) die Tagebücher Amiels in einem auf die knappe Hälfte des ursprünglichen Umfangs reduzierten Band in besonders geschmackvoller Ausstattung. Ihre Einleitung ist leider viel zu kurz und orientiert den deutschen Leser nur eben über das Äußerliche seines Lebens. Darum mögen hier einige Ergänzungen und Reflexionen über Amiel stehen.

In Genf ist sein Andenken nahezu verwischt. Eine Büste im Vestibül der Hochschule, ein von ihm gestifteter Arbeitspreis für Studierende — das ist alles, was im Bewußtsein weiterer Kreise von ihm übrig geblieben ist. Doch nein, sein Lied, jenes „Roulez tambours pour couvrir la frontière", bei einer belanglosen Grenzverletzung entstanden und mit des Dichters prächtiger Melodie drang durch die ganze Schweiz wie ein Jubelruf und wird heute noch von Hunderttausenden fröhlicher Sänger von Basel bis Genf angestimmt. So wurde der tiefsinnige Denker und vornehme Aristokrat mit dem weltmüden Schmerzenslächeln zum Liebling des Volkes; nur um dieses Liedes willen soll er sogar sein Denkmal erhalten! Doch die Weltgeschichte ist oft noch ironischer gestimmt.

Amiels Leben bietet wenig bemerkenswerte Ereignisse, was sich bei seiner weltfernen, eingezogenen Art von selbst versteht. In Genf 1821 geboren und dort erzogen, scheint er als Student noch ein frischer und freier Geselle gewesen zu sein, wie seine Beteiligung an der Gründung der „Zofingia" beweist. Von Hause aus gut gestellt, setzt er seine Studien in Heidelberg und Berlin fort. Deutscher Fleiß und deutsche Gründlichkeit erweckten seine höchste Bewunderung. Es war ja die Zeit, da die deutsche Philosophie auch von Frankreich aus — ich nenne nur Renan und Taine — ehrfürchtig bestaunt wurde. Amiel hat Deutschland nie anders gesehen;

die mit dem Kriegsjahre eingetretene Wandlung blieb ihm fremd. 1845 nach Genf auf den Lehrstuhl für Ästhetik berufen, den er 1864 mit dem der Philosophie vertauschte, gelingt es ihm nicht recht, in der Heimat Wurzel zu fassen. Er war gewissenhaft in seinen Vorlesungen, aber ohne pädagogische Gaben und nicht imstande, sich den Bedürfnissen seiner Zuhörer anzupassen. So würdig er in mehr als dreißigjähriger Lehrtätigkeit seine Stellung ausfüllt, so wenig gelang es ihm doch, ihr in der Reihe der andern Disziplinen eine besondere Bedeutung zu erringen, wie man es bei seinen großen Talenten hätte erwarten sollen. Es gibt Menschen, die in ihrer Berufsarbeit wie in ihrem gesellschaftlichen Auftreten einen weit bedeutenderen Eindruck machen, als wozu sie nach ihrem inneren Werte berechtigt wären; es gibt andre, die sich in einer kurzen Begegnung nicht geben können oder wollen. Amiel gehörte zu diesen, und darum hat man ihn mit Recht als einen Nachzügler der Romantik bezeichnet. Denn ein Hauptcharakterzug der romantischen Schule ist doch wohl dieses In-sich-ruhen, das persönliche Sich-geben in Brief, Gespräch und Tagebuch, das Verschenken und lässige Verschleudern seiner Schätze, wie es nur der Reiche vermag, der immer mehr besitzt, als er ausgeben kann. Dieses Beharren und stille, mehr gefühls- als gedankenmäßige Genießen des inneren Lebens ist zugleich eine weibliche Eigentümlichkeit. Eben darum spielten die Frauen der Romantik eine so große Rolle. Diese Geistesbewegung entsprach mehr als jede andre ihrer Art. Auch Amiel hat ungemein viel von Frauenart an sich, und naturgemäß standen viele Frauen ihm nahe. Eine derselben, Berthe Vadier, schrieb seine Lebensgeschichte (Paris, Fischbacher 1886) ausführlich und liebevoll; die andre erbte seinen Nachlaß und ordnete seine Tagebücher. Wieder andre flatterten um ihn wie die Nachtschmetterlinge um das Licht; er lächelte ihnen zu, aber streckte seine Hand nicht aus.

Solche Menschen geben sich am besten in Büchern, die nicht für die Öffentlichkeit bestimmt sind; sie schreiben für sich, nicht für die Welt. Denn die Welt ist nicht Wirklichkeit für sie, und der Ruhm, nach dem andre streben, eitel Flittergold. Die Kritik verletzt und das Nicht-verstanden-sein schmerzt sie. Sie empfinden ihr Werk als etwas so Persönliches und dem Innersten mit unwiderstehlicher Notwendigkeit Entsprungenes, daß sie nicht begreifen können, warum man es anders will. So blieb Amiel in seiner Unerschöpflichkeit doch unfruchtbar. Er las außerordentlich viel und überdachte das Gelesene mit einer Liebe, Geduld und Assimilationsfähigkeit, die man heute nur selten findet. Er paraphrasierte es in originaler Weise und spann die Fäden langsam und feinfühlig weiter. Aber selber schaffen, etwas Neues hinstellen, in ein fertiges Werk sein Bestes legen, mit dem Stoff ringen, um ihn gefügig und persönlich zu machen — das vermochte er nicht. Oft begegnet uns in der Romantik diese vornehme Trägheit, die es so gar nicht der Mühe wert hält, der Welt eine Talentprobe, einen Beweis des Könnens zu geben. Man ist mitteilungsbedürftig nur im kleinen Kreise der Gleichgesinnten und verachtet die Kritik; man verlangt viel mehr ein Mitfühlen als ein Mitdenken, wie denn überhaupt das Gefühl den Primat hat, der Wille die zweite, das Denken die letzte Rolle spielt. Und mit dem Denken sein Ausdruck, die Sprache: „Parler c'est disperser," sagt Amiel, und ein andermal: „parler c'est brutaliser." Schauen ist alles, mitteilen nichts. Das Talent besteht im künstlerischen Erfassen und Erleben, dessen Wiedergabe unnötig und unmöglich ist.

Amiel hatte Freunde, die sich mit seiner Passivität keineswegs zufrieden gaben und zum Wirken drängten. Karl Heim, Charles Ritter, der Freund Renans, und vor allem Edmond Schérer rechneten darauf, daß er auch vor der Öffentlichkeit die großen Hoffnungen rechtfertige, die sie auf ihn gesetzt hatten. Aber es blieb bei Gelegenheitsschriften, Aufsätzen und Vorträgen, die jeder andre schließlich auch hätte besorgen können. Weitere Kreise in der Beachtung seiner literarischen Zeitgenossen zogen die vier Gedichtbände „Grains de Mil", „Penseroso", „Les Étrangères", „Jour à Jour" (Paris, Fischbacher). Nur die beiden letztgenannten erregten wärmeres Interesse — der letzte erschien kurz vor seinem Tode — und es wäre

wohl an der Zeit, aus dem ganzen poetischen Ertrag des Amielschen Lebens einen Auswahlband zusammenzustellen. Verdienstvoll sind besonders Amiels freie und geschmackvolle Übertragungen aus der deutschen und ungarischen Lyrik. Diese Anlehnung an Gegebenes in seiner poetischen Produktion ist wiederum so charakteristisch für die weiche, im Fremdartigen bis zur Selbstvernichtung aufgehende Art Amiels, daß wir sie im Vorübergehen erwähnen mußten. Was er selbst lyrisch schuf, ist unvollkommen in der Form und durch sie in der Gedankenentwicklung sichtlich beengt. Auch hier fand er seinen Weg nicht, und er wußte es wohl. Diese echt romantische Bewußtheit war das Schmerzlichste: den Mißerfolg voraussehen und nicht hindern können; die Unvollkommenheit empfinden und zu ihrer Beseitigung unvermögend sein!

Es ist bei der Diskussion über Nietzsche oft genug ausgesprochen worden, daß der Aphorismus ein Symptom der Dekadenz und ein Zeichen der Schwäche sei. Er gehört zu den kleinen Genres, in denen es gleichwohl möglich ist, künstlerische Vollkommenheit zu erreichen, die sich aber mit den höher gesteckten Zielen des ganzen und fertigen Kunstwerks nicht zu messen vermag. Der Aphorismus Amiels stellt übrigens noch nicht das Extrem der Gattung dar. Er ist nicht mit Nietzsches scharfer Pointe zu vergleichen, deren gewollte Übertreibung die Gleichgültigen aufrütteln, sie zum Nachdenken und Widerspruch reizen sollte. Er bildet vielmehr ein kurzes Selbstgespräch, das lautlos verhallt wie ein Ruf in der Nacht, oder er wird zur peinlichen Analyse, die Ibsen mit dem Schlage des Bergmanns an das harte Gestein vergleicht, das den Ermatteten die Hacke schließlich niederzulegen zwingt.

Man könnte drei Arten von Fragmenten in Amiels Tagebuch unterscheiden: die Naturschilderungen, die Lesefrüchte und die Analysen. Die ersteren haben ihn berühmt gemacht. Der Satz: „Die Landschaft sei ein Seelenzustand," ist weltbekannt, ohne daß man von Amiel als Urheber wüßte. Wer den Genfer See bereist hat, wer Savoyen und die kleinen Genfer Dörfer kennt, wer auf dem Chamossaire oder auf dem Weißenstein war, wird mit Entzücken diese Landschaftsgalerie bewundern, die die Tagebücher erschließen. Hier scheint uns die sonst tüchtige Übersetzerin am meisten gekürzt zu haben, und das war für deutsche Leser auch angezeigt. Aber der ganze Amiel steckt doch in diesen Deutungen des Naturlebens und seiner reichen Schönheit. Selbstverständlich ist unser Philosoph ein Vertreter der „sentimentalischen" Naturbetrachtung im Schillerschen Sinne. Die Natur ist für ihn nur schön und bedeutend als ein Ausdruck menschlicher Stimmungen, als eine Veräußerlichung menschlichen Seelenlebens. Ihre zarteren Wirkungen: Dämmerung und Nacht, Schneelandschaft und Herbstbilder, sind ihm lieber als ihre gewaltigen Schauspiele in Schöpfung und Zerstörung. Sie ist ihm eine fortwährende Lektion, eine persönliche Antwort auf seine Fragen und Zweifel. Und doch ist sie zugleich ein intensiver Genuß, ein erhabenes Schauspiel, eine unvergleichliche Gesellschafterin, die stets begreift, nie widerspricht, immer tröstet und hilft. Für ihn ist sie nicht kalt, nicht rätselhaft; sie erweckt nicht das Bedürfnis nach Menschen und Büchern. Sie ist im Gegenteil die letzte Instanz des Weltschmerzlers, die sanfte Melodie, die das Lied einer Dichterseele harmonisch begleitet, bald als zartes Nachspiel und stiller Ausklang ihm folgend, bald in feierlichen und gedämpften Akkorden ihm vorangehend. Wo der Beruf es erlaubte, in den Ferien, ja an Sonntagen und in Urlaubszeiten, flüchtet er sich aus der Stadt, je nach der Jahreszeit aufs Land oder ins Gebirge; er lebt erst auf, wenn er die Kamine im Rücken und die Berge vor sich hat. So fern er auch von dem Byronschen Menschenhaß und der Rousseauschen Kulturflucht ist, es bleibt doch etwas von ihrer Naturbegeisterung in Amiel zurück. Die Natur versteht ihn, weil sie auf unbestimmte Fragen unbestimmte Antworten gibt. Sie bleibt im allgemeinen und spricht zum Gefühl, sie stört und verletzt nicht durch eine geschlossene Eigenart, eine begrenzte Individualität, wie sie bei Menschen sich findet, die eben darum nicht immer der leidenden Seele wohltun können. Den Reichtum der Natur, ihre unendliche Abwechslung, die Wiederkehr des Gleichen in all ihrem

Wechsel hat Amiels Tagebuch in einer Weise zu schildern gewußt, die in der Weltliteratur vielleicht einzig besteht.

An einen kleineren Kreis wenden sich seine Lesefrüchte — Reflexionen, die an das durchgearbeitete Werk eines andern anknüpfen und im Vergleich mit verwandten ähnlichen ihm seinen Rang anweisen. Besonders in Parallelen kann Amiel geradezu groß sein. Ein Vergleich zweier Historiker, zweier Nationen, zweier Zeitalter fesselt den gebildeten Leser ungemein und entzückt durch neue Ausblicke, kühne Behauptungen und scharfsinniges Aufdecken seiner Zusammenhänge. Man sollte zwar annähernd über Amiels Bildung verfügen, um ihm folgen zu können, und dessen können sich die wenigsten unter uns rühmen. Denn er war, wie oft unproduktive Geister, ein idealer Leser, ganz aufgehend in seinem Buch, in voller Freiheit ohne Rücksicht auf Vorlesungen oder gar erbetene Rezensionen seine Lektüre wählend, nie aufgehalten durch Unkenntnis einer Kultursprache, stets fähig, das Fremdartigste in seinem originalen Wesen zu erfassen und wiederzugeben. Das „Zwecklose" seiner Tagebuch-Aufzeichnungen über Bücher und ihrer Verfasser, die freiwillige Fixierung seiner Eindrücke geben seinen Beobachtungen und Urteilen durch ihren spontanen Charakter einen besonderen Wert. Erst später, als er die Bedeutung und den Umfang seiner Aufzeichnungen erkannte, bestimmte Amiel sie zur Veröffentlichung nach seinem Tode in einer von der Nachlaßverwalterin zu bestimmenden Auswahl. Diese hat sich mit Edmond Schérer, dem ernstesten und tiefsten aller französischen Kritiker, in die Arbeit geteilt. Leider hat sie sich nie entschließen können, mit den zahlreichen, zur deutschen Bearbeitung sich anbietenden Schriftstellern zwecks einer nochmals gekürzten Übersetzung sich zu einigen, so daß die jetzt, nachdem die gesetzliche Frist verstrichen, ohne ihre Zustimmung und ohne ihren Rat erfolgte Ausgabe nicht allen und nicht ihren Wünschen entspricht.

Zu Amiels Lebzeiten konnte ein so persönliches Werk nicht wohl der Öffentlichkeit übergeben werden. Denn es enthält außer den Naturschilderungen und den Betrachtungen über Gelesenes noch direkt persönliche Selbstanalysen, die in der Schapireschen Ausgabe wenigstens den breitesten Raum einnehmen. Bourget war es, glaube ich, der Amiel den „schweizerischen Hamlet" nannte. Wenn es ohne literarische Reminiszenzen nicht abgeht, so ist diese nicht die übelste. In der Tat stellt der Genfer Philosoph jenen extremen Typus der „Gedankenblässe" dar, die man als eine völlige Willenslähmung durch die allmächtige Reflexion bezeichnen kann. Kaum war ein Plan gefaßt, ein Entschluß gewagt, ein Gedanke ausgesprochen, so meldeten sich die Bedenken zum Wort. Das Für und Wider wird erwogen, die bekannten „zwei Seiten" jedes Dinges wurden beleuchtet, alle denkbaren Möglichkeiten untersucht und vorausgesehen. Recht und Unrecht, Glück und Unglück walteten hier und dort. Alles ist vernünftig und hat ein Recht zu sein, wie es ist. Indes verstreicht die Zeit, der günstige Augenblick ist verpaßt, die unergriffene Gelegenheit vorüber. Warum noch handeln, wenn schließlich doch nichts anders und besser wird? Warum wirken und schaffen, wenn das Ergebnis langer Mühen vielleicht so viel Arbeit nicht lohnt? So bleibt es, wie es war, die Feder entsinkt der Hand, das Werk wird nicht vollbracht und, die zurechtgelegten Papiere wegschiebend, greift Amiel nach seinem Tagebuch, um sich selbst klar zu werden über das, was er hätte leisten können, und was er nun doch aus tausend Gründen nicht geleistet hat.

„Ist all das nicht ein unglückliches Schicksal, ein verfehltes Leben? Was wußte ich zu machen aus meinen Gaben, aus meinen besonderen Verhältnissen, aus meinen fünfzig Jahren? Was gebe ich meinem Lande wieder? Sind alle meine vollgeschriebenen Blätter, meine Briefe, meine innersten Bekenntnisse, Vorlesungen, Aufsätze, Gedichte mehr als dürre Blätter? Wem und was habe ich genützt? Wird mein Name mich um einen Tag überleben, und wird er jemand etwas bedeuten? ... Unnützes Leben! ... Es war nicht einmal verbraucht für ein geliebtes Wesen, geopfert für künftige Möglichkeiten. Seine Hingabe war vergeblich, unnütz sein Verzicht, zwecklos sein Entsagen." (S. 288.)

Hamlet, das giftige Rapier im Herzen, holt zum tödlichen Stoße aus und trifft den Verräter in plötzlichem Entschluß nach lebenslangem Zaudern. Amiel schließt sein sechzigjähriges Dasein mit der Aufzeichnung der letzten, von den Pflegerinnen und Freunden ihm erwiesenen Liebesdienste. Sein Tagebuch verhaucht in einem Seufzer wie sein Herz: „19. April 1881. Schwäche, Mattigkeit des Geistes und des Körpers. Wie schwer ist das Leben, du mein müdes Herz." — Shakespeare schloß anders, und der schweizerische Hamlet hat sich von seinem Vorbild völlig entfernt.

Auf dem wundervoll im Grünen angesichts des Sees und der Savoyer Alpen, der alten Schlösser von Châtelard und Chillon gebetteten Friedhof von Clarens steht, nicht weit vom Grabe des großen Alexander Vinet, ein grauer Monolith. Die von Efeu umsponnene Goldschrift trägt halb verwischt neben Amiels Namen den kurzen Spruch: „Aime et sois d'accord." Ein schönes und bescheidenes Wort, so schön und bescheiden wie das stille Leben des Denkers, der hier ruht. Viele sind schon zu dieser Stätte gepilgert, denn das Tagebuch hat seinem Verfasser außer dem Ruhm, den er verschmähte, viel späte Liebe und innige Dankbarkeit eingebracht. Was ihm an beherrschender Künstlerkraft und energischer Konzentration gebrach, hat er an Tiefe und Feinheit der Gedanken ausgeglichen. Nicht die Männer der Tat rühren an die Wurzeln des Lebens, sondern die Helden der Reflexion. Auch hier sind Lorbeerkränze zu erringen; die nicht kleine Schar feingebildeter, tiefer Empfindungen und vornehmer Gedanken fähiger Menschen legen sie ehrfurchtsvoll auf das Grab des Tagebuchphilosophen Henri Frédéric Amiel.

Dr. Ed. Platzhoff-Lejeune.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Februar.

Die deutsche Wahlschlacht ist entschieden. Schon der erste Wahltag, der 25. Januar, führte ein Resultat herbei, das uns nicht weniger als das Ausland überraschte. Eine so große Niederlage der Sozialdemokratie hatte niemand zu hoffen gewagt, an eine solche Unerschütterlichkeit des Zentrums keiner geglaubt. Während die Sozialdemokratie im Jahre 1903 am ersten Wahltage dreiundfünfzig Sitze gewann, behauptete sie diesmal nur neunundzwanzig. Wahlkreise, die sie seit Jahren besaß, Königsberg, Breslau, Gotha, Braunschweig, Naumburg, Magdeburg, Halle und andre mehr, im ganzen zwanzig, verlor sie, um nur einen einzigen neu zu gewinnen: Mülhausen im Elsaß. Und dieser Verlust wäre noch größer gewesen, hätten die bürgerlichen Parteien, Konservative, Nationalliberale und Freisinnige, es über das Herz und die Parteischablone bringen können, sich überall schon im ersten Wahlgang auf einen Kandidaten zu vereinigen. Zwar nicht in Berlin, aber an allen andern Orten hatte der Appell an die Wahlträgen seine Wirkung ausgeübt und Tausende von Säumigen und Verdrossenen an die Urne geführt. Auf der Seite der Sozialdemokratie dagegen war nicht nur die Schar der Mitläufer geringer geworden: in der Genossenschaft selber gärt es, und die törichte Opposition, die von den Parteiführern unsrer Handelsentwicklung und unsern kolonialen Bestrebungen gemacht wird, stößt auf den Widerstand der Einsichtigeren. Gerade für die Arbeiterschaft, die Versorgung ihrer überschüssigen Kräfte und die Hebung ihrer Lebenshaltung, sind die Kolonien allmählich als eine neue Heimat und ein neues Absatzgebiet zur Notwendigkeit geworden. Keine Brand- und Schimpfreden können diese Tatsache aus der Welt schaffen. Sie beweist ihre Kraft durch die große Zahl derer, die sich zur Schutztruppe melden, durch die Hunderte, die in Südwestafrika als Farmer und Handwerker bleiben wollen. Gegenüber dem Nebelbild des Zukunftsstaates bietet sich hier die greifbare Möglichkeit eines neuen Deutschlands, eines gesicherten Daseins für viele Tausende. Die Sozialdemokratie hat die Wahlschlacht verloren, weil sie weder für die idealen Güter des deutschen Volkes, seine Ehre und seine Weltstellung, noch für seine materiellen Bedürfnisse das richtige Verständnis hatte. Das Zentrum indessen, obwohl es bei der letzten Abstimmung im Reichstage mit der Sozialdemokratie verbündet gewesen war und überdies noch unter dem Druck einer schweren moralischen Niederlage stand, ging unversehrt aus dem Wahlkampf hervor. Von seinen hundert Sitzen behauptete es neunzig am ersten Tage, nur zwei verlor es an das Polentum in Schlesien. Äußerlich kommt ihm zustatten, daß es in Gegenden, wo die katholische Bevölkerung die überwiegende Mehrheit bildet, überhaupt keinen Gegner hat und die katholische Gemeinde zugleich die politische ist. Seine Hauptstärke aber wurzelt in seinen kirchlichen Tendenzen, die Kanzel und der Beichtstuhl sind seine Stützen. Dem Versuche, den im Rheinlande einzelne hervorragende Mitglieder der Partei machten, sich als eine Gruppe nationaler Katholiken zusammenzuschließen, wurde von den Liberalen mit allzugroßen Hoffnungen entgegengesehen. Solche Sezessionen innerhalb des Katholizismus haben sich noch immer, sei es in der Kirche, sei es in der Wissenschaft, nach kurzem Aufflammen als aussichtslos erwiesen. Auch in der Politik werden sie keinen besseren Erfolg haben. In der Kürze von vierzig Tagen konnte nicht einmal an die bescheidenste Wirkung gedacht werden. Nach der Hauptwahl

blieben zehn Tage bis zum Dienstag, den 5. Februar, für die Ordnung der Parteien bei den Stichwahlen frei. Einhundertundfünfzig waren zu entscheiden. Da die Sozialdemokratie in achtundachtzig Wahlkreisen daran beteiligt war, handelte es sich im wesentlichen um die Stellung der andern Parteien ihr gegenüber. Während die bürgerlichen Parteien fast ausnahmslos für den Zusammenschluß aller gegen den Sozialdemokraten eintraten, forderte das Zentrum seine Mitglieder zur Wahlenthaltung und in Bayern, Württemberg und Rheinland zu direkter Unterstützung der gefährdeten sozialdemokratischen Kandidaten auf. Vergebens legten die Erzbischöfe von München und Bamberg Verwahrung gegen diese Wahlparole ein: die Masse der Zentrumswähler blieb ihr treu und verhinderte so in den Stichwahlen vom 2., 4. und 5. Februar die gänzliche Niederlage der Sozialdemokraten und gewann dem Zentrum zwei Mandate über die Zahl seiner Sitze in dem früheren Reichstag. Es kehrt in den neuen statt mit hundert mit hundertundzwei Mitgliedern zurück, während die Sozialdemokratie von neunundsiebzig Mitgliedern auf dreiundvierzig gesunken ist. Der leidenschaftliche Wahlkampf hat zu einem Erfolg der nationalen Parteien geführt. Das Zentrum, die Sozialdemokratie und die Polen sind nicht mehr wie am 13. Dezember 1906 imstande, eine reichsfeindliche Mehrheit zu bilden. Durch diese Entscheidung ist das Ansehen des Reiches dem Auslande gegenüber gesteigert, der stärkere Schutz und die schnellere wirtschaftliche Förderung der Kolonien verbürgt und, was das Bedeutendste ist, ein Aufschwung der nationalen Gesinnung und eine lebendigere Teilnahme an der politischen Arbeit in dem deutschen Volke erweckt worden. Hochfliegenden Hoffnungen entspricht das Resultat des Wahlkampfes freilich nicht, aber es hat den Pessimismus und die stumpfe Gleichgültigkeit der Massen besiegt und den Reichstag wieder auf die nationale Grundlage gestellt. Am 19. Februar wird der neue Reichstag eröffnet werden.

Inmitten der Wahlschlacht ist ein Staatsvertrag zwischen Deutschland und Dänemark am 21. Januar zum Abschluß gekommen, der einen günstigen Einfluß auf die Stimmung der dänisch sprechenden Bevölkerung in den nördlichsten Bezirken Schleswigs auszuüben bestimmt ist. Im Wiener Frieden vom 30. Oktober 1864 war den Nordschleswigern gestattet worden, für Dänemark zu optieren. Diese Optanten saßen als dänische Staatsangehörige in den Kreisen Hadersleben, Sonderburg, Apenrade und Tondern, unterhielten die politische Verbindung mit Dänemark und schürten gegen das Deutsche Reich. Ihre Kinder aber hatten weder preußische noch dänische Staatsangehörigkeit und weder hüben noch drüben Heimatsrecht, in Preußen nicht, weil sie Kinder von Ausländern, in Dänemark nicht, weil sie im Auslande geboren waren. Sie konnten ohne weiteres von den preußischen Behörden ausgewiesen werden, und die dänischen weigerten sich, sie aufzunehmen. Diesen Unzuträglichkeiten sucht der neue Vertrag abzuhelfen. Er gewährt den Optanten-Kindern und -Enkeln, deren Zahl etwa 3500 beträgt, die Möglichkeit der Naturalisation in Preußen auf ihr Gesuch. Diesem Zugeständnis gegenüber erklärt die dänische Regierung, daß Dänemark aus dem fünften Artikel des Prager Friedens vom 23. August 1866 zwischen Preußen und Österreich, der eine etwaige Abstimmung der Bevölkerung in Nordschleswig vorsah, einen Anspruch auf diese Abstimmung nicht herleiten könne. Dadurch verliert die dänische Opposition in den vier nördlichen Kreisen Schleswigs einen ihrer beliebtesten und zugkräftigsten Gründe, die Lostrennung vom Reiche, wenn nicht bestimmt zu fordern, doch als möglich hinzustellen. Da die deutsche Bevölkerung in Nordschleswig beständig an Boden gewinnt und das Verhältnis zwischen der deutschen und dänischen Sprache sich immer mehr zugunsten der deutschen verschiebt, ist von der Aufnahme der Optantenkinder in den preußischen Staatsverband keine Benachteiligung der deutschen Interessen zu fürchten, nur ein Grund der Unruhe und Unzufriedenheit wird damit fortgeschafft.

Auch den Österreichern steht für die nächste Zeit ein heftiger Wahlkampf bevor. Das Gesetz über das allgemeine Wahlrecht hat endlich alle Hindernisse und Fährlichkeiten überwunden und ist am 30. Januar in der „Wiener Zeitung" proklamiert

worden. Um im Herrenhause eine Mehrheit zu erhalten, mußte die Regierung den Mitgliedern ein außerordentliches Zugeständnis machen und die Zahl der von der Krone zu ernennenden Mitglieder auf eine bestimmte Zahl einschränken. Das allgemeine gleiche und direkte Wahlrecht für die Volkskammer wurde so mit der aristokratischen Geschlossenheit des Herrenhauses erkauft. Zwei Ministerien stürzten seit dem September 1905 über die Einführung des allgemeinen Wahlrechts, erst dem dritten, unter der Leitung des Freiherrn von Beck, gelang der Wurf. Am 29. Januar verfügte ein kaiserlicher Erlaß die Auflösung des Abgeordnetenhauses, und alle Parteien rüsten seitdem zur Wahl. Sie stehen sämtlich vor dem Unbekannten, denn die Wahlen waren bisher nach Kurien und Berufsständen erfolgt. Die Deutschen befürchteten mit Recht unter der slawischen Überflutung eine Schmälerung ihres bisherigen Einflusses im Reich und suchen durch einen Zusammenschluß der vielen großen und kleinen Gruppen, in die ihre Eigenbrödelei sie gestürzt hat, zu einer großen nationalen Partei den Gefahren der Zukunft zu begegnen. Hoffentlich mit Erfolg.

Während im Anfang des Dezembers 1906 die Franzosen ihre Kriegsschiffe nicht rasch genug von Toulon nach der Reede von Tanger befördern konnten und Jaurès in der Deputiertenkammer wiederholt zur Besonnenheit und Mäßigung mahnen mußte, ist jetzt in der marokkanischen Angelegenheit statt des cholerischen das phlegmatische Temperament zur Herrschaft gelangt. Das Erscheinen einer kleinen Truppenmacht des Sultans in Tanger hat genügt, um alle Befürchtungen vor einer Erhebung der Marokkaner gegen die Fremden zu zerstreuen. Die vereinten Flotten Frankreichs und Spaniens haben keine Gelegenheit gefunden gegen Feinde, die nicht vorhanden waren, durch eine Landung von Truppen oder eine Beschießung vorzugehen, und sind zurückgerufen worden. Am 23. Januar verließen der spanische wie der französische Admiral den Hafen von Tanger, ohne Lorbeern, aber auch ohne Blutvergießen. Die Truppen des Sultans setzten die Verfolgung Raisulis in den Gebirgen fort. Ein Stamm der dortigen Bevölkerung unterwirft sich nach dem andern, entweder bei dem bloßen Nahen der Truppen oder nach kurzem Gefecht. Alle versprechen, Raisuli auszuliefern, ehe es aber dazu kommt, ist er stets zu einem neuen Schlupfwinkel entwichen. Inzwischen ist die Bildung der französisch-spanischen Polizei in den Hafenstädten um einen Schritt vorgerückt. Am 26. Januar hat der Bundesrat der Schweiz beschlossen, gemäß der Konferenzakte dem Sultan den Artillerieobersten und Instrukteur der Kavallerie, Armin Mueller, für den Posten des Generalinspektors dieser Polizei vorzuschlagen. Der Oberst Mueller ist aus dem Kanton Bern gebürtig und steht im Anfang der fünfziger Jahre. Er gilt für einen der besten und gebildetsten Offiziere der Schweiz und genießt den Ruf eines ruhigen, besonnenen und energischen Mannes. Die Wahl darf also für eine glückliche gehalten werden. Zu seinem Ordonnanzoffizier hat er einen andern Schweizer, den Infanteriehauptmann Fischer ernannt, welcher der arabischen und der spanischen Sprache mächtig ist. Auch die marokkanische Bank, das eigentliche Sehnsuchtsziel des Sultans und der marokkanischen Großen, gewinnt Leben: am 4. Februar ist der Delegierte der marokkanischen Zeichner, El Hadj Idris ben Djellun, von Tanger nach Paris abgereist, um am 25. Februar an der konstituierenden Generalversammlung der Bank teilzunehmen, der vierte Teil des für die Bank festgesetzten Kapitals ist eingezahlt worden.

In Spanien ist die liberale Regierung, die seit dem Antritt ihrer Herrschaft im Juni 1905 fünfmal ihren Präsidenten gewechselt hat, endgültig zusammengebrochen. Am 24. Januar hat der alte Vega de Armijo mit seinen Kollegen dem König sein Entlassungsgesuch eingereicht. Da alle Führer der Partei nacheinander verbraucht waren, betraute der König das Oberhaupt der Konservativen, Antonio Maura, mit der Bildung einer neuen Regierung. Maura hat innerhalb weniger Stunden ein angeblich gemäßigtes Ministerium zusammengebracht, dessen erste Tat die Zurückziehung der liberalen Gesetzvorschläge über die Konsumsteuer und die

Vereine war. Die Liberalen sind durch eigene Schuld, Zwietracht und Eifersucht um die Herrschaft gekommen. Der eine ihrer Führer bereitete mit seinen Gefolgsleuten immer dem andern in den Cortes Schwierigkeiten und Verlegenheiten. Sie hatten dem Volke Brot und Gewissensfreiheit verheißen, ohne die feindlichen Gewalten, die sie dadurch gegen sich heraufbeschworen, in ihrer Stärke richtig abzuschätzen. Alle Großindustriellen und die Arbeiterbevölkerung in Katalonien und Bilbao wollen von den Handelsverträgen mit Frankreich und Deutschland nichts wissen, die gesamte Geistlichkeit, die Frauen, die in tiefster Bigotterie gehaltenen Massen auf dem Lande sind empört gegen das Vereinsgesetz, das die Ausdehnung und den Einfluß der geistlichen Kongregationen einzuschränken sucht. Gegen eine solche Opposition anzukämpfen, hätte es der Einheit und Geschlossenheit der liberalen Partei bedurft. Statt dessen befehdeten sich die einzelnen Gruppen unausgesetzt. Nach der Auflösung der Cortes und den Neuwahlen wird das Ministerium Maura in der neuen Versammlung über eine konservative Mehrheit verfügen und Spanien weiter nach bewährtem klerikalen Muster regieren. Dem Ansturm gegen das geistliche Regiment fehlt in Spanien jeder Nachhalt und jede Ausdauer, es ist das Strohfeuer eines Abends bei den sogenannten „Intellektuellen" nach einer aufregenden Theatervorstellung oder einer wirkungsvollen Rede. In der spanischen Volksseele ertönt noch nicht die leiseste Resonanz auf geistige Fragen und Forderungen der Gewissensfreiheit. Aber wir dürfen nicht hochmütig über das spanische Volk die Achseln zucken, hat doch der klägliche Ausgang unsrer Wahlschlacht gegen das Zentrum gezeigt, wie fest begründet auch bei uns noch die Macht der Kirche ist, selbst in Fragen, die nicht die geringste Beziehung zu der Religion oder auch nur zum äußerlichen Gottesdienst haben.

In Frankreich dauert der Kulturkampf fort, aber er ist aus der Glühhitze in die gemäßigte Temperatur getreten. Die Heißsporne haben jede Hoffnung aufgegeben, die Gläubigen zu einem Aufstand fortzureißen, und der Papst gestattete den Bischöfen, in Verhandlungen mit der Regierung einzutreten. Am 29. Januar hat eine Versammlung von Bischöfen, die unter dem Vorsitz des Kardinals Richard, des Erzbischofs von Paris, in dem Hause des konservativen Deputierten Denys Cochin tagte, eine darauf gerichtete Erklärung angenommen. Selbstverständlich wird im Eingang derselben noch einmal feierlich gegen das Trennungsgesetz, die Beschlagnahme der bischöflichen Paläste, der Priesterseminare und des kirchlichen Vermögens protestiert, schließlich aber, „um bis zum letzten Augenblick die Ausübung des Gottesdienstes in unsern Kirchen zu ermöglichen und die Profanierung der geweihten Orte fernzuhalten, werden wir uns herbeilassen, einen Versuch zur Organisation des Gottesdienstes zu machen, wenn die Unklarheiten gewisser Bestimmungen des Gesetzes beseitigt werden". Zwischen den Präfekten oder den Bürgermeistern einerseits und den Bischöfen oder den Pfarrern anderseits soll ein Vertrag abgeschlossen werden, der den Geistlichen, entsprechend dem Wortlaut des Gesetzes, den unentgeltlichen Nießbrauch der Kirchen auf eine Reihe von Jahren sichert. Auch soll den Pfarrern die Kirchenpolizei überlassen bleiben, abgesehen von solchen Pfarreien, wo der Bürgermeister zur Wiederherstellung der gestörten Ordnung einschreiten müßte. Der Kultusminister Briand, der schon bisher in der ganzen Angelegenheit staatskluge Mäßigung, Geduld und Ruhe bewiesen hat, kommt diesem Vorschlag der Bischöfe durch einen Erlaß an die Präfekten auf halbem Wege entgegen. Es soll der Kontrakt nicht von den Bürgermeistern allein, sondern unter der Zustimmung des Gemeinderats geschlossen werden. Die kirchliche Hierarchie könne in dem Pachtvertrage durch die Bemerkung anerkannt werden, daß der betreffende Geistliche mit der Genehmigung seiner Vorgesetzten handle. Der Bischof selbst dürfe jedoch den Pachtvertrag nicht unterzeichnen. So erkennt die französische Geistlichkeit den Staat und die bürgerliche Gemeinde als die eigentlichen Besitzer der Kirchen und Kapellen an, und der Staat oder die Gemeinde gewährt ihr, zunächst auf achtzehn Jahre, den Nießbrauch derselben zu gottesdienstlichen Zwecken. Darüber wird nun weiter verhandelt werden, denn der Vatikan verlangt,

daß der einmal abgeschlossene Vertrag in Gültigkeit bleibe, auch wenn der Pfarrer, der ihn unterschrieben, durch einen neuen Pfarrer ersetzt werde, während die Regierung in diesem Falle auf den Abschluß eines neuen Kontraktes besteht. Der Vatikan möchte eben die Kirchen dauernd für achtzehn Jahre dem Gottesdienst sichern, die Regierung dagegen durch das Besitzrecht des Staates und der Gemeinden gegenüber fanatischen Pfarrern und ultramontanen Hetzpredigten eine Waffe in der Hand behalten.

Mit bemerkenswerter Ruhe vollziehen sich in Rußland seit einer Reihe von Wochen in den verschiedenen Gouvernements und Abteilungen die Urwahlen zur Duma. Überall handelt es sich zunächst nur um die Wahlmänner. Die Zahlen, die von der Regierung verbreitet und von der offiziellen Telegraphenagentur dem Auslande mitgeteilt werden, sollen nach der Behauptung der liberalen russischen Zeitungen der Wahrheit nicht immer entsprechen, aber der Gesamteindruck, den man von ihnen empfängt, daß es in der Duma eine zahlreiche konservative Partei geben wird, dürfte trotzdem wohl der richtige sein. Gewiß wird diese Partei der „russischen Leute" nicht die Mehrheit bilden, aber die Versammlung vor all den Überschwenglichkeiten und Ausschreitungen der ersten Duma zu bewahren und auf der mittleren Linie zwischen den Extremen von rechts und links zu erhalten vermögen, schon durch ihr Schwergewicht. Die allgemeine Ansicht über Rußland ist unter dem Einfluß dieser Tatsachen eine freundlichere geworden, die Möglichkeit einer Rückkehr zu geordneten Zuständen und der Einführung einer bescheidenen Verfassung, welche die Herrschaft der Gesetze und den Schutz der Person gegen willkürliche Verhaftung und Verschickung verbürgt, wird auch von Schwarzsehern wieder zugegeben. Aus der beschleunigten Räumung der Mandschurei zieht man den Schluß, daß Rußland für die nächsten Jahre sich ausschließlich seiner wirtschaftlichen Wiederherstellung und Entwicklung und dem innerpolitischen Neubau seines Staatswesens widmen will.

Von derselben friedlichen Gesinnung ist auch die Reise getragen, die jetzt im Auftrag des Zaren sein Vertrauensmann, der Professor und Staatsrat Martens, durch Europa unternimmt, um die Regierungen für die Abhaltung einer zweiten Friedenskonferenz im Haag in diesem Sommer günstig zu stimmen. Geplant war die Zusammenberufung der Konferenz schon im vergangenen Jahr. Um dem panamerikanischen Kongreß in Rio de Janeiro Zeit und Muße zu seinen Verhandlungen zu lassen, wurde sie damals vertagt. Die Vorschläge, die Herr von Martens den Regierungen unterbreitet, bewegen sich durchaus innerhalb des Erreichbaren: eine größere Sicherung des Privateigentums im Seekriege, eine internationale Festsetzung des Begriffs der Konterbande, der Versuch, diplomatische und politische Verwicklungen zwischen den Staaten vor das Forum des Haager Schiedsgerichts zu bringen, ehe die Entscheidung durch die Waffen angerufen wird, die Verstärkung der internationalen Friedensgarantien — diese Vorschläge sind im Prinzip der allgemeinen Zustimmung sicher, nicht nur der schwärmerischer Friedensfreunde, alle Völker begrüßen jeden Fortschritt auf dem Wege zum „ewigen" Frieden. Die Abrüstungsfrage gab bekanntlich im Sommer 1898 die Veranlassung zu dem Friedensmanifeste des Zaren Nikolaus II. und den Anstoß zu der ganzen Bewegung. Aber schon auf der ersten Friedenskonferenz 1899 war von ihr nicht mehr die Rede. Sie wird auch diesmal schwerlich aufgeworfen werden, denn weder Rußland noch Deutschland, Frankreich, Japan und die Vereinigten Staaten denken im Ernst daran, ihre Rüstungen von dem Beschluß einer internationalen Konferenz abhängig zu machen. Und auch England, dessen Regierung gelegentlich mit dem Abrüstungsgedanken spielt, baut nach wie vor zwei Schiffe für eins, um das sich die deutsche Flotte verstärkt, und würde ein sehr verwundertes Gesicht aufziehen, wenn man ihm sein Recht dazu einschränken wollte. Es ist eine bittere Ironie des Schicksals, daß der Staat, der den ersten Ruf nach allgemeiner Abrüstung erhob, Rußland, gerade damals die Vorbereitungen und Rüstungen zur Eroberung der Mandschurei in aller Stille betrieb, die in ihrem Fortgang zum Kriege mit Japan führten, und daß England, in dem die Friedensfreunde

in Vereinen, im Parlament und in der Presse immer das große Wort haben, der erste Staat war, der unmittelbar nach dem Abschluß der Haager Konferenz den Krieg gegen die Burenstaaten begann. Auch diesmal hat es bei dem Nahen einer neuen Friedenskonferenz, unmittelbar nach der Erteilung des Nobel-Preises für erfolgreiche Bestrebungen auf dem Gebiete der internationalen Friedensarbeit an den Präsidenten Roosevelt, nicht an dem Rückschlag aus der rauhen Wirklichkeit gefehlt. In den ersten Februartagen ging plötzlich durch die amerikanischen und englischen Zeitungen ein Kriegsschauer: Japan und die Vereinigten Staaten ständen unmittelbar vor dem Ausbruch eines Krieges. Die Schulfrage in San Francisco, wo man den japanischen Kindern den Eintritt in die Schulen der weißen Kinder nicht erlauben will, sei nur der Vorwand für den Ehrgeiz der Japaner, die sich durch einen raschen Handstreich auf die Philippinen und Hawai vor der Vollendung des Panamakanals die Hegemonie im Stillen Ozean zu sichern hofften. Natürlich konnten diese phantastischen Gerüchte nicht lange leben: von Tokio wurde energisch erklärt, es läge nicht das Geringste vor, was auf eine ernsthafte Verstimmung zwischen Japan und den Vereinigten Staaten deute; die Schulfrage würde in gegenseitigem Einvernehmen gelöst werden. In der Tat ist ein unmittelbar bevorstehender Krieg zwischen beiden Mächten unmöglich: Japan hat kein Geld und die Union keine Flotte im Stillen Ozean dazu. Erst mit der Vollendung des Kanals wird der Gegensatz der Interessen, der Wetteifer des Ehrgeizes und der Unterschied der Rassen zwischen ihnen ein brennender werden. Die Zukunft wirft eben ihre Schatten schon voraus. Aber wo ist der Prophet, der uns vorhersagen könnte, wann der Kanal vollendet sein und das atlantische Geschwader der amerikanischen Flotte triumphierend durch ihn in den Stillen Ozean dampfen wird? Der Bau hat in beständigem Kampf mit der Natur der Landschaft und dem mörderischen Klima nur geringe Fortschritte über die von der früheren französischen Gesellschaft geöffnete Strecke in den letzten drei Jahren gemacht. Auch darum, weil der Plan der Fortführung technisch noch immer nicht festgestellt ist. Die Schwierigkeit hinsichtlich der Beschaffung genügender Arbeitskräfte hat die amerikanischen Ingenieure auf den Gedanken geführt, chinesische Kulis dazu zu verwenden. Während man den Chinesen die Einwanderung in Kalifornien in jeder Weise erschwert, will man sie nach dem Isthmus, der jetzt im Besitz der Vereinigten Staaten ist, zur Vollendung eines Werkes einladen, das nicht bloß der Annäherung zwischen Amerika und Asien, sondern auch der Überflutung der amerikanischen Westküste durch die überschüssige Bevölkerung Japans und Chinas den größten Vorschub leisten muß.

Je friedlicher sich die einzelnen Nationen zueinander zu stellen suchen, desto feindseliger treten die Naturgewalten gegen die Menschen auf. Das furchtbare Unglück in den Gruben von Courrières im vergangenen Jahre hat sich im Saarkohlenrevier am Montag, den 28. Januar, in dem Bildstockschacht der Redengrube wiederholt. Schlagende Wetter und der Zusammensturz des Schachtes haben von den eingefahrenen Mannschaften 157 Mann getötet, 148 Leichen hat man gefunden, neun liegen noch in der Tiefe der Grube. Zwei Wochen vorher hatte ein gewaltiges Erdbeben, mit dem sich wie in San Francisco und Valparaiso eine verheerende Feuersbrunst verband, die blühende Hauptstadt der englischen Insel Jamaika, Kingston, zur Hälfte vernichtet. Ein politischer Zwischenfall, der sich dabei ereignete — der Gouverneur der Insel, Swettenham, hatte die Landung von amerikanischen Matrosen zum Schutz gegen das Raubgesindel von Negern und Mulatten, die der von Kuba herbeigeeilte Admiral der Vereinigten Staaten, Davis, eigenmächtig angeordnet, zurückgewiesen — wurde schon im Keim durch den Austausch höflicher und freundschaftlicher Depeschen zwischen der englischen und amerikanischen Regierung, die in der Thronrede des Königs Eduard VII., mit der er die neue Sitzung des englischen Parlaments am 12. Februar eröffnete, einen Widerhall fanden, sanft und friedlich ausgeglichen.

Literarische Rundschau.

Das Wesen der Kunst.

Das Wesen der Kunst. Grundzüge einer illusionistischen Kunstlehre. Von Konrad Lange. Zweite Auflage. Neue Bearbeitung in einem Bande. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. 1907.

Daß in unsrer Zeit eine dickleibige Ästhetik nach Verlauf von fünf Jahren bereits in zweiter Auflage erscheinen kann, erfüllt den Verfasser billigerweise mit Verwunderung und Befriedigung. Diesen Erfolg verdankt das Werk aber auch dem freien und fruchtbaren Standpunkt, den der Verfasser den Fragen der Kunst gegenüber einnimmt, und der ihn in den Stand setzt, trotz des Zwanges, den die Durchführung jeder Theorie im Gefolge hat, die Berechtigung eines Wandels der Kunstanschauungen und damit auch die Berechtigung, ja Notwendigkeit neuer Kunstformen nachzuweisen. Das ist ja die große Frage, welche stets in Zeiten eines veränderten Kunstempfindens auftaucht und nach einer Antwort verlangt: wie weit ein solcher Wandel angesichts der im übrigen doch mit Notwendigkeit sich gleichbleibenden Bedingungen der Kunst begründet ist.

Konrad Lange war mit Hilfe der von ihm aufgestellten Illusionstheorie zu dem Ergebnis gelangt, daß es sich bei dem Kunstschönen, welches er mit gutem Grunde von dem sogenannten Naturschönen völlig trennt, um ein bestimmtes Verhältnis handelt, das je nach den Umständen ganz verschiedene Gestalt annehmen kann, also von unabänderlich starren Gesetzen (oder Normen, Regeln) durchaus unabhängig ist. Als Kenner der Vergangenheit und warmer Freund aller neuen, auf einen Fortschritt abzielenden Bestrebungen hatte er den Punkt gesucht und gefunden, wo sich die vom Leben geforderte Bewegungsfreiheit mit der in der menschlichen Natur begründeten Gebundenheit begegnet; alle philosophische Dogmatik lag ihm fern. Auf rein empirischem Wege, ohne von einem erst noch zu suchenden Begriff des Schönen ausgehen zu müssen, hatte er aus der Fülle der vorhandenen Kunstwerke den ihnen allen gemeinsamen Kern herauszuschälen vermocht und nun eine Kunstlehre, welche allein er als Ästhetik bezeichnet, aufgestellt, die es ermöglicht, in jedem einzelnen Falle mit Bestimmtheit zu der Frage Stellung zu nehmen, ob es sich dabei um ein Kunstwerk handle oder nicht. Um die Beweisführung noch straffer zu spannen, hat er jetzt manche Änderungen an seinem Buche vorgenommen und es als ein wesentlich neues Werk in einen einzigen Band zusammengezogen, indem er alles, was sich auf die von den Künstlern selbst vorgebrachten Kunsttheorien bezieht, einem seit langer Zeit von ihm vorbereiteten Werk über dieses besondere Thema, dem man sicherlich mit Spannung entgegensehen darf, vorbehalten hat.

Steht somit seine Illusionstheorie in einem ausgesprochenen Gegensatz zu der bisherigen dogmatischen, durchaus in der Luft schwebenden Ästhetik, so bekämpft

sie ebenso auch die neueren Versuche, das ästhetische Wohlgefallen sei es auf dem dargestellten Inhalt oder auf dessen Form zu begründen, oder auf bestimmte Gesetze des künstlerischen Schaffens, die uns doch, als ein Mysterium betreffend, stets werden verborgen bleiben müssen. Ganz allgemein gesprochen, erscheint ihm die Erzeugung bestimmter Lustgefühle, die nur durch die Kunst erregt werden können, als der bewußte Zweck sowohl beim Schaffen wie beim Genießen der Kunstwerke. An sich aber sei das Kunstschöne zwecklos, gelange nur so weit zur Erscheinung, als das Praktische bereits überwunden sei — was für die Beurteilung der Leistungen der Baukunst und des Kunstgewerbes von Wichtigkeit ist —, und beruhe auf einem bestimmten Verhältnis zwischen dem natürlich gegebenen Inhalt und der künstlich geschaffenen Form, das erst die Illusion von einem wirklich Bestehenden und doch in der Natur so nicht Vorhandenen erzeuge. Demgemäß nimmt er vom fünften Kapitel an die verschiedenen Formen der Illusion durch, untersucht im zehnten die im Material liegenden Hindernisse, die zum Zweck der Erzeugung der Illusion erst überwunden werden müssen, und geht dann in den drei Schlußkapiteln auf die Rolle ein, die der Inhalt spielt; auf die Bedeutung der Form, wobei Rhythmus, Farbe, Linienschönheit, Reihung, Symmetrie, Proportion zur Behandlung kommen; und endlich auf den Zweck der Kunst, worunter er jedoch die verschiedenen Wirkungen versteht, die sie hervorzubringen vermag.

Erscheint es auch nicht ausgeschlossen, daß diese Illusionstheorie, die immerhin bei den nicht nachahmenden Künsten, wie der Musik, der Baukunst, der Ornamentik, der Lyrik, manche Schwierigkeiten bereitet, einmal durch eine andre Erklärung werde abgelöst werden, so erfüllt sie doch insofern sehr gut ihren Zweck, als sie einerseits das Verhältnis der Kunst zur Natur und andrerseits die verschiedenen Arten, wie die Kunst je nach der herrschenden Erkenntnisstufe aufgefaßt werden kann, in eine scharfe und klare Beleuchtung rückt und dadurch einen brauchbaren Maßstab schafft für das, was jeweilig Kunst sei oder nicht. Naturalismus und Stilisierung gelangen so zu der Bedeutung, die ihnen als den Polen zukommt, zwischen denen die Kunstentwicklung stets hin und her schwankt. Die Natur, die an sich noch kein Kunstwerk hervorbringt und daher auch auf dem Wege des Kopierens nicht zu solchem Zweck verwendet werden kann, erscheint dabei um so deutlicher in ihrer Rolle als ewiger Befruchterin der menschlichen Phantasie, die selbst bei der strengsten Stilisierung dieses Vorbildes nicht zu entraten vermag. Das Kunstwerk selbst dagegen ist in seiner Wirkung abhängig von der Illusionskraft, die es in einer der Natur parallelen Richtung zu erzeugen vermag. Da aber das Vorhandensein ähnlicher Erinnerungsvorstellungen beim Künstler wie beim Publikum die Vorbedingung jedes ästhetischen Genusses bildet, so erklärt sich die Schwierigkeit, neue Anschauungsweisen zur Geltung zu bringen, daraus, daß sie noch nicht als berechtigt, d. h. als in der Natur begründet, empfunden werden. Das Genügen primitiver Zeiten an sehr einfachen Wirkungen folgt anderseits aus der Geringfügigkeit der damaligen Anforderungen.

So beruht zu jeder Zeit (und wir können hinzufügen, auch bei jedem Einzelnen) die Stärke der ästhetischen Wirkung auf der erreichten Höhe der Illusionsfähigkeit, die im allgemeinen die Neigung hat, sich zu steigern, wie z. B. die Verschiedenheit der Entwicklungsstufen zeigt, die innerhalb der Florentiner Malerei erst Giotto, dann Masaccio und endlich Raffael einnahmen. Gewährt dieser der Geschichte entnommene Maßstab sowie die Erfahrung, daß der Erkenntnis unendliche Möglichkeiten der Erweiterung und Vertiefung offen stehen, auch die Möglichkeit, die Größe einer künstlerischen Leistung nach der jeweiligen Illusionsfähigkeit abzuschätzen, so wäre freilich damit noch kein Mittel an die Hand gegeben, um nun auch die absolute Darstellungskraft der einzelnen Künstler, das, was wir als ihr von Gott eingegebenes Genie bezeichnen, gegeneinander abzumessen. Denn so vorgeschritten auch Raffael Giotto gegenüber ist, wird doch kaum jemand bezweifeln, daß der letztere ein viel größerer Künstler gewesen ist als jener. Hier tritt das Mysterium in sein Recht, das Lange zu berühren ausdrücklich vermeidet,

und das doch für uns, so hoffnungslos es auch sein mag, dessen Wesen ergründen zu wollen, die Hauptsache bei der Betrachtung der Kunst bildet. Da reicht es nicht aus, auf das Maß und die Kraft der Eindrücke zu verweisen, die jeder Künstler aus der Natur herausholt — Lange meint freilich, daß der Künstler überhaupt nichts erfinden könne, was nicht schon in der Natur liege, und wird damit wohl recht haben —; aber da die Natur zu jeder Zeit verschieden erfaßt wird, so ist dieser Maßstab doch nur ein zeitlich bedingter. In dieser Hinsicht wird sich in Zukunft wohl noch eine Ergänzung nötig machen, die durchaus unter Beibehaltung des Illusionsprinzips denkbar ist, dann aber nicht von der Wiedergabe der immer nur in bedingter Weise zugänglichen Natur, sondern von einem dem Menschen eingeborenen Triebe auszugehen haben wird, der ihn, als ein Stück der Natur, befähigt, aus dem innern Erlebnis heraus auch das in überzeugender Weise zu gestalten, was die bewußte Erkenntnis in der Natur noch gar nicht erfaßt hat und daher auch noch gar nicht fähig ist, mit Absicht zur Darstellung zu bringen. Das ist die göttliche Offenbarung, das Unbeschreibliche, das zum Ereignis wird.

W. v. Seidlitz.

Kunstgedanken eines Bilderfreundes.

Von Stoff zu Form. Essays von Oskar Miller. Zweite, vermehrte Auflage. Frauenfeld, Huber & Co. 1906.

Die Aufsätze O. Millers sind keiner der gerade herrschenden Kunstlehren aufgepfropft, keiner entgegengestellt. Vielmehr sind sie die Frucht einer langen und echten Kunstliebe. Der Verfasser hat im Laufe der Jahre eine kleine Galerie erlesener Bilder zusammengebracht, worin, da er fast von Anbeginn seiner Sammeltätigkeit das Hauptaugenmerk auf die hervorragendsten der lebenden Schweizer Maler richtete, außer einigen Worpswedern namentlich Ferdinand Hodler, Albert Welti und Cuno Amiet vorzüglich vertreten sind. Diese Künstler lagen dem Verständnis des schweizerischen und deutschen Publikums noch ganz fern, als Miller, unbeirrt durch das Kopfschütteln sogenannter Kenner, ihre Schöpfungen erwarb. Bei dieser Wahl haben ihm weder Gelehrte noch Maler dreingeredet. Seine Neigungen, sein Geschmack erwuchsen ihm, dem Industriellen, nicht aus kunsthistorischen Studien, sondern aus dem angeborenen lebendigen Kunstbedürfnis. Seine Wege und Wandlungen erzählt er selbst in dem Essay: „Wie ich zu meinen Bildern kam und was sie mir sagen". Neben dieser frischen und farbigen Chronika von den Meinungen, Taten und Erlebnissen eines Bildersammlers enthält das Büchlein noch sechs weitere Aufsätze, alle von mäßigem Umfang und alle von gleicher Faktur. Die geschlossene und bedeutende Art der Millerschen Bildersammlung wird durch diese Faktur erklärt. Sie ist nämlich eine künstlerische. Die einzelnen Gedanken sind meisterlich geprägt und ausziseliert. Und zwar bewährt der Verfasser seine Stiltugenden allenthalben, er mag behandeln, was er will. Denn nicht allein die Probleme der bildenden Kunst beschäftigen ihn, sondern auch die der redenden. Er ist ein dezidierter Kunstphilosoph oder, im besten Sinne gemeint, ein Kunstgrübler und ein Freund der Maler wie der Dichter. Originell und gehaltreich sind seine „Gedanken über die Tragödie" und der Aufsatz: „Auf der Suche nach der poetischen Wahrheit". Der letzte von allen: „Aus Buch und Leben", eine Blumenlese von fremden und eigenen Feldern, zeigt vielleicht die tiefste und persönlichste Note. Hier stehen die Aussprüche,

die ihn zeichnen und die jeder beherzigen sollte, der sich mit Kunst befaßt. „Die berufene Kritik ist strenger gegen sich selbst als gegen ihre Objekte“; und: „Dein Glaube gehört in dein Kämmerlein, und nach niemandem soll er verlangen als nach dir selbst. Wahrheit schöpft nur aus dem, was sie ihr eigen nennt, und gibt sich nur dahin, wo sie ihr eigenes erkennt.“ Man geht nicht immer einig mit dem Verfasser, was eine so markante Natur auch gar nicht verlangt. Auf das einzelne einzutreten, ist hier nicht der Ort. Nur das sei gesagt, daß Oskar Miller tief gräbt, Ehrfurcht fordert vor dem Kunstwerk, vollen Respekt vor der Individualität des Schaffenden, daß er, wie der Titel des Büchleins glücklich formuliert, das Verhältnis von Stoff und Form erwägt und vom Stoff durchdringt zur Form. Das Schöne und Ansprechende dabei ist, daß ihm trotz der gelegentlichen Strenge seiner Lehren das Auge leuchtet, sobald er auf etwas Treffliches stößt, und daß ihm seine Bilder ein Stück seines Lebens und Schicksals geworden sind und wie segnende Penaten Tag und Nacht von den Wänden seines Heims herunterblicken.

Adolf Frey.

α. **Jettchen Gebert.** Roman von Georg Hermann. Berlin, Fleischel & Co. 1906.

Das Werk hat seinem Schöpfer den ersten durchschlagenden und wohlverdienten Erfolg gebracht: schon während des Erscheinens in der „Vossischen Zeitung", obgleich die Feuilletonsportionen gar nichts „Spannendes" boten. Mit ungemeiner Andacht für das Kleine, ohne Kleinlichkeit, wird ein Stück Alt-Berlin von 1839, dem letzten Jahre Friedrich Wilhelms III., vorgeführt, und zwar eingeschränkt auf die jüdische Kaufmannsfamilie Gebert und einen christlich-romantischen Schriftsteller Dr. Kößling aus Braunschweig, der die Liebe der Nichte, keineswegs aber trotz lahmer Vermittlung des freisten Oheims den Segen ihres Hauses gewinnt. Er kann in dies enggeschlossene Bürgertum nicht hinein, sie aus der Familie nicht heraus. Endlich, nach auflodernder Leidenschaft, muß Jettchen doch den Vetter Jael-Julius heiraten, der mit Onkel Naphtali einen niederen östlichen Zuzug darstellt. Sie entflieht vom Festmahl. Der Verfasser schreibt lakonisch ein an „Nora" gemahnendes Fragezeichen auf den Vorhang; in der Zeitung hatte er andeutungsweise Kehraus gemacht und für Frau Jettchen „ein hartes Lebensjahr, das ihr viele Tränen und kurze, wilde Wonnen gab", vermerkt. Sollen wir diesen offen gehaltenen zweiten Roman wünschen? Die fein und folgerecht geschriebene Herzensgeschichte hier macht nicht den Hauptwert des Buches aus. Er liegt in der nie karikierenden, anderseits von jedem leidig empfindsamen Gellertone freien Charakteristik all der Geberts, weiblicher und männlicher, unter denen Jason, der einzige zugleich, der gar nicht mauschelt, als ein Mann von moderner literarischer und künstlerischer Bildung, doch unbefriedigt, voransteht. Und diese Leute erscheinen sowohl in ihrer eigentümlichen Familiensphäre als in jenem Alt-Berlin mit seiner ganzen Lebensweise, seinen Interessen, seinen Redensarten und Witzen. Der Verfasser beherrscht beides außerordentlich sicher. Er weiß genau, wie es damals in der Königsstraße und ringsum aussah, wie man wohnte, sich kleidete, aß, trank, traktierte, welche Musik und Literatur den Feinschmecker oder den Durchschnitt anzogen; dabei wuchert er nicht mit dieser intimen Kenntnis. Das Allerbeste ist aber die Charlottenburger Sommerfrische: der Garten und zumal der Schloßpark sind stimmungsvolle, sauber und zart gemalte Kabinettstücke.

β. **König Friedrich Wilhelms IV. Briefwechsel mit Ludolf Camphausen.** Herausgegeben und erläutert von Erich Brandenburg. Berlin, Gebrüder Paetel. 1906.

Dieser in der „Deutschen Rundschau" zuerst publizierte Briefwechsel verdiente eine Veröffentlichung auch in Buchform; er bedeutet einen wichtigen Beitrag zum näheren Verständnis der politischen Persönlichkeit Friedrich Wilhelms IV. und seiner Haltung in den Revolutionsjahren 1848–1850, worüber unter den Historikern neuerdings ein lebhafter Streit geführt wurde. Der Eindruck dieser Briefe ist nicht ungünstig für den König. Gewiß, seine Auffassung von Konstitution und Parlament war so unmodern wie möglich, sein Verhalten in der deutschen Frage entsprach nicht der historischen Mission Preußens; seine Stärke zeigt sich am meisten in Kritik und Negation. Aber gerade damit hat er nicht selten, und zwar in wichtigen Punkten, seinen Ministern gegenüber recht behalten, so namentlich in der Polenfrage. Anderseits erscheint des Königs persönlicher Charakter hier in seiner ganzen, von Ranke, Reumont u. a. so oft gerühmten Liebenswürdigkeit. Wie schön ist das Verhältnis zu seinem Bruder Wilhelm, um dessen Rückberufung aus England er treu und unablässig bemüht ist, und besonders zu Camphausen selbst, der ihm unter allen liberalen Ministern wohl am nächsten gestanden hat. Wesen und Inhalt dieses Briefwechsels ist der Kampf, das Ringen zweier grundverschiedener Weltanschauungen: aber versöhnend und mildernd durchdringt diese Auseinandersetzungen „das Gefühl hoher, gegenseitiger, persönlicher Achtung und menschlicher Sympathie", das diese beiden Männer trotz aller Gegensätze verbindet.

γ. **Lessing als Philosoph.** Von Christoph Schrempf. Stuttgart, Fr. Frommann. 1906.

Der bekannte schwäbische Theologe, dessen Amtsentsetzung im Jahre 1892 so großes Aufsehen hervorrief, hat sich seit Jahren schriftstellerisch und rednerisch dem Gebiete zugewandt, zu dem er von Hause aus in ganz besonderer Weise berufen ist, dem philosophischen. Eine Frucht seiner Studien auf diesem Felde ist die Schrift über Lessing als Philosoph, die als Teil der bekannten Frommannschen Sammlung „Klassiker der Philosophie" erscheint. Die Summe von Schrempfs Darlegungen ist, daß Lessing zu den schlimmen Ketzern gehört, die nach 2. Timoth. 3, 7 „immerdar lernen und doch nimmer zur Erkenntnis der Wahrheit kommen können", nämlich zu dem Glauben, daß sie jetzt die Wahrheit sicher besitzen. Er hat deshalb auch, genau besehen, keine Wahrheit zu lehren und keinen Irrtum zu bekämpfen; Wahrheit und Irrtum schwächen sich ihm ab zum Vorurteil, von dem man nicht wissen kann, wie viel davon durch die weitere Untersuchung bestätigt oder abgetan werden wird. Insofern bleibt all sein Nachdenken ohne greifbares Ergebnis. Aber unter seinen Zeitgenossen, denen das endgültige „Ja" so leicht von der Zunge sich löste, beobachtete er allein seine zuwartende Haltung und entwickelte in sich das feinste Gefühl für die Redlichkeit des Geistes. Das hat ihn auch schließlich in einen weltgeschichtlichen Kampf hineingetrieben, nicht für die Wahrheit, nicht gegen den Irrtum, sondern nur für das unverlierbare Menschenrecht, zu fragen, zu zweifeln, zu forschen. Die philosophische Größe Lessings liegt darin, und nur darin, daß er diesen Kampf ungewöhnlich rein durchgeführt hat. Er vermag etwas, was nicht jedem Philosophen gelingt: er vermag uns in die philosophische Stimmung hineinzuziehen. Philosophie ist ihm dämonische Wahrheitsliebe, gegen die alle andern Interessen eitel erscheinen; Lessings größte Furcht ist, daß er in irgend-

einem Wahn befangen bleiben könnte. Wie nützlich, ja wie nötig ist es, daß wir je und je unter der Leitung eines solchen Mannes exercitia spiritualia durchmachen!

β1. **Kants Leben und die Grundlagen seiner Lehre.** Drei Vorträge. — **Das Verhältnis zwischen Willen und Verstand.** Vortrag. Von Kuno Fischer. Heidelberg, Karl Winter. 1906.

Es ist ein erfreuliches Zeichen, daß der Sonderabdruck von K. Fischers Vorträgen über Kant einer neuen Auflage bedurfte. Denn die Gebildeten, die sich dem Verfasser der Geschichte der neueren Philosophie anvertrauen, haben das beruhigende Gefühl, in sicherer Hand zu sein. Keine Sonderabsichten, kein aufdringliches Bestreben, die eigene Persönlichkeit auf Kosten anderer in den Vordergrund zu stellen, erschwert die Aufgabe, sich im Gebiete abstrakten Denkens einigermaßen zurechtzufinden. Kuno Fischer bewältigt sie mit dem historischen Sinn, der seinem Werke dramatisches Leben verleiht. Bei allem Schwung der Darstellung imponiert die relative Einfachheit, die nie versagende Klarheit in der Behandlung auch der schwierigsten Probleme. Geistige Überlegenheit allein vermag diese Sprache zu sprechen. Sie beruht auf der Aneignungsfähigkeit, die Vorurteile überwunden hat, um zur Erkenntnis zu gelangen und Erkenntnis zu vermitteln. Da, wo Kuno Fischer selbständig das Wort ergreift, im Thema über die Willensfreiheit, in den Studien über Goethes „Faust", über „Hamlet" usw. sind wir ihm für den hohen Idealismus verpflichtet, mit dem er über zwei Menschenalter hindurch geistvoll, feinsinnig und entschieden sich in den Dienst der Wahrheit stellte. Dafür allein schuldet Deutschland einem seiner größten Lehrer nie veraltende Teilnahme und bleibenden Dank.

γ. **Geschichte der Philosophie** als Einleitung in das System der Philosophie. Von Walter Kinkel, a. o. Professor der Philosophie an der Universität Gießen. Erster Teil: Von Thales bis auf die Sophisten. Gießen, Alfred Töpelmann. 1906.

Das vorliegende Werk soll sich von denen von Zeller, Brandis u. a. dadurch unterscheiden, daß es nicht auf das Historische an sich den Nachdruck legt, sondern auch darauf, die Geschichte in den Dienst des systematischen Interesses zu stellen; es will durch eine geschichtliche Betrachtung in die Probleme der theoretischen und praktischen Philosophie einleiten. Für diesen Zweck dürfte das Buch recht breit angelegt sein: in dieser Ausführlichkeit weiter fortgesetzt, wird man sein Ende kaum erleben — reicht doch der erste 350 Seiten starke Band nur bis zu den Sophisten. Was uns aber hier geboten wird, zeugt von einem umsichtigen Geiste, klarer Erfassung der eigentlichen Kernpunkte und großer Stoffbeherrschung. Interessant und selbständig ist namentlich Heraklit behandelt, den Kinkel als einen fruchtbaren Anreger betrachtet, nicht aber als ein systematisches Genie: er denkt seine Gedanken nie zu Ende und hält also an der menschlichen Willensfreiheit fest, die er von seinen Grundlagen aus verwerfen müßte.

γ. **Die Bedeutung des Protestantismus für die Entstehung der modernen Welt.** Von Ernst Tröltsch. München, Oldenbourg. 1906.

Diese Broschüre enthält den geistvollen Vortrag, den der Heidelberger Theologe in Stuttgart beim 9. deutschen Historikertag (April 1906) gehalten hat und der damals als eine der bedeutendsten Leistungen dieses Tages angesehen wurde. Entgegen der üblichen Überschätzung der Wirkungen des Protestantismus hebt Tröltsch hervor, daß es zwischen zwei Protestantismen scharf zu scheiden gilt, daß der alte, echte Protestantismus noch sehr viel Katholisches enthält, also am Mittelalter haften bleibt; daß erst im 17. und 18. Jahrhundert ein wahrhaft moderner Neuprotestantismus sich bildete, der das bisher isolierte humanistische Element und das ebenso isolierte spiritualistisch-täuferische in sich aufnahm und allerdings zu einer neuen Schöpfung die Keime ausstreute. „Der Weg der persönlichen Überzeugung wurde jetzt wichtiger als das Ziel der persönlichen Rettung." Wie viel auch für das wirtschaftliche Verhalten des Protestantismus aus der Schrift zu lernen ist, die hier an Max Weber sich anlehnt, können wir nur andeuten.

β1. 1. **Martin Deutinger.** Von J. A. Endres. — 2. **Rosmini.** Von A. Dyroff. (Sammlung: „Kultur und Katholizismus".) Mainz und München, Kirchheim. O. J.

Der Biograph Deutingers nennt ihn im Gegensatz zu Schopenhauer „den typischen Philosophen der Freiheit". Mit ganz besonderer Vorliebe betont Endres den Wert und Gedankenreichtum Deutingers auf dem Gebiete der Kunstlehre. Wenn auch sein Versuch einer Neugestaltung der christlichen Philosophie sich als ein Übergangsstadium erwies, so ist er dennoch als Fortschritt auf dem Wege der Erkenntnis zu bezeichnen, und Deutinger, „ein Wahrheitssucher von lauterster Absicht und selbstlosester Hingebung, ist mit größerem Recht als Schelling der Philosoph der Romantik, der Vertreter der Übergangsperiode vom deutschen Rationalismus zur Wiederaufnahme der philosophischen Traditionen der Vergangenheit". Ungleich schwieriger als die Aufgabe, über Deutingers Lebenswerk ein zusammenfassendes Urteil zu fällen, war die, ähnliches über Rosmini zu leisten. Wer für geistige Größe und eine dem Menschen erreichbare sittliche Vollendung empfänglich ist, hat von diesem katholischen Priester wenigstens den Namen gehört. In Mailand, in Stresa, im kleinen Rovereto, wo seine Wiege gezeigt wird, begegnet sein Standbild dem Beschauer. Auch dem Gleichgültigsten drängt sich die Frage auf, warum denn diese vornehm und asketisch, so mild nach innen gewendete Natur neben Viktor Emanuel, Cavour und Garibaldi im Herzen der Nation und in ihrem Ruhmestempel seine Stelle hat? Die Antwort ist bereit. Wie Manzoni der größte Dichter des Risorgimento, so war Rosmini sein größter Denker. Dyroffs kleine Biographie hebt in einem Ton an, die zur Erwartung berechtigt, sie werde ihrem Vorbild gerecht werden. Aber schon der Versuch,

den Philosophen, der in nahezu hundert Bänden seine Gedankenarbeit nicht bewältigt wußte, in ein paar Seiten abzutun, ist eine Enttäuschung. Der Mann, den Italien als „den größten Gelehrten der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts“ anerkennt, erfährt keine ihm entsprechende Würdigung. Noch schlimmer ergeht es seiner politischen und kirchenreformatorischen Tätigkeit. Rosmini fiel dafür dem Haß und den Intrigen der Jesuiten und ihres Anhanges zum Opfer. Sie verfolgen ihn noch heute. Dyroff gesteht das allerdings, aber in einer Weise zu, die genauere Kenntnis der Verhältnisse und die Fähigkeit voraussetzt, zwischen den Zeilen zu lesen. Es ist ungleich mehr an Rosmini gesündigt worden, als Kirchheims Verlag und die Redaktion der Sammlung „Kultur und Katholizismus“ einzugestehen für gut finden. Darüber hilft auch der Ausfall gegen F. X. Kraus nicht hinweg. Kraus war kein Heiliger wie Rosmini, das hätte er wohl selbst in Demut bekannt. Aber er war sein glühender Verehrer, und er besaß jedenfalls den Mut, zu seiner Ehre die Wahrheit zu sagen, die hier diplomatisch zubereitet und folglich gar nicht verabreicht wird.

βλ. **A propos de la séparation des Églises et de l'Etat.** Par Paul Sabatier. Paris, Fischbacher. 1906.

Das Buch, worin der Historiker des heiligen Franz von Assisi den gegenwärtigen Zustand der katholischen Kirche in Frankreich, die Ursachen, die zur Krisis führten und die Folgen der Aufhebung des Konkordates von 1801 beleuchtet, liegt bereits in dritter Auflage vor. Sein Inhalt rechtfertigt diesen Erfolg. Eine umsichtigere wahrheitsgetreue Schilderung der Ursachen, die seit mehr als fünfzig Jahren mit logischer Folgerichtigkeit, von Fehler zu Fehler von seiten der ultramontan-royalistischen Partei ihre gegenwärtige Niederlage verschuldet haben, wäre schwer zu geben. So wenig wir mit Herrn Paul Sabatiers dogmenloser Zukunftsreligion, die mit seinem individualistisch freien Standpunkt zusammenhängt, zu sympathisieren vermögen, um so vollständiger müssen wir in bezug auf die Vorwürfe ihm recht geben, die er gegen den Klerikalismus in Frankreich erhebt. Der skandalöse Betrug des Herrn Taril Delord, der auf die Leichtgläubigkeit und Gedankenlosigkeit der katholischen Massen rechnete, um ihnen Ammenmärchen von Teufelserscheinungen und Hexensabbaten aufzubinden, mit denen er sich auf ihre Kosten die Taschen füllte und sich zum Schluß das Vergnügen nicht versagte, ihnen öffentlich zu erklären, auf welche Weise es ihm gelungen sei, ihre Torheit auszunützen; die Dreyfus-Affäre, deren letzter Akt die völlige Unschuld des Angeklagten und die geradezu namenlose Verblendung und die verbrecherischen Komplotte seiner Feinde bloßlegt; diese und andre Episoden bringt Sabatier in Erinnerung, um die Frage zu beantworten, wie es kam, daß Frankreich in seiner überwältigenden Mehrheit antiklerikal wurde. Er stellt, auf die merkwürdigsten Zeugnisse gestützt, völlig in Abrede, daß es deswegen auch antireligiös zu nennen sei, und verweist auf die in stetem Wachsen begriffene Bewegung im jüngeren Klerus, um eine durchgreifende Wandlung in der katholischen Weltanschauung vorherzusagen. Die Politik, die Allianz mit der Reaktion, die Verteidigung eines fälschlich für orthodox gehaltenen Standpunktes, die Weigerung, begangene Fehler einzugestehen und von einem System bewußter Lügen sich loszusagen, veranlaßten den Sturz der ultramontanen Partei in Frankreich. Die Solidarität mit ihr weisen die besten und ihrer Kirche treuesten Priester und Laien zurück. Sie nehmen die Trennung zwischen Kirche und Staat als eine Notwendigkeit hin und bequemen sich ohne Widerstreben in die neugeschaffene Lage, auch um den Preis der ungeheuren materiellen Opfer, die sie der katholischen Kirche auferlegt, weil sie darauf rechnen, daß diese Kirche, von nun an auf sich gestellt und auf ihre intellektuellen und ethischen Kräfte verwiesen, den Weg zu ihrer inneren Reform finden werde. Herr Paul Sabatier ist kein Katholik, aber er glaubt an die Lebensfähigkeit des Katholizismus und an seine Zukunft. Es gibt kein nützlicheres Buch als das seinige, um sich über eine Lage zu orientieren, deren ungeheure Tragweite nicht auf das Land beschränkt ist, in dem sie sich zunächst abspielt.

ϑχ. **Arnold Bovet, sein Leben und sein Wirken.** Von Dr. August Langmesser. Basel, Verlag Kober, C. F. Spittlers Nachfolger. 1906.

August Langmesser trägt zwei Seelen in der Brust, die sich aber bisher nicht voneinander trennen wollen, sondern, wie es scheint, in Frieden beisammen wohnen: eine weltoffene, die mit Leidenschaft alle neue und alte Kultur an sich heran und in sich hinein zieht und sich mit besonderem Glück auf dem Gebiet der Literaturgeschichte tummelt; wir verdanken dieser Seite seines Schaffens die reiche, schöne Arbeit über das Wirken und den dichterischen Nachlaß Conrad Ferdinand Meyers. Mit gleich starker Leidenschaft ist Langmesser protestantischer Pfarrer und evangelistischer Wanderredner, den ein bibelgläubiger Pietismus durchglüht, die Menschen für das Reich Gottes zu gewinnen. Seiner Spezialität auf diesem religiösen Gebiet, die sich „Blaues Kreuz“ nennt und die Trinker zur Enthaltsamkeit führen möchte, ist die jüngste Publikation des rede-, reise- und schreibefrohen Mannes entsprossen, dessen Frische etwas Ansteckendes hat. Arnold Bovet ist der Begründer und langjährige Leiter der schweizerischen Enthaltsamkeitsbewegung, die unter der Firma des „blauen Kreuzes“ unter den armen Opfern der Trunksucht viel Gutes gestiftet hat, wenn sie auch außerhalb dieses Rahmens für Menschen, die sich selbst beherrschen können, ohne Bedeutung ist. Bovet war geistig nicht bedeutend: aber er hatte ein warmes Herz, einen hellen Blick und verstand jederzeit in Ernst und Scherz seine Weisheit an den Mann zu bringen, auch an die Frau. Langmesser beschreibt mit Begeisterung, und darum nicht immer genügend kritisch, den Bildungsgang und die Lebensarbeit seines Helden. Einiges ist ihm dabei besonders gelungen, wie die Skizze über die Eigenart des

Tübinger Theologen Johann Tobias Beck; andres bedürfte eines unbefangeneren Blickes, wie die doch recht ungesunden Bemühungen in Männedorf und bei Basel, die sich an den Namen der Dorothea Trudel anschließen und als sogenannte „Gebetsheitanstalten" nicht wenig Verwirrung in den Köpfen angerichtet haben. Die Heilung der Kranken gehört für unser Urteil in die Hand des Arztes und nicht der betenden Schwester. Aber sehr farbig und anziehend sind die Bilder, die der Verfasser von dem Seelsorger und Menschenfreund in seinen Vereinen und in seinem Hause entwirft. Das kleine Buch ist schmuck ausgestattet und liest sich flüssig. Der urteilsfähige Leser wird sich ja von selbst manche fromme Absonderlichkeit der Gedanken und des Ausdrucks in sein einfacheres Deutsch übertragen.

γ. **Erinnerungen eines Nihilisten.** Von M. Debogory-Mokriewitsch. Stuttgart, Robert Lutz. 1906.

Diese Denkwürdigkeiten enthalten einen wertvollen Beitrag zur Vorgeschichte der jetzigen russischen Revolution, um so mehr, als sie zu einer Zeit (1900) abgeschlossen wurden, da diese noch nicht ausgebrochen war, also das Urteil nicht beeinflussen konnte. Mokriewitsch zeichnet in seinem eigenen Leben die russische Reaktion, wie sie in Alexanders II. letzter Periode sich entwickelte und das Volk in Elend und Unfreiheit erhielt, und die Tätigkeit des Nihilismus, der durch den Schrecken wirken wollte, darüber die ernsthafte Arbeit der Volksaufklärung versäumte und wesentlich darauf ausgehen mußte, zu morden und sich dann der Polizei zu entziehen. Mokriewitsch ist schließlich zum Pessimisten geworden, der von der Unzerstörbarkeit des zarischen Autokratismus, beziehungsweise der hinter ihm sich verbergenden Bureaukratie überzeugt war. Die Entwicklung der letzten zwei Jahre wird ihn von diesem Pessimismus bekehrt haben; denn wie lange auch die Zuckungen noch dauern mögen, ein andres Rußland als das vom Verfasser geschilderte wird aus ihnen hervorgehen.

γ. **Briefe des Generals der Infanterie v. Voigts-Rhetz** aus den Kriegsjahren 1866 und 1870/71. Herausgegeben von seinem Neffen Dr. A. v. Voigts-Rhetz, Gesandten a. D. Berlin, Mittler. 1906.

Diese Briefe des bekannten Generalstabschefs der I. Armee 1866 und kommandierenden Generals des X. Armeekorps 1870/71 sind nunmehr, 29 Jahre nach seinem Tode (1809—1877) von seinem Neffen herausgegeben worden. Sie sind an seine Gemahlin gerichtet. Der kleinere Teil (S. 1—30) bezieht sich auf den Krieg von 1866, in dem v. Voigts-Rhetz vor allem das Verdienst hatte, daß die Schlacht von Königgrätz überhaupt geliefert wurde (S. 12). Der weitaus größere Teil des Buches (S. 51—368) enthält die Briefe aus dem französischen Kriege. Wie sich bei der Stellung des Briefschreibers von selbst versteht, sind sie nach Form und Inhalt von hervorragendem Werte; sie werfen auch auf den gutherzigen und ritterlichen Charakter des Generals ein helles Licht (z. B. S. 113 ff.). Wie einfach-stolz klingt das Wort nach Mars-la-Tour (S. 72): „Alle Teile meines Korps haben sich äußerst brillant benommen und sich mit einer Heiterkeit und einem Elan geschlagen, die beneidenswert sind; es ist ein gutes Ding, wenn man seine Truppen kennt und dieselben mit Vertrauen ins Feuer gehen." Oder nach Gravelotte (S. 76): „Meine Truppen haben sich ausgezeichnet benommen, und ich glaube, daß ich mich auf sie bis auf den letzten Mann verlassen kann." Von Interesse ist auch, daß Voigts-Rhetz die Überzeugung hat, Bazaine hätte am 31. August mit Erfolg ausbrechen und das X. Korps zertrümmern können; acht Tage nachher war es so verschanzt, daß ein Durchbruch unmöglich geworden war (S. 169).

ϱ. **Brockhaus' Kleines Konversations-Lexikon.** Fünfte, vollständig neubearbeitete Auflage. In zwei Bänden. Zweiter Band: L—Z. Mit 1000 Textabbildungen, 65 Bildertafeln, darunter 10 bunte, 210 Karten und Nebenkarten sowie 27 Textbeilagen. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1906.

Mit diesem zweiten Bande ist der „Kleine Brockhaus" in seiner erneuten Gestalt abgeschlossen. Das Beste, was man von ihm sagen kann, ist: daß er auf der Höhe der Zeit steht, daß er in der knappsten Form alles gibt, was zu rascher Orientierung erforderlich; daß er auf keinem Gebiete des Wissens, der Künste, der Technik, des politischen, industriellen und wirtschaftlichen Lebens uns im Stiche läßt; daß er uns, wir mögen ihn befragen, wo und wie immer wir wollen, eine präzise Antwort erteilt. Es ist geradezu staunenswert, wie viel in diesen beiden Bänden enthalten; ja, man darf sagen, daß man mehr darin finden wird als man sucht. Wir sprechen nicht nur von den zahlreichen, größeren und kleineren Abbildungen, die den Text illustrieren, von den trefflichen Karten, die den geographischen, historischen und geologischen Arbeiten beigegeben sind, von den Landschafts- und Städtebildern, den prächtigen Farbendrucken, die das Lexikon wahrhaft schmücken. Wer aber würde nicht dankbar dafür sein, daß ihm in besonderen „Textbeilagen" wertvolle, einen Überblick ermöglichende Abhandlungen wie die über „Deutschland" (im ersten Bande), oder Zusammenstellungen wie die der „wichtigeren Reichsgesetze" (im zweiten) geboten werden? Solcher Textbeilagen finden sich unter anderm noch über Eisenbahnen, Frauenfrage, Gewerkvereine, Heere und Flotten, Kinderarbeit, Kolonien, Hauptdaten der Weltliteratur und der Weltgeschichte, Päpste, Parlamente aller konstitutionellen Staaten usw. Wir können uns nur auf Andeutungen beschränken, aber sie werden genügen; der Umstand, daß es gelang, ein fast ins Unabsehbare gewachsenes Material in zwei leicht zu handhabenden Bänden für den momentanen Bedarf ausreichend zu kondensieren, macht den „Kleinen Brockhaus" zu einem der nützlichsten Nachschlagebücher.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Februar zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Albers. — Unter Kiefern und Schloten. Oberschlesische Geschichten. Von Paul Albers. Jauer i. S., Oskar Hellmann. O. J.

Augustinus-Hertling. — Die Bekenntnisse des heiligen Augustinus. Buch I–X. Ins Deutsche übersetzt und mit einer Einleitung versehen von Georg Freiherrn v. Hertling. Zweite und dritte, durchgesehene Auflage. Freiburg i. Br., Herder. 1907.

Baedeker. — The dominion of Canada with Newfoundland and an excursion to Alaska. Handbook for travellers by Karl Baedeker. With 13 maps and 12 plans. Third revised and augmented edition. Leipzig, Karl Baedeker. 1907.

Baillière. — Poetes allemands et poetes anglais. Figurines et pièces détachées avec une préface de Gaston Deschamps. Par Paul Baillière. Paris, Alphonse Lemerre. 1907.

Beethoven. — Ludwig van Beethovens sämtliche Briefe und Aufzeichnungen. Zweiter Band: 1815–1822. Herausgegeben und erläutert von Fritz Prelinger. Wien, Leipzig, C. W. Stern. 1907.

Bourgeois et Clermont. — Rome et Napoléon III. Paris, Armand Colin. 1907.

Dammann. — Der Sieg Heinrichs IV. in Kanossa. Eine kritische Untersuchung von Albert Dammann. Braunschweig, Benno Goeritz. 1907.

Ehlers. — Richard Rothe. Von Rudolph Ehlers. Leipzig, Wilhelm Weicher. 1906.

Elberskirchen-Eysoldt. — Die Mutter als Kinderärztin. Von Johanna Elberskirchen und Anna Eysoldt. München, Seitz & Schauer. O. J.

Fonck. — Deutsch-Ostafrika. Eine Schilderung deutscher Tropen nach zehn Wanderjahren. Von H. Fonck. I. Die Schutztruppe. Ihre Geschichte, Organisation und Tätigkeit. Mit einem Titelbilde und 40 in den Text gedruckten Abbildungen nach eigenen photographischen Aufnahmen des Verfassers. Berlin, Vossische Buchhandlung. 1907.

Fortoul. — Historia constitucional de Venezuela por José Gil Fortoul. Tomo primero. Berlin, Carl Heymann. 1907.

Goethes sämtliche Werke. — Jubiläumsausgabe in vierzig Bänden. Sechsunddreißigster und siebenunddreißigster Band: Schriften zur Literatur. Mit Einleitung und Anmerkungen von Oskar Walzel. Erster und zweiter Teil. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf.

Günther. — Aus der verlorenen Kirche. Religiöse Lieder und Gedichte für das deutsche Haus. Gesammelt von Rudolph Günther. Mit Zeichnungen von L. v. Schlieben. Heilbronn, Eugen Salzer. 1907.

Guthe. — Jesaia. Von Hermann Guthe-Leipzig. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1907.

Hearn. — Izumo. Von Lafcadio Hearn. Einzig autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von Berta Franzos. Buchschmuck von Emil Orlik. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt, Rütten & Loening. 1907.

Jonas. — Karl Rosenkranz. Von Richard Jonas. Leipzig, Wilhelm Weicher. 1906.

Klerlein. — Frühe Gefahrten. Erzählungen von Marie Klerlein. Jauer i. S., Oskar Hellmann. O. J.

Küfter. — Gesammelte Schriften. Von Konrad Küfter. Erster Band: Lösung der sozialen Frage durch Gesundung der wirtschaftlichen Verhältnisse. Berlin, J. Harrwitz Nachf., G. m. b. H. 1907.

Lenschau. — Deutsche Wasserstrafsen und Eisenbahnen in ihrer Bedeutung für den Verkehr. Von Thomas Lenschau. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke. 1907.

Lignitz. — Deutschlands Interessen in Ostasien und die gelbe Gefahr. Mit einem Titelbilde und einer Kartenanlage. Von v. Lignitz. Berlin, Vossische Buchhandl. 1907.

Ludwig. — Heimatskarte der deutschen Literatur mit Orts- und Namenverzeichnis. Für Schulzwecke entworfen von Karl Ludwig. Wien, G. Freytag & Berndt. 1906.

Masson. — Fénelon et Mme. Guyon. Documents nouveaus et inédits. Par Maurice Masson. Paris, Hachette & Cie. 1907.

Meyer. — Was uns Jesus heute ist. Von Arnold Meyer-Zürich. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1907.

Müller. — Friedrich Karl von Savigny. Von Eduard Müller. Leipzig, Wilhelm Weicher. 1906.

Pfungst. — Poems by Arthur Pfungst. Translated from the third german edition by E. F. L. Gauss. With preface by T. W. Rhys Davids. London, Kegan Paul, Trench, Trübner & Co. 1906.

Pichon. — Les derniers écrivains profanes. Paris, Ernest Leroux. 1906.

Raab. — Aufklärungen über das Wesen der Nerven- und Herzkrankheiten und die neueste Methode ihrer Behandlung. Von L. Raab. Zweite, veränderte Auflage. München, Seitz & Schauer. O. J.

Reumer. — Pflanze, Tier, Mensch. Ein naturwissenschaftliches Glaubensbekenntnis. Von K. Reumer. München, Seitz & Schauer. 1907.

Rösler. — Die Frauenfrage vom Standpunkte der Natur, der Geschichte und der Offenbarung. Beantwortet von P. Augustin Rösler. Zweite, gänzlich umgearbeitete Auflage. Freiburg i. Br., Herder. 1907.

Schanz. — Geschichte der römischen Literatur bis zum Gesetzgebungswerk des Kaisers Justinian. Von Martin Schanz. Erster Teil. München, C. H. Beck. 1907.

Schneider. — Amor und Psyche. Frauenschicksale. Aufzeichnungen. Vierter Band. Von Ida Schneider. Wiesbaden, Rudolph Bechtold & Co. O. J.

Schneider. — Im Frauenpark. Typen und Bilder. Aufzeichnungen. Dritter Band. Von Ida Schneider. Wiesbaden, Rudolph Bechtold & Co. O. J.

Schönemann. — Das Elsafs und die Elsässer von den ältesten Zeiten bis zum Jahre 610 n. Chr. Von Oskar Schönemann. Strafsburg, J. H. Ed. Heitz. 1907.

Scholz. — Meroë. Tragödie in fünf Aufzügen von Wilhelm von Scholz. Berlin, Verlag Dr. Wedekind & Co. 1906.

Siebert. — Ein Buch für Eltern. Von Friedrich Siebert. Dritte, unveränderte Auflage. München, Seitz & Schauer. O. J.

Spahn. — Das deutsche Zentrum. Von Martin Spahn. Mainz und München, Kirchheim. O. J.

Steinmann. — Das Geheimnis der Medicigräber Michel Angelos. Von Ernst Steinmann. Mit 15 Tafeln und 33 Abbildungen im Text. Leipzig, Karl W. Hiersemann. 1907.

Suttner. — Randglossen zur Zeitgeschichte. Das Jahr 1906. Von Bertha von Suttner. Kattowitz und Leipzig, Carl Siwinna, Phönix-Verlag. 1907.

I Tedeschi nella vita moderna osservati da un italiano. Milano, Fratelli Treves. 1907.

Torres. — Della coltura individuale. Di Guido Torres. Verona, Fratelli Drucker. 1906.

Troeltsch. — Die Trennung von Staat und Kirche, der staatliche Religionsunterricht und die theologischen Fakultäten. Von Ernst Troeltsch. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1907.

Volckmar. — Universalatlas für deutsche Schulen in Südamerika. Ausgabe A: Für Länder spanischer Zunge. Leipzig und Berlin, F. Volckmar. 1907.

Vorländer. — Kant, Schiller, Goethe. Gesammelte Aufsätze von Karl Vorländer. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung. 1907.

Walther. — England in deutscher Beleuchtung. Achtes Heft: Die englische Herrschaft in Indien. Von Fregattenkapitän P. Walther. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke. 1906.

Weber. — Aus der Welt der Arbeit. Gesammelte Schriften von Max Maria v. Weber. Herausgegeben von Maria v. Wildenbruch, geb. v. Weber. Mit einem Bildnis Webers. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. 1907.

Wehren. — Einsamkeiten. Neue Gedichte von Else von Wehren. Mit Buchschmuck von Lotte von Berg. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik. 1906.

Wittstock. — Der sechste Tag. Aus den Briefen einer siebenbürgisch-sächsischen Lehrerin. Von O. Wittstock. Berlin, Karl Curtius. 1907.

Wölfflin. — Renaissance und Barock. Von Heinrich Wölfflin. Zweite, verbesserte und völlig neu illustrierte Auflage. München, F. Bruckmann A.-G. 1907.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Piererschen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. **Walter Paetow** in Berlin-Friedenau.




U. C. BERKELEY LIBRARIES
C046117098

